This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

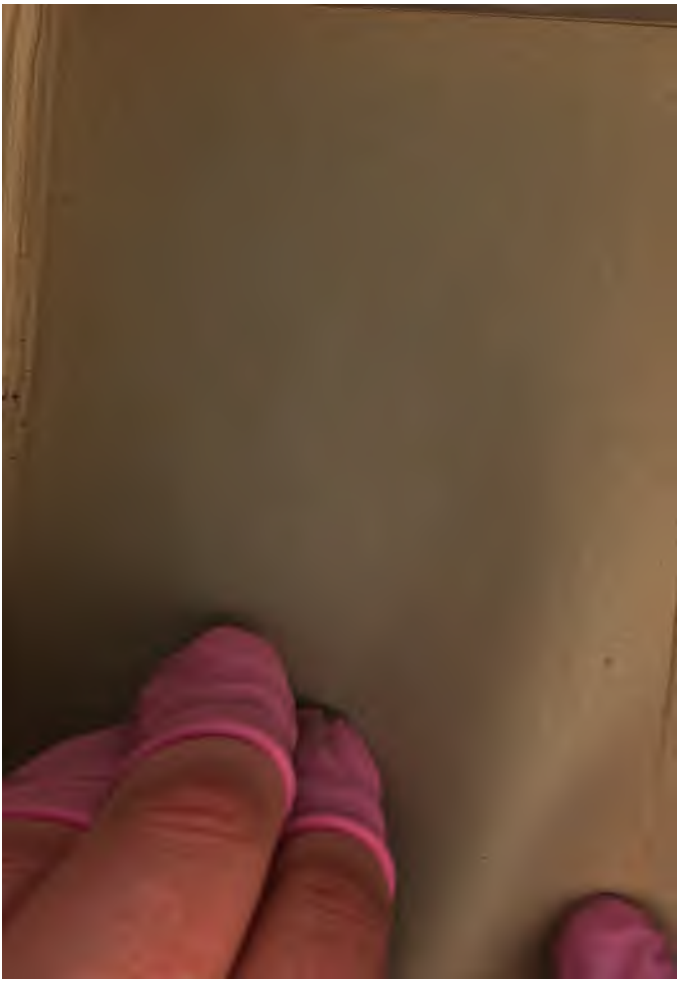
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Erstes Bändchen.

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

— I —

Tausend und Eine Nacht.

Erstes Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Arabian nights.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer

Tunesischen Handschrift

ergänzt

und

vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Erstes Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

892.78
A65
+H12
1826
v.1

Ref.-St.
Deutsche
5-22-50
70596
18r.

Vorwort.

Die Erzählungen der »Tausend und eine Nacht« sind, was sie ursprünglich waren, und im Morgenlande noch sind, auch längst in Frankreich zum Volksbuche geworden, und zum Theil auch in Deutschland, wo der Uebersetzer Homers (Voß) nicht verschmähte, sie aus der Französischen Uebersetzung zu verdeutschen. Sie finden sich, wie in Paris in mannigfaltigen Abdrücken neben der schon selteneren blauen Bibliothek, auch in einzelnen Heften unter den Deutschen Volksbüchern, fehlen hier aber schon lange der übrigen Lesewelt, da die echten Abdrücke längst vergriffen, und nur schmutzige und fehlerhafte, seit Jahren auch schon wieder vergriffene, Nachdrücke noch hie und da umlaufen.

6-5-50 con

Unterdessen haben besonders auch die Franzosen den zuerst von ihnen eröffneten Quellen weiter nachgespürt, und Galland's Nachfolger auf dem Arabischen Lehrstuhl in Paris, Caussin de Perceval, hat vollständige Handschriften der großen Sammlung entdeckt, — wie Jonathan Scott in England und Herr v. Hammer bei uns, —

und daraus das Verhältniß Galland's zu seiner noch vorhandenen Urschrift, so wie zum Umfange des Ganzen, aufgezeigt. Zugleich hat er dargethan, daß die Fortsetzung der 1001 Nacht durch Chavis und Cazotte (in unserer blauen Bibliothek verdeutscht) von jenem zwar der Grundlage nach meist aus einer Arabischen Handschrift zu Paris entnommen, von diesem aber willkürlich ausgesponnen worden, oft dem Morgenlande widersprechend und mißverstanden. Aus der Urschrift hat Caussin nun diesen Theil der Sammlung hergestellt und die anderweitige Ergänzung und den Schluß des Ganzen in zwei Bänden dem berichtigten Abdrucke der Galland'schen Ausgabe in sieben Bänden (schon 1806) angefügt. Ganz neulich (1822) ist eine andere, auf ähnliche Weise vermehrte Ausgabe dieser Galland'schen Uebersetzung durch Eduard Gauttier, unter Langlès Mitwirkung, zu Paris veranstaltet, worin dieselbe aus Handschriften und andern seitdem im Druck erschienenen Beiträgen, durch Einschaltungen bereichert, und ergänzt wird: wie Scott schon 1811 zu London eine solche berichtigte und mit einem Bande vermehrte Englische Uebersetzung (in 6 Bänden) herausgegeben hat.

Demnach ist es wohl Zeit, auch bei uns an eine neue Musterung und Ergänzung dieses wichtigen

Werkes zu denken. Und eine neue berichtigte vervollständigte Verdeutschung soll dasselbe in seinem ganzen Umfange, mit seinen mannigfaltigen Aneignungen und echten Fortdichtungen herstellen.

Die Herausgeber haben sich zu diesem, seit lange vorbereiteten Unternehmen, vereinigt, von welchem bestimmt Folgendes zu erwarten ist.

1) Eine Revision und Ergänzung der Galland'schen Uebersetzung, aus einer Tunesischen Handschrift (in Dr. Habicht's Besitz), welche, neben einzelnen Erzählungen, namentlich auch die von Galland und seinen Herausgebern übergangenen, so eigenthümlichen und oft auch so bedeutsamen Gedichte liefert.

2) Eine gemeinsame Verdeutschung der sämmtlichen hier namhaft gemachten Theile, Ergänzungen, Einschaltungen und Nachträge der 1001 Nacht.

3) Eine gegen 200 Nächte starke neue Ergänzung sammt dem Schlusse des Werkes, aus der vorgedachten Tunesischen Handschrift, welche nach hinten fast ganz von allen übrigen bekannten Handschriften abweicht. Und zwar erscheint diese offenbar mehr im Geist und im Styl des ursprünglichen Werkes, als die Fortsetzung in der ehemals von Hammer'schen Handschrift,

welche kürzlich durch Zinserling's mangelhafte Uebersetzung bekannt geworden, und als eine Aegyptische ausschweifende Ueberarbeitung und Fortsetzung, sich keineswegs zur Einverleibung in unser Werk eignet.

Ueber die in unserer Uebersetzung befolgte Weise, die Arabischen Namen zu schreiben, begnügen wir uns Folgendes zu bemerken.

Das Arabische Alphabet hat drei H's aufzuweisen, die darin als der sechste, siebente und sechsundzwanzigste Buchstabe stehen. Der sechste und siebenundzwanzigste wird von uns immer mit dem Deutschen H ausgedrückt, wenn er nämlich im Arabischen vor einem Vokale vorkommt; steht er aber nach einem Vokale, so bezeichnen wir ihn durch ch, weil das h im Arabischen nie seinen Hauchlaut verliert; und erwähnen nur noch, das auch hinter i und e das ch den Achlaut und nicht den Ichlaut haben muß. Was das dritte Arabische h betrifft, so ist es immer mit ch ausgedrückt, ausgenommen in einigen dem Gebrauch gemäß immer mit k geschriebenen Wörtern. Das Arabische Gim, welches im Munde der wahren Araber, der Aegypter und der Beduinen unserm g zwar ganz gleich kommt, in Syrien aber und in einigen Staaten Afrika's wie das Italienische g in angelo klingt, wird stets durch

unser g bezeichnet; nur in Wörtern Persischen und Türkischen Ursprungs, wo dieser Buchstabe wie dsch lautet, ist er durch diese Schriftzeichen ausgedrückt. Doch auch hier ist dem Gebrauch gehuldigt und Arabische Wörter, die in Deutschland schon dsch geschrieben und eingeführt sind, behalten wir unverändert bei. Schließlich bemerken wir noch, daß ou statt eines langen u *), y statt eines langen i, statt Ghaie gh, statt Kaf meistens c, und statt Kef immer k steht.

Die nöthigen Erklärungen werden überall die Uebersetzung begleiten, so wie die Vorreden der Französischen Herausgeber die Geschichte des ganzen Werkes zweckmäßig und anziehend darstellen; und eine Ausgabe der Urschrift durch den Besitzer derselben, mit den so eben von des Königs Majestät der hiesigen Universität geschenkten Arabischen Typen, wird demnächst auch den Sprachgelehrten genugthun.

Dieses zum Theil uralte, und deshalb so vielfach überarbeitete, fortgesetzte und nachgeahmte große Werk ist wohl würdig auf alle Weise vollständig bekannt zu werden und fortzuwirken.

Breslau, im Januar 1824.

Die Herausgeber.

*) Die Schreibung ou für das lange u ist nicht schicklich, deshalb auch nicht durchgeführt und gelegentlich in der Anmerkung lieber ú dafür gesetzt. Spät. Zusatz.

Vorrede
des
neuesten Französischen Herausgebers.

Es gibt wenige Werke in der Schriftwelt, welche älter und mehr verbreitet sind, als die Tausend und eine Nacht. Viele glaubten anfangs, daß diese Erzählungen der Einbildungskraft Galland's ihren Ursprung verdankten; aber man erfuhr bald, daß dieselben eins der vorzüglichsten Denkmale der Asiatischen [1]) Literatur ausmachten, daß sie in der Türkei, in Arabien, Persien, Hindostan, und China [2]), ja bis mitten in die unermeßlichen Wüsten Afrika's [3]), verbreitet, und dort fast eben so bekannt waren, als der Koran selber.

1) They are (Arabian nights) universally read and admired throughout Asia by all rank of men both young and old. James Capper Observations on Passage to India through Egypt. Lond. 1 Vol. in 8.

2) S. eine Erzählung bey Duhalde, description historique de la Chine. T. 3.

3) Voyage de Lyon dans l'interieur de l'Afrique. T. 3. p. 44 (der Französischen Uebersetzung).

Der Mensch ist begierig nach Täuschungen, und er bedarf ihrer:

Er ist von Eis für die Wahrheit,
Von Feuer für die Lüge,

sagt der gute La Fontaine; die Wirklichkeit ist für ihn oft so mühselig, daß man ihm verzeihen muß, wenn er manchmal die zu strengen Wahrheiten des Lebens unter lachenden Bildern verhüllt, indem er die Welt mit eingebildeten Wesen bevölkert, welche er für geneigt hält, ihm einst zu Hülfe zu kommen; oder indem er unter der Erde und auf dem Grunde des Meeres diese reichen und wundersamen Schätze glaubt, welche vielleicht sein glückliches Geschick für ihn aufbewahrt. Gewiß mehr als einmal, mochte das Mährchen von dem Fischer [1]) und dem Geiste die Hoffnungen eines armen Schiffmannes vom Eufrat oder vom Ganges wieder beleben; mehr als einmal mögen die Abenteuer Hindbad's des Lastträgers [2]), die Saccas von Konstantinopel oder die Hammal von Baghdad und Ispahan, von glücklicheren Tagen haben träumen lassen.

»Um den Werth der Tausend und eine Nacht zu beurtheilen,« sagt ein gelehrter Englischer Reisender, »müßte man zuvor Zeuge von den Wirkun-

1) S. Nacht 9—31. 2) S. Nacht 32. f.

gen gewesen seyn, welche sie auf diejenigen hervorbringt, die sie am besten verstehen. Mehr als einmal habe ich die Araber der Wüste um ein Feuer sitzen, und diese Erzählungen mit solcher Aufmerksamkeit und solchem Vergnügen anhören gesehen, daß sie gänzlich der Müdigkeit und der Beschwerden vergaßen, welche sie einen Augenblick zuvor überwältigten [1]).«

Mehrere andere Reisende [2]) bestätigten diese Nachricht des Christen Capper; sie haben uns die Trubadure des Orients geschildert, wie sie von Kaffeehaus zu Kaffeehaus wandern, und hier, mitten in einem zahlreichen Kreise von Zuhörern sich setzend, ihren Vortrag anheben, dessen Grundlage immer aus der Tausend und eine Nacht genommen ist, den sie aber nach ihrem Gefallen verschönen oder entstellen [3]). Oft geschieht es, daß in dem

1) Before any person decides on the effect of these books, he should be eye-witness on the effect they produce on those who best understand them. I have more than once seen the Arabians on the desert, sitting round the fire, listening tho these stories with such attention and pleasure, as totally to forget the fatigue and hardship with which an instant before, they are totally overcome. James Capper, a. a. O.

2) Dalaway, Russel, Jonathan Scott, Olivier u. A.

3). . . By combining the incidents of the differents tales and varying the catastrophe of such, as he has related before, give them an air of novelty even to persons,

Augenblicke, wo die Erzählung die Aufmerksamkeit am höchsten spannt, wo die Zuhörer, mit offenem Munde, ängstlich die Entwickelung erwarten, daß der Erzähler, — sey es, daß er nicht weiß, wie er enden soll, oder sey es, daß er ihnen einen Streich spielen und sie nöthigen will, morgen wiederzukommen, um ihn zu hören, — mit einem leichten Sprunge aus dem Saale hüpft, und der gefoppten und erstaunten Menge überläßt, die angefangene Erzählung auf ihre Weise zu Ende zu bringen.

Aber nicht allein bei halbgebildeten Völkern und bei Leuten aus dem Volke hat die Tausend und eine Nacht so viel Glück gemacht: auch in der Hauptstadt der gelehrten Welt haben mehrere unserer ausgezeichnetesten Schriftsteller ihr eine gerechte Huldigung dargebracht, indem sie aus dieser reichen Fundgrube den Inhalt ihrer reizenden Dichtungen schöpften. Kritiker, die sich eben so sehr durch das Verdienst ihrer Werke, als durch den Takt und die Besonnenheit ihrer wissenschaftlichen Urtheile, empfehlen, haben sich nicht gescheuet, ihr die schmeichelhaftesten Lobsprüche zu spenden. Wir können uns auch auf das Urtheil Florian's berufen, dessen Name für Werke dieser Art zum Gewährsmann

who at first imagine they are listening to tales, with which they are acquainted. Russel, History of Aleppo.

dienen muß. Niemand wird sich scheuen, mit ihm zu sagen, daß, wenn es auch möglich ist, mehr Vernunft von Scheherasaden zu fordern, sie jedoch zu schön und zu geistreich ist, um der Vernunft zu bedürfen. Es sey uns erlaubt, hier noch das Urtheil La Harpe's herzusetzen, welchen man nicht einer zu großen Nachsicht bezichtigen wird.

»Ich hätte gleich zu Anfange,« sagt dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung von dem Roman, »einer Art von Werken erwähnen sollen, welche denjenigen vorangingen, von denen ich eben gehandelt habe, die aber unsern Romanen nur darin gleichen, daß sie auch der Einbildungskraft angehören. Es ist wahr, daß die Feerei und das Wunderbare darin mißbraucht sind; aber die Anmuth läßt alles verzeihen. Ich lese alle Jahre die Morgenländischen Mährchen wieder, und allemal mit demselben Vergnügen. Das Morgenland, muß man gestehen, ist die Wiege der Fabel und die Quelle der Mährchen, welche die Welt erfüllt haben. Diese Völker, verweichlicht durch den Himmelsstrich, und eingeschüchtert durch die Regierung, haben sich nicht zu den Spekulazionen der Philosophie erhoben, und nur die Blüten der Wissenschaften abgestreift. Aber sie haben die Sittenlehre in Gleichnisse gekleidet, und anmuthige Fabeln erfunden, welche die andern Völ-

ker mit Begier angenommen haben. Welche wunderbare Fruchtbarkeit in dieser Art! welche Mannigfaltigkeit! Wie anziehend der Inhalt!«

Nicht, daß in der Mythologie der Araber eben so viel Geist und Geschmack wäre, als wie in der Griechischen. Die Fabeln der letzten scheinen für Männer erfunden, die der ersten dagegen für Kinder: aber sind wir nicht alle noch ein wenig Kinder, wenn von Mährchen die Rede ist? Gibt es eine angenehmere Geschichte als die des Abulkasem, eine rührendere als die des Ganem? Uebrigens ist die Unterhaltung, welche diese Bücher gewähren, nicht ihr einziges Verdienst: sie dienen zugleich, eine sehr getreue Vorstellung von dem Charakter und den Sitten dieser Araber zu geben, welche so lange im Orient geherrscht haben. Man erkennt darin diese Großmuth, welche immerdar eine ihrer Lieblingstugenden gewesen ist, und für welche die Seele und der Schwung ihrer Dichter und Romanschreiber stets begeistert zu seyn scheint. Die schönsten Züge dieser Art kommen uns von ihnen: man kann es nicht läugnen. Und was dieses Volk merkwürdig auszeichnet: es ist das einzige, bei welchem der Despotismus weder das Herz verderbt noch den Geist erstickt hat. Es gab nie einen unumschränkteren und furchtbareren Despoten, als

der berühmte Harun oder Arun, dessen Name alle Augenblicke in ihren Erzählungen vorkommt und dessen Regierung die glänzendste Zeit des Chalyfats und der Macht der Araber ist.

Man ist stets in Verwunderung über diese sonderbaren Sitten und Meinungen, welche bei einem geistreichen und großherzigen Volke, auf der einen Seite die Gewohnheit der Sklaverei, und auf der andern der Mißbrauch der Gewalt einflößen, dieser Sinn, in einem sonst aufgeklärten Fürsten, das Leben des Menschen für nichts zu achten; und in eben diesen Menschen, die Leichtigkeit, sich zu überreden, daß sie keinen größeren Werth haben, als man ihnen beilegt, und die politische Knechtschaft zu einer frommen Hingebung zu machen: das ist es, was man überall in ihren Büchern wiederfindet; und vielleicht hängt diese Selbstverachtung zum Theil mit jenem Lehrsatze von der Vorbestimmung zusammen, welcher zu jeder Zeit in den Köpfen der Orientalen eingewurzelt gewesen zu seyn scheint. Er kehrt in allen ihren Dichtungen wieder, deren Grundlage fast immer ein schleuniger Uebergang aus dem Abgrunde des Unglücks zum Gipfel des Glücks, und aus dem Rausche der Freude zum Uebermaaße der Trauer ist. Es scheint, daß sie keinen andern Zweck gehabt haben, als uns zu lehren, in welchem Maaße

wir dieser ewigen Bestimmung unterworfen sind, welche auf der Tafel des Lichtes geschrieben steht.

Die Tausend und eine Nacht ist eine Art dramatischer Gemälde des Arabischen Volkes. Die List ihrer Frauen, die Heuchelei ihrer Geistlichen, die Bestechlichkeit ihrer Richter, die Spitzbüberei ihrer Sklaven, — alles ist hier treulich geschildert, und viel besser, als es der genauste Reisende vermöchte. Man findet darin auch viele uralte Ueberlieferungen, welche mehrere Völker auf ihre Weise wiederholt haben: die Geschichte der Phädra und die der Circe sind sehr leicht darin zu erkennen, mehrere Stellen gleichen auch geschichtlichen Zügen in den Büchern der Juden. Die Geschichte Josephs, die rührendste vielleicht, welche das Alterthum uns überliefert hat, dieses Urbild des Neides, welcher Brüder gegen einen Bruder beseelt, findet sich auch zum Theil in den Arabischen Mährchen wieder.

Die Art, wie diese Erzählungen herbeigeführt sind, ist freilich nicht eben zu empfehlen. Bekannt ist, daß das Abenteuer Giocondo's [1]) zum Hintergrunde der Tausend und eine Nacht dient, und

[1]) Nach dem Ariost, jetzt von den Franzosen auf die Bühne gebracht.

daß der Sultan Schachriar, erzürnt über die Treuloſigkeit ſeiner Sultaninn, ſich zum Geſetze macht, am Morgen ſeine neue Gemahlinn der vorigen Nacht erdroſſeln zu laſſen. Das Mittel iſt gewaltſam; aber zuletzt gelingt es der Tochter ſeines Wefirs, dieſen mörderiſchen Hochzeiten ein Ende zu machen, und ihr eigenes Leben zu retten, indem ſie den Sultan durch Erzählungen ergetzt. Man darf glauben, daß Schachriar mehr die Mährchen als die Frauen liebte, und daß er beinahe eben ſo vernünftig in ſeiner Gnade, als in ſeiner Grauſamkeit war. Man muß gleichwohl geſtehen, daß alle Geſchichten des erſten Bandes, nach den erſten zwanzig Zeilen, die Neugier dermaßen reizen, daß es in der That ſchwer iſt, ſich der Luſt zu enthalten, auch das Uebrige zu wiſſen, zumal wenn man ſagen kann, wie der Sultan von ſeiner Frau ſagte, indem er aufſtand: Ich kann ſie ja immer noch tödten laſſen [1]).

Je größer nun das Intereſſe für die Tauſend und eine Nacht iſt, je mehr wünſcht man auch den Urheber dieſer Erzählungen und die Zeit ihrer Abfaſſung zu kennen.

Eine anſehnliche Zahl von Gelehrten [2]) hat

1) In der erſten Nacht.

2) Der Mollah Firus (Herausgeber des zu Kalkutta

schon diese Frage zu ergründen gesucht, welche jedoch niemals völlig genügend kann aufgelöst werden. Einige haben behauptet, dieses Werk sey von einem Araber aus Syrien verfaßt, zum Unterrichte für Europäer, welche seine Sprache lernen wollen [1]); Andere haben, mit mehr Wahrscheinlichkeit, angenommen, daß die Erzählungen der Tausend und eins Nacht zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern erfunden sind. Noch Andere endlich haben gemeint, daß sie aus dem Indischen oder Altpersischen übersetzt und durch die Araber vermehrt sind.

Diese letzte Meinung scheint mir die glaublichste, und hier sind die Gründe, welche mich bewegen, sie anzunehmen.

Die Mythologie der Geister, welche die Grundlage der Mährchen der Tausend und eine Nacht aus-

gedruckten Arabischen Textes der Tausend und eine Nacht) Caussin de Perceval, von Hammer, Hole, Langlès, Muer, Jonathan Scott, Russel, Sylvestre de Sacy, u. A.

1) Der Mollah Firus, in der Persischen Anmerkung, welche an der Spitze seiner Ausgabe steht.

Wir vernehmen mit Leidwesen, daß dieser gelehrte Verfasser mehrerer geschätzter Werke, sein Unternehmen aufgegeben, und sich nach Luknow, in der Landschaft Aud, zurückgezogen hat. Die Freunde der Morgenländischen Literatur werden lebhaft bedauern, daß seine so interessanten Arbeiten unterbrochen sind.

macht, ist gänzlich dem System der Brachmanischen Theologie entnommen. Nach diesem System, welches die Muselmänner mit diesen Erzählungen überkamen, sind die Daiwadi's (offenbar die Diw's der Perser), Wesen einer geringeren Art, als die Götter, und allen menschlichen Gebrechen unterworfen, ohne gleichwohl einen für unsere Sinne faßlichen Leib zu haben. Die Bewachung der Städte, der Felder und der Dörfer liegt ihnen ob. Tempel sind ihnen errichtet; man feiert sogar noch heute, ihnen zu Ehren, Feste mit Opfern, zu welchen man Hähne oder Ziegen darbringt. Die Geister weiblichen Geschlechts führen den Namen Pyrari (worin man die Persischen Peri's erkennt), und sind eine Art guter Feen, deren Hülfe man anruft, gegen die Daiweri's, oder bösen Geister, und gegen die Asuri's, die boshaften Riesen [1]).

Es ist also augenscheinlich, daß die alte Religion Hindostans der Schöpfung unserer Morgenländischen Mährchen zur Grundlage gedient hat; es würde uns nicht schwer seyn, zu beweisen, daß dieser alten Heimath auch verschiedene Gebräuche angehören, auf welche die Verwickelung mancher

1) Vergl. die Anmerkung (10) zur Einleitung.

Erzählungen gegründet ist, und welche folglich der Arabische Uebersetzer nicht hat vertilgen und die Sitten seines Landes den Hindostanischen unterschieben können. In den Beschreibungen gewisser Gegenden, deren Schilderung aus gleichen Gründen nicht verändert werden konnte, erkennt man die Erzeugnisse, die Oertlichkeit, und das Thierreich des Festlandes von Hindostan, oder der Insel Zeylan, oder der Inseln des Indischen Inselmeeres.

Fügen wir zu diesen Erwägungen nun noch das Zeugniß eines der glaubwürdigsten und besonnensten Arabischen Schriftsteller, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts der Hedschra (im 10. Jahrh. nach Christi Geburt) lebte, und welcher von Langlès angeführt wird [1]), so werden unsere Vermuthungen noch einen viel größeren Anschein von Wahrheit gewinnen.

»Was die Bücher anlangt, die man uns überbracht hat,« sagt Almaßudi [2]), »und die man

1) In der Vorrede zu seiner Ausgabe der Reisen Sindbad's des Meerfahrers (hier Nacht 74. ff.), Arabisch und Französisch, Paris 1814. 12. S. VIII.

2) Masudi Abu'l Hassan Ali (st. zu Kahiro im J. 346 der Hedschra) schrieb im J. 336 der Hedschra sein geschichtliches und geographisches Werk, betitelt: Goldwiese und Edelsteingrube. — Aus dem Prolog zum Schach-nameh (Königsbuch) des Ferdusi,

gen gewesen seyn, welche sie auf diejenigen hervorbringt, die sie am besten verstehen. Mehr als einmal habe ich die Araber der Wüste um ein Feuer sitzen, und diese Erzählungen mit solcher Aufmerksamkeit und solchem Vergnügen anhören gesehen, daß sie gänzlich der Müdigkeit und der Beschwerden vergaßen, welche sie einen Augenblick zuvor überwältigten [1].«

Mehrere andere Reisende [2] bestätigten diese Nachricht des Obristen Capper; sie haben uns die Trubadure des Orients geschildert, wie sie von Kaffeehaus zu Kaffeehaus wandern, und hier, mitten in einem zahlreichen Kreise von Zuhörern sich setzend, ihren Vortrag anheben, dessen Grundlage immer aus der Tausend und eine Nacht genommen ist, den sie aber nach ihrem Gefallen verschönen oder entstellen [3]. Oft geschieht es, daß in dem

1) Before any person decides on the effect of these books, he should be eye-witness on the effect they produce on those who best understand them. I have more than once seen the Arabians on the desert, sitting round the fire, listening tho these stories with such attention and pleasure, as totally to forget the fatigue and hardship with which an instant before, they are totally overcome. James Capper, a. a. O.

2) Dalaway, Russel, Jonathan Scott, Olivier u. A.

3) . . . By combining the incidents of the differents tales and varying the catastrophe of such, as he has related before, give them an air of novelty even to persons,

Augenblicke, wo die Erzählung die Aufmerksamkeit am höchsten spannt, wo die Zuhörer, mit offenem Munde, ängstlich die Entwickelung erwarten, daß der Erzähler, — sey es, daß er nicht weiß, wie er enden soll, oder sey es, daß er ihnen einen Streich spielen und sie nöthigen will, morgen wiederzukommen, um ihn zu hören, — mit einem leichten Sprunge aus dem Saale hüpft, und der gefoppten und erstaunten Menge überläßt, die angefangene Erzählung auf ihre Weise zu Ende zu bringen.

Aber nicht allein bei halbgebildeten Völkern und bei Leuten aus dem Volke hat die Tausend und eine Nacht so viel Glück gemacht: auch in der Hauptstadt der gelehrten Welt haben mehrere unserer ausgezeichnetesten Schriftsteller ihr eine gerechte Huldigung dargebracht, indem sie aus dieser reichen Fundgrube den Inhalt ihrer reizenden Dichtungen schöpften. Kritiker, die sich eben so sehr durch das Verdienst ihrer Werke, als durch den Takt und die Besonnenheit ihrer wissenschaftlichen Urtheile, empfehlen, haben sich nicht gescheuet, ihr die schmeichelhaftesten Lobsprüche zu spenden. Wir können uns auch auf das Urtheil Florian's berufen, dessen Name für Werke dieser Art zum Gewährsmann

who at first imagine they are listening to tales, with which they are acquainted. Russel, History of Aleppo.

dienen muß. Niemand wird sich scheuen, mit ihm zu sagen, daß, wenn es auch möglich ist, mehr Vernunft von Scheherasaden zu fordern, sie jedoch zu schön und zu geistreich ist, um der Vernunft zu bedürfen. Es sey uns erlaubt, hier noch das Urtheil La Harpe's herzusetzen, welchen man nicht einer zu großen Nachsicht bezichtigen wird.

»Ich hätte gleich zu Anfange,« sagt dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung von dem Roman, »einer Art von Werken erwähnen sollen, welche denjenigen vorangingen, von denen ich eben gehandelt habe, die aber unsern Romanen nur darin gleichen, daß sie auch der Einbildungskraft angehören. Es ist wahr, daß die Feerei und das Wunderbare darin mißbraucht sind; aber die Anmuth läßt alles verzeihen. Ich lese alle Jahre die Morgenländischen Mährchen wieder, und allemal mit demselben Vergnügen. Das Morgenland, muß man gestehen, ist die Wiege der Fabel und die Quelle der Mährchen, welche die Welt erfüllt haben. Diese Völker, verweichlicht durch den Himmelsstrich, und eingeschüchtert durch die Regierung, haben sich nicht zu den Spekulazionen der Philosophie erhoben, und nur die Blüten der Wissenschaften abgestreift. Aber sie haben die Sittenlehre in Gleichnisse gekleidet, und anmuthige Fabeln erfunden, welche die andern Völ-

ker mit Begier angenommen haben. Welche wunderbare Fruchtbarkeit in dieser Art! welche Mannigfaltigkeit! Wie anziehend der Inhalt!«

Nicht, daß in der Mythologie der Araber eben so viel Geist und Geschmack wäre, als wie in der Griechischen. Die Fabeln der letzten scheinen für Männer erfunden, die der ersten dagegen für Kinder: aber sind wir nicht alle noch ein wenig Kinder, wenn von Mährchen die Rede ist? Gibt es eine angenehmere Geschichte als die des Abulkasem, eine rührendere als die des Ganem? Uebrigens ist die Unterhaltung, welche diese Bücher gewähren, nicht ihr einziges Verdienst: sie dienen zugleich, eine sehr getreue Vorstellung von dem Charakter und den Sitten dieser Araber zu geben, welche so lange im Orient geherrscht haben. Man erkennt darin diese Großmuth, welche immerdar eine ihrer Lieblingstugenden gewesen ist, und für welche die Seele und der Schwung ihrer Dichter und Romanschreiber stets begeistert zu seyn scheint. Die schönsten Züge dieser Art kommen uns von ihnen: man kann es nicht läugnen. Und was dieses Volk merkwürdig auszeichnet: es ist das einzige, bei welchem der Despotismus weder das Herz verderbt noch den Geist erstickt hat. Es gab nie einen unumschränkteren und furchtbareren Despoten, als

der berühmte Harun oder Arun, dessen Name alle Augenblicke in ihren Erzählungen vorkommt und dessen Regierung die glänzendste Zeit des Chalyfats und der Macht der Araber ist.

Man ist stets in Verwunderung über diese sonderbaren Sitten und Meinungen, welche bei einem geistreichen und großherzigen Volke, auf der einen Seite die Gewohnheit der Sklaverei, und auf der andern der Mißbrauch der Gewalt einflößen, dieser Sinn, in einem sonst aufgeklärten Fürsten, das Leben des Menschen für nichts zu achten; und in eben diesen Menschen, die Leichtigkeit, sich zu überreden, daß sie keinen größeren Werth haben, als man ihnen beilegt, und die politische Knechtschaft zu einer frommen Hingebung zu machen: das ist es, was man überall in ihren Büchern wiederfindet; und vielleicht hängt diese Selbstverachtung zum Theil mit jenem Lehrsatze von der Vorbestimmung zusammen, welcher zu jeder Zeit in den Köpfen der Orientalen eingewurzelt gewesen zu seyn scheint. Er kehrt in allen ihren Dichtungen wieder, deren Grundlage fast immer ein schleuniger Uebergang aus dem Abgrunde des Unglücks zum Gipfel des Glücks, und aus dem Rausche der Freude zum Uebermaaße der Trauer ist. Es scheint, daß sie keinen andern Zweck gehabt haben, als uns zu lehren, in welchem Maaße

wir dieser ewigen Bestimmung unterworfen sind, welche auf der Tafel des Lichtes geschrieben steht.

Die Tausend und eine Nacht ist eine Art dramatischer Gemälde des Arabischen Volkes. Die List ihrer Frauen, die Heuchelei ihrer Geistlichen, die Bestechlichkeit ihrer Richter, die Spitzbüberei ihrer Sklaven, — alles ist hier treulich geschildert, und viel besser, als es der genauste Reisende vermöchte. Man findet darin auch viele uralte Ueberlieferungen, welche mehrere Völker auf ihre Weise wiederholt haben: die Geschichte der Phädra und die der Circe sind sehr leicht darin zu erkennen, mehrere Stellen gleichen auch geschichtlichen Zügen in den Büchern der Juden. Die Geschichte Josephs, die rührendste vielleicht, welche das Alterthum uns überliefert hat, dieses Urbild des Neides, welcher Brüder gegen einen Bruder beseelt, findet sich auch zum Theil in den Arabischen Mährchen wieder.

Die Art, wie diese Erzählungen herbeigeführt sind, ist freilich nicht eben zu empfehlen. Bekannt ist, daß das Abenteuer Giocondo's [1]) zum Hintergrunde der Tausend und eine Nacht dient, und

1) Nach dem Ariost, jetzt von den Franzosen auf die Bühne gebracht.

daß der Sultan Schachriar, erzürnt über die Treuloſigkeit ſeiner Sultaninn, ſich zum Geſetze macht, am Morgen ſeine neue Gemahlinn der vorigen Nacht erdroſſeln zu laſſen. Das Mittel iſt gewaltſam; aber zuletzt gelingt es der Tochter ſeines Weſyrs, dieſen mörderiſchen Hochzeiten ein Ende zu machen, und ihr eigenes Leben zu retten, indem ſie den Sultan durch Erzählungen ergetzt. Man darf glauben, daß Schachriar mehr die Mährchen als die Frauen liebte, und daß er beinahe eben ſo vernünftig in ſeiner Gnade, als in ſeiner Grauſamkeit war. Man muß gleichwohl geſtehen, daß alle Geſchichten des erſten Bandes, nach den erſten zwanzig Zeilen, die Neugier dermaßen reizen, daß es in der That ſchwer iſt, ſich der Luſt zu enthalten, auch das Uebrige zu wiſſen, zumal wenn man ſagen kann, wie der Sultan von ſeiner Frau ſagte, indem er aufſtand: Ich kann ſie ja immer noch tödten laſſen [1]).

Je größer nun das Intereſſe für die Tauſend und eine Nacht iſt, je mehr wünſcht man auch den Urheber dieſer Erzählungen und die Zeit ihrer Abfaſſung zu kennen.

Eine anſehnliche Zahl von Gelehrten [2]) hat

1) In der erſten Nacht.

2) Der Mollah Firus (Herausgeber des zu Kalkutta

schon diese Frage zu ergründen gesucht, welche jedoch niemals völlig genügend kann aufgelöst werden. Einige haben behauptet, dieses Werk sey von einem Araber aus Syrien verfaßt, zum Unterrichte für Europäer, welche seine Sprache lernen wollen [1]); Andere haben, mit mehr Wahrscheinlichkeit, angenommen, daß die Erzählungen der Tausend und eine Nacht zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern erfunden sind. Noch Andere endlich haben gemeint, daß sie aus dem Indischen oder Altpersischen übersetzt und durch die Araber vermehrt sind.

Diese letzte Meinung scheint mir die glaublichste, und hier sind die Gründe, welche mich bewegen, sie anzunehmen.

Die Mythologie der Geister, welche die Grundlage der Mährchen der Tausend und eine Nacht aus-

gedruckten Arabischen Textes der Tausend und eine Nacht) Caussin de Perceval, von Hammer, Hole, Langlès, Murr, Jonathan Scott, Russel, Sylvestre de Sacy, u. A.

1) Der Mollah Firus, in der Persischen Anmerkung, welche an der Spitze seiner Ausgabe steht.

Wir vernehmen mit Leidwesen, daß dieser gelehrte Verfasser mehrerer geschätzter Werke, sein Unternehmen aufgegeben, und sich nach Luknow, in der Landschaft Aud, zurückgezogen hat. Die Freunde der Morgenländischen Literatur werden lebhaft bedauern, daß seine so interessanten Arbeiten unterbrochen sind.

macht, ist gänzlich dem System der Brachmanischen Theologie entnommen. Nach diesem System, welches die Muselmänner mit diesen Erzählungen überkamen, sind die Daiwadi's (offenbar die Diw's der Perser), Wesen einer geringeren Art, als die Götter, und allen menschlichen Gebrechen unterworfen, ohne gleichwohl einen für unsere Sinne faßlichen Leib zu haben. Die Bewachung der Städte, der Felder und der Dörfer liegt ihnen ob. Tempel sind ihnen errichtet; man feiert sogar noch heute, ihnen zu Ehren, Feste mit Opfern, zu welchen man Hähne oder Ziegen darbringt. Die Geister weiblichen Geschlechts führen den Namen Pyrari (worin man die Persischen Peri's erkennt), und sind eine Art guter Feen, deren Hülfe man anruft, gegen die Daiweri's, oder bösen Geister, und gegen die Asuri's, die boshaften Riesen [1]).

Es ist also augenscheinlich, daß die alte Religion Hindostans der Schöpfung unserer Morgenländischen Mährchen zur Grundlage gedient hat; es würde uns nicht schwer seyn, zu beweisen, daß dieser alten Heimath auch verschiedene Gebräuche angehören, auf welche die Verwickelung mancher

1) Vergl. die Anmerkung (10) zur Einleitung.

Erzählungen gegründet ist, und welche folglich der Arabische Uebersetzer nicht hat vertilgen und die Sitten seines Landes den Hindostanischen unterschieben können. In den Beschreibungen gewisser Gegenden, deren Schilderung aus gleichen Gründen nicht verändert werden konnte, erkennt man die Erzeugnisse, die Oertlichkeit, und das Thierreich des Festlandes von Hindostan, oder der Insel Zeylan, oder der Inseln des Indischen Inselmeeres.

Fügen wir zu diesen Erwägungen nun noch das Zeugniß eines der glaubwürdigsten und besonnensten Arabischen Schriftsteller, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts der Hedschra (im 10. Jahrh. nach Christi Geburt) lebte, und welcher von Langlès angeführt wird [1]), so werden unsere Vermuthungen noch einen viel größeren Anschein von Wahrheit gewinnen.

»Was die Bücher anlangt, die man uns überbracht hat,« sagt Almaßudi [2]), »und die man

1) In der Vorrede zu seiner Ausgabe der Reisen Sindbad's des Meerfahrers (hier Nacht 74. ff.), Arabisch und Französisch, Paris 1814. 12. S. VIII.

2) Masudi Abu'l Hassan Ali (st. zu Kahiro im J. 346 der Hedschra) schrieb im J. 336 der Hedschra sein geschichtliches und geographisches Werk, betitelt: Goldwiese und Edelsteingrube. — Aus dem Prolog zum Schach-name h (Königsbuch) des Ferdusi,

uns aus dem Perſiſchen, dem Indiſchen, dem Griechiſchen überſetzt hat, und die Art ihrer Abfaſſung, ſo haben wir derer ſchon Erwähnung gethan, zum Beiſpiel des Werkes, welches überſchrieben iſt (im Perſiſchen): Hesâr âfsânéh, die tauſend Mährchen, wovon die nach dem Perſiſchen gemachte Arabiſche Umſchreibung den Titel führt: Alef chirâfét [1]); und man bezeichnet dieß Buch gemeinlich mit dem Namen: Alef leïlét, ué leïlét (Tauſend und eine Nacht).«

Dieſe Stelle eines durch ſeine Genauigkeit bekannten Schriftſtellers erlaubt nicht mehr, zu zweifeln, daß dieſes Werk aus dem Indiſchen, oder aus dem Pehlvi, ins Arabiſche überſetzt iſt; und mehrere Gründe, unter andern der Perſiſche Ur-

oder Haſſan ben Scharfſchah (ſt. 411 der Hedſchra, 1020 nach Chr.) erhellt, daß ein Dichter Raſti, Verfaſſer des Buchs Héſar eyſaneh iſt, der mit Ferduſi unter dem Sultan Mahmud Ibn Sebekteghin, gegen Ende des vierten Jahrhunderts der Hedſchra (des zehnten nach Chr.) lebte, während Maſudi ſchon um die Mitte deſſelben Jahrhunderts ſtarb. Woraus ſich ergibt, daß die obige Stelle bei Maſudi unecht oder untergeſchoben iſt, oder Raſti jenes früher in Proſa verfaßte Werk nur in Verſen gedichtet hat. Vergl. Notice sur le Schah nahmeh de Ferdusi. (Vienne 1810.) p. 52. und Wiener Lit. Zeit 1815. Nr. 6. (v. Hammer).

1) Chirâfet iſt gleichbedeutend mit dem Perſiſchen âfsâneh.

sprung einer großen Anzahl von Namen [1]), bestimmen mich, anzunehmen, daß die Arabische Uebertragung zunächst aus dieser letzten Sprache gemacht ist, in welche die Grundlage dieser Geschichten übertragen war, sey es durch die Gebern, welche zur Zeit der Religions-Unruhen, welche Persien verwüsteten, sich gezwungen sahen, eine Zuflucht auf der Halbinsel Gusarate zu suchen.

Es ist eine Nacht unter den Erzählungen der Tausend und eine, welche ich in ihren verschiedenen Schicksalen zu verfolgen suchte, und deren Geschichte, die ich hier andeuten will, uns zum Leitfaden dienen kann, um bis zum äußersten Punkt in diesem fast unentwirrbaren Labyrinth zu gelangen.

Dies ist die Erzählung von den vierzig Weyren, welche ich in dem ersten Bande bekannt mache. Galland hatte sich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde [2]), begnügt, nur durch einige Worte im Munde des Griechischen Königs [3]), den Inhalt derselben anzudeuten, und die kleine Erzählung von dem Ehemanne und dem Papagei daraus

1) Vergl. die Anmerkungen: 1. 2. 3. 11. 12.

2) Vermuthlich steht sie nur so in Galland's Handschrift, die noch in der Pariser Bibliothek ist. Vergl. Cauffins Vorrede zu seiner Ergänzung der 1001 Nacht. In der Tunesischen Handschrift steht auch nicht mehr davon.

3) In der 13ten und 14ten Nacht.

mitzutheilen. Da diese Geschichte sich in einer aus Indien gebrachten Arabischen Handschrift der Tausend und eine Nacht, von welcher Jonathan Scott einen Auszug gegeben hat [1]), so wie in drei in Aegypten entdeckten Handschriften, wiederfand, so meinte ich, sie in den Text selber einrücken zu dürfen, wo ihre Stelle durch Galland bezeichnet war; und ich habe mich nicht durch die Unwahrscheinlichkeit abhalten lassen, welche aus der Länge dieser Erzählung in dem Munde eines Königs entsteht, der zu seinem Wesyr spricht: man muß nicht aus dem Gesichte verlieren, daß Scheherasade'n in ihren Erzählungen an den Sultan vor allem daran liegen mußte, eine große Reihe derselben an einander zu knüpfen, um die Entwickelung noch länger zu verschieben, und so seine Neugier noch lebhafter anzuregen.

Aber was mich vor allem bestimmt hat, sie hier einzuschalten, ist die Aufmerksamkeit, welche ein Werk verdient, das den Stoff zu mehreren Fabeln unsers unnachahmlichen La Fontaine geliefert hat, wie ich sogleich darthun will.

Die Erzählung von den vierzig Wesyren, oder um mich genauer auszudrücken, das Buch Sindi-

1) In Ouseley's oriental Collections.

bad's, verdankt man, nach Almaßudy, der Feder eines Gelehrten in Indien zur Zeit der Kurus [1], eines Herrscherstammes, dessen Wurzeln sich in die Nacht der Zeiten verlieren. In das Pehlvi [2] übersetzt, gelangte sie zu den Parthern, und wurde den Römern [3] bekannt. Man machte da-

1) Der folgende König war Kurus ... und in seinem Reiche und zu seiner Zeit lebte Sindbad, und dieser ist es, von dem wir das Buch von den sieben Weysen, dem Lehrmeister, dem Jüngling und der Gemahlinn des Königs haben. Almaßudi, Handschrift 598, Bl. 25.

Ein anderer Arabischer Schriftsteller, Ismaël Schahinschah, den Assemanni anführt, versichert, daß Sindbad, das Haupt der Weisen von Hindostan, ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung lebte, unter der Regierung des Chus.

(Es ist unser altes Gedicht und prosaisches Volksbuch von den sieben weisen Meistern, über welches Görres zu vergleichen ist).

2) Das Pehlvi ist die Sprache der Perser, vor dem Eintalle der Muselmänner in ihr Land.

3) Man hat in Italien ein erhobenes Bildwerk aus der Geschichte der Matrone von Ephesus entdeckt, welche sich in einer großen Anzahl von Uebersetzungen des Buches Sindbad's wiederfindet, und die Petronius erzählt. Dacier, in einer der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften im Jahre 1773 vorgetragenen Abhandlung, nimmt an, daß diese Geschichte zu den Milesischen Mährchen gehörte, welche aus dem Griechischen des Aristides übersetzt wurden, wovon sich nach der Schlacht, welche Crassus gegen die Parther verlor, ein Exemplar unter den Geräthschaften eines Römischen Offiziers fand. Da eben diese Erzählung

von eine ansehnlich vermehrte Arabische Uebersetzung unter dem Titel: Geschichte der vierzig Morgen und vierzig Abende; eine Hebräische, unter dem Titel: Gleichnisse Sindbar's. Endlich wurde sie zur Zeit Murad's II. aus dem Arabischen ins Türkische übersetzt, unter dem Titel: Geschichte der vierzig Wesyre und der Königinn [1]); und aus dem Syrischen ins Griechische, unter dem Titel: Mythologikon Syntipa tou Philosophou. Die Hebräische Uebersetzung ist zu Konstantinopel gedruckt, die Griechische zu Venedig, und ein Theil der Türkischen zu Paris [2]).

auch in China bekannt ist, so ist natürlicher anzunehmen, daß sie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Parthern gekommen, welche sie weiter den Römern mitgetheilt haben. Es ist übrigens unbestreitbar, daß der größte Theil der Apologen aus Indien stammt, und Sylvestre de Sacy, in seiner Abhandlung über eine Hebräische Uebersetzung der Parabeln Sindbad's (in den Notices et extr. de la bibl. du roi T. IX, p. 397) nimmt an, daß diese Erzählungen das Werk des berühmten Bidpai sind.

1) Der Türkische Text, den wir übersetzt haben (Nacht 14—19.), ist viel vollständiger, als alle übrigen.

2) Auf der Wanderung durch diese verschiedenen Sprachen, wird der Held dieser Geschichte, von den Persern Kuru genannt, Cyrus von den Griechen, Sindbad von den Arabern, Hâfikin von den Türken, Karl der Große oder Dolopathos

Aber schon vor dieser Zeit, zu Anfange des zwölften Jahrhunderts (1104) hatte ein getaufter Jude (Petrus Alfonsus) aus Spanien, dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve Auszüge davon übersetzt, welche, mannigfaltig umgebildet, den Altfranzösischen Verfassern der Fabliaux, dann dem Boccaccio, und endlich dem La Fontaine, den Stoff zu verschiedenen Erzählungen und einigen Fabeln geliefert haben. Demnach wird man sich nicht verwundern, den Müller mit seinem Sohn und Esel (Nacht 14.) und Belphegor, in einer aus Indien stammenden Erzählung wiederzufinden. Ich hätte daraus auch die Matrone von Ephesus, den bezauberten Birnbaum, und die Frauen und das Geheimniß übersetzen können: aber diese Dichtungen sind schon zu bekannt, und einige sind auch zu ausschweifend in meinem Text, als daß ich es mir hätte erlauben dürfen. Es ist übrigens bekannt, daß La Fontaine den Inhalt dieser Fabeln nicht erfunden hat, und

von den Trouvères; und der Verfasser des Werkes heißt bei den Griechen Musa, Sindbad bei den Persern, und Sindbar bey den Hebräern. Es ist überflüssig zu bemerken, daß der ursprüngliche Text durch alle diese verschiedenen Uebersetzungen bedeutend verändert ist.

der gute Mann war zu naiv, um es nicht selber zu gestehen.

Mon imitation n'est point un esclavage;
Je ne prends que l'idée et le tour et les lois,
Que nos maîtres suivoient eux-mêmes autrefois.
Si d'ailleurs quelque endroit chez eux plein d'excellence,
Peut entrer dans mes vers sans nulle violence,
Je l'y transporte et veux qu'il n'ait rien d'affecté,
Tâchant de rendre mien cet air d'antiquité.
La Fontaine, épître à Huet.

Nicht eine Sklaverei ist meine Nachahmung;
Nur die Gedanken sind's, die Regeln und die Wendung,
Wie unsre Meister einst sie zeigten in Vollendung,
Und wenn bei ihnen mich ein Meisterzug erfreut,
Und ungezwungen sich für meine Verse beut,
Nehm ich gar gern ihn auf und wünsche zu erreichen,
Daß ihrer alten Art die meine möge gleichen.
La Fontaine, Epistel an Hüet.

Aus dem Umrisse des Ganges dieser einzigen Erzählung kann man auf die Menge der Verwandlungen schließen, durch welche die übrigen gegangen seyn müssen; aber wenn man diese Thatsachen mit den oben entwickelten Vermuthungen verbindet, darf man mit Recht annehmen, daß das ursprüngliche Vorbild der Tausend und eine Nacht aus Hindostan herstammt, jener am frühesten gebildeten

Gegend Asiens; daß sie von dort, über Persien, zu den Arabern gekommen, welche unter der Herrschaft der Chalyfen aus dem Stamme der Abassiden, jener großmüthigen Beschützer der Wissenschaften, sie übersetzten und umbildeten, indem sie sie den Personen und Sitten einer von der Zeit, in welcher sie schrieben, nicht sehr entfernten Zeit anpaßten.

Denselben Gang haben auch die Fabeln des Bidpai genommen, und nicht ohne die lebhafteste Theilnahme kann man sehen, wie diese ersten Denkmale der ältesten Literatur von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert werden, durch die verschiedenen Zeitalter der Barbarei gehen, und von neuem überall fast unter denselben Formen erscheinen, um die Kindheit der Völker zu ergetzen, sie spielend zu unterrichten, und sie auf ernstere Studien vorzubereiten.

Auf solchem Wege, ohne Zweifel, sind diese Erzählungen bis zu uns gekommen. Galland, der sie übersetzte, gab anfangs nur einen Theil derselben heraus: aber ermuthigt durch den Beifall, den sie fanden, ließ er mehrere andere folgen; und bald waren sie nun über fast alle Länder Europa's verbreitet. Dieser Orientalist hat sich nicht darauf beschränkt, eine getreue Uebersetzung zu liefern,

was beinahe unmöglich gewesen wäre, theils wegen der großen Menge Arabischer Gedichte, die kein anderes Verdienst haben, als ihren poetischen Tonfall, und die im Französischen widerlich erschienen wären; theils weil der Geist jener Sprache zu verschieden von dieser ist, um ein genau übersetztes Werk derselben den Lesern genießbar zu machen [1]). Ich habe daher auch in seiner Uebersetzung nur mehrere veraltete Wörter und einige dunkle Redensarten verbessert, sonst aber die größte Vorsicht angewandt bei dem, was ich mir erlaubt habe hinzuzufügen oder abzuschneiden [2]).

Galland hatte keine vollständige Handschriften der Tausend und eine Nacht. Auch lieferten Chawis und Cazotte zu seinem Werke eine Fortsetzung, welche sich zum größten Theile in dem Bahari Danisch von Jnaiet Ullah wiederfindet.

1) Daß die Deutschen Uebersetzer, im andern Verhältnisse, auch anders hierüber urtheilen, zeigt das Vorwort, und die Uebersetzung dieser Gedichte.

2) Zu dem letzten gehören besonders die Anfänge und Schlüsse der Nächte seit der 32sten. Wir haben diese im Deutschen hergestellt, so wie manche andere kleine Auslassungen, die manchmal nur Schuld des Setzers zu seyn scheinen, z. B. der Spruch S. 59. Ueberhaupt haben wir Caussin's genaue Ausgabe des Galland wiedergegeben.

Diese Fortsetzung, welche Cazotte nach Chawis Uebersetzung erweiterte, ist zugleich untreu, und überladen mit falschen und lächerlichen Ausschmückungen.

Ein gelehrter Professor am Collége de France übersetzte diese Erzählungen von neuem aus den Handschriften, von welchen jene Fortsetzer Gebrauch gemacht hatten; er fügte eine Folge von Erzählungen bei, aus einer ihm gehörigen Handschrift, welche wirklich zu dieser berühmten Sammlung gehören [1]).

Aber, seitdem dieser ausgezeichnete Orientalist seine Ausgabe bekannt gemacht hat, sind uns neue Beiträge zur Vervollständigung unsers Vorraths von der Tausend und eine Nacht zugekommen. Ein in das Studium der Asiatischen Sprachen tief eingeweihter Engländer (Jonathan Scott) hat aus Handschriften, welche er sich aus Indien verschafft, und andern aus Syrien mitgebrachten Handschriften, zu London eine prächtige Ausgabe dieses Werks geliefert, welcher er einen ganzen

1) Dieser ist Cauffin de Perceval, dessen Vorrede zu seiner Fortsetzung (Bd. 8. 9. seiner Ausgabe des Galland) besonders nähere Auskunft über dieses Verhältniß Cazotte's und Chawis, und auch Galland's, zu ihren Urschriften gibt.

Band neuer Erzählungen beigefügt hat [1]). Vorher hatte dieser Schriftsteller schon aus einer seiner Handschriften der Tausend und eine Nacht den Auszug einer Erzählung bekannt gemacht, welche wir nach der Türkischen Bearbeitung fast ganz hergestellt haben [2]).

Hierauf haben noch die beiden Bände des zu Kalkutta erschienenen Arabischen Textes [3]), und die trefflichen Anmerkungen von Langlès, bei seiner Ausgabe des Arabischen Textes [4]), welche in der Indischen Ausgabe wiederholt sind, neue schätzbare Urkunden geliefert.

1) Arabian Nights entertainments carefully revised and occasionelly corrected from the Arabic. To which is added a selection of new Tales now first translated from the Arabic; also an introduction and notes by Jonathan Scott. London 1811. Vol. VI. 8.

2) Vermuthlich, eben die Erzählung der vierzig Weyre, aus welcher Scott die Geschichte Mahmuds (in der 19ten Nacht) aus einer fast vollständigen Handschrift des Prof. White zu Oxford mittheilte, in Ousely's oriental collections (Lond. 1798).

3) Die oben in der Anmerk. zu S. 18 gedachte Ausgabe des Mollah Firus.

4) Vermuthlich, seine Ausgabe des Arabischen Textes von den eigentlich nicht zur 1001 Nacht gehörigen Reisen Sindbad's des Meerfahrers (Nacht 74. ff.), zuerst bei Savary's Arabischer Sprachlehre (Paris 1813. 4.); dann besonders gedruckt, mit Franz. Uebers. u. Anmerk. Paris 1814. 12.

Bei der Ueberſetzung der neuen Erzählungen [1]) habe ich es mir zur Pflicht gemacht, der Urſchrift nichts hinzuzufügen; nur habe ich, nach dem Beiſpiele meiner Vorgänger, manches wegſchneiden zu dürfen geglaubt, was zu unbedeutend erſchien; zugleich habe ich, die oft ſeltſam entſtellten Morgenländiſchen Namen, der Ausſprache und Rechtſchreibung gemäß, hergeſtellt [2]). Endlich, habe ich in kurzen Anmerkungen [3]) manche bedeutſame Züge aus den Sitten der Moslemin zu erläutern nöthig erachtet, und meiner Arbeit einige neue Erzählungen beigefügt, welche mein gelehrter und verehrter Lehrer Langlès mir gütigſt mitgetheilt, und Gebrauch davon zu machen erlaubt hat.

Ich bin faſt verſucht, diejenigen meiner Leſer, die keine Orientaliſten ſind, um Entſchuldigung zu bitten, wegen der umſtändlichen Erörterung, welche ich hier gegeben habe. Die Erklärer anmuthiger und leichter Werke gleichen, ſagt Rivarol, den Zöllnern, welche ihr Blei der Italieniſchen Gaſe an-

1) Woher dieſe genommen, iſt meiſt bey den einzelnen Erzählungen angegeben.

2) Daſſelbe haben die Deutſchen Ueberſetzer auf Deutſche Weiſe gethan, demnach die bisher gewöhnliche Franzöſiſche Schreibung mit der Deutſchen vertauſcht.

3) Die Deutſchen Ueberſetzer haben dieſe wiederholt, gelegentlich berichtigt und vermehrt.

legen. Es sollte mir leid thun, einen ähnlichen Vorwurf zu verdienen; aber es schien mir anziehend, durch die Nacht der Zeiten bis zu dem Ursprung unserer Erzählungen aufzusteigen. Es ist merkwürdig, daß überall die ersten Denkmale der aufkeimenden Literatur Werke derselben Art sind, denen nur die Eigenthümlichkeit des Volkes und des Himmelstrichs, unter welchem sie verfaßt worden, aufgedrückt ist. So haben im Norden alle Schöpfungen der Einbildungskraft etwas Finsteres und Wildes: die Barden kennen keine andere Geister, als die Seelen der Krieger, die auf den Wolken schweben und im Nebel durch die Nacht gleiten, um den einen ihren nahen Tod zu verkündigen, und die andern zum Kampf und Sieg zu ermuthigen. Griechenland gründete seine bewundernswürdige Mythologie auf die Trümmer der Mythologie mehrerer Völker des Morgenlandes. Aber im Morgenlande selber zeigt sich die Kindheit des Menschengeschlechts in all ihrer Anmuth und Ursprünglichkeit. Man würde hier vergebens diese schwermüthigen Farben des Nordens suchen, oder diese ernsten und tiefen Anklänge, welche bei den Griechen oft aus den reizenden Gemälden hervorspringen. Da sieht man, daß die Einbildungskraft sich nur in Thätigkeit gesetzt hat, um sich selber Vergnügen zu verschaffen;

und es ist nur zufällig, wenn sie manchmal auch Lehren gibt. Diese Peri's, diese Geister, welche sie hervorgebracht hat, streuen überall Perlen, Gold und Diamanten aus; sie errichten in einem Augenblicke prächtige Paläste; sie liefern ihren Günstlingen bezaubernde Huri's; mit Einem Worte, sie überhäufen sie mit allen Freuden, ohne daß sie sich einige Mühe darum geben dürfen. Der Morgenländer verlangt ein leichtes und vollständiges Glück, er will es ohne Umwölkung, wie die Sonne, welche ihm leuchtet.

Unterdessen dringen diese ersten Anfänge, mannigfaltig ausgeschmückt durch den Geist der sie Auffassenden, durch die Jahrhunderte, ohne in ihnen unterzugehen. Homer, Ossian und die Tausend und eine Nacht [1]), obwohl sehr verschieden ihrem Gehalte nach, bezaubern auf gleiche Weise unsere gebildeten Völker, und die Darstellungen aus der Kindheit der Gesellschaft sind noch die Lust ihres reifen Alters.

So sagt unser trefflicher Lafontaine:

Die Welt ist alt: ich glaub's: nichts desto minder.
Will Unterhaltung sie noch immer, wie die Kinder.

E. G.

1) Hole nennt die Reisen Sindbad's (Nacht 74. ff.) die Odyssee des Morgenlandes. Hole, on Arabian nights.

Galland's Vorrede.

Es ist unnöthig, den Leser auf den Werth und die Schönheiten der in diesem Werke enthaltenen Erzählungen aufmerksam zu machen. Sie tragen ihre Empfehlung in sich: man darf sie nur lesen, um einzugestehen, daß in dieser Art bis jetzt noch nichts so schönes, in keiner Sprache, erschienen ist.

In der That, was ist sinnreicher, als diese Vereinigung einer so überschwänklichen Menge von Erzählungen, deren Mannigfaltigkeit so erstaunlich und deren Verknüpfung so bewundernswürdig ist, daß sie eigens dafür gemacht zu seyn scheinen, um die große Sammlung zu bilden, aus welcher diese hier gezogen sind? Ich sage, große Sammlung; denn die Arabische Urschrift, welche den Titel: Tausend und Eine Nacht, führt, hat sechs und dreißig Theile; und es ist nur die Uebersetzung des ersten, welche hier *) bekannt gemacht wird. Der Name des Verfassers eines so großen Werkes ist unbekannt;

*) In dem ersten Bande, dem später die übrigen folgten.

aber wahrscheinlich ist es nicht ganz von Einer Hand; denn wie ist es denkbar, daß die Einbildungskraft eines einzigen Menschen so fruchtbar gewesen, um für so viele Dichtungen auszureichen?

Wenn die Erzählungen dieser Art durch das darin gewöhnlich herrschende Wunderbare angenehm und unterhaltend sind, so müssen diese hier über alle andere bisher erschienenen hierin den Preis davon tragen, weil sie voll sind von Begebenheiten, welche den Geist anlocken und überraschen, und zeigen, wie sehr die Araber alle andere Völker in dieser Dichtungsart übertreffen. Sie sind überdies anziehend durch die Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer, durch die Gebräuche ihrer Religion, sowohl der heidnischen, als der Mohamedanischen; denn diese Dinge sind darin besser dargestellt, als bei den Schriftstellern, die darüber geschrieben haben, und in den Berichten der Reisenden. Alle Morgenländer, Perser, Tataren, Indier lassen sich darin unterscheiden, und erscheinen so, wie sie sind, von den Fürsten bis zu den Personen des niedrigsten Standes. Also, ohne die Mühe, diese Völker in ihren Ländern aufzusuchen, hat der Leser hier das Vergnügen, sie handeln zu sehen und sprechen zu hören. Man hat Sorge dafür getragen, ihre Eigenthümlichkeiten zu erhalten, und nichts von ihren Ausdrücken und ihren

Gedanken zu verwischen; und nur dann ist von der Urschrift abgewichen, wenn die Wohlanständigkeit es nicht erlaubte, ihr zu folgen.

Der Uebersetzer schmeichelt sich, daß diejenigen, die Arabisch verstehen, und sich die Mühe geben wollen, die Urschrift mit der Uebersetzung zu vergleichen, eingestehen werden, daß er die Araber den Franzosen mit aller der Umsicht vorgeführt hat, welche die Feinheit unserer Sprache und unserer Zeit erforderte.

Ja, wenn die Leser dieser Erzählungen nur irgend geneigt sind, die Beispiele von Tugenden und Lastern, die sie darin finden werden, zu beherzigen, so können sie daraus einen Vortheil ziehen, wie ihn die Lesung anderer Erzählungen nicht gewährt, welche geschickter sind, die Sitten zu verderben, als sie zu verbessern.

Späterer Zusatz.

Von der siebzigsten (bey uns 74.) Nacht an wird der Leser nicht mehr finden: »Meine liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, u. s. w.« Weil die Wiederholung mehreren geistvollen Personen *) anstößig gewesen ist, so hat man sich ihrem Zartgefühle bequemt und sie weggelassen.

Aus

Galland's Zueignung an die Marquise d'O.

—Und in diesem Vertrauen bitte ich Sie für dieses Buch um dieselbe Aufnahme, welche Sie die Güte hatten der Französischen Uebersetzung von sieben Arabischen Erzählungen **) zu gewähren, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu überreichen.

Sie werden sich wundern, daß ich seitdem nicht die Ehre gehabt habe, Ihnen dieselben gedruckt darzubringen.

*) Man weiß, daß während der ersten Erscheinung der 1001 Nacht Galland von lustigen nachtschwärmenden Gesellen aufgeweckt und mit den obigen Worten ans Fenster gerufen wurde.

**) Dies waren die sieben Reisen Sindbad's des Meerfahrers (Nacht 74. ff.). Vergl. Caussin's Vorrede.

Diese Verzögerung, Gnädige Frau, kommt daher, weil ich vor dem Anfange des Drucks vernahm, daß diese Erzählungen aus einer großen Sammlung ähnlicher Erzählungen gezogen waren, welche, in mehreren Bänden, den Titel Tausend und Eine Nacht führte. Diese Entdeckung nöthigte mich, den Abdruck aufzuschieben, und alle Mühe anzuwenden, die Sammlung zu erhalten. Ich mußte sie aus Syrien kommen lassen, und den ersten Band von vier Bänden nur, die mir geschickt wurden, ins Französische übersetzen, wie er hier erscheint. Die darin enthaltenen Erzählungen werden Ihnen ohne Zweifel viel angenehmer seyn, als die, welche sie schon kennen. Sie werden ihnen neu seyn, und Ihnen eine größere Mannigfaltigkeit gewähren. Sie werden darin selbst mit Vergnügen die sinnreiche Erfindung des unbekannten Arabischen Verfassers erkennen, der ein so großes Ganzes aus den Erzählungen seines Landes bildete, die allerdings mährchenhaft, aber zugleich anmuthig und unterhaltend sind.

Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Die Geschichtbücher der Sassaniden [1], jener alten Perser-Könige, welche ihre Herrschaft über Indien und die großen und kleinen dazu gehörigen Inseln ausgedehnt hatten, ja weit jenseit des Ganges bis nach China, berichten, daß einst ein König dieses mächtigen Stammes lebte, welcher der trefflichste Fürst seiner Zeit war. Er machte sich durch seine Weisheit und Klugheit so beliebt bei seinen Unterthanen, als er seinen Nachbaren sich furchtbar gemacht hatte, durch den Ruf seiner Tapferkeit und das Ansehen seines streitbaren und wohlgeübten Heeres. Er hatte zwei Söhne, der ältere, Namens Schachriar [2], war der würdige Erbe seines Vaters, und besaß alle Tugenden desselben; der jüngere hieß Schachsenan [3], und hatte nicht minder Verdienste als sein Bruder.

Nach einer eben so langen als ruhmvollen Regierung, starb der alte König, und Schachriar bestieg den Thron. Schachsenan, welcher durch die Reichsgesetze von der Nachfolge aus-

geschlossen war, und als bloßer Privatmann leben mußte, beneidete jedoch nicht das Glück seines älteren Bruders, sondern befliß sich auf alle Weise, ihm zu gefallen. Es ward ihm nicht schwer, dies zu erreichen. Schachriar, welcher ihn so schon als seinen Bruder liebte, war erfreut über seine Gefälligkeit; und in der Fülle der brüderlichen Liebe theilte er mit ihm sein Reich und gab ihm die Große Tatarei [4]). Schachsenan reiste bald hin, um davon Besitz zu nehmen, und hielt seinen Hof zu Samarkand [5]), der Hauptstadt dieses Königreichs.

Es war schon zehn Jahre, daß diese beiden Könige von einander getrennt waren, da beschloß Schachriar, der seinen Bruder gern einmal wiederzusehen wünschte, ihm einen Gesandten zu schicken, um ihn zu einem Besuche einzuladen. Er wählte zu dieser Sendung seinen ersten Wesyr [6]), welcher mit einem seiner Würde angemessenen Gefolge dahin reiste, und sich so viel als möglich beeilte.

Als er in der Nähe von Samarkand war, kam Schachsenan, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm entgegen mit den vornehmsten Herren seines Hofes, welche dem Minister des Sultans zu Ehren sich alle prächtig gekleidet hatten. Der König der Tatarei empfing ihn mit großen Freudenbezeigungen, und fragte sogleich nach dem Befinden des Sultans, seines Bruders. Der Wesyr befriedigte seine Neugier, und eröffnete ihm dann die Absicht seiner Gesandtschaft. Schachsenan war gerührt darüber: »Weiser Wesyr«, sprach er zu ihm, »der Sultan, mein Bruder,

thut mir zu viel Ehre an, und er könnte mir nichts entbieten, das mir lieber wäre. Wenn er mich zu sehen wünscht, so bin ich schon längst von demselben Verlangen erfüllt. Die Jahre, welche seine Liebe nicht vermindert haben, haben auch die meine nicht geschwächt. Mein Reich ist in Ruhe, und ich bedarf nur zehn Tage, um mich in den Stand zu setzen, mit dir zu reisen. Demnach ist es nicht nöthig, daß du auf so kurze Zeit in die Stadt kommest. Ich bitte dich, an diesem Orte zu bleiben und hier deine Zelte aufschlagen zu lassen. Ich werde sogleich befehlen, daß man Erfrischungen in Ueberfluß herbringe für dich und alle Personen deines Gefolges.«

Dies ging sogleich in Erfüllung, und kaum war der König nach Samarkand zurückgekehrt, als der Wesyr eine überschwänkliche Fülle von Lebensmitteln aller Art ankommen sah, welche von den kostbarsten Geschenken begleitet waren.

Schachsenan rüstete sich unterdessen zur Reise, er ordnete die wichtigsten Angelegenheiten, setzte einen Staatsrath ein zur Regierung des Reichs während seiner Abwesenheit, und stellte an die Spitze desselben einen Minister, dessen Weisheit ihm bekannt war und auf welchen er volles Vertrauen hatte.

Nach zehn Tagen war er zur Abfahrt bereit, er nahm Abschied von seiner Gemahlinn, verließ am Abend Samarkand, und begab sich mit seinem Reisegefolge zu dem königlichen Gezelte, welches er bei den Zelten des Wesyrs hatte aufschlagen lassen.

Er unterhielt sich mit diesem Gesandten bis

um Mitternacht. Da wollte er nochmals seine Gemahlinn umarmen, die er sehr liebte, und kehrte allein in seinen Palast zurück. Er ging gerade nach dem Zimmer der Königinn, welche seiner Wiederkehr sich nicht versehend, einen der niedrigsten Bedienten des Hauses in ihr Bette aufgenommen hatte. Beide lagen schon lange bei einander, und waren jetzt in tiefen Schlaf versunken.

Der König trat ohne Geräusch ein, und wollte sich das Vergnügen machen, eine Gemahlinn zu überraschen, von welcher er sich zärtlich geliebt wähnte. Wie groß aber war seine Ueberraschung, als er bei dem Scheine der Kerzen, welche die ganze Nacht in den Zimmern der Fürsten und Fürstinnen brennen, einen Mann in ihren Armen erblickte! Er stand einige Augenblicke unbeweglich, ungewiß, ob er seinen Augen trauen sollte. Als er aber nicht mehr zweifeln konnte, sprach er bei sich selber: »Wie! kaum bin ich aus meinem Palast, und noch unter den Mauern von Samarkand, und schon wagt man es, mich zu beschimpfen! Ha, Treulose, dein Verbrechen soll nicht ungestraft bleiben! Als König muß ich die Missethaten in meinen Staaten bestrafen; als beleidigter Gatte muß ich dich meiner gerechten Rache opfern!« Kurz, in der ersten Aufwallung zog der unglückliche Fürst seinen Säbel, näherte sich dem Bette, und mit einem Streiche sandte er die Schuldigen aus dem Schlafe hinüber in den Tod. Hierauf nahm er einen nach dem andern und warf sie aus dem Fenster in den Graben, welcher den Palast umgab.

Nachdem er sich also gerächt hatte, ging er eben so heimlich aus der Stadt, wie er hinein gekommen war, und begab sich in sein Gezelt. Kaum war er daselbst angekommen, so befahl er, ohne jemand etwas davon zu sagen, was er eben gethan hatte, die Zelte abzubrechen und abzureisen. Alles war schnell bereit, und es war noch nicht Tag, als sich der Zug in Bewegung setzte, unter dem Schalle der Pauken und anderer Instrumente, welche alle mit Freuden erfüllten, außer den König. Dieser Fürst war stets mit der Treulosigkeit seiner Gattinn beschäftigt und einer tiefen Schwermuth hingegeben, welche ihn während der ganzen Reise nicht verließ.

Als er in der Nähe der Hauptstadt von Indien war, sah er den Sultan [7]) Schachriar mit seinem ganzen Hofstaat ihm entgegen kommen. Welche Freude für die beiden Fürsten, sich wiederzusehen! Sie stiegen vom Pferde, sich zu umarmen, und nachdem sie sich tausend Zeichen der Zärtlichkeit gegeben hatten, saßen sie wieder auf, und ritten, unter dem Zujauchzen einer zahllosen Volksmenge, in die Stadt. Der Sultan führte den König, seinen Bruder, in den für ihn eingerichteten Palast. Dieser Palast stand mit dem seinen durch einen Garten in Verbindung; er war um so prächtiger, als er zu den Festen und Vergnügungen des Hofes bestimmt war, und sein Glanz war noch durch eine ganz neue Ausschmückung erhöhet.

Schachriar verließ hier den König der Tatarei, und ließ ihm Zeit ins Bad zu gehen und die Kleider zu wechseln; sobald er aber vernahm

daß es geschehen war, kam er wieder zu ihm. Sie setzten sich auf ein Sofa; und während die Hofleute aus Ehrerbietung sich entfernt hielten, besprachen die beiden Fürsten sich über alles, was zwei Brüder, welche noch mehr durch Freundschaft als durch die Blutsverwandtschaft verbunden sind, nach so langer Trennung einander zu sagen haben.

Als die Stunde des Abendessens gekommen war, speisten sie zusammen; und nach der Malzeit nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf, welche so lange währte, bis Schachriar bemerkte, daß es schon tief in der Nacht war, und sich zurückzog, um seinen Bruder ausruhen zu lassen.

Der unglückliche Schachsenan legte sich nieder; aber, wenn gleich die Gegenwart des Sultans, seines Bruders, auf einige Zeit seinen Gram zu beschwichtigen vermochte, so erwachte dieser jetzo wieder desto heftiger. Anstatt der Ruhe zu genießen, deren er bedurfte, rief er nun in sein Gedächtniß die qualvollsten Vorstellungen zurück. Alle Umstände der Treulosigkeit seiner Gattinn traten so lebhaft vor seine Einbildungskraft, daß er ganz außer sich war. Endlich, da er nicht schlafen konnte, stand er wieder auf: und indem er sich ganz so quälenden Gedanken hingab, erschien auf seinem Antlitz ein Ausdruck der Traurigkeit, welchen sein Bruder nicht unbemerkt ließ.

»Was fehlt dem König der Takarei?« sprach der Sultan, »wer kann diesen Kummer verursachen, den ich an ihm sehe? Sollte er Ursache haben, sich über die Aufnahme bei mir zu be-

Klagen? Nein, ich habe ihn wie einen geliebten Bruder empfangen, und ich habe mir hierin nichts vorzuwerfen. Vielleicht macht die Entfernung von seinem Reiche, oder von seiner Gemahlinn ihm diesen Kummer. Ja, wenn das ist, so muß ich ihm sogleich die für ihn bestimmten Geschenke geben, damit er, so bald er will, abreisen und nach Samarkand heimkehren kann.«

Und wirklich, sogleich am folgenden Morgen sandte er ihm einen Theil dieser Geschenke, welche aus dem Seltensten, dem Reichsten und Wunderbarsten bestanden, das Indien nur hervorbrachte. Dabei unterließ er nicht, ihn täglich durch neue Vergnügungen zu erheitern; aber auch die fröhlichsten Feste, anstatt ihn zu erfreuen, erregten nur noch mehr seinen Kummer.

Eines Tages hatte Schachriar eine große Jagd angestellt, zwei Tagereisen von der Hauptstadt, in einer Gegend, wo es hauptsächlich viel Hirsche gab [8]). Schachsenan bat, daheim bleiben zu dürfen, weil der Zustand seiner Gesundheit ihm nicht erlaubte, an der Jagd Theil zu nehmen. Der Sultan wollte ihm nicht Zwang anthun, sondern ließ ihm volle Freiheit, und ritt mit seinem ganzen Hofe zu dieser Jagdlust aus.

Nach seiner Abreise verschloß der König der Großen Tatarei sich einsam in sein Zimmer. Er setzte sich an ein Fenster, welches die Aussicht auf den Garten hatte. Die Anmuth dieses Ortes und der Gesang unzähliger Vögel, welche sich hier aufhielten, hätten ihm Vergnügen gewährt, wenn er fähig gewesen wäre, es zu empfinden; aber stets gequält von dem leidigen An-

denken der ehrlosen Handlung der Königinn, verweilten seine Augen weniger auf dem Garten, als er sie zum Himmel aufhob, um sich über sein unglückliches Schicksal zu beklagen.

So sehr er mit seinem Schmerze beschäftigt war, so unterließ er jedoch nicht, einen Gegenstand zu beobachten, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Eine geheime Thür des Palastes seines Bruders öffnete sich plötzlich, und heraus traten zwanzig Frauen, in deren Mitte die Sultaninn ging, welche durch ihre Haltung sich leicht kenntlich machte. Die Fürstinn im Wahne, daß der König der Großen Tatarei mit auf der Jagd wäre, kam dreist bis unter die Fenster seines Zimmers; und er, aus Neugier sie zu beobachten, stellte sich so, daß er alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Er bemerkte, daß die Personen, welche die Sultaninn begleiteten, um allen Zwang zu entfernen, den Schleier vom Gesichte nahmen, der sie bisher verhüllte, und die langen Gewänder ablegten, welche sie über andern kürzeren Kleidern trugen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als unter dieser Gesellschaft, welche ihm nur aus Frauen zu bestehen schien, sich zehn Schwarze befanden, deren jeder sein Liebchen zu sich nahm. Die Sultaninn ihrerseits blieb auch nicht lange ohne Liebhaber; sie klatschte in die Hände und rief: »Masud, Masud!« und alsbald stieg noch ein Schwarzer von einem Baume herab, und lief mit großer Inbrunst auf sie zu [9]).

Die Schamhaftigkeit erlaubt nicht, alles zu

erzählen, was zwischen diesen Weibern und ihren Schwarzen vorging; es genügt, zu sagen, daß Schachsenan genug sah, um zu erkennen, daß sein Bruder nicht weniger zu beklagen wäre, als er selber. Die Vergnügungen dieser verliebten Bande dauerten bis um Mitternacht. Sie badeten sich alle zusammen in einem großen Wasserbecken, welches eine der schönsten Zierden des Gartens war; worauf sie ihre Kleider wieder anlegten, und durch die geheime Thür wieder in den Palast des Sultans schlüpften. Masud aber, der von außen über die Gartenmauer gekommen war, nahm denselben Rückweg.

Da alle diese Dinge unter den Augen des Königs der Großen Tatarei vorgegangen waren, so gaben sie ihm Anlaß zu zahllosen Betrachtungen: »Wie sehr hatte ich Unrecht,« sagte er, »mein Unglück so einzig zu wähnen! das ist ohne Zweifel die unvermeidliche Bestimmung aller Ehemänner, da der Sultan, mein Bruder, der unumschränkte Beherrscher so vieler Reiche, der größte Fürst der Welt, es nicht vermeiden konnte. Wie thöricht bin ich also, mich so vom Gram aufzehren zu lassen? Es sey drum: das Andenken eines so gemeinsamen Unglücks soll fortan nicht mehr die Ruhe meines Lebens stören!«

Und wirklich, von diesem Augenblick an hörte er auf sich zu grämen; und weil er nicht eher zu Nacht speisen wollte, als bis er das ganze Schauspiel gesehen hatte, welches unter seinen Fenstern aufgeführt wurde, so ließ er sich nun auftragen, aß mit größerer Lust, als er seit seiner Abreise von Samarkand gethan hatte, und

hörte sogar mit Vergnügen ein angenehmes Konzert von Gesang und Saitenspiel, welches seine Malzeit begleitete.

Die folgenden Tage war er sehr aufgeräumt; und sobald er vernahm, daß der Sultan zurückkam, ging er ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit heiterer Miene. Schachriar gab nicht sogleich Achtung auf diese Veränderung; er war nur bedacht, sich freundlich zu beklagen, daß er es versagt hatte, ihn auf die Jagd zu begleiten; und ohne ihm Zeit zu lassen, auf diese Vorwürfe zu antworten, erzählte er ihm von der großen Anzahl von Hirschen und andern Thieren, die er erlegt, und von allem Vergnügen, das er gehabt hatte. Nachdem Schachsenan ihn mit Theilnahme angehört hatte, nahm er auch das Wort, und da der Gram seinen Geist nicht mehr umwölkte, so sagte er tausend angenehme und scherzhafte Dinge.

Der Sultan, welcher ihn in demselben Zustande wiederzufinden erwartete, in welchem er ihn verlassen hatte, war erfreut, ihn so heiter zu sehen. »Mein Bruder,« sprach er zu ihm, »ich sage dem Himmel Dank für die glückliche Veränderung, welche er während meiner Abwesenheit in dir hervorgebracht hat: ich empfinde eine wahrhafte Freude darüber; aber ich habe eine Bitte an dich, und ich beschwöre dich sie mir zu gewähren.« — »Wie könnte ich dir etwas versagen?« antwortete der König der Tatarei. »Du vermagst alles über Schachsenan. Rede; ich bin voll Ungeduld zu wissen, was du von mir wünschest.« — »So lange du an meinem

Hofe bist,« fuhr Schachriar fort, »habe ich dich in eine düstere Schwermuth versunken gesehen, welche ich durch alle Arten von Lustbarkeiten vergeblich zu zerstreuen suchte. Ich bildete mir ein, daß dein Gram von der Entfernung aus deinem Reiche herrührte; ich glaubte sogar, daß die Liebe großen Theil daran hätte, und daß die Königinn von Samarkand, zu welcher du ohne Zweifel eine vollkommene Schönheit erwählt hast, die Ursache davon wäre. Ich weiß nicht, ob ich mich in meiner Vermuthung geirrt habe; aber ich bekenne dir, daß ich besonders aus diesem Grunde nicht weiter in dich dringen wollte, aus Furcht, dir zu mißfallen. Nun aber, ohne daß ich im geringsten dazu beigetragen habe, finde ich dich bei meiner Heimkehr in der besten Laune von der Welt und den Geist völlig befreit von diesem schwarzen Gewölke, welches seine Heiterkeit trübte. Sage mir, ich bitte dich, warum warst du bisher so traurig, und warum bist du es jetzo nicht mehr?«

Auf die Anrede blieb der König der Großen Tatarei eine Weile nachdenklich, als wenn er sich besänne, was er antworten sollte. Endlich erwiederte er Folgendes: »Du bist mein Sultan und mein Herr; aber erlaß mir, ich bitte dich darum, dir die Aufklärung zu geben, die du verlangst.« — »Nein, mein Bruder,« erwiederte der Sultan, »du mußt sie mir gewähren, ich dringe darauf, versage mir sie nicht.« Schachsenan konnte Schachriar's Andringen nicht länger widerstehen: »Wohlan denn, mein Bruder,«

sagte er zu ihm, »ich will dir genugthun, weil du es befiehlst.«

Hierauf erzählte er ihm die Treulosigkeit der Königinn von Samarkand; und als er die Erzählung davon beendigt hatte, fuhr er fort: »da siehst du nun den Grund meiner Traurigkeit; erwäge selber, ob ich Unrecht hatte, mich ihr hinzugeben.« — »O mein Bruder!« rief der Sultan aus, »welche furchtbare Geschichte hast du mir da erzählt! Mit welcher Ungeduld habe ich sie bis zu Ende gehört! ich lobe dich, daß du die Treulosen so bestraft hast, welche dir solchen empfindlichen Schimpf anthaten. Man kann dir keinen Vorwurf über diese Handlung machen: sie ist gerecht; und was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich an deiner Stelle noch weniger Mäßigung gehabt hätte, als du. Ich hätte mich nicht begnügt, einem Weibe allein das Leben zu nehmen, ich glaube, ich hätte ihrer wohl tausend meiner Wuth aufgeopfert. Ich bin nicht mehr verwundert über deinen Gram; die Ursache davon war zu lebhaft und zu kränkend, um ihm nicht zu erliegen. Welche Begebenheit! Nein, ich glaube, daß niemals einem Manne, außer dir, dergleichen begegnet ist. Aber am Ende muß man Gott danken, daß er dir Trost gewährt hat; und da ich nicht zweifele, daß derselbe auch wohl begründet sey, so habe noch die Güte, mich davon zu unterrichten, und schenke mir dein ganzes Vertrauen.«

Schachsenan machte über diesen Punkt mehr Schwierigkeit, als über den vorigen, wegen des Antheils seines Bruders daran; aber er mußte

dessen wiederholten dringenden Bitten nachgeben. »So will ich dir denn gehorchen,« sagte er, »weil du es durchaus willst. Ich fürchte aber, daß mein Gehorsam dir noch mehr Leid verursachen wird, als ich empfunden habe; aber du hast es dir allein beizumessen, weil du mich zwingst, dir eine Sache zu enthüllen, welche ich in ewige Vergessenheit begraben wünschte.«

»Was du mir da sagst,« unterbrach ihn Schachriar, »reizt meine Neugier nur noch mehr; säume nicht, mir dies Geheimniß zu entdecken, von welcher Art es auch seyn mag.«

Der König der Tatarei konnte nicht länger sich weigern, und erzählte ihm nun umständlich alles, was er erblickt hatte, die Verkleidung der Schwarzen, die Ausschweifungen der Sultaninn und ihrer Frauen, und vergaß auch nicht des Masud. »Nachdem ich Zeuge dieser Schandthaten gewesen war,« fuhr er fort, »so gedachte ich, daß alle Weiber von Natur ihnen ergeben sind, und daß sie ihrer Neigung nicht widerstehen können. In dieser Ueberzeugung dünkte es mich eine große Thorheit für einen Mann, seine Ruhe an ihre Treue zu knüpfen. Diese Betrachtung erzeugte andere, und am Ende erkannte ich, daß ich keine bessere Partei ergreifen könnte, als mich zu trösten. Es hat mich einige Ueberwindung gekostet, jedoch bin ich zum Ziele gelangt, und wenn du mir hören willst, so folge meinem Beispiele:«

So verständig dieser Rath war, so wollte er dem Sultan doch nicht eingehen. Er gerieth vielmehr in Wuth: »Wie!« rief er aus, »die Sul-

taninn von Indien ist fähig, sich auf eine so unwürdige Weise preiszugeben! Nein, mein Bruder,« fügte er hinzu, »ich kann's nicht glauben, was du mir sagst, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen sehe. Die deinen müssen dich getäuscht haben; die Sache ist wichtig genug, daß ich mich selber davon überzeuge.« — »Mein Bruder,« antwortete Schachsenan, »wenn du Zeuge davon seyn willst, so wird das eben nicht schwer seyn: du brauchst nur eine neue Jagd anzustellen; wenn wir mit deinem ganzen Hofe und mit meinen Leuten außerhalb der Stadt sind, so bleiben wir dort unter unsern Gezelten, und in der Nacht kehren wir beide ganz allein zurück in mein Zimmer: ich bin gewiß, du wirst am nächsten Morgen dasselbe sehen, was ich gesehen habe.«

Der Sultan billigte diese List, und befahl sogleich eine neue Jagd; so daß noch an demselben Tage die Zelte an dem bestimmten Ort aufgeschlagen wurden.

Am folgenden Morgen ritten die beiden Fürsten mit ihrem ganzen Gefolge hinaus. Sie kamen zu der Lagerstatt, und blieben dort bis in die Nacht. Da berief Schachriar seinen Groß-Wesyr, und ohne ihm seine Absicht zu entdecken, befahl er ihm, in seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten, und nicht zu erlauben, daß jemand aus dem Lager ginge, aus welchem Grunde es auch seyn möchte.

Sobald er diesen Befehl ertheilt hatte, stieg er mit dem Könige der Großen Tatarei zu Pferde; beide ritten unerkannt durch das Lager

zurück in die Stadt, und begaben sich in Schachsenan's Palast. Hier legten sie sich schlafen, und am folgenden Morgen nahmen sie dieselbe Stelle am Fenster ein, wo der König der Tatarei den Auftritt mit den Schwarzen gesehen hatte.

Sie genossen einige Zeit der Frische des Morgens; denn die Sonne war noch nicht aufgegangen; und während ihrer Unterhaltung warfen sie oft einen Blick nach der geheimen Thüre. Sie öffnete sich endlich: die Sultaninn erschien mit ihren Frauen und den zehn verkleideten Schwarzen; sie rief: »Masud«! und der Sultan sah mehr, als er bedurfte, um völlig von seiner Entehrung und seinem Unglück überzeugt zu seyn.

»O Himmel«! rief er aus, »welche Herabwürdigung, welche Abscheulichkeit! die Gemahlinn eines solchen Fürsten, wie ich bin, kann einer solchen Ehrlosigkeit fähig seyn? Welcher Fürst darf nun noch sich rühmen, vollkommen glücklich zu seyn? Ach, mein Bruder!« fuhr er fort, indem er den König der Tatarei umarmte! »laß uns beide der Welt entsagen; Treue und Glaube ist daraus entwichen: schmeichelt sie auf der einen Seite, so verräth sie auf der andern. Wir wollen unsere Reiche und allen Glanz, der uns umgibt, verlassen, und in fremden Ländern unser Leben in Dunkelheit hinschleppen und unser Unglück verbergen.«

Schachsenan billigte diesen Entschluß nicht; bei der Heftigkeit, worin er seinen Bruder sah, wagte er jedoch nicht, ihm zu widersprechen. »Mein Bruder«, sagte er zu ihm, »ich habe keinen anderen Willen, als den deinen; ich bin be-

reit, dir überall zu folgen, wohin du willst: aber versprich mir, daß wir zurückkehren, wenn wir jemand finden, der noch unglücklicher ist, als wir«. — »Ich verspreche es dir«, antwortete der Sultan; »aber ich zweifle, daß wir einen solchen finden können«. — »Ich bin hierin nicht deiner Meinung«, erwiederte der König der Tatarei, »vielleicht werden wir sogar nicht weit darnach reisen dürfen«.

In diesem Gespräche gingen sie heimlich aus dem Palast, und schlugen einen andern Weg ein, als der, auf welchem sie gekommen waren. Sie wanderten den ganzen Tag, und brachten die erste Nacht unter einem Baume zu. Früh morgens standen sie auf, und setzten ihre Wanderung fort, bis sie auf eine schöne Wiese am Ufer des Meeres kamen, wo hin und wieder hohe und dichtbelaubte Bäume standen. Sie setzten sich unter einen dieser Bäume nieder, um sich auszuruhen und zu erfrischen. Die Treulosigkeit ihrer Frauen war der Gegenstand ihres Gesprächs.

Sie hatten noch nicht lange so gesessen, als sie ganz nahe bei ihnen ein furchtbares Getöse und ein schreckliches Geheul hörten, welches sie mit Grauen erfüllte. Alsbald that das Meer sich auf, und es erhob sich daraus, wie eine dicke schwarze Säule, welche sich in den Wolken zu verlieren schien. Diese Erscheinung verdoppelte ihr Schrecken, sie standen eilig auf und stiegen auf einen Baum, der ihnen am tauglichsten schien, sie zu verbergen. Kaum waren sie droben, als sie, sich umschauend nach der Stelle, wo das Getöse herkam und das Meer sich auf-

gethan hatte, bemerkten, daß die schwarze Säule das Wasser durchfurchte und sich gegen das Ufer bewegte; sie konnten im Augenblicke nicht unterscheiden, was es eigentlich war, aber bald erblickten sie deutlich einen furchtbaren Gegenstand.

Es war einer von jenen bösen und den Menschen todfeindlichen Geistern [10]). Er war schwarz und scheußlich; er hatte die Gestalt eines Riesen von ungeheurer Größe, und trug auf seinem Haupte einen großen Glaskasten, der mit vier Schlössern von feinem Stahle verwahrt war. Mit dieser Bürde betrat er die Wiese, und setzte sie an dem Fuße desselben Baumes nieder, auf welchem die beyden Fürsten versteckt waren, die nun die große Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, und sich schon verloren glaubten.

Der Geist setzte sich neben dem Kasten nieder, öffnete ihn mit vier Schlüsseln, welche er an seinem Gürtel trug, und ließ eine Frau heraus, die höchst kostbar gekleidet, von stolzem Wuchse und vollkommener Schönheit war. Das Ungeheuer ließ sie an seiner Seite niedersitzen, blickte sie verliebt an, und sprach: »Vollkommenste aller Weiber, welche durch ihre Schönheit bewundert sind, liebenswürdigste Frau, die ich an ihrem Hochzeittage entführt, und seitdem immer so standhaft geliebt habe, erlaube, daß ich ein wenig bei dir ruhe; ich fühle mich vom Schlaf überwältigt, und habe diesen Ort erwählt, um der Ruhe zu genießen.«

Indem er dieses sagte, ließ er sein großes Haupt in den Schooß der Frau sinken; und nachdem er seine Füße ausgestreckt hatte, welche bis

ans Meer reichten, schlief er bald ein, und schnarchte dermaßen, daß das Gestade davon wiederhallte.

Da blickte die Frau von ungefähr empor, und als sie die beiden Fürsten oben auf dem Baume ersah, gab sie ihnen ein Zeichen mit der Hand, leise herab zu steigen. Beider Schreck war nicht klein, als sie sich entdeckt sahen. Sie baten die Frau, durch andere Zeichen, ihnen den Gehorsam zu erlassen; sie aber, nachdem sie das Haupt des Geistes säuberlich von ihrem Schooße gehoben und sanft auf die Erde gelegt hatte, stand auf, und rief ihnen mit leiser aber lebhafter Stimme zu: »Steiget herab, ihr müßt durchaus zu mir kommen.« Vergeblich wollten jene noch durch Geberden ihr begreiflich machen, daß sie sich vor dem Riesengeiste fürchteten; sie erwiederte ihnen mit demselben Ausdrucke: »Wenn ihr nicht eilet, mir zu gehorchen, so werde ich ihn aufwecken und selber euren Tod von ihm verlangen.«

Diese Worte erschreckten die beiden Fürsten dergestalt, daß sie allgemach hinabstiegen, mit aller möglichen Vorsicht, um den Geist nicht aufzuwecken. Als sie drunten waren, nahm die Frau sie bei der Hand, und nachdem sie sich mit ihnen ein wenig unter die Bäume entfernt hatte, machte sie ihnen freimüthig einen sehr lebhaften Antrag. Jene weigerten sich anfangs; die Frau aber zwang sie durch neue Drohungen, ihr zu willfahren.

Nachdem sie von ihnen erlangt hatte, was sie wünschte, bemerkte sie, daß jeder von ihnen einen Ring am Finger trug, und begehrte diese von ihnen. Sobald sie dieselben in Händen hatte,

ging sie hin und holte eine Schachtel aus dem Bündel, welches ihren Putz enthielt; daraus zog sie eine Schnur hervor, auf welche viele andere Ringe aller Art gereihet waren, und zeigte sie ihnen, indem sie sagte: »Wißt ihr wohl, was diese Kleinode bedeuten?« — »Nein;« antworteten sie, »aber es kommt nur auf dich an, es uns zu erklären.« — »Dies sind,« fuhr sie fort, »die Ringe von allen den Männern, denen ich meine Gunst geschenkt habe. Es sind ihrer acht und neunzig, wohlgezählt, welche ich zu ihrem Andenken bewahre. Ich habe aus demselben Grunde die eurigen von euch verlangt, und um endlich das Hundert voll zu haben.«

»So sind es denn,« fuhr sie fort, »hundert Liebhaber, welche ich bis auf diesen Tag gehabt habe, trotz der Wachsamkeit und Vorsicht dieses schnöden Geistes, welcher mich nimmer verläßt. Er mag mich immerhin in diesen Glaskasten einschließen und mich im Grunde des Meeres verbergen, ich ermangle dennoch nicht, alle seine Vorkehrungen zu Schanden zu machen. Ihr sehet hieraus, daß wenn eine Frau einmal einen Vorsatz gefaßt hat, weder ein Ehemann noch ein Liebhaber vermag, sie an der Ausführung zu verhindern. Die Männer würden besser thun, uns keinen Zwang aufzulegen: das wäre das Mittel, uns vernünftig zu machen.«

Nachdem die Frau also zu ihnen geredet hatte, zog sie ihre beiden Ringe auf dieselbe Schnur, auf welche die übrigen gereiht waren. Darauf setzte sie sich wieder auf ihre Stelle hin, hob das Haupt des Geistes auf, ohne daß er erwachte, legte es

wieder in ihren Schooß, und gab den Fürsten ein Zeichen, sich zu entfernen.

Sie kehrten denselben Weg zurück, den sie gekommen waren, und als sie der Frau mit dem Unholde aus dem Gesichte waren, sagte Schachriar zu Schachsenan: »Wohlan, mein Bruder, was dünkt dich von dem Abenteuer, das uns so eben aufgestoßen ist? Hat der Geist nicht ein recht treues Liebchen? und mußt du nicht gestehen, daß der Weiberlist nichts gleich kommt?« — »Ja wohl, lieber Bruder, »antwotete der König der Großen Tatarei. »Und du mußt auch eingestehen, daß der Geist mehr zu beklagen und unglücklicher ist, als wir. Drum also, weil wir gefunden haben, was wir suchten, laß uns heimkehren in unser Reich, und uns hiedurch nicht abhalten, uns wieder zu vermählen. Was mich betrifft, so weiß ich wohl ein Mittel, durch welches die mir schuldige Treue unverletzt gehalten werden soll. Ich will mich gegenwärtig nicht weiter darüber erklären; aber du wirst einst davon hören, und ich bin sicher, daß du meinem Beispiele folgen wirst.«

Der Sultan stimmte seinem Bruder bei; und beide setzten ihren Weg fort, und kamen mit Ende der Nacht wieder ins Lager zurück, drei Tage nach ihrer Auswanderung.

Als die Neuigkeit von der Rückkehr des Sultans sich dort verbreitet hatte, versammelten die Hofleute sich frühmorgens vor seinem Gezelte. Er ließ sie eintreten, empfing sie heiterer, als gewöhnlich, und ließ ihnen Geschenke austheilen. Darauf erklärte er, daß er nicht weiter jagen wollte, befahl ihnen aufzusitzen, und kehrte nach seinem Palaste zurück.

Kaum war er angekommen, so rannte er nach dem Zimmer der Sultaninn. Er ließ sie auf der Stelle binden, und überlieferte sie seinem Groß-Wesyr, mit dem Befehle, sie erdrosseln zu lassen; was dieser Minister auch sogleich ausrichtete, ohne sich zu erkundigen, welches Verbrechens sie schuldig wäre. Der gereizte Fürst blieb dabei nicht stehen: er schlug mit eigener Hand allen Weibern der Sultaninn die Köpfe ab. Nach diesem scharfen Gerichte, beschloß er, in der Ueberzeugung, daß es keine getreue Frau gäbe, jede Nacht eine neue zu nehmen, und um ihrer Treulosigkeit zuvorzukommen, dieselbe am folgenden Morgen hinrichten zu lassen. Nachdem er sich dieses grausame Gesetz aufgelegt hatte, schwur er, es sogleich nach der Abreise des Königs der Tatarei zu beobachten. Dieser nahm bald darauf Abschied von ihm, und begab sich, mit kostbaren Geschenken überhäuft, auf den Weg.

Nachdem Schachsenan abgereist war, befahl Schachriar sogleich seinem Groß-Wesyr, ihm die Tochter eines seiner Feldherren zuzuführen. Der Wesyr gehorchte. Der Sultan schlief mit ihr eine Nacht, und am Morgen übergab er sie ihm, um sie hinrichten zu lassen, zugleich mit dem Befehle, ihm eine andere Frau für die nächste Nacht zu bringen.

Wie sehr es dem Wesyr widerstrebte, dergleichen Befehle auszuführen, gleichwohl war er dem Sultan, seinem Herrn, einem blinden Gehorsam schuldig, und mußte sich ihnen unterwerfen. Er brachte ihm also die Tochter eines unteren Beamten, welche ebenfalls am nächsten Morgen hingerichtet wurde. Auf diese folgte die

Tochter eines Bürgers aus der Hauptstadt; und kurz, jeden Tag wurde also eine Jungfrau vermählt und eine Frau getödtet.

Das Gerücht von dieser Unmenschlichkeit ohne Beispiel verbreitete eine allgemeine Bestürzung in der Stadt. Man hörte darin nur Heulen und Wehklagen. Hier war es ein weinender Vater, in Verzweiflung über den Verlust seiner Tochter, dort waren es zärtliche Mütter, welche, für ihre Kinder dasselbe Schicksal befürchtend, die Luft mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Und anstatt der Lobeserhebungen und Segnungen, welche der Sultan sich bisher erworben hatte, stießen gegenwärtig alle seine Unterthanen nur Verwünschungen gegen ihn aus.

Der Groß-Wesyr, welcher, wie gesagt, wider seinen Willen der Vollstrecker einer so empörenden Ungerechtigkeit war, hatte zwei Töchter, von denen die ältere Scheherasade [11]) und die jüngere Dinarsade [12]) hieß. Diese letzte war nicht ohne Vorzüge; die erste aber besaß einen Muth über ihr Geschlecht hinaus, viel Geist und bewundernswürdigen Scharfsinn. Sie hatte dabei eine große Belesenheit und ein erstaunliches Gedächtniß, so daß nichts ihr entfiel von allem, was sie gelesen hatte. Mit Erfolg hatte sie sich der Weltweisheit, der Arzneikunde, der Geschichte und der schönen Künste beflissen; und sie machte bessere Verse als die berühmtesten Dichter ihrer Zeit. Ueber dies alles war sie mit einer außerordentlichen Schönheit begabt; und eine festgegründete Tugend krönte alle ihre schönen Eigenschaften.

Der Wesyr liebte aufs innigste eine seiner

Zärtlichkeit so würdige Tochter. Eines Tages, als er sich mit ihr unterhielt, sprach sie zu ihm: »Mein Vater, ich habe euch um eine Gnade zu bitten, und ich flehe inständigst, sie mir zu gewähren.« — »Ich werde sie dir nicht versagen,« antwortete er, »vorausgesetzt, daß sie gerecht und verständig sey.« — »Was jenes anbetrifft, so kann nichts gerechter seyn; und ihr könnt davon aus dem Beweggrunde urtheilen, welcher mich antreibt, euch darum zu bitten. Ich habe die Absicht, den Lauf dieser Barbarei zu hemmen, welche der Sultan über die Familien dieser Stadt verhängt. Ich will die Besorgnisse so vieler Mütter zerstreuen, welche ihre Töchter auf eine so unselige Weise zu verlieren fürchten.« — »Deine Absicht ist sehr löblich, meine Tochter,« sagte der Wesyr; »aber das Uebel, welches du heilen willst, scheint mir ohne Heilmittel. Auf welche Weise gedenkst du zum Ziele zu kommen?« — »Mein Vater,« entgegnete Scheherasade, »da der Sultan durch eure Vermittelung täglich eine neue Hochzeit feiert, so beschwöre ich euch, bei der herzlichen Zärtlichkeit, welche ihr für mich habt, mir die Ehre seines Beilagers zu verschaffen.« Der Wesyr konnte diese Rede nicht ohne Entsetzen anhören. »O Gott!« unterbrach er sie mit Ungestüm, »hast du den Verstand verloren, meine Tochter? Wie kannst du mir eine so gefährliche Bitte thun? du weißt, daß der Sultan bei seiner Seele geschworen hat, nur eine einzige Nacht mit derselben Frau zu schlafen, und ihr am nächsten Morgen das Leben nehmen zu lassen, und du willst, daß ich ihm antrage, dich zu heiraten? bedenkst du wohl, welcher Gefahr dein un-

zeitiger Eifer dich aussetzt?« — »Ja, mein Vater,« antwortete diese tugendhafte Tochter, »wohl kenne ich alle die Gefahr, die mir droht, und doch vermag sie mich nicht abzuschrecken. Wenn ich umkomme, so wird mein Tod ruhmvoll seyn; wenn aber mein Unternehmen mir gelingt, so werde ich meinem Vaterlande einen wichtigen Dienst leisten.«

»Nein, nein,« sagte der Wesyr, »was du mir auch vorstellen magst, um mich zu der Erlaubniß zu bewegen, dich in diese furchtbare Gefahr zu stürzen, bilde dir nicht ein, daß ich darein willige. Wenn der Sultan mir beföhle, dir den Dolch in die Brust zu stoßen, Wehe mir! ich müßte ihm ja gehorchen. Welch ein Auftrag für einen Vater! Ach, wenn du den Tod nicht fürchtest, so fürchte wenigstens doch, mir den tödtlichen Schmerz zu verursachen, daß ich meine Hand mit deinem Blute färben müßte.«

»Noch einmal, lieber Vater,« sagte Scheherasade, »gewähret mir die Gnade, um welche ich euch bitte.« — »Dein Starrsinn,« erwiederte der Wesyr, »erregt meinen Zorn. Warum willst du selber in dein Verderben rennen? Wer nicht das Ende einer gefährlichen Unternehmung absieht, wird nimmer glücklich daraus kommen. Ich fürchte, es wird dir begegnen, was jenem Esel begegnete, welcher sich in einer glücklichen Lage befand, aber sich nicht darin zu erhalten wußte.« — »Welches Unglück begegnete denn diesem Esel?« fragte Scheherasade. »Ich will es dir erzählen,« antwortete der Wesyr, »höre mir zu:«

Der Esel, der Ochs und der Bauer.

Fabel.

Ein reicher Kaufmann besaß mehrere Landhäuser, wo er eine große Menge Vieh von aller Art unterhielt. Er zog mit seiner Frau und seinen Kindern auf eins von diesen Gütern, um es selber zu bewirthschaften. Er hatte die Gabe, die Sprache der Thiere zu verstehen; aber unter der Bedingung, daß er sie niemand auslegen durfte, ohne die Gefahr das Leben zu verlieren; und dies verhinderte ihn, dasjenige mitzutheilen, was er mittelst dieser Gabe vernommen hatte.

Nun stand in seinem Stalle an derselben Krippe ein Ochs und ein Esel. Eines Tages, als er neben beiden saß und sich an den Spielen seiner Kinder vor ihm ergetzte, hörte er, daß der Ochs zum Esel sagte: »Vater der Wachsamkeit [15]), wie ich dich glücklich preise, wenn ich bedenke, welcher Ruhe du genießest und wie wenig Arbeit man von dir fordert. Ein Mensch wartet dein sorgfältig, striegelt dich, wäscht dich, gibt dir wohlgesiebte Gerste und frisches klares Wasser. Deine größte Arbeit ist, den Kaufmann,

unsern Herrn, zu tragen, wenn er etwa eine kleine Reise zu machen hat. Ohne das, würdest du dein ganzes Leben in Müßiggang hinbringen. Die Art, wie ich behandelt werde, ist dagegen ganz anders, und meine Lage ist eben so unglücklich, als die deine annehmlich. Kaum ist Mitternacht vorüber, so spannt man mich an einen Pflug, welchen ich den ganzen Tag ziehen muß, um die Erde zu furchen; was mich so sehr ermüdet, daß mir manchmal die Kraft ausgeht. Dabei hört der Bauer, der stets hinter mir ist, nicht auf, mich zu schlagen. Von dem Ziehen des Pfluges ist mir der ganze Hals geschunden. Und wenn ich wieder in den Stall komme, nachdem ich vom Morgen bis zum Abend gearbeitet habe, so wirft man mir schlechte trockene Bohnen vor, welche man nicht einmal von der Erde zu reinigen sich bemühet hat, oder andere Dinge, die nichts besser sind. Und zum Uebermaße meines Elendes, nachdem ich mich mit so unschmackhafter Kost gesättigt habe, muß ich die Nacht auf meinem Miste liegen. Du siehst, daß ich Ursache habe, dein Loos zu beneiden.«

Der Esel unterbrach den Ochsen nicht, sondern ließ ihn alles sagen, was er wollte; als jener aber ausgeredet hatte, antwortete er: »Du verläugnest nicht den Beinahmen des Unwissenden, welchen man dir gegeben hat; du bist zu einfältig, du läßt dich führen, wie man will, und kannst keinen rechten Entschluß fassen. Und welchen Vortheil hast du dabei von all der Schmach, welche du erduldest? Du opferst dich auf für die Ruhe, das Vergnügen und den Nutzen der-

jenigen, welche dir des keinen Dank wissen. Man würde dich nicht auf solche Weise behandeln, wenn du so viel Muth als Stärke hättest. Wenn man dich an die Krippe binden will, warum sträubst du dich nicht? warum theilst du nicht tüchtige Hörnerstöße aus? warum drückst du deinen Zorn nicht aus durch Schlagen und Stampfen mit den Füßen? warum jagst du durch furchtbares Gebrüll nicht Schrecken ein? Die Natur hat dich mit Mitteln ausgerüstet, dir Ehrfurcht zu verschaffen, du aber bedienst dich derselben nicht. Wirft man dir schlechte Bohnen und schlechtes Stroh vor, so friß nicht davon, sondern beriech es nur, und laß es liegen. Wenn du den Rath befolgst, den ich dir gebe, so wirst du bald eine Aenderung wahrnehmen, deren du mir danken wirst.«

Der Ochs nahm die Unterweisung des Esels sehr gut auf, und bezeigte ihm, wie sehr er ihm verpflichtet wäre. »Theurer Vater der Wachsamkeit,« fügte er hinzu, »ich werde nicht ermangeln alles zu thun, was du mir gesagt hast, und du sollst sehen, wie ich es anstellen werde.« Beide schwiegen nach dieser Unterredung, von welcher der Kaufmann kein Wort verloren hatte.

Am nächsten Morgen ganz früh kam der Bauer, nahm den Ochsen, spannte ihn in den Pflug, und trieb ihn zu der gewöhnlichen Arbeit. Der Ochs, welcher den Rath des Esels nicht vergessen hatte, war widerspenstig; und am Abend, als der Bauer ihn wieder an die Krippe führte, und ihn wie gewöhnlich anbinden wollte; so sträubte sich das boshafte Vieh, anstatt die Hör-

ner von selber darzubieten, drängte zurück, und brüllte, ja drohte sogar seinem Pfleger mit den Hörnern; kurz, er trieb es ganz so, wie der Esel ihn unterrichtet hatte.

Am folgenden Morgen kam der Bauer, ihn wieder an die Arbeit zu spannen; als er aber die Krippe noch voll Bohnen und Stroh fand, die er am Abend eingeschüttet hatte, und der Ochs mit ausgestreckten Beinen auf der Erde lag und auf ungewöhnliche Weise schnob, so hielt er ihn für krank; er hatte Mitleid, und hielt es für unnütz, ihn zur Arbeit zu treiben; er ging sogleich zu dem Herrn, ihn davon zu benachrichtigen.

Der Kaufmann sah wohl, daß die bösen Rathschläge des Vaters der Wachsamkeit waren befolgt worden; und um ihn zu strafen, wie er es verdiente, sagte er zu dem Bauer: »Geh hin, und nimm den Esel statt des Ochsen, und unterlaß nicht, ihn scharf einzuüben.« Der Bauer gehorchte. Der Esel war genöthigt, diesen ganzen Tag den Pflug zu ziehen; was ihn um so mehr ermüdete, je weniger er an dergleichen Arbeit gewöhnt war. Ueberdies empfing er dabei so viel Stockschläge, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte, als er zurückkam.

Der Ochs war indessen sehr zufrieden: er hatte alles aufgefressen, was in seiner Krippe war, und sich den ganzen Tag geruht. Er freute sich im Herzen, den Rath des Vaters der Wachsamkeit befolgt zu haben; er segnete ihn tausendmal für das Glück, welches er ihm verschafft hatte, und ermangelte nicht, ihm dafür Dank abzustatten, als er ihn ankommen sah.

Der Esel antwortete dem Ochsen nicht, so voll Verdruß war er, so gemißhandelt zu seyn. »Durch meine Unklugheit,« sprach er bei sich selber, »habe ich mir dieses Unglück zugezogen; ich lebte glücklich, alles lachte mich an, ich hatte alles, was ich nur wünschen konnte: es ist meine eigene Schuld, daß ich nun in diesem jammervollen Zustande bin; und wenn ich mit meinem Witze nicht irgend eine List ersinne, mich wieder herauszuziehen, so ist mein Verderben gewiß.« Indem er dieses sagte, waren seine Kräfte dermaßen erschöpft, daß er bald todt vor seiner Krippe niedersank.

Hier hielt der Groß-Wesyr inne, und wandte sich zu Scheherasade'n: »Meine Tochter, du thust wie dieser Esel: durch deinen Fürwitz setzest du dich der Gefahr des Verderbens aus. Folge mir, bleib in Ruhe, und suche nicht, deinen Tod zu beschleunigen.« — »Mein Vater,« antwortete Scheherasade, »das Beispiel, welches ihr mir erzählt habt, ist nicht im Stande, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen; und ich werde nicht aufhören, in euch zu dringen, als bis ihr mir gewähret habt, mich dem Sultän zur Gemahlinn vorzustellen.«

Als der Wesyr sah, daß sie durchaus auf ihrer Bitte beharrte, erwiederte er: »Wohlan denn, weil du deinen Starrsinn nicht beugen willst, so bin ich genöthigt, dich eben so zu behandeln, wie der Kaufmann, von welchem ich eben erzählte, bald darauf seine Frau behandelte; höre, wie:

Als dieser Kaufmann den klägllichen Zustand des Esels vernommen hatte, war er neugierig

zu wissen, was weiter zwischen ihm und dem Ochsen vorgehen würde. Deshalb ging er nach dem Abendessen hinaus in den Mondschein, und setzte sich mit seiner Frau neben ihnen nieder. Bei seiner Ankunft hörte er den Esel zum Ochsen sagen: »Gevatter, ich bitte dich, sage mir, was gedenkst du zu thun, wenn der Bauer dir morgen wieder das Futter bringt?« — »Was ich thun werde?« antwortete der Ochs, »ich werde fortfahren zu thun, was du mich gelehrt hast: ich werde sogleich auf die Seite springen, und meine Hörner weisen, wie gestern, ich werde den Kranken spielen und mich stellen, als wenn ich in den letzten Zügen läge.« — »Hüte dich wohl, das zu thun,« unterbrach ihn der Esel, »das wäre das Mittel dich zu verderben; denn als ich diesen Abend zurückkam, hörte ich den Kaufmann, unsern Herrn, etwas sagen, das mich für dich zittern macht.« — »He! was hast du denn gehört?« fragte der Ochs. »Verhehle mir ja nichts, mein lieber Vater der Wachsamkeit.« — »Unser Herr,« fuhr der Esel fort, »sagte zu dem Bauer diese betrübten Worte: »weil der Ochs nicht frißt, und sich nicht aufrecht halten kann, so soll er gleich morgen geschlachtet werden. Wir wollen, um Gottes willen, sein Fleisch den Armen zum Almosen geben; und seine Haut, die wir gebrauchen können, trage zu dem Gerber; vergiß also nicht, den Schlächter zu bestellen.« Das ist es, was ich dir mittheilen mußte,« fügte der Esel hinzu; »meine Theilnahme an deiner Erhaltung, und meine Freundschaft zu dir, verpflichten mich, dich hiervon zu benachrichtigen, und dir einen

neuen Rath zu geben. Sobald man dir deine Bohnen und dein Stroh bringt, steh auf, und wirf dich mit Gier darüber her; der Herr wird daran erkennen, daß du wieder genesen bist, und wird ohne Zweifel das Todesurtheil widerrufen: wenn du dagegen anders handelst, so ist es um dich geschehen.«

Diese Rede brachte die Wirkung hervor, welche der Esel erwartet hatte. Der Ochs ward dadurch sehr beunruhigt und brüllte vor Angst.

Der Kaufmann, welcher sie beide mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, lachte jetzt so laut auf, daß seine Frau sehr verwundert darüber war. »Sage mir,« sprach sie zu ihm, »warum du so laut lachest, damit ich mit dir lachen kann.« — »Liebe Frau,« antwortete ihr der Kaufmann, »begnüge dich, daß du mich lachen hörst.« — »Nein,« wiederholte sie, »ich will die Ursache davon wissen.« — »Ich kann dir hierin nicht Genüge leisten,« erwiederte der Mann; »so viel nur magst du wissen, daß ich über das lache, was unser Esel eben zu unserm Ochsen gesagt hat; das übrige ist ein Geheimniß, daß ich dir nicht enthüllen darf.« — »Und wer hindert dich, mir dies Geheimniß zu entdecken?« versetzte sie. »Wisse, wenn ich dir es sagte,« antwortete er, »daß es mich das Leben kosten würde.« — »Du hast mich zum besten!« rief die Frau aus; »was du mir da sagst, ist gewiß nicht wahr. Wenn du mir nicht auf der Stelle gestehst, worüber du gelacht hast, und mir nicht sagen willst, was der Esel und der Ochs gesprochen haben, so schwöre ich bei dem großen Gott im Himmel,

daß wir fortan nicht mehr miteinander leben werden.«

Als sie dies gesprochen hatte, ging sie wieder ins Haus, und setzte sich in einen Winkel, wo sie die ganze Nacht hindurch aus aller Macht weinte. Der Mann schlief allein; und als er sie am Morgen noch immer wehklagen hörte, sprach er zu ihr: »du bist thöricht, dich dermaßen zu betrüben; die Sache ist nicht der Mühe werth, und ist dir eben so unwichtig zu wissen, als wichtig für mich, sie geheim zu halten. Denke also nicht mehr daran, ich beschwöre dich darum.« — »Ich denke noch so sehr daran,« antwortete die Frau, »daß ich nicht aufhören werde zu weinen, als bis du meine Neugier befriedigt hast.« — »Aber ich sage dir in allem Ernste,« versetzte er, »daß es mich das Leben kostet, wenn ich deinen unzeitigen Bitten nachgebe.« — »Mag daraus entstehen, was Gott will,« erwiederte sie, »ich werde nicht davon ablassen.« —

»Ich sehe wohl,« sagte hierauf der Mann, »daß es kein Mittel gibt, dich zur Vernunft zu bringen; und da ich voraussehe, daß du durch deine Hartnäckigkeit dich selber umbringen wirst, so will ich nur deine Kinder rufen, damit sie noch den Trost haben, dich vor deinem Tode zu sehen.«

Er ließ nun seine Kinder kommen, und schickte auch nach dem Vater und der Mutter und den übrigen Verwandten der Frau. Als alle versammelt waren, und er ihnen kund gethan hatte, wovon die Rede wäre, so versuchten Alle ihre Beredsamkeit, um der Frau begreiflich zu machen, daß sie Unrecht hätte, auf ihrem Starrsinne zu

beharren. Sie aber wies alle zurück, und sagte, daß sie lieber sterben wollte, als hierin ihrem Manne nachgeben. Was auch der Vater und die Mutter insgeheim mit ihr redeten, und ihr vorstellten, daß die Sache, welche sie zu wissen wünschte, durchaus von keiner Wichtigkeit für sie wäre, sie vermochten nichts, über ihren Starrsinn, weder durch ihr Ansehen, noch durch ihr Zureden.

Als ihre Kinder sahen, daß sie so hartnäckig alle vernünftigen Vorstellungen verwarf, so fingen sie bitterlich an zu weinen.

Der Mann selber wußte zum noch, wo er war. Er saß allein vor der Thüre seines Hauses, und überlegte schon, ob er sein Leben aufopfern sollte, um das Leben seiner Frau zu retten, welche er zärtlich liebe.

»Nun, meine Tochter,« fuhr der Weise fort, »hatte dieser Kaufmann funfzig Hühner mit einem Hahn, und einen wachsamen Hofhund. Während er nun so saß, wie ich gesagt habe, und in tiefen Gedanken war, welchen Ausweg er ergreifen sollte, sah er den Hund auf den Hahn zulaufen, der sich auf eine Henne gesetzt hatte, und hörte daß er also zu ihm sprach: »O Hahn! der Himmel wird dich gewiß nicht lange leben lassen! Schämst du dich nicht, heute das zu thun, was du thust?« Der Hahn erhob sich auf seinen Sporen, drehte sich gegen den Hund um, und antwortete stolz: »Warum sollte es mir heute mehr verboten seyn, als an andern Tagen?« — »Weil du es nicht weißt,« antwortete der Hund; »so höre denn, daß unser Herr heute in großer Trauer ist. Seine Frau verlangt, daß er ihr ein Ge-

heimniß entdecke, welches von der Art ist, daß es ihn das Leben kostet, wenn er es offenbart. So stehen die Sachen; und es ist zu fürchten, daß er nicht Festigkeit genug habe, um der Hartnäckigkeit der Frau zu widerstehen; denn er liebt sie, und ist gerührt von ihren Thränen, die sie unaufhörlich vergießt. Er geht vielleicht zu Grunde. Wir alle im Hause sind dadurch sehr beunruhigt. Du allein spottest unserer Trauer und hast die Unverschämtheit, dich mit deinen Hennen lustig zu machen.«

Der Hahn erwiederte folgendergestalt auf den Verweis des Hundes: »Was unser Herr für ein Thor ist! er hat nur eine Frau, und kann damit nicht fertig werden, während ich ihrer funfzig habe, welche nur thun, was ich will. Möge er wieder zur Besinnung kommen, so wird er bald ein Mittel finden, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.« — »He, was meinst du denn, daß er thun soll?« fragte der Hund. »Er soll in die Kammer zu seiner Frau gehen,« antwortete der Hahn, »und nachdem er sich fest mit ihr eingeschlossen hat, einen guten Stock nehmen, und sie tüchtig durchprügeln: ich bin versichert, sie wird wieder klug werden, und ihn sonst nicht mehr plagen, ihr zu sagen, was er ihr nicht entdecken darf.«

Kaum hatte der Kaufmann vernommen, was der Hahn sagte, so erhohlte er sich von seinem Sitze, nahm einen dicken Stock, und ging damit zu seiner Frau, welche noch immer weinte; er schloß sich mit ihr ein, und bläute sie so wacker, daß sie endlich laut schrie: »Es ist genug, lieber

Mann, es ist genug, laß mich los; ich will dich nie wieder etwas fragen!«

Auf diese Worte, und da er sah, daß sie ihre unzeitige Neugier bereute, hörte er auf, sie zu schlagen; er öffnete die Thür, die ganze Verwandtschaft trat hinein, Alle freuten sich, die Frau von ihrem Starrsinne zurückgekommen zu sehen, und wünschten ihm Glück, daß er ein Mittel gefunden, wodurch er sie wieder zur Vernunft gebracht hätte.

»Meine Tochter,« fügte der Weisir hinzu, »du verdientest, auf dieselbe Weise behandelt zu werden, wie die Frau dieses Kaufmannes.«

»Mein Vater,« sagte darauf Scheherasade, »ich bitte, deutet es mir nicht übel, daß ich auf meinem Sinne beharre. Die Geschichte dieser Frau kann mich darin nicht wankend machen. Ich könnte euch viele andere Geschichten erzählen, euch zu überreden, daß ihr euch meinem Vorhaben nicht widersetzen solltet. Uebrigens, verzeihet mir, wenn ich euch zu erklären wage, daß ihr euch vergeblich widersetzen würdet; und wenn die väterliche Zärtlichkeit, die Bitte versagen sollte, welche ich an euch thue, so würde ich hingehen und selber mich dem Sultan vorstellen.«

Der Vater, durch die Standhaftigkeit seiner Tochter bis aufs Aeußerste getrieben, ergab sich endlich ihren dringenden Bitten; und zwar sehr betrübt, daß er sie von einem so unseligen Entschlusse nicht abzuwenden vermochte, ging er auf der Stelle zu dem Sultan, und kündigte ihm an, daß er ihm die nächste Nacht seine Tochter Scheherasade zuführen würde.

Der Sultan war sehr erstaunt über das Opfer, das sein Groß-Wesyr ihm darbrachte. »Wie hast du dich entschließen können,« fragte er ihn, »mir deine einzige Tochter zu überliefern?« — »Herr« antwortete ihm der Wesyr, »sie hat sich von selber dazu erboten. Das traurige Schicksal, das sie erwartet, hat sie nicht abschrecken können, und höher als das Leben achtet sie die Ehre, eine einzige Nacht die Gemahlinn Euer Majestät zu seyn.«

»Aber täusche dich nicht, Wesyr,« versetzte der Sultan: »morgen früh überliefere ich Scheherasade'n deinen Händen, und fordere, daß du ihr das Leben nehmest. Wenn du es unterläßt, so schwöre ich, dich selber tödten zu lassen.« — »Herr,« erwiederte der Wesyr, »mein Herz wird ohne Zweifel bluten, indem ich euch gehorche; aber die Natur mag immerhin murren: obwohl ich Vater bin, so stehe ich euch doch für einen getreuen Arm.«

Schachriar nahm das Erbieten seines Ministers an, und sagte ihm, daß er nur seine Tochter bringen möchte, wann er wollte.

Der Groß-Wesyr ging, und brachte Scheherasade'n diese Nachricht, welche sie mit so viel Freuden empfing, als wenn es ihr die angenehmste von der Welt gewesen wäre. Sie dankte ihrem Vater, sie so höchlich verpflichtet zu haben; und als sie ihn vom Schmerz überwältigt sah, sagte sie, ihn zu trösten, sie hoffte, daß es ihm nicht gereuen würde, sie mit dem Sultan vermählt zu haben; daß er im Gegentheil Ursach haben würde, sich sein ganzes übriges Leben darob zu freuen.«

Sie dachte jetzo nur daran, sich in Bereitschaft zu setzen, um vor dem Sultan zu erscheinen. Aber bevor sie das väterliche Haus verließ, nahm sie noch ihre Schwester Dinarsade beiseite, und sagte zu ihr: »Meine liebe Schwester, ich bedarf deiner Hülfe in einer höchst wichtigen Angelegenheit, ich bitte dich, sie mir nicht zu versagen. Mein Vater wird mich zu dem Sultan führen, um mich mit ihm zu vermählen. Laß diese Neuigkeit dich nicht erschrecken; höre mich nur ruhig an. Sobald ich bei dem Sultan bin, werde ich ihn um die Erlaubniß bitten, daß du bei mir in der Brautkammer schlafest, damit ich mich diese Nacht noch deiner Gesellschaft erfreue. Wenn ich diese Gnade erlange, wie ich hoffe, so vergiß nicht, mich morgen früh eine Stunde vor Tage aufzuwecken, mit folgenden Worten: »Liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, bis der nahe Tag anbricht, mir eine von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt.« Sogleich werde ich dir eins erzählen; und ich schmeichle mir, durch dieses Mittel das ganze Volk von der Bestürzung zu befreien, in welcher es sich befindet.« Dinarsade antwortete ihrer Schwester, daß sie mit Vergnügen alles thun würde, was sie von ihr verlangte.

Als endlich die Stunde des Beilagers gekommen war, begleitete der Groß-Wesir Scheherasade'n zum Palast, und zog sich zurück, nachdem er sie in das Gemach des Sultans eingeführt hatte. Sobald dieser Fürst sich mit ihr allein sah, befahl er ihr, das Antlitz zu enthüllen. Er fand sie so schön, daß er ganz davon bezaubert wurde;

als er sie aber in Thränen sah, befragte er sie um die Ursache. »Gnädiger Herr,« antwortete Scheherasade, »ich habe eine Schwester, die ich so zärtlich liebe, als ich von ihr geliebt werde. Ich wünschte wohl, daß sie diese Nacht hier in der Kammer schliefe, um noch einmal sie zu sehen und ihr Lebewohl zu sagen. Gewährtet ihr mir wohl den Trost, ihr diesen letzten Beweis meiner Liebe zu geben?« Schachriar willigte darein, und man ging, Dinarsade'n zu holen, welche auch ungesäumt kam.

Der Sultan legte sich mit Scheherasade'n auf einer hohen Bühne zu Bette, nach dem Brauche der Fürsten des Morgenlandes, und für Dinarsade'n war ein Lager unten an derselben bereitet.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade und ermangelte nicht, zu thun, was ihre Schwester sie geheißen hatte: »Meine liebe Schwester,« rief sie aus, »wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, mir, bis der nahe Tag anbricht, eine von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt. Ach! es ist vielleicht das letztemal, daß ich dieses Vergnügen habe.«

Scheherasade, anstatt ihrer Schwester zu antworten, wandte sich an den Sultan, und sprach: »Gnädiger Herr, geruhet Euer Majestät wohl, mir zu erlauben, daß ich diesem Wunsche meiner Schwester genüge?« — »Sehr gern,« antwortete der Sultan. Darauf sagte Scheherasade zu ihrer Schwester, daß sie zuhören möchte; und indem sie die Erzählung an Schachriar richtete, begann sie folgendermaßen:

Erste Nacht.

Der Kaufmann und der Geist.

»Herr, es war einmal ein Kaufmann, der große Reichthümer besaß, so wohl an liegenden Gründen, als an Waaren und baarem Gelde. Er hatte viele Handelsdiener, Factoren und Sklaven. Indem er von Zeit zu Zeit Reisen machen mußte, um sich mit seinen Handelsfreunden zu besprechen, so rief eines Tages eine wichtige Angelegenheit ihn ziemlich weit weg von seinem Wohnorte. Er bestieg ein Pferd, und ritt dahin, mit einem Felleisen hinter ihm, in welchem er einen kleinen Vorrath Zwieback und Datteln hatte, weil er durch ein wüstes Land reisen mußte, wo er nichts zu leben gefunden hätte. Er kam ohne Unfall an, und nachdem er das Geschäft beendigt, welches ihn dahin gerufen hatte, stieg er wieder zu Pferde, um heimzukehren.

Am vierten Tage seiner Reise fühlte er sich dergestalt von der Sonnenglut und dem durch ihre Strahlen erhitzten Boden angegriffen, daß er von seinem Wege ablenkte, um sich unter einigen Bäumen zu erfrischen, welche er auf dem

Felde bemerkte. Hier fand er, am Fuß eines großen Nußbaumes, einen Springquell von sehr klarem Wasser. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Baumast, setzte sich bei der Quelle nieder, nachdem er aus seinem Felleisen einige Datteln und Zwieback genommen hatte. Indem er nun die Datteln aß, warf er die Schalen zur Rechten und zur Linken hin. Nachdem er sein einfaches Mal verzehrt hatte, wusch er, als guter Muselmann sich die Hände, das Gesicht und die Füße, und sprach sein Gebet.

Er hatte dieses noch nicht vollendet, und lag noch auf den Knieen, da erschien ihm ein Geist, ganz weiß von hohem Alter, und von ungeheurer Größe, welcher mit einem Säbel in der Hand auf ihn losging, und mit schrecklicher Stimme sprach: »Steh auf, damit ich dich mit diesem Säbel tödte, wie du meinen Sohn getödtet hast.« Er begleitete diese Worte mit einem entsetzlichen Geschrei.

Der Kaufmann, eben so erschrocken über die scheußliche Gestalt des Ungeheuers, als über die Worte, welche er zu ihm sprach, antwortete ihm zitternd: »O weh! mein lieber Herr, welches Verbrechens kann ich mich gegen euch schuldig gemacht haben, um den Tod von euch zu verdienen«? — »Ich will dich tödten«, wiederholte der Geist, »wie du meinen Sohn getödtet hast.« — »Ach, guter Gott«, erwiederte der Kaufmann, »wie könnte ich euren Sohn getödtet haben? ich kenne ihn ja nicht und habe ihn nimmer gesehen.« »Hast du dich nicht niedergesetzt, als du hierher kamst?« antwortete der Geist; »hast du

nicht Datteln aus deinem Felleisen genommen, und indem du sie aßest, hast du nicht die Schalen zur Rechten und zur Linken hingeworfen.« — »Ich habe das alles gethan, was du sagst,« antwortete der Kaufmann, »ich kann es nicht läugnen.« — »Wenn das ist,« fuhr der Geist fort, »so sage ich dir noch einmal, daß du meinen Sohn getödtet hast; und merke, auf welche Weise: indem du die Schalen wegwarfst, ging mein Sohn gerade vorbei, und ihn traf eine ins Auge, daß er davon gestorben ist.« — »Ach, lieber Herr, Gnade!« rief der Kaufmann aus. »Keine Gnade, kein Erbarmen!« antwortete der Geist. »Ist es nicht gerecht, den zu tödten, der getödtet hat?« — »Ich gebe es zu,« sagte der Kaufmann; »aber ich habe sicherlich nicht einen Sohn getödtet; wäre es aber, so habe ich es ganz unschuldig gethan: drum also flehe ich euch an, mir zu verzeihen und mir das Leben zu lassen.« — »Nein, nein,« rief der Geist, auf seinem Entschlusse beharrend, »ich muß dich eben so tödten, wie du meinen Sohn getödtet hast.«

Mit diesen Worten ergriff er den Kaufmann beim Arme, warf ihn mit dem Gesichte gegen die Erde, und schwang den Säbel, ihm den Kopf abzuhauen.

Der Kaufmann zerfloß unterdessen in Thränen, betheuerte seine Unschuld, bejammerte seine Frau und seine Kinder, und sagte die rührendsten Sachen von der Welt. Der Geist, stets mit geschwungenem Schwerte, hatte die Geduld zu warten, bis der Unglückliche seine Wehklage geendigt hatte, aber er ward keineswegs da-

durch erweicht. »Alle diese Klagen sind überflüssig,« rief er aus: »und wenn du auch blutige Thränen weintest, so würden sie mich doch nicht abhalten, dich zu tödten, wie du meinen Sohn getödtet hast.« — »Wie!« entgegnete der Kaufmann, »kann nichts euch rühren? Wollt ihr durchaus einem armen Unschuldigen das Leben nehmen?« Und zugleich begann der Kaufmann folgende Verse herzusagen:

»Das menschliche Leben besteht aus zwei Tagen, von welchen der eine Sicherheit bietet, der andere aber Vorsicht erheischt; und die Dauer desselben hat zwei Hälften, von welchen die eine hell, die andere trübe ist.

Siehst du nicht den Wind, wenn seine Stürme toben? Er greift am stärksten nur die höchsten Bäume an.

Wie viel gibts nicht auf Erden schöner und schlechter Bäume? Aber nur die werden von den Leuten mit Steinen geworfen, auf denen Früchte prangen.

Am Himmel stehen Sterne sonder Zahl: aber nur die größten unter ihnen, die Sonne und der Mond, sind den Finsternissen ausgesetzt.

Dein Gemüth ist fröhlich, wenn die Tage heiter sind, und du fürchtest nicht die Zukunft, mit welcher das Geschick dir entgegen eilt.

Das Glück hat dich unbesorgt gemacht und hat dich irre geleitet: aber während der Nacht entsteht oft plötzlich das stärkste Ungewitter.«

Nachdem der Kaufmann nochmals seine Bitten und Klagen wiederholt hatte, so beharrte

der Geist nichts desto weniger auf dem Vorsatze, ihn zu tödten.

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und da sie wußte, daß der Sultan sehr früh aufstand, um sein Gebet zu verrichten und seine Rathsversammlung zu halten, so hörte sie auf zu reden.

»Guter Gott! meine Schwester,« sprach darauf Dinarsade, »wie wundervoll ist deine Erzählung!« — »Das Folgende ist noch viel überraschender,« antwortete Scheherasade, »und du würdest mir gewiß darin beistimmen, wenn der Sultan mich heute noch leben lassen und mir erlauben wollte, es dir in der nächsten Nacht zu erzählen.«

Schachriar, welcher Scheherasade'n mit Vergnügen zugehört hatte, sagte bei sich selber: »Ich will bis morgen warten; ich kann sie ja immer noch tödten lassen, wenn ich das Ende ihrer Erzählung gehört habe.« Nachdem er also den Entschluß gefaßt hatte, Scheherasade'n diesen Tag noch das Leben zu lassen, stand er auf, sein Gebet zu verrichten und in den Rath zu gehen.

Während dieser Zeit war der Groß-Wesyr in einer tödtlichen Unruhe. Anstatt der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, hatte er die Nacht unter Seufzen und Wehklagen über das Schicksal seiner Tochter hingebracht, deren Henker er seyn sollte. Aber so sehr er in dieser bangen Erwartung den Sultan fürchtete, so angenehm wurde er überrascht, als dieser Fürst in die Rathsversammlung trat, ohne ihm den unseligen Befehl zu geben, welchen er erwartete.

Der Sultan beschäftigte sich, seiner Gewohnheit nach, den Tag über mit den Angelegenheiten seines Reiches; und als die Nacht kam, lag er abermals bei Scheherasade'n.

Am folgenden Morgen, ehe der Tag erschien, ermangelte Dinarsade nicht, ihre Schwester anzureden und zu ihr zu sagen: »Meine liebe Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, bis es Tag wird, die gestrige Geschichte fortzusetzen.«

Der Sultan wartete nicht, bis Scheherasade ihn um die Erlaubniß dazu bat, sondern sagte sogleich: »Vollende die Erzählung von dem Geist und dem Kaufmanne; ich bin neugierig, das Ende davon zu hören.« Scheherasade nahm hierauf das Wort, und fuhr in ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

Zweite Nacht.

»Herr, als der Kaufman sah, daß der Geist ihm durchaus den Kopf abhauen wollte, that er einen lauten Schrei, und rief aus: »Haltet ein, nur noch ein Wort, ich bitte euch; seyd so gnädig und bewilligt mir eine Frist; laßt mir Zeit, hinzugehen, um meiner Frau und meinen Kindern Lebewohl zu sagen, und durch ein Testament, das ich noch nicht gemacht habe, mein Vermögen unter ihnen zu theilen, damit sie nach meinem Tode in keinen Prozeß verwickelt werden. Ist dieses geschehen, so werde ich alsbald wieder hieher kommen und mich allem unterwerfen, was euch beliebt, über mich zu verhängen.« — »Ich

fürchte aber,« sagte der Geist, »wenn ich dir die erbetene Frist bewillige, daß du nicht wiederkommst.«—»Wenn ihr meinem Eide trauen wollt,« antwortete der Kaufmann, »so schwöre ich bei dem Gotte des Himmels und der Erden, daß ich unfehlbar hieher zu euch zurückkommen will?« — »Wie lang wünschest du, daß diese Frist seyn soll?« fragte der Geist. »Ich bitte dich um ein Jahr,« antwortete der Kaufmann; »in kürzerer Zeit vermag ich nicht, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich vorzubereiten, um ohne Kümmerniß der Lust des Lebens zu entsagen. Ich verspreche euch also, daß ich morgen über ein Jahr mich unfehlbar unter diesen Bäumen einstellen und mich euren Händen überliefern will.« — »Rufst du Gott zum Zeugen des Versprechens, welches du mir hier thust?« fragte der Geist. »Ja,« antwortete der Kaufmann, »ich rufe ihn nochmals zum Zeugen an, und du kannst auf meinen Schwur bauen.« Bei diesen Worten ließ der Geist ihn bei der Quelle, und verschwand.

Als der Kaufmann sich von seinem Schreck erholt hatte, bestieg er wieder sein Pferd, und setzte seinen Weg fort. Wenn er aber auf der einen Seite froh war, sich aus einer so großen Gefahr gezogen zu haben, so war er auf der andern in einer tödtlichen Traurigkeit, wenn er an den verhängnißvollen Eid dachte, welchen er gethan hatte.

Als er heimkam, empfingen seine Frau und seine Kinder ihn mit allen Aeußerungen der vollkommensten Freude; er aber, anstatt sie auf die-

selbe Weise zu umarmen, fing bitterlich an zu weinen, so daß sie wohl erkannten, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet wäre. Seine Frau fragte ihn um die Ursache seiner Thränen und des heftigen Schmerzes, welchen er ausbrechen ließ. »Wir alle,« sagte sie, »freuen uns über deine Heimkehr, du hingegen beunruhigst uns durch den Zustand, in welchem wir dich sehen. Erkläre uns, ich bitte dich, die Ursache deiner Traurigkeit.« — »Ach!« antwortete der Mann, »wie könnte ich in einer andern Stimmung seyn? ich habe nur noch ein Jahr zu leben.« Hierauf erzählte er ihnen, was sich zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte, und sagte, daß er ihm sein Wort gegeben, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren und den Tod aus seinen Händen zu empfangen.

Als sie diese traurige Neuigkeit hörten, wurden alle trostlos. Die Frau brach in Jammergeschrei aus, zerschlug sich das Gesicht und zerriß sich die Haare; die Kinder zerflossen in Thränen, und ließen das Haus von ihrem Wehklagen wiederhallen; und der Vater, der Gewalt des Blutes weichend, vermischte seine Thränen mit ihren Klagen. Mit einem Worte, es war das rührendste Schauspiel von der Welt.

Gleich am folgenden Morgen war der Kaufmann bedacht, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und besorgte vor allen Dingen, seine Schulden zu bezahlen. Er gab seinen Freunden Geschenke, und reiche Almosen den Armen; schenkte seinen Sklaven des einen wie des anderen Geschlechtes die Freiheit, theilte sein Vermögen

unter ſeine Kinder, ernannte Vormünder für die noch nicht Volljährigen [14]); und nachdem er ſeiner Frau herausgegeben, was ihr nach dem Ehevertrage zukam, vermachte er ihr noch alles, was er ihr, den Geſetzen gemäß, geben konnte [15]).

Endlich lief das Jahr ab, und er mußte ſcheiden. Er packte ſein Felleiſen, und legte das Tuch hinein, in welches ſeine Leiche verhüllt werden ſollte; als er aber ſeiner Frau und ſeinen Kindern Lebewohl ſagen wollte, da hatte man nimmer einen lebhafteren Schmerz geſehen. Sie konnten es nicht ertragen, ihn zu verlieren, alle wollten ihn begleiten und mit ihm ſterben. Dennoch mußte er ſich Gewalt anthun und ſo theure Gegenſtände verlaſſen: »Meine lieben Kinder,« ſagte er zu ihnen, »ich gehorche dem Befehle Gottes, indem ich von euch ſcheide. Folget meinem Beiſpiele: unterwerfet euch muthig dieſer Nothwendigkeit, und bedenket, daß die Beſtimmung des Menſchen der Tod iſt.«

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, entriß er ſich den Armen und dem Jammergeſchrei ſeiner Familie. Er ritt hinweg, und kam an den Ort, wo er den Geiſt geſehen hatte, an demſelben Tage, da er verſprochen hatte, ſich dort einzuſtellen. Er ſtieg ſogleich ab, und ſetzte ſich an den Rand der Quelle, wo er den Geiſt in aller Betrübniß erwartete, die man ſich vorſtellen kann.

Während er in einer ſo qualvollen Erwartung hinſtarrte, erſchien ein freundlicher Greis, welcher eine Hinde am Bande führte, und näherte ſich ihm. Sie begrüßten ſich gegenſeitig; wor-

auf der Greis zu ihm sagte: »Mein Bruder, darf man wissen, weshalb du an diesen wüsten Ort gekommen bist, wo sich nur böse Geister aufhalten, und wo man nicht sicher ist? Wenn man diese schönen Bäume ansieht, so sollte man ihn für bewohnt halten; aber es ist eine wahrhafte Einöde, wo es gefährlich ist, lange zu verweilen.«

Der Kaufmann befriedigte die Neugier des Greises, und erzählte ihm das Abenteuer, welches ihn verpflichtete, sich dort einzufinden.

Der Greis hörte ihm mit Erstaunen zu, und rief endlich aus: »das ist in der That die seltsamste Begebenheit von der Welt; und du hast dich durch den unverletzlichsten Eid gebunden.« »Ich will,« fügte er hinzu, »Zeuge deiner Zusammenkunft mit dem Geiste seyn.«

Indem er dies sagte, setzte er sich neben dem Kaufmann nieder; und während beide sich mit einander unterhielten ....

»Aber ich sehe, daß es tagt,« sagte Scheherasade, indem sie innehielt; »was noch übrig, ist gerade der schönste Theil des Mährchens.« Der Sultan, gesonnen das Ende davon zu hören, ließ Scheherasade'n noch einen Tag leben.

Dritte Nacht.

Die folgende Nacht that Dinarsade an ihre Schwester dieselbe Bitte, wie in den beiden vorhergehenden: »Meine liebe Schwester,« sprach sie zu ihr, »wenn du nicht schläfst, so bitte ich

dich, mir eine von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt.«

Der Sultan aber sagte, daß er das Ende der Erzäh'ung von dem Kaufmann und dem Geiste hören wollte; weshalb Scheheraſade sie also wieder aufnahm:

»Herr, während der Kaufmann und der Greis, welcher die Hinde führte, sich unterhielten, kam noch ein Greis dorthin, dem zwei schwarze Hunde folgten. Er näherte sich ihnen, grüßte sie, und fragte sie, was sie an diesem Orte machten. Der Greis mit der Hinde erzählte ihm das Abenteuer des Kaufmanns mit dem Geiste, was zwischen beiden vorgegangen, und den Schwur des Kaufmanns. Er fügte hinzu, daß dieses der Tag des gegebenen Versprechens wäre, und daß er gesonnen wäre, dort zu bleiben, um zu sehen, was daraus würde.

Der andere Greis fand die Sache ebenfalls seiner Neugier werth, und faßte denselben Entschluß. Er setzte sich zu ihnen, und kaum hatte er sich in ihr Gespräch gemischt, als noch ein dritter Greis mit einem Maulthiere ankam, welcher die beiden andern anredete und sie fragte, warum der Kaufmann neben ihnen so traurig wäre. Man sagte ihm die Ursache davon, welche auch ihm so außerordentlich däuchte, daß er ebenfalls Zeuge zu seyn wünschte von dem, was sich zwischen dem Geist und dem Kaufmanne zutragen würde. Er setzte sich deshalb zu den Andern.

Bald darnach erblickten sie auf dem Felde einen dicken Dunst, wie wenn der Wind Staubwirbel emportriebe. Dieser Dunst nahte sich ih-

nen, verschwand plötzlich, und der Geist erschien, welcher, ohne sie zu grüßen, mit dem Säbel in der Hand auf den Kaufmann losging, ihn beim Arm ergriff, und zu ihm sagte: »Steh auf, damit ich dich tödte, wie du meinen Sohn getödtet hast.«

Der Kaufmann und die drei Greise erschraken, und fingen an zu weinen und die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen . . . .

Indem bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und brach ihre Erzählung ab, welche die Neugier des Sultans so sehr gereizt hatte, daß er durchaus das Ende davon wissen wollte, und daher den Tod der Sultaninn nochmals bis morgen aufschob.

Es ist nicht auszudrücken, wie groß die Freude des Groß-Wesirs war, als er sah, daß der Sultan ihm nicht befahl, Scheherasade'n tödten zu lassen. Seine Familie, der Hof, und alle Leute waren allgemein verwundert darüber.

Vierte Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht begann Scheherasade, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen:

»Herr, als der Greis mit der Hinde sah, daß der Geist den Kaufmann ergriff, und ihn unbarmherzig tödten wollte, so warf er sich dem Ungeheuer zu Füßen, küßte sie, und sprach zu ihm: »Fürst der Geister, ich flehe euch demüthigst an, haltet ein mit eurem Zorn, und habt die Gnade, mich anzuhören. Ich will euch meine

Geschichte mit dieser Kinder erzählen, welche ihr hier sehet; und wenn ihr sie wunderbarer und überraschender findet, als das Abenteuer dieses Kaufmanns, dem ihr das Leben nehmen wollt, darf ich alsdann wohl hoffen, daß ihr diesem armen Unglücklichen ein Drittheil seines Verbrechens erlassen wollt?«

Der Geist besann sich einige Zeit, endlich antwortete er: »Wohlan, laß hören, ich willige drein.«

Geschichte
des ersten Greises und der Hinde.

»Ich will also,« fuhr der Greis fort, »meine Erzählung beginnen; höret mir, ich bitte euch, mit Aufmerksamkeit zu. Diese Hinde, die ihr hier sehet, ist meine Nichte, noch mehr, sie ist meine Frau. Sie war nur zwölf Jahre alt, als ich sie heirathete; ich kann also wohl sagen, daß sie mich nicht weniger als ihren Vater, denn als ihren Oheim und Gatten, anzusehen hatte.

Wir haben dreißig Jahre zusammen gelebt, ohne Kinder zu bekommen; aber ihre Unfruchtbarkeit hat mich nicht verhindert, große Gefälligkeit und Freundschaft für sie zu haben. Nur das Verlangen, Kinder zu haben, bestimmte mich, eine Sklavinn zu kaufen, von welcher ich einen Sohn hatte [16]), der die glücklichsten Anlagen zeigte. Meine Frau ward darüber eifersüchtig, und verabscheute die Mutter und das Kind, verbarg aber ihre Gesinnung so gut, daß ich sie nur zu spät erfuhr.

Unterdessen wuchs mein Sohn auf, und er war schon zehn Jahre alt, als ich genöthigt wurde, eine Reise zu machen. Vor meiner Ab-

reise empfahl ich meiner Frau, der ich keineswegs mißtraute, die Sklavinn und das Kind, und ich bat sie, während meiner Abwesenheit, Sorge für sie zu tragen. Ich blieb ein ganzes Jahr aus, und diese Zeit benutzte sie, ihren Haß zu befriedigen. Sie legte sich auf die Zauberei, und als sie genug von dieser teuflischen Kunst wußte, um ihr schreckliches Vorhaben ins Werk zu richten, führte die Verworfene meinen Sohn an einen abgelegenen Ort, dort verwandelte sie ihn durch ihre Beschwörungen in ein Kalb, und übergab es meinem Pächter, mit dem Befehl, ihn zu füttern wie ein Kalb, welches sie, wie sie sagte, gekauft hätte. Ihre Wuth begnügte sich aber nicht mit dieser verabscheuungswürdigen Handlung: sie verwandelte auch die Sklavinn in eine Kuh, und übergab sie meinem Pächter.

Bei meiner Heimkehr fragte ich sie nach der Mutter und dem Kinde. »Deine Sklavinn ist todt,« antwortete sie; »und deinen Sohn habe ich seit zwei Monaten nicht gesehen, und weiß nicht, was aus ihm geworden ist.« Ich war betrübt über den Tod der Sklavinn, aber da mein Sohn nur verschwunden war, so schmeichelte ich mir, ihn wohl noch wiederzusehen. Dennoch vergingen acht Monate, ohne daß er zurückkam, und ich hatte noch keine Kunde von ihm, als das große Bairams-Fest herannahte [17]).

Um dieses zu feiern, gebot ich meinem Pächter, mir eine der fettesten Kühe zu bringen, welche ich opfern wollte. Er gehorchte, und die Kuh welche er mir brachte, war die verwan-

delte Sklavinn, die unglückliche Mutter meines Sohnes. Ich band sie; als ich mich aber anschickte, sie zu opfern, stieß sie ein klägliches Gebrüll aus, und ich gewahrte, daß Thränenströme aus ihren Augen stürzten. Dieses schien mir sehr seltsam, und von einem unwillkürlichen Gefühle des Mitleids ergriffen, konnte ich mich nicht entschließen, sie zu schlachten. Ich befahl meinem Pächter, mir eine andere zu holen.

Meine Frau, welche gegenwärtig war, ergrimmte über mein Mitleid; sie widersetzte sich meinem Befehle, welcher ihre Bosheit zu Schanden machte, und rief aus: »Was machst du, mein Freund? Opfere doch diese Kuh. Dein Pächter hat keine schönere, noch eine, die mehr sich zu dem Feste eignete, das wir begehen wollen.«

Aus Gefälligkeit gegen meine Frau, näherte ich mich der Kuh, und das Mitleid bekämpfend, welches das Opfer verzögerte, war ich im Begriff, den tödtlichen Streich zu thun, als das Opferthier sein Weinen und sein Gebrüll verdoppelte und mich zum zweytenmal entwaffnete. Da gab ich dem Pächter den Schlägel in die Hand, und sagte zu ihm: »Nimm, und opfere sie selber; ihr Gebrüll und ihre Thränen zerreißen mir das Herz.«

Der Pächter, weniger mitleidig als ich, opferte sie; aber beim Abziehen der Haut fand sich, daß nichts als Knochen daran war, obwohl sie uns sehr fett geschienen hatte. Ich war recht verdrießlich darüber. »Nimm sie für dich,« sagte ich zu dem Pächter, »ich überlasse sie dir;

gib Geschenke und Almosen davon, wem du willst; und wenn du ein recht fettes Kalb hast, so bring es mir an ihrer Stelle.«

Ich bekümmerte mich nicht darum, was er mit der Kuh machte; aber bald darauf, nachdem er sie mir hatte aus den Augen tragen lassen, sah ich ihn mit einem sehr fetten Kalbe daher kommen. Obschon ich nicht wußte, daß dieses Kalb mein Sohn wäre, so fühlte ich nichtsdestoweniger bey seinem Anblicke mein Inneres sich regen. Er seinerseits, sobald er mich erblickte, strengte sich so gewaltig an, zu mir zu kommen, daß er seinen Strick zerriß. Er warf sich zu meinen Füßen, und neigte den Kopf zur Erde, als wenn er mein Mitleid erregen und mich beschwören wollte, nicht so grausam zu seyn und ihm das Leben zu rauben.

Ich war über diesen Vorgang noch mehr überrascht und gerührt, als ich es über die Thränen der Kuh gewesen war. Ich fühlte ein zärtliches Mitleid, welches mir Theilnahme für ihn einflößte; oder vielmehr, das Blut that in mir seine Schuldigkeit. »Geh,« sagte ich zu dem Pächter, »und führe dieses Kalb zurück; pflege dasselbe wohl, und an seiner Stelle bringe mir ungesäumt ein anderes her.«

Sobald meine Frau mich also reden hörte, ermangelte sie nicht, noch einmal auszurufen: »Was thust du, lieber Mann? Folge mir, und opfere kein anderes Kalb, als dieses da.« — »Frau,« antwortete ich ihr, »ich werde dieses hier nicht opfern, ich will ihm das Leben schenken und ich bitte dich, dich dem nicht zu wider-

selbe Weise zu umarmen, fing bitterlich an zu weinen, so daß sie wohl erkannten, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet wäre. Seine Frau fragte ihn um die Ursache seiner Thränen und des heftigen Schmerzes, welchen er ausbrechen ließ. »Wir alle,« sagte sie, »freuen uns über deine Heimkehr, du hingegen beunruhigst uns durch den Zustand, in welchem wir dich sehen. Erkläre uns, ich bitte dich, die Ursache deiner Traurigkeit.« — »Ach!« antwortete der Mann, »wie könnte ich in einer andern Stimmung seyn? ich habe nur noch ein Jahr zu leben.« Hierauf erzählte er ihnen, was sich zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte, und sagte, daß er ihm sein Wort gegeben, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren und den Tod aus seinen Händen zu empfangen.

Als sie diese traurige Neuigkeit hörten, wurden alle trostlos. Die Frau brach in Jammergeschrei aus, zerschlug sich das Gesicht und zerriß sich die Haare; die Kinder zerflossen in Thränen, und ließen das Haus von ihrem Wehklagen wiederhallen; und der Vater, der Gewalt des Blutes weichend, vermischte seine Thränen mit ihren Klagen. Mit einem Worte, es war das rührendste Schauspiel von der Welt.

Gleich am folgenden Morgen war der Kaufmann bedacht, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und besorgte vor allen Dingen, seine Schulden zu bezahlen. Er gab seinen Freunden Geschenke, und reiche Almosen den Armen; schenkte seinen Sklaven des einen wie des anderen Geschlechtes die Freiheit, theilte sein Vermögen

unter ſeine Kinder, ernannte Vormünder für die noch nicht Volljährigen [14]); und nachdem er ſeiner Frau herausgegeben, was ihr nach dem Ehevertrage zukam, vermachte er ihr noch alles, was er ihr, den Geſetzen gemäß, geben konnte [15]).

Endlich lief das Jahr ab, und er mußte ſcheiden. Er packte ſein Felleiſen, und legte das Tuch hinein, in welches ſeine Leiche verhüllt werden ſollte; als er aber ſeiner Frau und ſeinen Kindern Lebewohl ſagen wollte, da hatte man nimmer einen lebhafteren Schmerz geſehen. Sie konnten es nicht ertragen, ihn zu verlieren, alle wollten ihn begleiten und mit ihm ſterben. Dennoch mußte er ſich Gewalt anthun und ſo theure Gegenſtände verlaſſen: »Meine lieben Kinder,« ſagte er zu ihnen, »ich gehorche dem Befehle Gottes, indem ich von euch ſcheide. Folget meinem Beiſpiele: unterwerfet euch muthig dieſer Nothwendigkeit, und bedenket, daß die Beſtimmung des Menſchen der Tod iſt.«

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, entriß er ſich den Armen und dem Jammergeſchrei ſeiner Familie. Er ritt hinweg, und kam an den Ort, wo er den Geiſt geſehen hatte, an demſelben Tage, da er verſprochen hatte, ſich dort einzuſtellen. Er ſtieg ſogleich ab, und ſetzte ſich an den Rand der Quelle, wo er den Geiſt in aller Betrübniß erwartete, die man ſich vorſtellen kann.

Während er in einer ſo qualvollen Erwartung hinſtarrte, erſchien ein freundlicher Greis, welcher eine Hinde am Bande führte, und näherte ſich ihm. Sie begrüßten ſich gegenſeitig; wor-

auf der Greis zu ihm sagte: »Mein Bruder, darf man wissen, weshalb du an diesen wüsten Ort gekommen bist, wo sich nur böse Geister aufhalten, und wo man nicht sicher ist? Wenn man diese schönen Bäume ansieht, so sollte man ihn für bewohnt halten; aber es ist eine wahrhafte Einöde, wo es gefährlich ist, lange zu verweilen.«

Der Kaufmann befriedigte die Neugier des Greises, und erzählte ihm das Abenteuer, welches ihn verpflichtete, sich dort einzufinden.

Der Greis hörte ihm mit Erstaunen zu, und rief endlich aus: »das ist in der That die seltsamste Begebenheit von der Welt; und du hast dich durch den unverletzlichsten Eid gebunden.« »Ich will,« fügte er hinzu, »Zeuge deiner Zusammenkunft mit dem Geiste seyn.«

Indem er dies sagte, setzte er sich neben dem Kaufmann nieder; und während beide sich mit einander unterhielten ....

»Aber ich sehe, daß es tagt,« sagte Scheherasade, indem sie innehielt; »was noch übrig, ist gerade der schönste Theil des Mährchens.« Der Sultan, gesonnen das Ende davon zu hören, ließ Scheherasade'n noch einen Tag leben.

Dritte Nacht.

Die folgende Nacht that Dinarsade an ihre Schwester dieselbe Bitte, wie in den beiden vorhergehenden: »Meine liebe Schwester,« sprach sie zu ihr, »wenn du nicht schläfst, so bitte ich

dich, mir eine von den schönen Mährchen zu erzählen, die du weißt.«

Der Sultan aber sagte, daß er das Ende der Erzäh'ung von dem Kaufmann und dem Geiste hören wollte; weshalb Scheherasade sie also wieder aufnahm:

»Herr, während der Kaufmann und der Greis, welcher die Hinde führte, sich unterhielten, kam noch ein Greis dorthin, dem zwei schwarze Hunde folgten. Er näherte sich ihnen, grüßte sie, und fragte sie, was sie an diesem Orte machten. Der Greis mit der Hinde erzählte ihm das Abenteuer des Kaufmanns mit dem Geiste, was zwischen beiden vorgegangen, und den Schwur des Kaufmanns. Er fügte hinzu, daß dieses der Tag des gegebenen Versprechens wäre, und daß er gesonnen wäre, dort zu bleiben, um zu sehen, was daraus würde.

Der andere Greis fand die Sache ebenfalls seiner Neugier werth, und faßte denselben Entschluß. Er setzte sich zu ihnen, und kaum hatte er sich in ihr Gespräch gemischt, als noch ein dritter Greis mit einem Maulthiere ankam, welcher die beiden andern anredete und sie fragte, warum der Kaufmann neben ihnen so traurig wäre. Man sagte ihm die Ursache davon, welche auch ihm so außerordentlich däuchte, daß er ebenfalls Zeuge zu seyn wünschte von dem, was sich zwischen dem Geist und dem Kaufmanne zutragen würde. Er setzte sich deshalb zu den Andern.

Bald darnach erblickten sie auf dem Felde einen dicken Dunst, wie wenn der Wind Staubwirbel emportriebe. Dieser Dunst nahte sich ih-

nen, verschwand plötzlich, und der Geist erschien, welcher, ohne sie zu grüßen, mit dem Säbel in der Hand auf den Kaufmann losging, ihn beim Arm ergriff, und zu ihm sagte: »Steh auf, damit ich dich tödte, wie du meinen Sohn getödtet hast.«

Der Kaufmann und die drei Greise erschraken, und fingen an zu weinen und die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen ....

Indem bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und brach ihre Erzählung ab, welche die Neugier des Sultans so sehr gereizt hatte, daß er durchaus das Ende davon wissen wollte, und daher den Tod der Sultaninn nochmals bis morgen aufschob.

Es ist nicht auszudrücken, wie groß die Freude des Groß-Wesyrs war, als er sah, daß der Sultan ihm nicht befahl, Scheherasade'n tödten zu lassen. Seine Familie, der Hof, und alle Leute waren allgemein verwundert darüber.

Vierte Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht begann Scheherasade, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen:

»Herr, als der Greis mit der Hinde sah, daß der Geist den Kaufmann ergriff, und ihn unbarmherzig tödten wollte, so warf er sich dem Ungeheuer zu Füßen, küßte sie, und sprach zu ihm: »Fürst der Geister, ich flehe euch demüthigst an, haltet ein mit eurem Zorn, und habt die Gnade, mich anzuhören. Ich will euch meine

Geschichte mit dieser Hinde erzählen, welche ihr hier sehet; und wenn ihr sie wunderbarer und überraschender findet, als das Abenteuer dieses Kaufmanns, dem ihr das Leben nehmen wollt, darf ich alsdann wohl hoffen, daß ihr diesem armen Unglücklichen ein Drittheil seines Verbrechens erlassen wollt?«

Der Geist besann sich einige Zeit, endlich antwortete er: »Wohlan, laß hören, ich willige drein.«

Geschichte
des ersten Greises und der Hinde.

»Ich will also,« fuhr der Greis fort, »meine Erzählung beginnen; höret mir, ich bitte euch, mit Aufmerksamkeit zu. Diese Hinde, die ihr hier sehet, ist meine Nichte, noch mehr, sie ist meine Frau. Sie war nur zwölf Jahre alt, als ich sie heirathete; ich kann also wohl sagen, daß sie mich nicht weniger als ihren Vater, denn als ihren Oheim und Gatten, anzusehen hatte.

Wir haben dreißig Jahre zusammen gelebt, ohne Kinder zu bekommen; aber ihre Unfruchtbarkeit hat mich nicht verhindert, große Gefälligkeit und Freundschaft für sie zu haben. Nur das Verlangen, Kinder zu haben, bestimmte mich, eine Sklavinn zu kaufen, von welcher ich einen Sohn hatte [16], der die glücklichsten Anlagen zeigte. Meine Frau ward darüber eifersüchtig, und verabscheute die Mutter und das Kind, verbarg aber ihre Gesinnung so gut, daß ich sie nur zu spät erfuhr.

Unterdessen wuchs mein Sohn auf, und er war schon zehn Jahre alt, als ich genöthigt wurde, eine Reise zu machen. Vor meiner Ab-

reise empfahl ich meiner Frau, der ich keines-weges mißtraute, die Sklavinn und das Kind, und ich bat sie, während meiner Abwesenheit, Sorge für sie zu tragen. Ich blieb ein ganzes Jahr aus, und diese Zeit benutzte sie, ihren Haß zu befriedigen. Sie legte sich auf die Zauberei, und als sie genug von dieser teuflischen Kunst wußte, um ihr schreckliches Vorhaben ins Werk zu richten, führte die Verworfene meinen Sohn an einen abgelegenen Ort, dort verwandelte sie ihn durch ihre Beschwörungen in ein Kalb, und übergab es meinem Pächter, mit dem Befehl, ihn zu füttern wie ein Kalb, welches sie, wie sie sagte, gekauft hätte. Ihre Wuth begnügte sich aber nicht mit dieser verabscheuungswürdigen Handlung: sie verwandelte auch die Sklavinn in eine Kuh, und übergab sie meinem Pächter.

Bei meiner Heimkehr fragte ich sie nach der Mutter und dem Kinde. »Deine Sklavinn ist todt,« antwortete sie; »und deinen Sohn habe ich seit zwei Monaten nicht gesehen, und weiß nicht, was aus ihm geworden ist.« Ich war betrübt über den Tod der Sklavinn, aber da mein Sohn nur verschwunden war, so schmeichelte ich mir, ihn wohl noch wiederzusehen. Dennoch vergingen acht Monate, ohne daß er zurückkam, und ich hatte noch keine Kunde von ihm, als das große Bairams-Fest herannahte [17]).

Um dieses zu feiern, gebot ich meinem Pächter, mir eine der fettesten Kühe zu bringen, welche ich opfern wollte. Er gehorchte, und die Kuh welche er mir brachte, war die verwan-

delte Sklavinn, die unglückliche Mutter meines Sohnes. Ich band sie; als ich mich aber anschickte, sie zu opfern, stieß sie ein klägliches Gebrüll aus, und ich gewahrte, daß Thränenströme aus ihren Augen stürzten. Dieses schien mir sehr seltsam, und von einem unwillkürlichen Gefühle des Mitleids ergriffen, konnte ich mich nicht entschließen, sie zu schlachten. Ich befahl meinem Pächter, mir eine andere zu holen.

Meine Frau, welche gegenwärtig war, ergrimmte über mein Mitleid; sie widersetzte sich meinem Befehle, welcher ihre Bosheit zu Schanden machte, und rief aus: »Was machst du, mein Freund? Opfere doch diese Kuh. Dein Pächter hat keine schönere, noch eine, die mehr sich zu dem Feste eignete, das wir begehen wollen.«

Aus Gefälligkeit gegen meine Frau, näherte ich mich der Kuh, und das Mitleid bekämpfend, welches das Opfer verzögerte, war ich im Begriff, den tödtlichen Streich zu thun, als das Opferthier sein Weinen und sein Gebrüll verdoppelte und mich zum zweytenmal entwaffnete. Da gab ich dem Pächter den Schlägel in die Hand, und sagte zu ihm: »Nimm, und opfere sie selber; ihr Gebrüll und ihre Thränen zerreißen mir das Herz.«

Der Pächter, weniger mitleidig als ich, opferte sie; aber beim Abziehen der Haut fand sich, daß nichts als Knochen daran war, obwohl sie uns sehr fett geschienen hatte. Ich war recht verdrießlich darüber. »Nimm sie für dich,« sagte ich zu dem Pächter, »ich überlasse sie dir;

gib Geschenke und Almosen davon, wem du willst; und wenn du ein recht fettes Kalb hast, so bring es mir an ihrer Stelle.«

Ich bekümmerte mich nicht darum, was er mit der Kuh machte; aber bald darauf, nachdem er sie mir hatte aus den Augen tragen lassen, sah ich ihn mit einem sehr fetten Kalbe daher kommen. Obschon ich nicht wußte, daß dieses Kalb mein Sohn wäre, so fühlte ich nichtsdestoweniger bey seinem Anblicke mein Inneres sich regen. Er seinerseits, sobald er mich erblickte, strengte sich so gewaltig an, zu mir zu kommen, daß er seinen Strick zerriß. Er warf sich zu meinen Füßen, und neigte den Kopf zur Erde, als wenn er mein Mitleid erregen und mich beschwören wollte, nicht so grausam zu seyn und ihm das Leben zu rauben.

Ich war über diesen Vorgang noch mehr überrascht und gerührt, als ich es über die Thränen der Kuh gewesen war. Ich fühlte ein zärtliches Mitleid, welches mir Theilnahme für ihn einflößte; oder vielmehr, das Blut that in mir seine Schuldigkeit. »Geh,« sagte ich zu dem Pächter, »und führe dieses Kalb zurück; pflege daſſelbe wohl, und an seiner Stelle bringe mir ungesäumt ein anderes her.«

Sobald meine Frau mich also reden hörte, ermangelte sie nicht, noch einmal auszurufen: »Was thust du, lieber Mann? Folge mir, und opfere kein anderes Kalb, als dieses da.« — »Frau,« antwortete ich ihr, »ich werde dieses hier nicht opfern, ich will ihm das Leben schenken und ich bitte dich, dich dem nicht zu wider-

setzen.« Sie hütete sich wohl, das boshafte Weib, meiner Bitte nachzugeben; sie haßte meinen Sohn zu sehr, um drein zu willigen, daß ich ihn rettete. Sie verlangte seine Opferung mit solcher Hartnäckigkeit von mir, daß ich genöthigt wurde, sie ihr zu gewähren. Ich band das Kalb an, und ergriff das unselige Messer . . . .«

Scheherasade hielt hier inne, weil sie den Tag bemerkte.

»Liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »ich bin ganz bezaubert von diesem Mährchen, welches so angenehm meine Aufmerksamkeit gespannt hält.« — »Wenn der Sultan mich heute noch leben läßt,« erwiederte Scheherasade, »so wirst du sehen, daß, was ich dir morgen erzählen werde, dich noch weit mehr ergetzen wird.«

Schachriar, neugierig zu wissen, was aus dem Sohne des Greises mit der Hinde werden würde, sagte zu der Sultaninn, daß er mit Vergnügen in der folgenden Nacht das Ende dieser Erzählung hören würde.

Fünfte Nacht.

»Herr,« fuhr Scheherasade fort, »der Greis mit der Hinde erzählte dem Gehste, so wie den beiden andern Greisen und dem Kaufmann, den Verfolg seiner Geschichte. »Ich nahm also,« sagte er zu ihnen, »das Messer, und war im Begriff, meinem Sohne damit die Kehle abzuschneiden, als er seine von Thränen gebadeten Augen flehend zu mir drehte und mich dermaßen erweichte, daß ich nicht Kraft hatte, ihn zu opfern. Ich

ließ das Messer fallen, und sagte zu meiner Frau, daß ich durchaus ein anderes Kalb, als dieses da, schlachten wollte. Sie sparte nichts, um mich in diesem Entschlusse wankend zu machen; aber was sie mir auch vorstellen mochte, ich blieb standhaft, und versprach ihr, bloß um sie zu beruhigen, daß ich dies Kalb am Bairams-Feste des nächsten Jahres opfern wollte.

Am folgenden Morgen verlangte mein Pächter mich ingeheim zu sprechen. »Ich komme,« sagte er zu mir, »euch eine Neuigkeit zu melden, deren ihr, wie ich hoffe, mir guten Dank wissen werdet. Ich habe eine Tochter, welche sich etwas auf die Zauberey versteht. Gestern, als ich das Kalb zurückführte, welches ihr nicht opfern wolltet, bemerkte ich, daß sie lachte, als sie es sah, und einen Augenblick darauf fing sie an zu weinen. Ich fragte sie, warum sie zu gleicher Zeit zwei so entgegengesetzte Dinge thäte. »Mein Vater,« antwortete sie mir, »dieses Kalb, das du zurückführst, ist der Sohn unsers Herrn. Ich lachte vor Freuden, ihn noch am Leben zu sehen; und ich weinte, indem ich an das Opfer gedachte, das man gestern von seiner Mutter brachte, welche in die Kuh verwandelt war. Diese beiden Verwandlungen sind durch die Beschwörungen der Frau unsers Herrn bewirkt worden, welche die Mutter und das Kind haßte.« »Das ist es, was meine Tochter mir sagte,« fuhr der Pächter fort, »und ich komme, dir diese Neuigkeit zu bringen.«

Ich überlasse es dir, o Geist,« fuhr der Greis fort, »zu ermessen, wie groß mein Er-

staunen bei diesen Worten war. Ich ging auf der Stelle zu meinem Pächter, um selber mit seiner Tochter zu sprechen. Sobald ich hinkam, ging ich in den Stall, worin mein Sohn war. Er konnte meine Umarmungen nicht erwiedern, er empfing sie aber auf eine Weise, welche mich völlig überzeugte, daß er mein Sohn wäre.

Die Tochter des Pächters kam nun. »Mein gutes Mädchen,« fragte ich sie, »kannst du meinem Sohne seine erste Gestalt wiedergeben?« — »Ja, ich kann es,« antwortete sie. »Ach, wenn du das zu Stande bringst,« fuhr ich fort, »so mache ich dich zur Herrinn all meiner Güter.« Darauf erwiederte sie mir lächelnd: »Ihr seyd unser Herr, und ich weiß wohl, was ich euch schuldig bin; aber ich sage euch zum voraus, daß ich eurem Sohne nur unter zwei Bedingungen seine erste Gestalt wiedergeben kann: die erste ist, daß ihr ihn mir zum Manne gebet; und die zweite, daß mir erlaubt sey, diejenige zu bestrafen, welche ihn in ein Kalb verwandelt hat.« — »Was die erste Bedingung betrifft,« antwortete ich ihr, »so nehme ich sie von ganzem Herzen an; ich sage mehr, ich verspreche dir noch ein ansehnliches Vermögen für dich allein, unabhängig von dem, was ich meinem Sohne bestimme. Kurz, du sollst sehen, wie ich den großen Dienst erkennen werde, welchen ich von dir erwarte. Auch die andere Bedingung, welche meine Frau betrifft, will ich gern annehmen. Ein Weib, welche fähig gewesen ist, eine solche Frevelthat zu begehen, verdient wohl, dafür gestraft zu werden; ich gebe sie dir hin,

thue mit ihr, was dir beliebt: ich bitte dich nur, ihr nicht das Leben zu nehmen.« — »Ich will also,« fuhr sie fort, »sie auf dieselbe Weise behandeln, wie sie deinen Sohn behandelt hat.« — »Ich willige drein,« antwortete ich ihr; »aber zuvor gib mir meinen Sohn wieder.«

Hierauf nahm das Mädchen ein Gefäß voll Wasser, murmelte darüber einige Worte, welche ich nicht verstand, wandte sich dann zu dem Kalbe, und sprach: »O Kalb, wenn du von dem allmächtigen und unumschränkten Beherrscher der Welt so geschaffen bist, wie du gegenwärtig erscheinst, so bleibe in dieser Gestalt: wenn du aber ein Mensch, und nur durch Verzauberung in ein Kalb verwandelt bist, so nimm mit Erlaubniß des allmächtigen Schöpfers deine ursprüngliche Gestalt wieder an!« Indem sie diese Worte sprach, besprengte sie ihn mit dem Wasser, und im Augenblick stand er in seiner vorigen Gestalt da.

»Mein Sohn, mein lieber Sohn!« rief ich sogleich aus, ihn mit einem Entzücken umarmend, das sich meiner völlig bemeisterte. »Es ist Gott selber, der uns dieses junge Mädchen gesandt hat, um die schreckliche Verzauberung, die dich umgab, zu vernichten, und das Böse zu rächen, welches dir und deiner Mutter angethan ist. Ich zweifle nicht, daß du sie aus Erkenntlichkeit gern zu deiner Gattinn annehmen wirst, wie ich es ihr gelobt habe.«

Er willigte mit Freuden ein; aber bevor sie sich verheiratheten, verwandelte das junge Mädchen meine Frau in eine Hinde, und sie ist es,

welche ihr hier sehet. Ich wünschte, daß sie lieber diese Gestalt erhielte, als eine weniger angenehme, damit wir sie ohne Widerwillen in unserm Hause sehen möchten.

Nach dieser Zeit ist mein Sohn Witwer geworden und auf Reisen gegangen. Da nun mehrere Jahre verflossen sind, daß ich keine Nachricht von ihm erhalten habe, so habe ich mich auf den Weg gemacht, um etwas von ihm zu vernehmen; und weil ich die Sorge für meine Frau niemand anvertrauen wollte, während ich diese Nachforschung anstellte, so hielt ich es fürs beste, sie überall mit mir zu führen. Da habt ihr meine Geschichte und die dieser Hinde. »Ist sie nicht eine der seltsamsten und wunderlichsten?«

»Ich gebe es zu;« sagte der Geist, »und um deswillen gewähre ich dir ein Drittheil der Begnadigung dieses Kaufmanns.«

»Als nun der erste Greis, Herr,« fuhr die Sultanin fort, »seine Geschichte beendigt hatte, redete der zweite mit den beiden schwarzen Hunden, den Geist an, und sprach zu ihm: »Ich will euch auch erzählen, was mir begegnet ist und diesen beyden schwarzen Hunden, die du hier siehst; und ich bin sicher, daß ihr meine Geschichte noch erstaunlicher finden werdet, als die, welche ihr so eben gehört habt. Wenn ich sie euch aber erzählt habe, wollt ihr mir dann auch das zweite Drittheil der Begnadigung des Kaufmanns bewilligen? — »Ja,« antwortete der Geist, »vorausgesetzt, daß deine Geschichte, die von der Hinde noch übertrifft.«

Nach dieser Bewilligung begann der zweite Greis folgendermaßen.....

Aber indem sie diese letzten Worte aussprach, erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu erzählen.

»Guter Gott, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »was das für seltsame Abenteuer sind!« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »sie sind noch gar nicht zu vergleichen mit denen, welche ich dir in der folgenden Nacht erzählen würde, wenn der Sultan, mein Gebieter und Herr, die Güte hätte, mich leben zu lassen.«

Schachriar antwortete nichts; aber er stand auf, verrichtete sein Gebet, und ging in den Rath, ohne einen Befehl gegen das Leben der reizenden Scheherasade zu ertheilen.

Sechste Nacht.

Als die sechste Nacht gekommen war, legte der Sultan mit seiner Gemahlinn sich nieder. Dinarsade erwachte zur gewöhnlichen Stunde, und redete die Sultaninn an. Da nahm Schachriar das Wort, und sagte: »ich wünschte wohl die Geschichte des zweiten Greises mit den beiden schwarzen Hunden zu hören.« — »Ich will sogleich eure Neugier befriedigen, Herr,« antwortete Scheherasade. »Der zweite Greis,« fuhr sie fort, »erzählte dem Geiste seine Geschichte, und begann also:«

Geschichte
des zweiten Greises und der beiden schwarzen Hunde.

Mächtiger Fürst der Geister, du mußt wissen, daß wir drei Brüder sind, diese beiden schwarzen Hunde, die du hier siehst, und ich bin der dritte. Unser Vater hatte bei seinem Ableben jedem tausend Zeckinen [18]) hinterlassen. Mit der Summe fingen wir alle drei dasselbe Gewerbe an: wir wurden Kaufleute. Kurze Zeit nachdem wir unsere Laden eröffnet hatten, beschloß mein älterer Bruder, der eine dieser beiden Hunde, zu reisen und in fremden Ländern Geschäfte zu machen. In dieser Absicht verkaufte er all sein Gut, und kaufte dafür Waaren, welche dem Handel, den er treiben wollte, angemessen waren.

Er reiste fort, und war ein ganzes Jahr lang abwesend. Nach Verlauf dieser Zeit trat ein Armer, der mich um Almosen anzusprechen schien, an meinen Laden. Ich sagte zu ihm: »Gott sey mit dir!« — »Gott sey auch mit dir!« antwortete er, »ist es möglich, daß du mich nicht erkennst?« Darauf betrachtete ich ihn aufmerksam,

und erkannte ihn. »Ah! mein Bruder,« rief ich aus, indem ich ihn umarmte, »wie hätte ich dich in diesem Zustande erkennen sollen?« Ich führte ihn in mein Haus, und erkundigte mich nach seiner Gesundheit und nach dem Erfolge seiner Reise. »Frage mich nicht darnach:« antwortete er mir, »indem du mich ansiehst, siehst du alles. Es würde meinen Schmerz erneuern, wenn ich dir alle die Unglücksfälle umständlich erzählen sollte, welche mir seit einem Jahre zugestoßen sind, die mich in den Zustand gebracht, in welchem ich mich befinde.«

Ich ließ sogleich meinen Laden zuschließen; und alles andere hintansetzend, führte ich ihn ins Bad und gab ihm die schönsten Kleider aus meinem Vorrathe. Ich untersuchte meine Rechnungsbücher, und da ich fand, daß sich mein Vermögen verdoppelt hatte, das heißt, daß ich zweitausend Zeckinen reich war, so gab ich ihm davon die Hälfte. »Damit, mein Bruder,« sagte ich zu ihm, »wirst du den Verlust, den du erlitten hast, verschmerzen können.« Er nahm die tausend Zeckinen mit Freuden an, richtete sein Geschäft wieder ein, und wir lebten mit einander, wie wir zuvor gelebt hatten.

Einige Zeit darauf wollte mein zweiter Bruder, welches der andere dieser beiden Hunde ist, auch sein Gut verkaufen. Wir andere Brüder thaten alles, was wir vermochten, um ihn davon abzubringen, aber es half nichts. Er verkaufte alles, und kaufte Waaren, welche dem auswärtigen Handel, welchen er unternehmen

wollte, angemessen waren. Er schloß sich einer Karawane an, und reiste fort.

Nach Verlauf eines Jahres kam er in demselben Zustande heim, wie sein älterer Bruder. Ich ließ ihn kleiden; und da ich abermals tausend Zeckinen über mein Kapital gewonnen hatte, so gab ich sie ihm. Er öffnete wieder einen Laden, und trieb sein voriges Gewerbe.

Eines Tages kamen meine beiden Brüder zu mir, und schlugen mir vor, mit ihnen eine Reise zu machen und gemeinsam Handel zu treiben. Ich verwarf anfangs ihren Antrag. »Ihr habt nun gereist,« sagte ich zu ihnen, »und was habt ihr dabei gewonnen? Wer versichert mich, daß ich glücklicher seyn werde, als ihr?« Vergebens stellten sie mir alles vor, was ihrer Meinung nach mich blenden und reizen müßte, mein Glück zu versuchen; ich schlug es ab, in ihr Unternehmen einzugehen. Sie kamen jedoch so oft auf denselben Gegenstand zurück, daß ich, nachdem ich fünf Jahre lang standhaft ihrem Andringen widerstanden hatte, mich endlich doch ergab. Aber als nun die Vorbereitungen zu der Reise getroffen werden sollten, und die Rede war von den Waaren, deren wir dazu bedurften, da fand es sich, daß beide alles aufgezehrt hatten und gar nichts von den tausend Zeckinen übrig war, die ich jedem von ihnen gegeben hatte. Ich machte ihnen nicht den geringsten Vorwurf darüber: im Gegentheil, da mein Vermögen sich auf sechs tausend Zeckinen belief, so theilte ich die Hälfte mit ihnen, indem ich sagte: »Meine Brüder, wir wollen diese drei tausend Zeckinen daran

wagen, und die andere Hälfte an irgend einem sicheren Orte verbergen, damit, wenn unsere Reise nicht glücklicher ausfällt als die, welche ihr schon gemacht habt, wir noch etwas haben, uns darüber zu trösten, und unser altes Gewerbe wieder anzunehmen können.«

Ich gab also jedem tausend Zeckinen; behielt eben so viel für mich, und vergrub die andern drei tausend in einem Winkel meines Hauses. Wir kauften nun Waaren; und nachdem wir uns zusammen ein Schiff gemiethet und eingeschifft hatten, gingen wir mit einem günstigen Winde unter Segel.

Nach der Fahrt eines Monaths.....

Aber ich sehe, es ist schon Tag,« unterbrach sich Scheherasade. Schachriar stand auf, wie den vorigen Tag, und gab dem Groß-Wesyr keinen Befehl, seine Tochter tödten zu lassen.

Siebente Nacht.

Gegen das Ende der siebenten Nacht bat Dinarsade die Sultaninn, die Geschichte weiter zu erzählen, welche sie gestern nicht hatte vollenden können.

»Ich will es gern thun,« antwortete Scheherasade; »und um den Faden derselben wieder aufzunehmen, sage ich euch, daß der Greis mit den beiden schwarzen Hunden fortfuhr, dem Geiste, so wie den beiden andern Greisen und dem Kaufmanne, seine Geschichte zu erzählen.

»Endlich,« sagte er zu ihnen, »nach einer Schiffahrt von zwei Monaten, gelangten wir

glücklich in einen Seehafen, wo wir ausschifften, und einen starken Absatz unserer Waaren machten. Vor allen ich, ich verkaufte die meinen so gut, daß ich Zehn für Eins gewann. Wir kauften dagegen Waaren des Landes, um sie nach dem unsrigen zu verschiffen und dort zu verkaufen.

Als wir schon bereit waren, uns zur Heimfahrt einzuschiffen, begegnete ich am Ufer des Meeres einer Frau, die recht wohlgebildet, aber sehr armselig gekleidet war. Sie kam auf mich zu, küßte mir die Hand, und bat mit den dringendsten Worten, sie zur Frau zu nehmen und mit mir einzuschiffen. Ich machte Schwierigkeiten, ihr diese Bitte zu gewähren; aber sie sagte mir so viel vor, um mich zu überreden, ich möchte nicht auf ihre Armuth sehen, und ich würde Ursache haben, mit ihrer Aufführung zufrieden zu seyn, daß ich endlich besiegt wurde. Ich ließ ihr anständige Kleider machen; und nachdem ich sie durch einen Ehevertrag in aller Form geheirathet hatte, schiffte ich sie mit mir ein, und wir gingen unter Segel.

Während unserer Seefahrt entdeckte ich in meiner Neuvermählten so viele schöne Eigenschaften, daß ich sie täglich mehr und mehr liebte. Meine Brüder indessen, welche nicht so gute Geschäfte gemacht hatten, als ich, und neidisch über mein Glück waren, trugen mir Haß. Ihre Wuth ging sogar so weit, einen Anschlag gegen mein Leben zu machen. In einer Nacht, während ich mit meiner Frau ruhig schlief, nahmen sie uns, und warfen uns ins Meer.

Meine Frau war eine Fee, und folglich aus dem Geistergeschlechte; ihr könnt also wohl denken, daß sie nicht ertrank. Was mich betrifft, so wäre ich ohne ihre Hülfe gewiß umgekommen; ich war aber kaum ins Wasser gefallen, als sie mich aufhob und mich auf eine Insel brachte.

Als es Tag wurde, sagte die Fee zu mir: »Du siehst, mein lieber Mann, daß ich, indem ich dir das Leben gerettet, dir die Güte, welche du mir bewiesen hast, nicht übel vergolten habe. Du sollst wissen, daß ich eine Fee bin, und daß ich, als ich dich am Ufer des Meeres bei deiner Einschiffung sah, eine starke Neigung für dich fühlte. Ich wollte die Güte deines Herzens prüfen, und stellte mich dir so verkleidet dar, wie du mich gesehen hast. Du hast dich großmüthig gegen mich betragen; und ich bin erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen. Aber ich bin erzürnt auf deine Brüder, und ich werde nicht zufrieden seyn, als bis ich sie am Leben gestraft habe.«

Mit Verwunderung hörte ich diese Rede der Fee an; ich dankte ihr von ganzem Herzen für die große Wohlthat, welche sie mir erwiesen hatte: »Aber, Herrinn,« sagte ich zu ihr, »was meine Brüder betrifft, so bitte ich euch, ihnen zu verzeihen. Wie sehr ich auch Ursache habe, mich über sie zu beklagen, so bin ich doch nicht grausam genug, um ihr Verderben zu wollen.« Ich erzählte ihr darauf, was ich für den einen, wie für den andern gethan hatte; und mein Bericht vermehrte noch ihren Unwillen gegen sie. »Ich

muß,« rief sie aus, »auf der Stelle diesen undankbaren Verräthern nachfliegen, und schleunige Rache an ihnen nehmen. Ich will ihr Schiff versenken und sie in den Grund des Meeres stürzen.« — »Nein, Herrinn,« erwiederte ich, »im Namen Gottes, thut das nicht, sondern mäßiget euren Zorn; bedenkt, daß es meine Brüder sind, und daß man Böses mit Gutem vergelten soll.«

Ich besänftigte die Fee durch diese Worte; und nachdem ich also gesprochen hatte, versetzte sie mich, in einem Augenblick, von der Insel, wo wir waren, auf das flache Dach meines Hauses, und gleich darauf verschwand sie. Ich stieg hinunter, öffnete die Thüren, und grub die drey tausend Zeckinen aus, welche ich vergraben hatte. Darauf ging ich nach dem Orte, wo mein Laden stand; ich öffnete ihn, und empfing von den Kaufleuten, meinen Nachbarn, die Glückwünsche über meine Heimkehr.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich diese beiden schwarzen Hunde, welche mir demüthig entgegenkamen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte, und war sehr verwundert darüber; aber die Fee, welche alsdann erschien, erklärte es mir. »Mein Gemahl,« sagte sie zu mir, »verwundere dich nicht, diese zwei Hunde bei dir zu sehen: es sind deine beiden Brüder.« Ich entsetzte mich bei diesen Worten, und fragte sie, durch wessen Macht sie sich in diesem Zustande befänden. »Ich bin es,« antwortete sie mir, »die sie darin versetzt hat; oder wenigstens ist es eine von meinen Schwestern, der ich den Auftrag dazu

gegeben habe, und welche zu gleicher Zeit ihr Schiff auf den Grund gestürzt hat. Du verlierst dabei die Waaren, welche du darauf hattest, aber ich will dich dafür hinlänglich entschädigen. Was deine Brüder angeht, so habe ich sie verdammt, zehn Jahre lang in dieser Gestalt zu bleiben: ihre Treulosigkeit macht sie dieser Strafe nur zu würdig.« Endlich, nachdem sie mich unterrichtet hatte, wo ich ferner von ihr vernehmen könnte, verschwand sie.

Gegenwärtig, da die zehn Jahre voll sind, bin ich auf dem Wege, sie zu suchen; und da ich im Vorbeigehen diesen Kaufmann und den guten Greis mit der Hinde, hier antraf, verweilte ich bei ihnen. Da hast du nun meine Geschichte, o Fürst der Geister; scheint sie dir nicht eine der außerordentlichsten?«

»Ich gebe es zu,« antwortete der Geist, »und ich erlasse deshalb auch das zweite Drittheil des Verbrechens, dessen der Kaufmann sich gegen mich schuldig gemacht hat.«

Sobald der zweyte Greis seine Geschichte beendigt hatte, nahm der Dritte das Wort, und that dem Geiste dieselbe Bitte, wie die beiden vorigen, das heißt, dem Kaufmann auch das dritte Drittheil seiner Schuld zu erlassen, vorausgesetzt, daß die Geschichte, welche er ihm erzählen wollte, an seltsamen Begebenheiten die beiden noch überträfe, welche er so eben gehört hatte. Der Geist gab ihm dasselbe Versprechen, wie den beiden andern. »Höret also,« sprach darauf dieser Greis . . . . .

»Aber der Tag bricht an,« sagte Schehera-

sade, »und ich muß hier inne halten.« »Meine Schwester,« sprach darauf Dinarsade, »ich kann mich nicht genug verwundern über die Abenteuer, die du uns da erzählt hast.« — »Ich weiß noch unzählige andere,« antwortete die Sultaninn, »welche noch viel schöner sind.«

Schachriar, neugierig, ob die Erzählung des dritten Greises auch so angenehm wäre, als die des zweiten, verschob den Tod der Scheherasade bis morgen.

Achte Nacht.

Sobald Dinarsade gewahrte, daß es Zeit wäre, die Sultaninn anzureden, bat sie ihre Schwester, ihr; bis es Tag würde, irgend eine Geschichte zu erzählen.

»Erzähle uns die des dritten Greises,« sagte der Sultan zu Scheherasade'n; »ich kann kaum glauben, daß sie noch wunderbarer sey, als die des Greises mit den beiden schwarzen Hunden.«

»Herr,« antwortete die Sultaninn, »der dritte Greis erzählte seine Geschichte folgendermaßen [19]):

Geschichte
des dritten Greises mit dem Maulthiere.

»Wisse, o Geist, daß dieses Maulthier meine Gattinn war. Eines Tages verreiste ich, und blieb ein ganzes Jahr von ihr abwesend. Bei meiner Heimkehr kam ich bei Nacht in meiner Wohnung an, und fand meine Frau mit einem schwarzen Sklaven in den zärtlichsten Umarmungen liegen.

Sobald sie mich erblickte, sprang sie schnell auf, trat mir mit einem Becher voll Wasser entgegen, über welchen sie einige Worte murmelte, bespritzte mich damit, und sprach: »Verlaß deine Gestalt, und verwandle dich in die eines Hundes!« Ich ward auf der Stelle zu einem Hunde, und sie jagte mich aus dem Hause.

Als ich vor die Thür kam, lief ich fort, bis an den Laden eines Fleischers, wo ich verweilte und an den Knochen nagte. Der Fleischer aber, dem ich gefiel, nahm mich auf in sein Haus.

Als mich aber hier seine Tochter erblickte, verschleierte sie sich sogleich vor mir, und sprach zu ihrem Vater: »Wie kannst du denn einen fremden Mann bei uns einführen, und ihn so-

gar in unser Zimmer bringen?« — »Und wo ist denn der Mann?« fragte der Vater. — »Dieser Hund hier ist es, den seine Frau so eben verzaubert hat. Indessen vermag ich ihn zu befreien.« Als der Vater diese Worte hörte, sprach er zu seiner Tochter: »Bei Gott, ich beschwöre dich, befreie ihn, aus Dankbarkeit für deine Genesung.«

Hierauf stand die Tochter des Fleischers auf, nahm einen Becher voll Wasser, sprach darüber einige Formeln aus, und spritzte davon ein wenig auf mich, indem sie sagte: »Gehe aus dieser Gestalt in deine erste Gestalt zurück, mit der Erlaubniß des erhabenen Gottes!« Und auf der Stelle war ich wieder in meine vorige Gestalt umgewandelt.

Ich nahte mich nunmehr der Jungfrau, küßte ihr die Hände, und sprach: Bei Gott, ich bitte dich, verzaubere mein Weib, wie sie mich verzaubert hat.« Da gab sie mir von dem Wasser, und sagte: »Wenn du sie schlafen findest, so sprenge dieses Wasser über sie, und sage dabey, worin du wünschest, daß sie verwandelt werde, so wird es auf der Stelle geschehen.«

Ich nahm das Wasser, und begab mich damit zu meiner Frau; und da ich sie in tiefem Schlafe fand, besprengte ich sie damit, indem ich ausrief: »Verlaß diese Gestalt und verwandle dich in die eines Maulthiers!« Sogleich ward sie das, was ich gewünscht hatte, und sie ist es, die du hier mit deinen eigenen Augen siehst, o du Beherrscher und Oberhaupt der Könige und Geister!«

Zugleich wandte der Greis sich zu dem Maul-

thiere, und fragte: »ist dieses nicht die Wahrheit?« Worauf das Maulthier mit dem Kopfe nickte, und durch dieses Zeichen es bejahte.

»Dieses ist also meine Geschichte,« beschloß der dritte Greis. Der Geist war ganz erstaunt darüber, und sprach: »Ich schenke dir das letzte Drittheil der Begnadigung für den Kaufmann, er hat wohl Ursache euch zu danken, daß ihr ihn durch eure Geschichten aus dieser Verlegenheit gezogen habt: ohne euch wäre er nicht mehr auf der Welt.« Indem er also sprach, verschwand er, zur großen Zufriedenheit der ganzen Gesellschaft.

Der Kaufmann ermangelte nicht, seinen drei Befreiern allen Dank zu sagen, den er ihnen schuldig war. Sie freuten sich mit ihm, ihn außer Gefahr zu sehen; worauf sie Abschied von einander nahmen, und jeder seinen Weg verfolgte. Der Kaufmann kehrte heim zu seiner Frau und seinen Kindern, und verlebte ruhig mit ihnen seine übrigen Tage.

»Aber, Herr,« fügte Scheherasade hinzu, »wie schön auch die Geschichten seyn mögen, welche ich Euer Majestät bisher erzählt habe, so kommen sie doch der von dem Fischer nicht gleich.«

Als Dinarsade sah, daß die Sultaninn hier inne hielt, sprach sie zu ihr: »Liebe Schwester, weil uns noch Zeit übrig ist, so sey so gut, und erzähle uns die Geschichte dieses Fischers; der Sultan wird es gern erlauben.« Schachriar willigte ein, und Scheherasade nahm ihre Rede wieder auf, und begann folgendermaßen:

Geſchichte
des Fiſchers mit dem Geiſte.

»Herr, es war einmal ein alter und ſo armer Fiſcher, daß er kaum ſo viel erwerben konnte, um ſeine Frau und drei Kindern zu ernähren, welche ſeine Familie ausmachten. Er ging alle Tage ſehr früh auf den Fiſchfang, hatte es ſich aber zum Geſetze gemacht, nur viermal jeden Tag ſein Netz auszuwerfen.

Er ging eines Morgens beim Mondſchein hinaus an das Ufer des Meeres. Er entkleidete ſich, und warf ſein Netz aus. Als er es ans Ufer zog, fühlte er bald Widerſtand; er glaubte einen guten Fang gethan zu haben, und freute ſich ſchon innerlich darüber. Als aber bald darauf bemerkte, daß anſtatt der Fiſche, in ſeinem Netze nur das Gerippe eines Eſels war, welches ſogar ſein Netz zerriſſen hatte, ſo war er ſehr verdrießlich darüber, und ſprach folgende Verſe aus:

»O du, der du dich während der Dunkelheit der Nacht in Gefahren begibſt, laß nach in deinen Bemühungen; denn der Lebensunterhalt wird dir trotz deinen Anſtrengungeu doch nicht zu Theil!

Betrachte den Fischer im Meere, wie er in der sternlosen Nacht, seines Erwerbes wegen, sich aussetzt!

Bis an die Brust watet er im Wasser, die Wellen peitschen ihn von allen Seiten; doch hört sein Auge nicht auf, jede Bewegung des Netzes zu beobachten.

Endlich beschließt er noch freudig seine Nacht, wenn nur ein Fisch sich an seiner Angel verwundet hat.

Derjenige kauft ihm denselben ab, welcher seine Nacht in Ruhe, und ohne sich der Kälte auszusetzen, in den Segnungen des Glücks zugebracht hat.

Gepriesen sey der Herr, der diesem gibt, und jenem vorenthält! Jener verzehrt die Fische mit Ruhe, die dieser mit Mühe gefangen hat.«

Scheherasade hörte hiermit auf zu reden, weil sie den Tag anbrechen sah.

»Meine Schwester,« sagte Dinarsade zu ihr, »ich gestehe dir, daß dieser Anfang mich reizt, und ich sehe voraus, daß die Folge sehr anmuthig seyn wird.« — »Nichts ist überraschender, als die Geschichte vom Fischer,« antwortete die Sultaninn; »und du wirst in der nächsten Nacht mir darin beistimmen, wenn der Sultan die Gnade hat und mich leben läßt.«

Schachriar, neugierig, den Erfolg des Fischzuges zu vernehmen, wollte diesen Tag Scheherasade'n noch nicht tödten lassen. Er stand also auf, ohne diesen furchtbaren Befehl zu ertheilen.

Neunte Nacht.

»Meine liebe Schwester,« rief Dinarsade in der folgenden Nacht zur gewöhnlichen Stunde, »ich bitte dich, die Geschichte des Fischers zu vollenden; ich sterbe vor Begierde sie zu hören.« — »Ich will deine Neugier befriedigen,« antwortete die Sultanin. Zu gleicher Zeit bat sie den Sultan um Erlaubniß; und nachdem sie dieselbe erhalten hatte, nahm sie die Geschichte vom Fischer folgendermaßen wieder auf:

»Herr, als der Fischer, verdrießlich über einen so schnöden Fang, sein Netz wieder ausgebessert, welches das Eselsgerippe an mehreren Stellen zerrissen hatte, so warf er es zum zweitenmal aus. Indem er es herauszog, spürte er abermals starken Widerstand, weshalb er glaubte, daß es voll Fische wäre; aber er fand darin nichts als einen großen Korb voll Sand und Schlamm.

Er gerieth darüber in große Betrübniß. »O Schicksal,« rief er mit klaglicher Stimme aus, »höre auf, gegen mich zu zürnen, und verfolge nicht einen Unglücklichen, welcher dich bittet, sein zu schonen! Ich bin von Hause gegangen, um hier meinen Unterhalt zu suchen, und du drohest mir den Tod. Ich habe kein anderes Gewerbe, als dieses, um mich zu ernähren, und trotz aller Sorgfalt, welche ich darauf verwende, kann ich meiner Familie kaum die dringendsten Bedürfnisse verschaffen. Aber ich habe Unrecht, mich über dich zu beklagen: du findest Vergnügen daran, die ehrlichen Leute zu mißhandeln

und die großen Männer in der Dunkelheit zu lassen, während du die Bösen begünstigst und diejenigen erhebst, die sich durch keine Tugend empfehlen.

Indem er in diese Klagen ausbrach, schleuderte er ungestüm den Korb weg; und nachdem er sein Netz wieder rein gewaschen von dem Kothe, welcher es verunreinigt hatte, warf er es zum drittenmal aus. Aber er zog nichts als Steine, Muscheln und Unrath heraus.

Es ist nicht auszusprechen, wie groß seine Verzweiflung war: es fehlte nicht viel, daß er im Uebermaße seines Unglücks den Verstand verlor. Hierauf, seiner Frau und seiner Kinder gedenkend, sprach er folgende Verse aus:

»Dein Unterhalt hängt weder von deiner Nachlässigkeit, noch von deinem Eifer ab; und es ist weder deine Geschicklichkeit, noch sind es deine schönen Schriftzüge, welche dich glücklich machen.

Das glückliche Loos und der Unterhalt sind nur Gaben des Schicksals, und du mußt damit zufrieden seyn, es sey dir günstig oder widrig.

Es erniedriget die Höchsten und Trefflichsten, und erhöhet oft die Niedrigsten und Bösesten, welche das schlechteste Loos verdient hätten.

Komm also, o Tod! denn das Leben ist mir verächtlich geworden, weil in demselben, Menschen mit Adler-Tugenden erniedrigt, und Leute mit Enten-Fähigkeiten erhöhet werden.

Denn es ist kein Wunder mehr, zu sehen, daß die Tugend mit Armuth kämpft, und das Laster mit dem ihm zugefallenen Glücke sich brüstet.

Unser Loos ist vorherbestimmt, und mit unsern dort oben vorgezeichneten Schicksalen gleichen wir Vögeln, welche hie und da etwas aufzupicken finden: der eine fliegt von Osten nach Westen, und findet nichts; während der andere die beste Nahrung findet, ohne sich zu entfernen.«

Unterdessen brach der Tag an, und der Fischer vergaß nicht, als guter Muselmann, sein Gebet zu verrichten; darauf fügte er Folgendes hinzu: »Herr, du weißt, daß ich nur viermal jeden Tag mein Netz auswerfe. Ich habe es nun schon dreimal ausgeworfen, ohne die geringste Frucht meiner Arbeit gewonnen zu haben. Es ist mir nur noch ein Zug übrig: und ich flehe dich an, mir das Meer günstig zu machen, wie du es dem Moses [20]) gethan hast!«

Nachdem er dieses Gebet geendigt hatte, warf er sein Netz zum viertenmal aus. Als er glaubte, daß Fische darin seyn müßten, zog er es abermals mit großer Mühe heraus. Es waren gleichwohl keine darin; aber er fand darin ein Gefäß von Messing, welches seiner Schwere nach, ihm etwas zu enthalten schien. Er bemerkte, daß es mit Blei verschlossen und versiegelt war, und sah den Abdruck eines Petschafts darauf. Dieß erfreute ihn. »Ich will es an den Gelbgießer verkaufen,« sagte er, »und für das Geld, das ich daraus löse, ein Maaß Getreide kaufen.«

Er untersuchte das Gefäß von allen Seiten, schüttelte es, um zu hören, ob das, was darinnen wäre, kein Geräusch machte. Er hörte nichts; und dieser Umstand, sammt dem Siegel auf dem

Deckel von Blei, brachten ihn auf den Gedanken, daß es mit etwas Kostbarem angefüllt seyn müßte. Um sich darüber aufzuklären, nahm er sein Messer, und mit einiger Mühe öffnete er es. Er kehrte sogleich die Oeffnung gegen den Boden, aber es kam nichts heraus; was ihn äußerst verwunderte.

Er setzte das Gefäß vor sich hin; und während er es aufmerksam betrachtete, stieg ein dichter Rauch daraus empor, welcher ihn nöthigte, zwei oder drei Schritte zurückzutreten. Dieser Rauch erhob sich bis in die Wolken, breitete sich über das Meer und Gestade aus, und bildete einen dicken Nebel: welches Schauspiel, wie man sich vorstellen kann, dem Fischer ein außerordentliches Erstaunen erregte. Als aller Rauch aus dem Gefäße war, vereinigte er sich wieder und verdichtete sich zu einem festen Körper, und daraus bildete sich ein Geist, der noch einmal so groß war als der größte aller Riesen. Bei dem Anblick eines Ungethüms von ungeheurer Größe, wollte der Fischer die Flucht ergreifen; aber er war so erschüttert und erschrocken, daß er keinen Fuß rühren konnte.

»Salomon [21];« rief alsobald der Geist aus, »Salomon, großer Prophet Gottes, Gnade, Gnade! Nimmer will ich mich deinem Willen widersetzen. Ich will allen deinen Befehlen gehorchen. . . .«

Scheherasade bemerkte hier den Tag, und brach ihre Erzählung ab.

Dinarsade nahm darauf das Wort: »Meine Schwester,« sagte sie, »man kann nicht besser

sein Versprechen halten, als du es gethan hast: dieses Mährchen ist ohne Zweifel viel wunderbarer, als die vorigen.« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »du wirst Dinge hören, die dich noch weit mehr in Verwunderung setzen werden, wenn der Sultan, mein Herr, mir erlaubt, sie dir zu erzählen.«

Schachriar hatte zu große Begierde, das Uebrige der Geschichte vom Fischer zu hören, um sich dieses Vergnügens zu berauben. Er verschob also den Tod der Sultaninn abermals auf morgen.

Zehnte Nacht.

Dinarsade weckte in der folgenden Nacht, als es Zeit war, ihre Schwester, und bat sie, die Geschichte vom Fischer fortzusetzen.

Der Sultan bezeigte auch seine Ungeduld, zu vernehmen, welchen Zwist der Geist mit Salomon gehabt hatte; und Scheherasade fuhr also fort:

»Herr, der Fischer hatte nicht sobald die Worte des Geistes vernommen, als er sich wieder erholte, und zu ihm sagte: »Stolzer Geist, was sprichst du da? Es sind mehr als achtzehnhundert Jahre, daß Salomon, der Prophet Gottes, todt ist, und wir sind gegenwärtig am Ende der Tage. Erzähle mir deine Geschichte, und weshalb du in diesem Gefäße verschlossen warest.«

Auf diese Anrede blickte der Geist den Fischer mit stolzer Geberde an, und antwortete ihm:

»Rede höflicher mit mir; du bist sehr dreist, mich einen stolzen Geist zu nennen.« — »Wohlan,« erwiederte der Fischer, »ist es höflicher geredet, wenn ich dich den Uhu des Schicksals nenne?« — »Ich rathe dir,« erwiederte der Geist, »höflicher zu mir zu reden, bevor ich dich tödte.« — »He,« versetzte der Fischer, »warum wolltest du mich tödten? Ich habe dich so eben in Freyheit gesetzt: hast du es schon vergessen?« — »Nein, ich erinnere mich dessen wohl,« erwiederte der Geist, »aber das soll mich nicht abhalten, dich zu tödten: und ich habe nur eine einzige Gnade dir zu gewähren.« — »Und welche Gnade ist das?« fragte der Fischer. »Sie ist,« antwortete der Geist, »daß ich dir die Wahl lasse, auf welche Weise ich dich tödten soll.« — »Und wodurch,« versetzte der Fischer, »habe ich dich beleidigt? Willst du mich also für die Wohlthat belohnen, die ich dir erwiesen habe?« — »Ich kann dich nicht anders behandeln,« sagte der Geist; »und damit du selber dich davon überzeugest, so höre meine Geschichte:

Ich bin einer der abtrünnigen Geister, welche sich dem Willen Gottes widersetzten. Alle andere Geister erkannten den großen Salomon, den Propheten Gottes, und unterwarfen sich ihm. Wir, Sakar und ich, waren die einzigen, welche sich nicht so erniedrigen wollten. Um sich dafür zu rächen, gebot dieser mächtige König seinem ersten Minister Assaf, Barachia's Sohn, mich gefangen zu nehmen. Das geschah. Assaf kam, sich meiner zu bemächtigen, und

führte mich mit Gewalt vor den Thron des Königs, seines Herrn.

Salomon, Davids Sohn, befahl mir, mein bisheriges Leben aufzugeben, seine Macht anzuerkennen und mich seinen Befehlen zu unterwerfen. Ich versagte trotzig, ihm zu gehorchen; und ich wollte mich lieber seinem ganzen Zorne aussetzen, als ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit leisten, welchen er von mir forderte. Zur Strafe schloß er mich in dieses kupferne Gefäß ein; um sich meiner zu versichern, und damit ich mein Gefängniß nicht sprengen könnte, so drückte er selber auf den bleiernen Deckel sein Siegel, in welches der hohe Name Gottes eingegraben war. Als das geschehen war, übergab er das Gefäß einem der Geister, welche ihm gehorchten, mit dem Befehle mich ins Meer zu werfen; was auch zu meinem großen Verdrusse geschah.

Während des ersten Jahrhunderts meiner Gefangenschaft, schwur ich, wenn jemand mich vor Ablauf dieser hundert Jahre daraus befreiete, ihn reich zu machen, selbst nach seinem Tode. Aber das Jahrhundert verlief, und niemand leistete mir diesen guten Dienst. Während des zweiten Jahrhunderts schwur ich, jedem, der mich in Freyheit setzete, alle Schätze der Erde zu eröffnen; aber ich war nicht glücklicher. In dem dritten gelobte ich, meinen Befreier zu einem mächtigen König zu machen, stets als Geist bei ihm zu seyn, und ihm jeden Tag drei Bitten zu gewähren, von welcher Art dieselben auch immer seyn möchten; aber auch dieses Jahr-

hundert verging, wie die beiden vorigen, und ich blieb stets in diesem Zustande. Endlich, verzweifelnd, oder vielmehr erbost, mich so lange gefangen zu sehen, schwur ich, wenn in der Folge jemand mich befreite, ihn erbarmungslos zu tödten, und ihm keine andere Gnade zu gewähren, als die, daß ich ihm die Wahl ließe, auf welche Weise ich ihn tödten sollte. Deshalb also, da du heute hierher gekommen und mich befreiet hast, wähle, wie du von mir getödtet seyn willst.«

Diese Rede betrübte den Fischer gar sehr. »Ich Unglückseliger,« rief er aus, »daß ich an diesen Ort gekommen bin, um einem Undankbaren einen so großen Dienst zu leisten! Ich bitte dich, bedenke deine große Ungerechtigkeit, und widerrufe deinen so unvernünftigen Eid. Verzeihe mir, damit Gott auch dir verzeihe. Wenn du mir großmüthig das Leben schenkst, so wird er dich gegen alle Nachstellungen schützen, welche etwa dein Leben bedrohen.« — »Nein, dein Tod ist gewiß,« sagte der Geist; »wähle nur, auf welche Weise ich dich tödten soll.«

Als der Fischer seinen beharrlichen Entschluß sah, ihn zu tödten, war er in großer Angst, nicht so wohl aus Liebe zu sich selber, als wegen seiner drei Kinder, und beklagte ihr Elend, in welches sein Tod sie versetzen würde. Er versuchte nochmals, den Geist zu besänftigen: »Weh mir!« rief er aus, »hab' Erbarmen mit mir, in Rücksicht dessen, was ich für dich gethan habe.« — »Ich habe es dir schon gesagt,« erwiederte der Geist, »daß dieses gerade die Ur-

sache ist, daß ich dich tödten muß.« »Das ist doch seltsam,« entgegnete der Fischer, »daß du durchaus Gutes mit Bösem vergelten willst. Zwar ist jener Spruch aller Welt bekannt:

»Gutes haben wir erwiesen, man hat uns mit Bösem belohnt: — so handelt, bei meinem Leben, nur der Gottlose!

Doch es ist gewiß: »wer dem Unwürdigen Gutes erweiset, hat kein anderes Schicksal zu erwarten, als der einer Hyäne Zuflucht gibt.«

Ich glaubte bisher immer, daß dieses falsch wäre; und in der That, verstößt nichts so sehr gegen die Vernunft und gegen die Rechte der Gesellschaft: nichts desto minder erfahre ich nun grausamerweise, daß es nur zu wahr ist.« — »Laß uns nicht die Zeit verlieren,« unterbrach ihn der Geist, »alle deine Vernünfteleien können mich von meinem Vorhaben nicht abwendig machen. Mach' fort, und sage, wie du wünschest, daß ich dich tödte.«

Die Noth macht erfinderisch. Der Fischer besann sich auf eine List. »Da ich den Tod nicht vermeiden kann,« sagte er zu dem Geiste, »so unterwerfe ich mich denn dem Willen Gottes. Bevor ich aber eine Todesart wähle, so beschwöre ich dich bei dem hohen Namen Gottes, welcher auf den Siegelring des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, eingegraben ist, mir die Wahrheit zu sagen, auf eine Frage, die ich dir thun will.«

Als der Geist auf eine Weise beschworen wurde, welche ihn zwang, bestimmt zu antworten, zitterte er innerlich, und sagte zu dem Fischer: »Frage mich, was du willst, und eile dich....«

Da brach der Tag an, und Scheherasade schwieg.

»Meine Schwester,« sagte Dinarsade, »man muß gestehen, jemehr du erzählest, jemehr Vergnügen gewährst du. Ich hoffe, daß der Sultan, unser Herr, dich nicht tödten läßt, bevor er das Ende des schönen Mährchens vom Fischer gehört hat.« — »Der Sultan hat zu gebieten,« erwiederte Scheherasade; »wir müssen uns gefallen lassen, was ihm beliebt.«

Der Sultan, welcher nicht weniger Lust hatte, als Dinarsade, das Ende dieser Erzählung zu hören, verschob abermals den Tod der Sultaninn.

Eilfte Nacht.

Schachriar und seine Gemahlinn brachten diese Nacht ebenso zu, wie die vorhergehenden, und ehe der Tag anbrach, weckte Dinarsade durch folgende Worte, welche sie an die Sultaninn richtete: »Meine Schwester, ich bitte dich, die Erzählung vom Fischer wieder aufzunehmen.« — »Sehr gern,« antwortete Scheherasade, »will ich dir genugthun, mit Erlaubniß des Sultans.«

»Als der Geist,« fuhr sie fort, »versprochen hatte, die Wahrheit zu sagen, sprach der Fischer zu ihm: »Ich möchte wohl wissen, ob du wirklich in diesem Gefäße wareſt; getraueſt du dir wohl, es bei dem hohen Namen Gottes zu beschwören?« — »Ja,« antwortete der Geist, »ich schwöre bei diesem hohen Namen, daß ich darin war; und das ist gewißlich wahr.« — »Bei meiner Treue,« erwiederte der Fischer, »ich kann's

nicht glauben. Dieses Gefäß vermöchte ja nicht einmal einen deiner Füße in sich zu fassen: wie wäre es möglich, daß du ganz und gar darin eingeschlossen gewesen wärest?« — »Ich schwöre es dir gleichwohl,« sagte der Geist, »daß ich darin war, so wie du mich hier stehest. Glaubst du mir noch nicht, nach dem großen Eide, den ich dir geschworen habe!« — »Wahrhaftig, nein,« antwortete der Fischer; »und ich werde dir nicht glauben, wenn du mich nicht durch den Augenschein überzeugest.«

Hierauf verflüchtigte sich der Leib des Geistes wieder und verwandelte sich in Rauch, welcher sich, wie zuvor, über das Meer und Gestade ausbreitete, dann sich wieder sammelte und in das Gefäß hineinzog, und in gleichmäßiger und langsamer Bewegung so fortfuhr, bis gar nichts mehr davon draußen war. Alsbald kam eine Stimme daraus hervor, welche zu dem Fischer sagte: »Wohlan, ungläubiger Fischer, da bin ich wieder in dem Gefäße; glaubst du mir nun?«

Der Fischer aber, anstatt dem Geiste zu antworten, nahm den bleiernen Deckel, verschloß eilig das Gefäß damit, und rief ihm zu: »Geist, jetzt ist die Reihe an dir, um Gnade zu bitten, und wähle nun, welchen Tod ich dich soll sterben lassen! Aber nein, es ist besser, daß ich dich wieder ins Meer werfe, an derselben Stelle, wo ich dich herausgezogen habe. Dann will ich mir auf diesem Gestade ein Haus bauen, und hier wohnen, um alle Fischer, welche hieher kommen und ihre Netze auswerfen, zu warnen, daß sie

sich wohl hüten, einen so boshaften Geist wieder herauszufischen, welcher geschworen hat, jeden zu tödten, der ihn etwa in Freiheit setzt.«

Bei diesen spöttischen Worten, strengte der erzürnte Geist alle seine Kräfte an, um wieder aus dem Gefäße zu kommen; aber es war ihm unmöglich, denn das aufgedrückte Siegel des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, verhinderte ihn daran. Als er nun sah, daß der Fischer ihn in seiner Gewalt hatte, unterdrückte er seinen Zorn, und sagte zu ihm, mit besänftigter Stimme: »Fischer, hüte dich wohl, das zu thun, was du sagst. Was ich hier gethan habe, ist nur aus Scherz geschehen, und du mußt die Sache nicht ernsthaft nehmen.« — »O Geist,« antwortete der Fischer, »du, der vor einem Augenblick der größte aller Geister war, und gegenwärtig der kleinste bist, wisse, daß alle deine listigen Reden dir nichts helfen. Du mußt wieder ins Meer zurück. Wenn du so lange Zeit darin gewesen bist, wie du mir gesagt hast, so kannst du auch wohl bis zum Tage des jüngsten Gerichts dort bleiben. Ich habe dich im Namen Gottes gebeten, mir nicht das Leben zu rauben, und du hast meine Bitten verworfen; jetzt will ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten.

Der Geist sparte nichts, den Fischer zu rühren: »Oeffne das Gefäß,« sagte er zu ihm, »und gib mir die Freiheit, ich flehe dich drum, und verspreche dir, daß du zufrieden mit mir seyn sollst.« — »Du bist und bleibst ein Verräther,« erwiederte der Fischer. »Ich verdiente das Leben

zu verlieren, wenn ich die Unklugheit hätte, dir zu trauen. Du würdest nicht ermangeln, mich auf dieselbe Weise zu behandeln, wie ein gewisser Griechischer König seinen Arzt Duban behandelte. Das ist eine Geschichte, die ich dir erzählen will; höre zu:

Geschichte
des Griechischen Königs und des Arztes Duban.

In dem Lande Suman, in Persien, herrschte einst ein König, dessen Unterthanen ursprünglich Griechen waren. Dieser König war vom Aussatze befallen, und seine Aerzte, nachdem sie vergeblich alle ihre Mittel angewandt hatten, ihn zu heilen, wußten nicht mehr, was sie ihm verordnen sollten; als ein sehr geschickter Arzt, genannt Duban, an seinem Hofe ankam.

Dieser Arzt hat seine Wissenschaft aus Griechischen, Persischen, Türkischen, Arabischen, Lateinischen, Syrischen und Hebräischen Büchern geschöpft; überdies war er vollendet in der Weltweisheit, und kannte vollkommen die guten und bösen Eigenschaften aller Arten von Kräutern und Säften.

Sobald er von der Krankheit des Königs unterrichtet war, und vernommen hatte, daß seine Aerzte ihn schon aufgegeben hatten, kleidete er sich so zierlich als er nur konnte, und fand Mittel und Wege, sich dem Könige vorstellen zu las-

sen. »Herr, sprach er zu ihm, »ich weiß, daß alle Aerzte, welche Euer Majestät bedienen, euch nicht von dem Aussatze heilen konnten: wenn ihr mir aber die Ehre erzeigen und meine Dienste annehmen wollt, so verpflichte ich mich, euch zu heilen, ohne Tränke und ohne Umschläge.«

Der König hörte auf diesen Antrag, und antwortete ihm: »Wenn du ein so geschickter Mann bist, das zu thun, was du sagst, so verspreche ich, dich reich zu machen, dich und deine Nachkommenschaft; und außer den reichen Geschenken, welche ich dir machen will, sollst du mein liebster Günstling seyn. Du verheißest mir also, mich von dem Aussatze zu befreien, ohne mich einen Trank einnehmen zu lassen und ohne mir ein äußeres Mittel aufzulegen?« — »Ja, Herr,« antwortete der Arzt, »ich schmeichle mir, es wird mir gelingen, mit Gottes Hülfe; und gleich morgen will ich den Anfang machen.«

Hierauf begab sich der Arzt Duban wieder in seine Wohnung, und machte eine Kolbe zum Kugelspiel, deren Handgriff er aushöhlte und den Saft darein that, dessen er sich bedienen wollte. Als dies gethan war, machte er auch eine Kugel, auf die Weise, wie er wollte, und damit ging er am folgenden Morgen hin und stellte sich dem Könige vor; er warf sich zu seinen Füßen, küßte die Erde . . . .«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, erinnerte Schachriar daran, und schwieg.

»In Wahrheit, meine Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »ich weiß nicht, wo du alle die

schönen Sachen hernimmst.« — »Du wirst morgen noch ganz andere hören,« antwortete Scheherasade, »wenn der Sultan, mein Herr, die Güte hat, mir das Leben zu verlängern.«

Schachriar, der nicht minder als Dinarsade von Begierde brannte, den Verfolg der Geschichte des Arztes Duban zu hören, dachte nicht daran, diesen Tag die Sultaninn tödten zu lassen.

Zwölfte Nacht.

Die zwölfte Nacht war schon weit vorgerückt, als Scheherasade den Faden der Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban also wieder aufnahm:

»Herr, der Fischer fuhr also fort dem in dem Gefäße verschlossen gehaltenen Geiste zu erzählen: »Der Arzt Duban stand wieder auf, und nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte er zu dem König, er fände es heilsam, daß Seine Majestät zu Pferde stiege und sich nach dem Platze zum Kugelspiele begäbe.

Der König that, was ihm gesagt wurde, und als er auf der Bahn des Kugelspieles zu Pferde war, kam der Arzt mit der von ihm zubereiteten Kolbe, überreichte sie ihm, und sprach: »Herr, spielet mit dieser Kolbe, und treibt damit die Kugel auf der Bahn, bis daß ihr eure Hand und euren Leib in Schweiße fühlt. Wenn das Heilmittel, welches ich in den Handgriff dieser Kolbe eingeschlossen habe, durch eure Hand erwärmt wird, so durchdringt es euren ganzen Leib; und sobald ihr schwitzet, habt ihr nichts zu thun, als

mit Spielen aufzuhören; denn das Mittel hat alsdann seine Wirkung gethan. Und wenn ihr in den Palast zurückkommt, so gehet ins Bad, und laßt euch tüchtig waschen und reiben: darauf leget euch zu Bette; und wenn ihr morgen früh aufsteht, so werdet ihr geheilt seyn.«

Der König nahm die Kolbe, und trieb sein Pferd der Kugel nach, welche er ausgeworfen hatte; er schlug sie, und sie wurde ihm von den Hofleuten, die mit ihm spielten, zurückgeschlagen; er schlug sie abermals, und kurz, das Spiel dauerte so lange, bis seine Hand, wie sein ganzer Leib davon schwitzte: da that das in den Handgriff eingeschlossene Mittel die Wirkung, welche der Arzt vorausgesetzt hatte. Sogleich hörte der König auf zu spielen, kehrte in seinen Palast zurück und ging ins Bad, kurz, er beobachtete ganz genau alles, was ihm vorgeschrieben war.

Er befand sich sehr wohl darnach; denn am folgenden Morgen beim Aufstehen, bemerkte er mit so viel Erstaunen als Freuden, daß sein Aussatz geheilt und sein Leib so rein war, als wenn er niemals von dieser Krankheit befallen gewesen wäre.

Sobald er angekleidet war, trat er in den Reichssaal, bestieg seinen Thron, und ließ sich allen seinen Hofleute sehen, welche die Begierde, den Erfolg des neuen Heilmittels zu erfahren, schon frühe dort versammelt hatte. Als sie den König völlig geheilt sahen, bezeigten alle die größte Freude darüber.

Der Arzt Duban trat in den Saal, warf sich vor dem Throne nieder und berührte mit dem Ge-

sichte die Erde, und sprach hierauf folgende Verse aus:

»Die Tugenden gewinnen an Werth, weil du Vater derselben genannt wirst: und welcher Fürst verdiente jemals diesen Namen so, wie du, der du sie alle besitzest?

Du, dessen Antlitz mit einem Glanze strahlet, fähig die dunkelste Nacht zu erleuchten!

Möge es nie aufhören zu glänzen, so ernst auch das Antlitz der Zeiten blicken möge!

Deine Freigebigkeit hat uns mit Wohlthaten überhäuft: du warst mir wie eine reiche Regenwolke ausgetrockneten Hügeln.

Du hast deine Reichthümer verschwendet, und dein Ziel, den höchsten Ruhm erreicht!«

Hierauf rief ihm der König, ließ ihn an seiner Seite sitzen, zeigte ihn der Versammlung und gab ihm öffentlich alle die Lobeserhebungen, welche er verdiente. Damit ließ dieser Fürst es noch nicht bewenden, sondern, da er an diesem Tage den ganzen Hof bewirthete, so ließ er den Arzt an seinem Tische mit ihm allein speisen....«

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hörte auf in ihrer Erzählung.

Schachriar erhob sich, sehr zufrieden mit dem, was er gehört hatte, und erwartete den folgenden Tag.

Dreizehnte Nacht.

Gegen das Ende der dreizehnten Nacht setzte Scheherasade, um die Neugier ihrer Schwester

Dinarsade zu befriedigen, mit Erlaubniß des Sultans, ihres Herrn, die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban fort.

»Der Griechische König,« fuhr der Fischer fort, »begnügte sich nicht, den Arzt Duban an seine Tafel zu ziehen, sondern gegen Ende des Tages, als er die Versammlung entlassen wollte, ließ er ihn noch mit einem langen sehr reichen Rocke bekleiden, gleich denen, welche seine Hofleute gewöhnlich in seiner Gegenwart trugen; überdies ließ er ihm zweitausend Zeckinen geben. Auch den nächsten Morgen und die folgenden Tage hörte er nicht auf, ihm sein Wohlwollen zu bezeigen. Kurz, dieser Fürst glaubte die Verpflichtungen, welche er diesem geschickten Arzte hatte, nicht genugsam erkennen zu können, und überhäufte ihn täglich mit neuen Wohlthaten.

Nun hatte dieser König einen Groß-Wesir, der war geizig und neidisch und von Natur fähig zu Verbrechen aller Art. Nicht ohne Aerger hatte er die Geschenke ansehen können, welche dem Arzte gemacht wurden, dessen Verdienste ihn überdies in den Schatten zu stellen anfingen; er beschloß also, ihn in der Gunst des Königs zu stürzen.

In dieser Absicht ging er zu diesem Fürsten, und sagte ihm insgeheim, daß er ihm eine Entdeckung von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Auf die Frage des Königs, worin dies bestände, antwortete er: »Herr, es ist sehr gefährlich für einen König, sein Vertrauen einem Manne zu schenken, dessen Treue er noch nicht geprüft hat. Euer Majestät überhäuft den Arzt

Duban mit Wohlthaten und verschwendet alle Liebkosungen an ihn, und weiß nicht, daß er ein Verräther ist, welcher sich an eurem Hofe eingeschlichen hat, um euch zu ermorden.«

»Von wem hast du, was du mir zu sagen wagst?« fragte der König. »Bedenke wohl, daß du zu deinem Herrn sprichst, und hier eine Sache vorbringst, welche ich nicht so leichthin glauben werde.« — »Herr,« erwiederte der Wesyr, »ich bin vollkommen unterrichtet von dem, was ich die Ehre habe euch vorzutragen. Ueberlasset euch nicht einem gefährlichen Zutrauen. Wenn Euer Majestät schläft, so möge sie erwachen; denn, kurz, ich wiederhole es, der Arzt Duban ist tief aus Griechenland, seinem Vaterlande, nur deshalb an euren Hof gekommen, um sein schreckliches Vorhaben zu vollbringen, wovon ich euch gesagt habe.«

»Nein, nein, Wesyr,« unterbrach ihn der König, »ich bin sicher, daß dieser Mann, den du einen Treulosen und Verräther schiltst, der tugendhafteste und beste aller Menschen ist; es gibt keinen Menschen auf der Welt, den ich so sehr liebe, als ihn. Du weißt, durch welches Mittel, oder vielmehr durch welches Wunder, er mich von dem Aussatze geheilt hat: wenn er mir nach dem Leben trachtet, warum hat er es denn gerettet? Er durfte mich ja nur meinem Uebel überlassen; ich konnte ihm nicht entgehen; mein Leben war schon halb verzehrt. Höre also auf, mir ungerechten Argwohn einflößen zu wollen; anstatt darauf zu achten, kündige ich dir an, daß ich von heut an diesem großen

Manne für sein ganzes Leben ein Gehalt von tausend Zeckinen monatlich gebe. Wenn ich alle meine Reichthümer, ja selbst mein Reich mit ihm theilte, so würde ich ihn noch nicht genug belohnen, für das, was er an mir gethan hat. Ich sehe wohl, daß seine Tugend deinen Neid erregt; aber glaube nicht, daß ich mich ungerechterweise wider ihn einnehmen lasse; ich erinnere mich zu wohl dessen, was die Wesyre dem Könige Sindbad, ihrem Herrn, sagten, um ihn daran zu verhindern, den Prinzen, seinen Sohn, tödten zu lassen ....«

»Aber Herr,« fügte Scheherasade hinzu, »der anbrechende Tag verbietet mir fortzufahren.« — »Es gefällt mir sehr an dem Griechischen Könige, »sagte Dinarsade, »daß er die Festigkeit hat, die falsche Anklage seines Wesyrs abzuweisen.« — »Wenn du heute die Festigkeit dieses Fürsten lobst,« unterbrach sie Scheherasade, »so wirst du morgen seine Schwachheit tadeln, wenn der Sultan vergönnt, daß ich diese Geschichte zu Ende erzähle.« —

Der Sultan, neugierig, worin der Griechische König diese Schwäche zeigte, schob abermals den Tod der Sultaninn auf.

Vierzehnte Nacht.

»Meine Schwester,« rief Dinarsade am Ende der vierzehnten Nacht, »ich bitte dich, nimm die Geschichte des Fischers wieder auf; du bist da stehen geblieben, wo der Griechische König die Unschuld des Arztes Duban behauptet, und

ihn so kräftig vertheidigt.« — »Ich erinnere mich wohl daran,« antwortete Scheherasade; »du sollst sogleich den Verfolg davon hören.

Herr,« fuhr sie fort, stets an Schachriar das Wort richtend, »was der Griechische König von dem Könige Sindbad sagte, reizte die Neugier des Wesyrs, so daß er zu ihm sagte: »Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, wenn ich die Dreistigkeit habe, zu fragen, was denn die Wesyre des Königs Sindbad zu ihrem Herrn sagten, um ihn abzuhalten, den Prinzen, seinen Sohn, tödten zu lassen.« Der Griechische König hatte die Gefälligkeit, seine Neugier zu befriedigen, und begann also:

Die Vierzig Wesyre [23]).

»Es herrschte einst in Persien ein mächtiger König, Namens Sindbad. Ganz Asien gehorchte seinen Geboten. Er war der reichste König auf Erden; seine Tapferkeit glich seiner Macht; und wenn er ehrgeizig genug gewesen wäre, nach der Herrschaft der Welt zu trachten, so hätte er sie erobern können. Aber zufrieden, über weite und blühende Länder zu herrschen, dachte er nicht daran, sich derer seiner Nachbarn zu bemächtigen. Er hatte kein anderes Ziel im Auge, als die Wohlfahrt seiner Völker, welche sich auch so glücklich fühlten, daß sie jeden Tag seiner Regierung segneten. Alle andere Völker beneideten sie deshalb, und wünschten, so wie sie, zu seinen Unterthanen zu gehören.

Dieser große Kaiser hatte einen Sohn, welcher die Bewunderung aller war, die ihn sahen. Er war Nurgehan [24]) genannt, das heißt, Licht der Welt. Dieser junge Prinz war von stattlichem Wuchse und himmlischer Schönheit, und verband mit diesen glänzenden Gaben alle empfehlenswerthe Geschicklichkeiten. Er konnte bewunderswürdig in verschiedenen Sprachen

schreiben; er war ein vortrefflicher Bogenschütze; kurz, es gibt fast keine Wissenschaft, die er nicht besaß, oder davon er mindestens nicht eine genügende Einsicht hatte.

Er war das lebendige Ebenbild der Sultaninn, seiner Mutter, welche man den Schönheiten von Kaschemir verglich. Sindbad liebte seine Gemahlinn zärtlich. Davon gab er eben so aufrichtige als schmerzliche Beweise, als durch einen verhängnißvollen Beschluß des Schicksals, sie nach einer langen Krankheit starb. Er empfand darüber einen so lebhaften Schmerz, daß es unmöglich ist, ihn auszudrücken. Gleichwohl that die Zeit ihre gewöhnliche Wirkung; der Kaiser tröstete sich, und die Reize einer neuen Frau ließen ihn der vergessen, die er verloren hatte.

Er vermählte sich mit der Prinzessinn Chansade [26], der Tochter eines benachbarten Königs. Sie war schön, sie hatte Geist: aber sie vermochte ihren Leidenschaften nichts zu versagen. Sie konnte den jungen Prinzen nicht sehen, ohne die heftigste Liebe für ihn zu empfinden; und weit entfernt, ihre Kräfte aufzubieten, um sie zu besiegen, gab sie sich ihr hin, und beschloß, sie dem Prinzen zu erklären, sobald sie Gelegenheit dazu fände.

Unterdessen befliß Nurgehan sich der Wissenschaften, und machte große Fortschritte in der Sterndeutung, worin ihn sein Lehrer Abuschamar unterrichtete, ein Mann von tiefem Wissen, und der geschickteste Sterndeuter in Asien.

Dieser gelehrte Mann stellte eines Tages dem Prinzen, seinem Schüler, das Horoskop, und

erkannte durch seine untrüglichen Beobachtungen, daß derselbe von einem furchtbaren Unglücke bedroht würde; er sprach zu ihm: »Prinz, ich habe die Sterne über eure Bestimmung befragt, und sie euch wenig günstig befunden. Ein trauriges Schicksal steht euch bevor, und ihr sehet mich deshalb von Schmerz durchdrungen.«

Nurgehan erblaßte bei diesen Worten; sein Lehrer aber beruhigte ihn, indem er ihm sagte: »Glaubet indessen nicht, daß meine Zärtlichkeit für euch und meine Kunst dem feindlichen Geschicke weichen, welches euch bedrohet; euer Untergang steht freilich in den Sternen geschrieben, aber es ist nicht unmöglich, ihm zuvorzukommen. Mein Buch hat mir das Mittel dazu gezeigt. Ihr müßt nämlich vierzig Tage stumm seyn. Was man auch zu euch spreche, antwortet nichts darauf; und was auch immer euch begegne, hütet euch wohl, ein Stillschweigen zu brechen, von welchem euer Leben abhängt.

Der Prinz versprach, vierzig Tage lang zu schweigen. Nach diesem Versprechen schrieb sein Lehrer einige Namen Gottes [26]) auf, und hängte sie ihm um den Hals; darauf begab er sich in ein unterirdisches Gemach, welches er nur allein wußte, und verbarg sich dort, um nicht genöthigt zu werden, die Neugier des Kaisers zu befriedigen, und ihm Dinge zu entdecken, die er ihm nicht entdecken wollte.

Sindbad, welcher nicht lange seyn konnte, ohne seinen Sohn zu sehen, ließ ihn zu sich kommen, und that ihm verschiedene Fragen, auf welche der Prinz nicht antwortete. Der Kaiser

war sehr verwundert darob, und rief aus: »O mein Sohn, warum redest du nicht? hast du die Sprache verloren? was hat man dir gethan? was ist dir begegnet? Zerstreue die Unruhe, welche mir dein Stillschweigen verursacht.« Diese Worte thaten nicht mehr Wirkung als die ersten. Der Prinz sah seinen Vater traurig an, und senkte dann die Augen, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Darauf wandte der König sich an den Hofmeister seines Sohnes, und sagte zu ihm: »Der Prinz hat einen geheimen Kummer, der ihn verzehrt. Führ' ihn in das Zimmer der Sultaninn, seiner Stiefmutter, vielleicht eröffnet ihr sich sein Herz.«

Der Hofmeister gehorchte dem Befehle des Kaisers; er führte Nurgehan zu der Sultaninn Chansade: »Herrinn,« sagte er zu dieser Fürstinn, »es scheint, daß der Prinz die Sprache verloren hat. Seine Seele ist der Raub einer unseligen Betrübniß, deren Ursache er hartnäckig verhehlt. Der Kaiser sendet ihn zu euch, weil er hofft, daß eure Gegenwart seine Schwermuth verbannen wird.«

Die Sultaninn empfand bei diesen Worten eine angenehme Unruhe. »Ich muß,« sagte sie bei sich selber, »diesen glücklichen Augenblick benutzen, auf welchen ich so lange gewartet habe. Ich habe nichts zu befürchten, wenn ich mich erkläre. Hat Nurgehan die Sprache verloren, so kann er seinem Vater nicht wiedersagen, was ich ihm gesagt habe; und ist er unbescheiden genug, um meine Liebe zu offenbaren, so werde

ich sagen, daß ich dergleichen zu ihm geredet habe, bloß um ihn zum Sprechen zu nöthigen.« Kurz, Chansade ergriff diese Gelegenheit, als die günstigste, welche sie jemals finden konnte, ließ alle Gegenwärtigen aus ihrem Zimmer treten, und blieb allein mit dem Prinzen.

Sie begann damit, ihm um den Hals zu fallen, und ihn inbrünstig zu umarmen: »Geliebter Prinz,« sagte sie zu ihm, »was ist es, das dich so betrübt? verbirg mir es nicht, mir, die ich dich zärtlicher liebe, als wenn du mein eigener Sohn wärest.«

Der Prinz, gerührt von den Zeichen der Freundschaft, welche seine Stiefmutter ihm gab, bemühte sich, durch seine Blicke und Geberden, ihr begreiflich zu machen, daß er innigst betrübt wäre, ihr nicht antworten zu können. Sie legte diese Geberden und Blicke falsch aus, und bildete sich ein, daß er von demselben Feuer entbrenne, welches sie verzehrte, und daß er ohne Zweifel sich nicht hätte erwehren können, Liebe für sie zu empfinden, so wie sie sich nicht hatte enthalten können, ihn zu lieben; und daß er aus Ehrfurcht vor seinem Vater nicht wagte, seine Empfindungen zu entdecken.

Bezaubert durch diesen Irrthum fuhr sie fort, mit aller Leidenschaft, deren nur eine Frau fähig ist, welche die Tugend und die Vernunft verlassen hat: »O mein König! o meine Seele! brich dieses grausame Schweigen, welches uns beide quält. Du weißt, daß alles, was der Kaiser besitzt, in meiner Gewalt steht. Willst du dich mit mir verständigen, und einwilligen, was

ich dir antrage; so sollst du in kurzer Zeit auf dem Gipfel deiner Wünsche seyn. Du bist jung, Prinz; wie du, bin ich noch jung. Ich passe für dich besser, als für deinen Vater, dessen hohes Alter mein Leben traurig und langweilig macht. Du antwortest nicht? Verpflichte dich durch einen unverletzlichen Eid, mich zu deiner Gemahlinn zu nehmen, und ich verspreche dir, dich bald zum Kaiser zu machen und den Tod deines Vaters zu beschleunigen. Ich schwöre bei dem großen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, daß meine Worte ohne Arglist sind. Verbinde dich also durch denselben Eid, und versichere mich, daß du die Hand empfangen willst, welche dich krönen wird.«

Nurgehan gab keine Antwort auf diese Rede; und da er darüber betroffen schien, fuhr die Sultaninn fort.; »Ich sehe wohl, Prinz, daß mein Vorschlag dich überrascht. Du zweifelst, ob ich ihn ausführen könne. Aber vernimm, auf welche Weise ich den Kaiser sterben lassen will. Es befinden sich in dem Satze alle Arten von Gift. Da sind welche, die das Leben einen Monat, nachdem es genommen ist, enden. Andere sind, welche erst binnen zwei Monaten tödten. Es sind selbst welche, die noch langsamer ihre Wirkung thun. Wir wollen uns dieser letzten bedienen. Der Kaiser wird krank, und geht allmählig seiner Bestimmung entgegen, ohne daß das Volk in uns die Urheber seines Todes argwöhnen kann. Darauf besteigst du den Thron. Das ganze Land erkennt dich für seinen Herrn, und das Heer gehorcht dir.«

Wenn der Sohn des Kaisers auch hätte reden wollen, so würde er nicht die Kraft dazu gehabt haben, so erstaunt war er, diesen schrecklichen Antrag zu hören.

Die Sultaninn, als sie ihn so nachdenklich sah, fügte hinzu: »Prinz, wenn du etwa in Verlegenheit bist, wie du die Gemahlinn deines Vaters zur Frau nehmen könnest, so will ich es dich lehren. Nach dem Tode des Kaisers darfst du mich nur in mein Vaterland heimsenden, und mir heimlich einen deiner Hauptleute mit etlichen Soldaten folgen lassen: sie fallen als Räuber über uns her, und entführen mich. Darnach bringt man das Gerücht in Umlauf, daß ich auf dem Wege getödtet worden, und einige Tage darauf kaufst du mich von dem Hauptmanne, so wie man Sklavinnen kauft. Durch dieses Mittel kannst du mein Mann werden, und so werden wir beide in der süßesten Vereinigung leben.«

Hier hielt die Fürstinn inne, um dem Prinzen Zeit zu lassen, ein schon zu langes Stillschweigen zu brechen; da er aber immer noch nicht antwortete, so verlor sie alle Zurückhaltung, sie drückte ihn fest in ihre Arme und küßte ihn mit Inbrunst. Aber Nurgehan, entrüstet über die Schaamlosigkeit seiner Stiefmutter, riß sich ungestüm aus ihren Armen los, und schlug sie sogar so unsanft ins Gesicht, daß ihr der Mund davon blutete.

Auf der Stelle wechselte der Zorn mit der Zärtlichkeit in dem Herzen der Sultaninn. Ihre Augen, die einen Augenblick zuvor nur von dem Feuer der Liebe glänzten, funkelten jetzo vor Wuth.

»Ha, Niederträchtiger!« rief sie aus, »so behandelst du eine Fürstinn, die dich anbetet? Barbar! wenn ich, indem ich dir die Stelle deines Vaters anbiete, deine wilde Tugend empöre; wenn du mich, nach diesem Antrage, mit Abscheu betrachtest: solltest du nicht die Leidenschaft einer Frau entschuldigen, welche eine thörige Liebe verblendet? Ich verdiente eher dein Mitleid, als die schändliche Behandlung, welche mir von dir widerfahren ist. Wohlan, folge nur deiner Rohheit. Verdoppele, wenn du kannst, deinen Haß gegen mich. Du kannst mich nie so sehr hassen, als ich in diesem Augenblicke dich hasse. Fliehe meine Gegenwart, und fürchte die Rache einer Frau, deren Gunst du verschmähet hast.«

Sie hatte nicht nöthig, dem Prinzen zu befehlen, sich zu entfernen: er hatte dies schon gethan, sobald er die Sultaninn geschlagen hatte; so daß er nicht die Hälfte von ihren Vorwürfen und Drohungen hörte.

Chansade athmete nichts als Wuth und Rache. Sie beschloß Nurgehan's Verderben. In dieser Absicht zerriß sie ihre Kleider, zerraufte ihr Haar, rieb sich das ganze Gesicht mit dem Blute, welches ihr aus der Nase floß, und ließ ihr Zimmer von ihrem Geschrei und Wehklagen widerhallen.

Der Kaiser kam bald darauf, sich zu erkundigen, ob sein Sohn endlich sein Stillschweigen gebrochen hätte. Wie erstaunte er aber, als er die Sultaninn auf dem Sofa sitzend fand mit zerstreuten Haaren und blutigem Gesichte! Da er sie liebte, so war er außer sich vor Zorn und

Schmerz: »O geliebte Seele meiner Seele,« rief er aus, »wer hat dich in diesen kläglichen Zustand versetzt! Nenne ihn mir schleunigst. Du solltest jetzt schon gerächt seyn.«

Die listige Königinn verdoppelte bei dieser Anrede ihr Weinen, und antwortete also: »Herr, du bist Vater! warum kann ich dir nicht verbergen, was du zu wissen wünschest? Wenn du erstaunt bist über die Verwirrung, in welcher ich bin, wie groß wird erst dein Erstaunen seyn, wenn du erfährst, daß es das Werk deines Sohnes ist?« — »Meines Sohnes? großer Gott!« unterbrach sie der Kaiser. »Ach, meine Frau, was sagst du mir da? Wie! sein Haß gegen eine Stiefmutter konnte ihn dahin bringen, dir solchen Schimpf anzuthun! die Ehrfurcht, welche er mir schuldig ist, hat ihn nicht zurückhalten können?« — »Herr,« erwiederte die Sultaninn, »er ist noch viel schuldiger, als du denkst. Ach! welche Frau hätte seiner bescheidenen Miene, diesem Anscheine der Tugend, welcher so gut auf seinem Gesicht ausgedrückt ist, mißtrauet? Ich saß auf diesem Sofa, als er herein trat; ich ließ alle Gegenwärtigen hinausgehen, um ihn zu vermögen, mir desto freier die Ursache seines Stillschweigens zu entdecken. Er hat sie leider nur zu deutlich erklärt! Sobald er sich allein sah mit mir, setzte er sich an meine Seite, und sprach zu mir: »Meine Königinn, ich muß dieses Schweigen brechen, welches ich bisher beobachtet habe, und wovon du die einzige Ursache bist. Ich bete dich an, und die Verzweiflung, dich nicht allein sprechen zu können, stürzte mich in eine Schwermuth, welche

mich zu verzehren drohte. Wie glücklich bin ich, diese Gelegenheit gefunden zu haben, dich ohne Zeugen zu sprechen! Genehmigst du meine Liebe, so bin ich entschlossen, meinen Vater zu tödten und dich zu heirathen. Seine Völker sowohl als ich, sind so schon seiner langen Regierung überdrüssig.« Erlaß mir, Herr,« fuhr die Sultaninn fort, »dir Wort für Wort alles zu wiederholen, was er zu mir gesagt hat. Ich zittere noch vor Entsetzen darüber. Es genüge dir, zu erfahren, daß du dem schändlichsten Prinzen das Leben gegeben hast. Als er bemerkte, daß, anstatt mich zu überreden, sein Antrag mich empörte, streckte er ungestüm die Hand nach mir aus, um mir Gewalt anzuthun. Ich widerstand: er zerriß meine Kleider, schlug mich, und hätte mir ohne Zweifel das Leben genommen, um sich zu rechtfertigen und mir im Tode das Verbrechen aufzubürden, dessen ich ihn anklage: aber er fürchtete, daß meine Frauen, die ich entfernt hatte, wiederkommen und ihn dabei betreffen möchten. Er entfloh also, und ließ mich in dem Zustande zurück, in welchem du mich siehst.«

Sie sagte dieses mit allen Zeichen einer tiefbetrübten Frau. Der Kaiser hielt alles für wahr; und wie groß auch seine Zärtlichkeit für seinen Sohn war, doch ließ er sich von den Aufwallungen seines Zornes hinreißen. Er verließ das Zimmer der Fürstinn, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, alles zu der Hinrichtung des Prinzen Nurgehan vorzubereiten.

Aber bald vernahmen die Wesyre den grausamen Befehl, welchen der Kaiser ertheilt hatte;

sie verwunderten sich, daß er, ohne sie zu Rathe zu ziehen, den Entschluß gefaßt hatte, seinen Sohn tödten zu lassen. Sie versammelten sich alle, und begaben sich zu dem erzürnten Fürsten, zu welchem einer von ihnen also sprach:

»O Beherrscher der Welt, wir flehen dich an, uns nur heute noch das Leben des Prinzen zu bewilligen, und uns zu unterrichten, welches große Verbrechen er begangen haben kann, um gegen sein Leben den Arm eines Vaters zu bewaffnen, welcher doch langsam seyn soll, seine Kinder zu strafen.«

Der Kaiser erzählte ihnen alles, was die Sultaninn ihm gesagt hatte.

Darauf nahm der älteste Wesyr das Wort, und sprach: »O König, hüte dich wohl, den Aufwallungen der Wuth zu folgen, welche eine Frau dir eingibt, und eine Handlung zu begehen, welche den Geboten Gottes und der Gerechtigkeit, welche die Propheten lehren, widerstreitet. Die Königinn klagt den jungen Prinzen an, ohne Zeugen gegen ihn vorzubringen; sie verlangt seinen Tod, weil er sie liebt, und weil er, wie sie sagt, mit Gewalt seine Leidenschaft hat befriedigen wollen! Aber, seit wann halten die Frauen ihre Keuschheit so hoch in Ehren, daß sie den Tod der Männer verlangen, die es wagen, sie zu versuchen? Ohne Zweifel gibt es tugendhafte genug, um einen verwegenen Angriff würdig abzuweisen; aber indem ihre Tugend ihn verdammt, entschuldigt ihn zugleich ihre Eitelkeit; und leicht verzeihen sie ein Verbrechen, welches ihre Schönheit veranlaßte. Drum hüte dich wohl, Herr,

deinen Sohn der Verleumdung, ja vielleicht der Wuth einer Person aufzuopfern, welche ihn verderben will, weil sie ihn nicht verführen konnte. Euer Majestät möge bedenken, daß die Frauen arglistig sind. Die Geschichte des Scheich [26]) Schahabeddin beweiset hinlänglich, wie sehr ihre Bosheit zu fürchten ist.«

Der Kaiser wünschte diese Geschichte zu hören, und der Wesyr erzählte sie folgendermaßen:

Geschichte des Scheichs Schahabeddin.

»Der Sultan von Aegypten versammelte eines Tages alle Gelehrten seines Reichs in seinem Palaste; da erhob sich unter ihnen ein Streit. Man sagt, daß der Engel Gabriel den Mahomet aus seinem Bette entrückte und ihm alles zeigte, was in den Sieben Himmeln, im Paradies und in der Hölle ist, und daß der große Prophet, nachdem er achtzigtausend Unterredungen mit Gott gehabt, von demselben Engel in sein Bette zurückgebracht wurde. Dabei behauptete man, daß alle diese Dinge in so kurzer Zeit vorgegangen wären, daß Mahomet bei seiner Rückkunft sein Bette noch ganz warm gefunden; ja sogar, daß er einen Topf wieder aufgehoben, dessen Wasser noch nicht ausgeflossen war, obwohl derselbe in demselben Augenblick umgefallen war, als der Engel Gabriel den Propheten entrückt hatte.

Der Sultan, welcher in dieser Versammlung den Vorsitz hatte, behauptete, daß solches unmöglich wäre. »Ihr versichert,« sprach er, »daß es sieben Himmel gibt, je fünfhundert Jahrrei-

sen von einander entfernt, und daß jeder Himmel eben so tief als von dem andern entfernt ist. Wie ist es nun möglich, daß Mahomet, nachdem er alle diese Himmel durchfahren und mit Gott achtzigtausend Unterredungen gehabt, bei der Rückkehr sein Bette noch warm und seinen umgeworfenen Topf noch nicht vom Wasser umwerfet, ausgeleert gefunden habe? Wer könnte leichtgläubig genug seyn, um einer so lächerlichen Fabel Glauben beizumessen? Wisset ihr denn nicht, daß wenn ihr einen Topf voll Wasser umwerfet, und ihn auf der Stelle wieder aufhebt, ihr doch nichts mehr darin findet?«

Die Gelehrten antworteten, daß solches freilich nicht natürlich zuginge; daß aber der Allmacht Gottes alles möglich wäre. Der Sultan von Aegypten, welcher zu den Freigeistern gehörte, und sich zum Grundsatze gemacht hatte, nichts zu glauben, was die Vernunft beleidigte, wollte von diesem Wunder nichts wissen, und die Gelehrten gingen aus einander.

Dieser Streit machte Aufsehen in Aegypten. Die Nachricht davon kam auch zu dem gelehrten Scheich Schahabeddin, welcher aus gewissen Ursachen, auf welche es hier nicht ankommt, bei der Versammlung nicht gegenwärtig seyn konnte. Er begab sich sogleich nach dem Palaste des Sultans, in der größten Hitze des Tages.

Sobald der Sultan von der Ankunft des Scheichs an seinem Hofe benachrichtigt war, ging er ihm entgegen, führte ihn in ein prächtiges Zimmer, ließ ihn hier niedersitzen, und sprach zu ihm: »Scheich, es war nicht nöthig, daß du

dir die Mühe gabst, hieher zu kommen: du durftest nur einen deiner Diener senden, und wir hätten ihm gern alles gewährt, was er von uns für dich verlangt hätte.« — »Herr,« antwortete der Gelehrte, »ich komme gerade deshalb, um die Ehre zu haben, mit Euer Majestät zu reden.« Der Sultan, welcher wußte, daß der Scheich in dem Rufe stand, vor Fürsten stolz zu seyn [27]), erzeigte sich sehr freundlich und höflich gegen ihn.

Nun hatte das Zimmer, in welchem sie sich befanden, vier Fenster, nach den vier Weltgegenden. Der Scheich bat den König, sie verschließen zu lassen. Nachdem dies gethan war, setzten sie noch einige Zeit ihre Unterhaltung fort; worauf der Scheich das eine Fenster wieder öffnen ließ, welches die Aussicht auf einen Berg Namens Kiseldagi, das heißt, der rothe Berg, hatte, und bat den König, hinaus zu schauen. Der Sultan stellte sich an das Fenster, und sah auf dem Berge und in der Ebene bewaffnete Krieger mit Schilden und Panzerhemden. Sie saßen alle zu Pferde, mit bloßem Schwerte, und sprengten mit verhängten Zügeln, und zahllos, wie das Heer der Sterne, gegen den Palast an.

Bei diesem Schauspiele verwandelte der Fürst seine Farbe, und rief ganz erschrocken aus: »O Himmel, was ist das für ein furchtbares Kriegsheer, welches sich meinem Palaste nähert.« — »Seyd ohne Furcht, Herr,« sagte der Scheich, »es ist nichts.« Indem er dies sagte, schloß er selber das Fenster, und öffnete es dann sogleich

wieder: da sah der König niemand, weder auf dem Berge noch in der Ebene.

Das andere Fenster war der Stadt zugekehrt. Der Scheich ließ es öffnen: und der Sultan sah die Stadt Kahiro [28]) ganz in Flammen, welche hoch in der Luft emporstiegen. »Welche Feuersbrunst!« rief der erstaunte König aus: »da liegt meine Stadt, meine schöne Stadt Kahiro, in der Asche!« — »Seyd ohne Furcht, Herr,« sagte der Scheich, »es ist nichts.« Zu gleicher Zeit schloß er das Fenster, und als er es wieder öffnete, sah der König nichts von den Flammen, welche ihn so sehr erschreckt hatten.

Der Scheich ließ nun das dritte Fenster öffnen, durch welches der Sultan den Nil erblickte, wie er seine Ufer überstieg und seine Wogen wüthend gegen den Palast heran stürzten. Obschon der König, nachdem er das Kriegsheer und die Flammen wieder verschwinden gesehen, über dieses neue Wunder nicht erschrecken durfte, so konnte er sich jedoch der Furcht nicht erwehren. »Ah, es ist um uns geschehen,« rief er dennoch aus, »alles ist verloren; diese furchtbare Ueberschwemmung wird meinen Palast fortreißen und mich mit meinem ganzen Volke ersäufen!« — »Fürchtet euch nicht, Herr,« sagte der Scheich, »es ist nichts.« In der That, als der Scheich das Fenster geschlossen und wieder geöffnet hatte, da floß der Nil wie gewöhnlich, in seinen Ufern dahin.

Er ließ endlich das vierte Fenster öffnen, welches die Aussicht auf eine dürre Wüste hatte. So sehr der König über die vorigen Erscheinungen

erschrocken war, so viel Vergnügen machte ihm dieser Anblick. Seine Augen, gewohnt, durch dieses Fenster nur eine unfruchtbare Gegend zu sehen, wurden angenehm überrascht, hier nun Weinberge zu schauen, und Gärten voll der schönsten Früchte von der Welt, und Bäche, welche mit süßem Gemurmel dahin rieselten, und deren Ufer, mit Rosen, Basiliken, Balsamstauden und Narzissen geschmückt, dem Auge einen lachenden Anblick und dem Geruch eine Mischung von süßen Düften darboten. Zwischen diesen Blumen sah man eine zahllose Menge von Turtelkauben und Nachtigallen, von welchen einige schon erschöpft waren von ihrem lauten Gezwitscher, während die andern noch mit ihren zärtlichen und klagenden Tönen die Luft erschütterten.

Der König, entzückt von allen den wunderbaren Gegenständen, welche seinem Blicke sich darboten, glaubte den Garten von Eram [29]) zu sehen. »Ah, welche Veränderung!« rief er im Uebermaße seiner Bewunderung aus: »der schöne Garten! welch ein reizender Aufenthalt! Welche Lust werde ich haben, täglich darin zu wandeln!« — »Freuet euch nicht so sehr, Herr,« sagte der Scheich, »was ihr da sehet, ist nichts.« Mit diesen Worten schloß der Scheich das Fenster, und öffnete es sogleich wieder: und der Sultan sah, anstatt jener reizenden Gebilde, wieder nur die Wüste.

»Herr,« sagte hierauf der Scheich, »ich habe euch hier wohl Wunderdinge genug gezeigt: aber alles dieses ist nichts, in Vergleich mit dem großen Wunder, welches ich Euer Majestät noch

sehen lassen will. Befehlet, daß man eine Kufe mit Wasser hieher bringt.«

Der König gab einem seiner Leute den Befehl; und als die Kufe im Zimmer stand, sprach der Scheich zum Sultan: »Habet die Güte, und laßt euch ganz nackt ins Wasser heben, und ein Tuch um eure Hüften gürten.« Der König hatte die Gefälligkeit, sich ganz entkleiden und ein Tuch umgürten zu lassen. Da sprach der Scheich zu ihm: »Herr, tauchet den Kopf ins Wasser, und zieht ihn wieder zurück.«

Der König tauchte den Kopf in die Kufe: und im Augenblick befand er sich auf einem Berge am Ufer des Meeres. Dies unerhörte Wunder erstaunte ihn noch weit mehr, als die vorigen. »Ha, Scheich!« rief er aus, außer sich vor Zorn, »treuloser Scheich, der du mich so grausam betrogen hast! du hast mir meinen Thron rauben wollen; wenn ich aber je wieder nach Aegypten komme, von wo deine verfluchte Schwarzkunst mich entrückt hat, so schwöre ich, mich an dir zu rächen!«

Er fuhr noch in seinen Verwünschungen gegen den Scheich fort; aber, bedenkend, daß alle seine Drohungen und Klagen unnütz wären, faßte er einen herzhaften Entschluß, und ging zu einigen Leuten, welche im Walde Holz fällten, beschloß aber, ihnen nicht seinen Stand zu entdecken; »denn, wenn ich auch,« sprach er bei sich selber, »ihnen sage, daß ich ein König bin, so werden sie mir doch nicht glauben, und mich für einen Narren oder Betrüger halten.«

Die Holzhauer fragten ihn, wer er wäre.

»Gute Leute,« antwortete er, »ich bin ein Kaufmann, ich habe Schiffbruch gelitten und auf einem Brette mich gerettet: ich bemerkte euch, und komme zu euch. Die Lage, worin ihr mich sehet, muß euer Mitleid erregen.«

Sie waren gerührt von seinem Unglück; aber sie waren selber in zu tiefem Elende, um das seinige erleichtern zu können. Dennoch unterließen sie nicht, ihm, der eine einen alten Rock, der andere ein Paar alte Schuhe, zu geben; und als sie ihn so in den Stand gesetzt hatten, mit Anstand in ihrer Stadt zu erscheinen, welche hinter dem Berge lag, so führten sie ihn dahin.

Sobald sie dort angelangt waren, nahmen alle Abschied von ihm, gingen heim zu den Ihrigen, und überließen ihn der Vorsehung.

Der Sultan blieb also allein. Welches Vergnügen sonst auch neue Gegenstände gewähren, so war er jedoch zu sehr mit seinem Abenteuer beschäftigt, um auf die Dinge zu achten, welche sich seinem Blicke darboten. Er ging die Straßen auf und ab, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Schon war er müde, und suchte mit den Augen einen Ort, um sich auszuruhen.

Er stand still vor dem Hause eines alten Hufschmids, welcher ihm ansah, daß er ermüdet war, und ihn einzutreten bat. Der König ging hinein und setzte sich auf eine Bank an der Thüre. »Junger Mann,« sagte der Greis zu ihm, »darf ich euch fragen, welches euer Gewerbe ist, und wie ihr hieher gekommen seyd?« Der Sultan gab ihm dieselbe Antwort, welche er den Holzhauern gegeben hatte. »Ich begegnete,« füg-

te er hinzu, »guten Leuten, welche auf dem Berge Holz fällten, ich erzählte ihnen mein Unglück, und sie waren großmüthig genug, mir diesen alten Rock und diese alten Schuhe zu schenken.« — »Es freuet mich,« sagte darauf der Schmid, »daß ihr dem Schiffbruch entronnen seyd. Tröstet euch über den Verlust eurer Güter; ihr seyd noch jung, und werdet vielleicht nicht unglücklich seyn in dieser Stadt, deren Gewohnheiten den Fremden sehr vortheilhaft sind, welche sich niederlassen wollen. Habt ihr nicht diese Absicht?« — »Gewiß,« antwortete der Sultan, »ich verlange nichts anderes, als hier zu bleiben, vorausgesetzt, daß mein Gewerbe hier gut geht.« — »Wohlan,« fuhr der Greis fort, »so befolget den Rath, welchen ich euch geben will: Gehet sogleich zu den öffentlichen Bädern der Frauen, setzet euch dort an die Thüre, und fraget jede Frau, welche herauskommt, ob sie einen Mann habe: diejenige, welche es verneint, wird eure Frau, nach dem Brauche des Landes.«

Der Sultan, entschlossen diesem Rathe zu folgen, stand auf, nahm von dem Greise Abschied, und begab sich an die Thüre der Bäder.

Es währte nicht lange, so sah er eine Frau von bezaubernder Schönheit heraus kommen. »Ah, wie glücklich wäre ich,« sprach er bei sich selber, »wenn diese liebenswürdige Frau noch unverheirathet wäre! ich würde mich über all mein Unglück trösten, wenn ich sie besitzen könnte.« Er hielt sie an, und fragte: »Schöne Frau, habt ihr schon einen Mann?« — »Ja, ich habe einen,« antwortete sie. »Desto schlimmer,« ver-

setzte darauf der König, »ihr wäret sonst wohl meine Sache.«

Die Frau ging ihres Weges, und bald darauf trat eine andere heraus, von einer schreckbaren Häßlichkeit. Der Sultan entsetzte sich bei ihrem Anblick: »Ha, welch ein scheußlicher Gegenstand,« sprach er bei sich selber, »ich will lieber Hungers sterben, als mit einem solchen Geschöpfe leben. Mag sie gehen, ohne daß ich sie frage, ob sie verheirathet ist, ich fürchte, sie möchte nein sagen. Aber der Schmid hat mir gesagt, daß ich allen Frauen diese Frage thun soll; ohne Zweifel ist das die Regel: ich muß mich ihr also wohl unterwerfen. Was weiß ich, ob sie nicht einen Mann hat? Irgend ein unglücklicher Fremdling, welchen sein Mißgeschick hieher geführt hat, wie mich, kann sie geheirathet haben.«

Kurz, der König entschloß sich, sie zu fragen, ob sie verheirathet wäre. Sie antwortete mit Ja; und diese Antwort machte ihm eben so viel Vergnügen, als die vorige ihm Verdruß gemacht hatte.

Es kam eine dritte Frau heraus, eben so häßlich als die letzte. »O Himmel!« sagte der König, sobald er sie erblickte, »da ist eine noch scheußlicher als die andere. Was hilft's: da ich einmal begonnen habe, so will ich auch durch. Wenn diese hier einen Mann hat, so muß ich bekennen, daß es Männer gibt, die noch mehr zu beklagen sind, als ich.«

Als sie an ihm vorüber ging, redete er sie an und sprach zitternd: »Schöne Frau, seyd ihr

schon verheirathet?« — »Ja, junger Mann,« antwortete sie, ohne sich aufzuhalten. »Ich bin sehr froh darüber,« erwiederte der Sultan. »Welches Glück,« fuhr er fort, »diesen beiden Weibern entronnen zu seyn! Aber es ist noch nicht Zeit mich zu freuen; alle Frauen sind noch nicht aus dem Bade gekommen. Ich habe sie noch nicht gesehen, die mir bestimmt ist: ich werde bei dem Tausche vielleicht nichts gewinnen.«

Er erwartete, noch eine so häßliche zu erblicken, als die beiden letzten: da erschien eine vierte, deren Schönheit noch die erste übertraf, die er so schön gefunden hatte. »Welcher Abstand!« rief er aus, »Tag und Nacht sind sich nicht so entgegengesetzt, als diese schöne Frau, und die beiden vorhergehenden Weiber. Kann man an demselben Orte Engel und Dämonen sehen?«

Er nahte sich ihr mit großem Eifer, und fragte sie: »Liebenswürdige Frau, seyd ihr schon verheirathet?« Sie antwortete Nein, indem sie ihn mit eben so viel Stolz als Aufmerksamkeit betrachtete. Darauf ging sie weiter, und ließ den König in äußerster Ueberraschung zurück.

»Was soll ich hievon denken?« sagte er. »Der alte Schmid muß mir was aufgeheftet haben. Wenn ich nach den Gesetzen des Landes diese Frau heirathen soll, warum ist sie so grob fortgegangen? und warum hat sie ein so stolzes und hochmüthiges Wesen angenommen? Sie maaß mich vom Haupte bis zu den Füßen, und ich sah in ihren Blicken Zeichen der Verachtung. Es ist wahr, sie hat nicht groß Unrecht; ich muß

mir selber Gerechtigkeit widerfahren lassen: dieser abgenutzte Rock voll Löcher erhebt eben nicht mein gutes Aussehen, und ist keineswegs geeignet, eine Frau für mich einzunehmen. Ich verzeihe ihr den Wunsch, daß sie es besser hätte treffen mögen.«

Während er diese Betrachtungen anstellte, nahte sich ihm ein Sklave und sprach zu ihm: »Herr, ich suche einen ganz zerlumpten Fremden; und nach eurem Aussehen zu urtheilen, seyd ihr es. Bemühet euch, wenn es euch gefällt, mir zu folgen. Ich werde euch an einen Ort führen, wo ihr mit großer Ungeduld erwartet werdet.«

Der König folgte dem Sklaven, welcher ihn zu einem großen Hause führte, und ihn in ein sehr sauberes Gemach eintreten, und dort einen Augenblick verziehen hieß. Der Sultan blieb hier zwei Stunden, ohne jemand zu sehen, ausgenommen den Sklaven, welcher von Zeit zu Zeit kam, ihm zu sagen, daß er nicht ungeduldig werden möchte.

Endlich erschienen vier reich gekleidete Frauen, und begleiteten eine andere, welche ganz von Edelsteinen strahlte, aber noch mehr durch ihre unvergleichliche Schönheit hervor glänzte. Der Sultan hatte nicht sobald die Augen auf sie geworfen, als er sie für die letzte Frau erkannte, welche er aus dem Bade gehen sah. Sie näherte sich ihm freundlich und sprach lächelnd zu ihm: »Verzeihet, wenn ich euch ein wenig habe warten lassen. Ich wollte mich vor meinem Herrn und Meister nicht im nachlässigen Anzuge zeigen. Ihr seyd in eurem Hause. Alles, was ihr

hier sehet, gehört euch. Ihr dürft nur befehlen, was ihr wünschet, ich bin bereit, euch zu gehorchen.« —

»Schöne Frau,« antwortete der Sultan, »vor einem Augenblick noch beklagte ich mein Schicksal, und jetzo bin ich der glücklichste der Menschen. Aber da ich euer Mann bin, warum habt ihr mich vorhin so stolz angesehen? Ich glaubte, daß mein Anblick euch stutzig machte, und aufrichtig zu gestehen, ich konnte es euch eben nicht übel nehmen.« »Herr,« antwortete die Frau, »ich hütete mich wohl anders zu thun. Die Frauen dieser Stadt sind genöthigt, öffentlich stolz zu erscheinen. Das ist der Brauch. Zur Vergeltung dafür sind sie sehr freundlich daheim.« — »Desto besser,« erwiederte der König, »sie sind um so erfreulicher. Wenn ich denn Herr hier bin, so befehle ich, daß man mir einen Schneider und Schuster kommen lasse. Ich schäme mich hier vor euch in diesem schlechten Rock und diesen alten Schuhen, welche keineswegs dem Range entsprechen, welchen ich bisher in der Welt behauptet habe.« — »Ich bin diesem Befehle schon zuvorgekommen,« sagte die Frau, »und habe einen Sklaven zu einem Jüdischen Handelsmann geschickt, welcher ganz fertige Kleider verkauft, und euch auf der Stelle alle Sachen verschaffen wird, deren ihr nöthig habt. Unterdessen kommet, euch zu erfrischen.«

Indem sie dieses sagte, faßte sie ihn bei der Hand, und führte ihn in einen Saal, wo eine Tafel, bedeckt mit allen Arten von Früchten und eingemachten Sachen stand. Sie setzten sich alle

beide an die Tafel, und während sie aßen, sangen die vier Frauen, welche hinter ihnen standen, mehrere Lieder des Dichters Bada Saudai [30]). Sie spielten zugleich auf verschiedenen Instrumenten; und zuletzt nahm noch ihre Herrinn eine Laute, begleitete sie mit ihrer Stimme, und bezauberte den Sultan durch ihren Gesang und ihr Spiel.

Dieses Konzert wurde durch die Ankunft des Jüdischen Kaufmanns unterbrochen, welcher mit einigen Bedienten in den Saal trat, die Pakete hereintrugen und öffneten: drinnen waren Kleider von verschiedenen Farben. Man beschaute alle, eins nach dem andern, und wählte eine Weste von weißer Seide mit goldenen Blumen; und einen Rock von veilchenfarbenem Tuche. Der Jude besorgte das übrige der Kleidung, und ging mit seinen Leuten weg.

Jetzo bewunderte die Frau das gute Aussehen des Königs, und war sehr zufrieden, einen solchen Mann zu haben; so wie er sehr vergnügt war, eine so schöne Frau zu besitzen.

Er lebte hierauf sieben Jahre mit dieser Frau, von welcher er sieben Töchter und sieben Söhne hatte. Weil aber beide den Aufwand liebten, und nur daran dachten, sich gütlich zu thun und sich zu erfreuen, so kam es dahin, daß endlich alle Güter der Frau verschwendet waren. Man mußte sich der dienenden Frauen und Sklaven entledigen, und das Hausgeräth verkaufen, um zu bestehen.

Als die Frau des Sultans sich so in das äußerste Elend versetzt sah, sprach sie zu ihrem

Manne: »So lange ich etwas besaß, hast du es nicht gespart. Du hast im Müßiggange gelebt. Es ist gegenwärtig an dir, auf Mittel zu denken, deine Familie zu ernähren.«

Diese Worte betrübten den König. Er ging wieder zu dem alten Schmid, ihn um Rath zu fragen. »O mein Vater,« sprach er zu ihm, »du siehst mich unglücklicher wieder, als ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt war. Ich habe eine Frau mit vierzehn Kindern, und habe nichts, sie zu ernähren.« — »Junger Mann,« fragte ihn der Greis, »kannst du kein Handwerk?« Der Sultan antwortete mit Nein. Da zog der Schmid zwei Aktschaʼs [31]) aus seiner Tasche, gab sie dem Sultan in die Hand, und sagte zu ihm: »Geh sogleich hin, und kaufe dir Tragestricke, und stelle dich auf den Platz, wo die Lastträger sich versammeln.«

Der König ging hin, kaufte sich die Stricke, und stellte sich unter die Lastträger. Kaum stand er dort eine Weile, da kam ein Mann, und fragte ihn: »Willst du eine Last tragen?« — »Ich bin nur deshalb hier,« antwortete der Sultan. Darauf belud ihn der Mann mit einem schweren Sacke. Der König konnte ihn nur mit Mühe tragen, und die Stricke am Sacke zerschnitten ihm die Schultern. Er empfing seinen Lohn, welcher in einem Aktscha bestand, den er nach Hause trug.

Als die Frau sah, daß er nur einen Aktscha brachte, sagte sie zu ihm, wenn er nicht alle Tage zehnmal so viel gewänne, so würde seine Familie bald Hungers sterben.

Am folgenden Morgen ging der König, von Traurigkeit überwältigt, anstatt auf den öffentlichen Platz, am Ufer des Meeres auf und nieder, und bedachte sein Elend. Er betrachtete mit Aufmerksamkeit den Ort, wohin er unversehens durch die Kunst des Scheichs Schahabeddin versetzt worden war. Er rief dieses seltsame und trübselige Abenteuer in sein Gedächtniß zurück, und konnte sich nicht enthalten darüber zu weinen.

Da er noch die Abwaschung vor dem Gebete thun mußte, so tauchte er sich ins Wasser: aber als er den Kopf wieder herauszog, war er höchst erstaunt, sich in seinem Palaste zu befinden, mitten in der Kufe und umgeben von seinen Beamten.

»O grausamer Scheich!« rief er aus, indem er ihn in derselben Stellung erblickte, in welcher er ihn verlassen hatte; »fürchtest du nicht die Strafe Gottes, daß du deinen Sultan und Herrn also behandelt hast?« — »Herr,« antwortete der Scheich, »woher kommt dieser Zorn Euer Majestät gegen mich? ihr habt so eben den Kopf in dieses Becken getaucht, und ihn sogleich wieder zurückgezogen: wollt ihr mir nicht glauben, so fragt eure Beamten, welche Zeugen davon sind.«

Der König beruhigte sich noch nicht bei ihrem Zeugnisse: »Ihr seyd Betrüger,« sprach er zu ihnen: »es sind sieben Jahre, daß dieser verwünschte Scheich durch die Gewalt seiner Bezauberungen mich in einem fremden Lande zurückhielt. Ich habe mich verheirathet, und sie-

ben Söhne und sieben Töchter erzeugt: darüber beklage ich mich jedoch nicht so sehr, als daß ich ein Lastträger gewesen bin. Ha, boshafter Scheich, wie hast du dich unterfangen können, mich Laststricke tragen zu lassen?« — »Wohlan, Herr,« antwortete der Scheich, »weil ihr meinen Worten nicht Glauben beimessen wollt, so will ich euch durch die That überzeugen.

Bei diesen Worten zog er sich aus, umgürtete sich mit einem Tuche, stieg in die Kufe, und tauchte den Kopf ins Wasser.

Der Sultan, noch immer erzürnt gegen ihn, und eingedenk seines Eides ihn zu strafen, wenn er je wieder nach Aegypten heim käme, ergriff einen Säbel, und wollte dem Scheich den Kopf abhauen, sobald er ihn wieder aus dem Wasser emporhöbe. Aber der Scheich kannte durch die Wissenschaft, welche man Mekaschefa [32]) nennt, die Absicht des Königs, und durch die Wissenschaft Algaïb au alasbar [33]), verschwand er plötzlich und wurde nach der Stadt Damaskus entrückt, von wo er an den Sultan von Aegypten einen Brief folgenden Inhalts schrieb:

»O König, wisse, daß wir, du und ich, nichts anderes sind, als arme Knechte Gottes. Während du den Kopf ins Wasser tauchtest, den du sogleich wieder zurückzogest, hast du eine Reise von sieben Jahren gemacht, eine Frau geheirathet, sieben Töchter und sieben Söhne erzeugt, und viel ausgestanden, und doch willst du nicht glauben, daß Mahomet, unser großer Prophet, sein Bette noch ganz warm und seinen Wasser-

über diese Antwort; sie bezeigte eine tiefe Schwermuth darüber, und als der Scheich ihr Liebkosungen machte, fing sie an zu weinen, und sprach zu ihm: »Alle Beweise der Liebe, welche du mir gibst, sind nicht wahrhaft; wenn du mich liebtest, so würdest du kein Geheimniß vor mir haben.« Kurz, sie setzte ihm so zu, daß er schwach genug war, ihr zu gestehen, daß er, nachdem er eine Frau erkannt, ohne Macht wäre, bis er die Abwaschung gethan hätte [36]).

Als die Sklavinn diesen Umstand erfahren hatte, ließ sie es den König von Damaskus wissen, welcher seinen Kapidschi's befahl, sich heimlich in der Nacht an die Thüre des Scheichs zu stellen, und ihn zu ergreifen, sobald die Sklavinn ihnen die Thür öffnen würde.

Der Scheich hatte die Gewohnheit, alle Nacht zu seinem Haupte einen großen Krug voll Wasser hinzustellen, um sich dessen zu bedienen, wenn er die Abwaschung nöthig hatte. Die Sklavinn hatte beim Niederlegen das Wasser ausgegossen, ohne daß er es bemerkt hatte, so daß, als er sich waschen wollte, er den Krug leer fand. Die Treulose machte die Geschäftige, sie nahm den Krug, und unter dem Vorwande Wasser zu holen, öffnete sie die Thüre den Kapidschi's, welche ungestüm in die Höhle drangen.

Der Scheich erkannte nun die Verrätherei der Sklavinn, er ergriff zwei Kerzen, welche auf den Leuchtern brannten, und drehte sich mit den Lichtern im Zimmer umher, seltsame Worte murmelnd, welche die Kapidschi's nicht verstanden. Erschrocken über die Geberden und

Worte des Scheichs, und voll Furcht, daß er irgend ein Wunderwerk gegen sie hervorrufen wollte, flohen sie aus der Höhle.

Der Scheich verschloß sogleich die Thüre hinter sich, und verrichtete die Abwaschung. Hierauf, um sich an der treulosen Sklavinn zu rächen, nahm er ihre Gestalt an, und gab ihr die seine; so verließ er die Höhle, und lief den Kapidschi's nach. »Ha, ihr Feigen!« rief er ihnen zu, »befolgt ihr so die Befehle des Königs, eures Herrn? er wird euch alle hinrichten lassen, wenn ihr nach Damaskus zurückkommet ohne den Scheich, seinen Feind. Warum seyd ihr entflohen? habt ihr Ungeheuer oder Soldaten zu seiner Vertheidigung erscheinen gesehen? Kehret um, gehet in die Höhle zurück, und fürchtet nichts. Muthiger als ihr, werde ich mich ihm nahen, ihn ergreifen und selber ihn euch überliefern.«

Die Kapidschi's standen auf diese Anrede still, und ermuthigten sich; sie kehrten sogleich um, und folgten dem Scheich unter der Gestalt der Sklavinn, traten mit ihm in die Höhle und ergriffen die Sklavinn, den Scheich zu fangen wähnend; sie banden ihr die Füße und die Hände, ohne daß sie ein einziges Wort sprach, weil der Scheich ihr die Sprache genommen hatte.

So führten sie sie vor den König von Damaskus, welcher ihr sogleich den Kopf abhauen ließ. Aber sobald der Kopf vom Rumpfe getrennt war, gab der Scheich dem Leichname seine vorige Gestalt wieder, und ließ den König und alle seine Beamten sehen, daß es die Sklavinn wäre, welche eben enthauptet worden; und er

selber, der unter der Gestalt der Sklavinn gegenwärtig war, nahm seine eigene Gestalt wieder an, und sprach zum König von Damaskus:

»O König, der du dem Sultan von Aegypten zu gefallen, alles angewendet hast, mich zu verderben, wisse, daß man nie ungerechten Verfolgungen die Hand bieten muß, und danke Gott, daß ich meine Rache auf die Bestrafung dieses elenden Weibes beschränke, welche mich verrathen hat.«

Indem er dieses sagte, verschwand der Scheich, und ließ den König von Damaskus und alle Zeugen dieser wunderbaren Begebenheit, im größten Erstaunen zurück.

»Dieses ist, Herr, die Geschichte des Scheichs Schahabeddin,« fuhr der erste Wesyr des Kaisers von Persien fort; »Euer Majestät ersieht daraus, daß die Männer nicht genug auf ihrer Huth seyn können gegen die Frauen. Bevor du den Prinzen Nurgehan hinrichten läßt, erlaube uns, ihn zu befragen. Vielleicht wird er uns seine Unschuld zu erkennen geben.« — »Wohlan, es sey,« sagte der König, »ich willige ein, den Tod meines Sohnes bis morgen aufzuschieben.«

Während die Wesyre den Prinzen besuchten, der im Gefängnisse war, stieg der Kaiser zu Pferde, und ritt aus der Stadt, um sich auf der Jagd zu zerstreuen.

Am Abend, bei seiner Heimkehr, speiste er mit der Sultaninn Chansade zusammen. Nach der Mahlzeit sprach sie zu ihm: »Ich fürchte, Herr, daß es dich gereuen wird, die Bestra-

fung des Prinzen aufgeschoben zu haben. »Der Mensch,« sagt der Koran, »hat zwei Arten von Feinden, die er liebt, seine Kinder und seine Güter.« Ja, euer Sohn ist euer Feind, weil er den Gedanken des abscheulichen Verbrechens fassen konnte, welches er begehen wollte. Säumet nicht, ihn zu bestrafen. Höret nicht mehr auf die Zärtlichkeit und das Mitleid, welche bei euch für ihn sprechen. Sein böser Hang muß die Stimme des Blutes in euch ersticken; seyd nicht so schwach, euch an die Weisungen aller Leute zu kehren; denn es ist eine Thorheit, auf jeden Rath zu hören, wie dies die Fabel von dem Gärtner und seinem Sohne so gut beweiset. Vielleicht ist sie euch unbekannt. Euer Majestät erlaube mir, sie zu erzählen:

Der Gärtner, sein Sohn und der Esel.

Fabel.

Eines Tages ging ein alter Gärtner zu Fuße neben seinem Sohne, der auf einem Esel ritt, und begab sich nach seinem Garten; einige Leute, die ihm begegneten, riefen aus: »Sehet doch diesen alten Narren, der so thöricht ist, zu Fuße zu gehen, während sein Sohn sich auf dem Esel spreizt.«

Der folgsame Greis ließ seinen Sohn absteigen, und nahm dessen Platz ein.

Kurze Zeit darnach gingen andere Leute vorüber, und sagten: »Dieser Mensch hat ohne Zweifel den Verstand verloren: welchen Grund kann er haben, allein auf seinem Esel zu sitzen?«

Der Gärtner nahm nun seinen Sohn hinter sich auf den Esel.

»Welche Unschicklichkeit,« riefen weiterhin einige Vorübergehende aus, »diesen jungen Menschen hinter dem Greise sitzen zu sehen!«

Der Vater und der Sohn hatten kaum die Plätze gewechselt, als sie wieder andern Leuten begegneten, welche ausriefen: »Dieser Mensch muß sehr unverschämt seyn, diesen Jüngling so

vor sich her zu führen.« So daß der arme Gärtner thun mochte, was er wollte, er konnte nimmer eine Stellung finden, welche aller Welt zu Danke gewesen wäre.

»Ihr seht also, Herr,« fuhr Chansade fort, »daß niemand dem Urtheil Anderer entgehen kann, und daß es eine Thorheit ist, sich nach jedem Rathe richten zu wollen. Folget eurem ersten Antriebe, und bestrafet einen undankbaren und frevelhaften Sohn.

Am folgenden Morgen bestieg der Kaiser von Persien den Thron, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, den Prinzen Nurgehan zu tödten.

Da trat der zweite Wesyr hervor, und sprach: »Großer König! hüte dich wohl, dich eines Verbrechens schuldig zu machen, indem du den Anklagen der Sultaninn traust. Du weißt wohl, wie vieler Täuschungen die Frauen sich schuldig gemacht haben; man erzählt mehr davon, als Sterne am Himmel stehen, oder Wassertropfen im Meere sind: Euer Majestät erlaube mir, unter andern nur die Geschichte von dem Papagai zu erzählen.«

Der Sultan willigte ein, seinen Wesyr anzuhören, welcher also begann:

Geschichte
des Ehemannes und des Papagai's.

Ein guter Mann hatte eine schöne Frau, welche er so leidenschaftlich liebte, daß er sie so wenig als möglich aus den Augen ließ. Eines Tages, da dringende Geschäfte ihn nöthigten, von ihr sich zu entfernen, ging er an einen Ort, wo man allerlei Vögel feil hatte: er kaufte hier einen Papagai, der nicht allein sehr gut sprach, sondern auch die Gabe hatte, alles wieder zu erzählen, was in seiner Gegenwart vorgegangen war. Er brachte ihn in einem Käfig nach Hause, und bat seine Frau, ihn in ihr Zimmer zu setzen, und für ihn zu sorgen, während der Reise, welche er machen mußte. Darauf reiste er ab.

Bei seiner Heimkehr ermangelte er nicht, den Papagai über das zu befragen, was während seiner Abwesenheit vorgegangen war; und der Vogel machte ihm darüber Dinge kund, welche ihn veranlaßten, seiner Frau große Vorwürfe zu machen. Sie wähnte, daß eine ihrer Sklavinnen sie verrathen hätte; alle schwuren aber, daß sie ihr treu gewesen wären; sie kamen also

darin überein, daß es der Papagai gewesen, welcher diesen übeln Bericht gemacht hätte.

Erfüllt von diesem Gedanken, sann die Frau auf Mittel, den Verdacht ihres Mannes zu vernichten, und zugleich sich an dem Papagai zu rächen. Sie fand es bald. Als ihr Mann abermals auf einen Tag verreist war, befahl sie einer Sklavinn, während der Nacht unter dem Käfig des Papagai's eine Handmühle zu drehen; einer andern befahl sie, Wasser wie im Regen herab zu gießen; und einer dritten, einen Spiegel zu nehmen und ihn im Wiederschein eines Lichtes vor den Augen des Papagai's hin und her zu drehen. Die Sklavinnen verwandten einen großen Theil der Nacht, zu vollbringen, was ihre Herrinn ihnen geboten hatte, und richteten es sehr geschickt aus.

Am folgenden Tag, als der Mann zurückkam, befragte er wieder den Papagai darüber, was sich unterdeß bei ihm zugetragen hatte. Der Vogel antwortete: »Mein guter Herr, die Blitze, der Donner und der Regen haben mich dermaßen die ganze Nacht beunruhigt, daß ich dir nicht sagen kann, was ich ausgestanden habe.«

Der Mann, welcher wohl wußte, daß es in dieser Nacht weder gedonnert noch geregnet hatte, war nun überzeugt, daß der Papagai, der hierin nicht die Wahrheit sagte, sie ihm auch nicht in Betreff seiner Frau gesagt hätte. Aus Aerger darüber, riß er ihn aus seinem Käfig, und warf ihn so wüthend gegen den Boden, daß er ihn tödtete. Gleichwohl vernahm er in der Folge von seinen Nachbarn, daß der arme Papagai ihn nicht belogen, was er ihm von der Aufführung

seiner Frau erzählt hatte; weshalb es ihn gereute, ihn getödtet zu haben . . . .

Ihr ersehet hieraus, Herr,« fuhr der Wesyr fort, »wie gewandt die Frauen sind. Lasset den Prinzen Nurgehan nicht eher umbringen, als bis sein Lehrer sich wiedergefunden hat; denn es ist gewiß etwas Außerordentliches in dieser Sache verborgen: und welches Verbrechen würdet ihr begehen, wenn ihr unschuldiges Blut vergösset!«

Der Kaiser von Persien war gerührt durch die Vorstellungen seines Wesyrs, ließ seinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und verließ den Palast.

Am Abend bei seiner Heimkehr speiste er mit der Sultaninn, welche nach der Mahlzeit zu ihm sprach: »Ihr habt den Prinzen Nurgehan noch nicht tödten lassen,' und hört auf die unvorsichtige Zärtlichkeit, welche ihr für ihn habt. Denket lieber an die Fabel, welche ich gestern Euer Majestät erzählte, und nehmt sie euch zu Herzen, wie der Sultan Mahmud that, dessen Geschichte ich euch erzählen will:

Der Sultan Mahmud und sein Wesyr.

Gleichniß.

Ein Derwisch kam eines Tages zu Chas-Ayas, dem Wesyr des Sultans Mahmud [37]), und bat denselben, ihm ein Gehalt bei diesem Fürsten auszuwirken.

»Ihr sollt es erhalten,« antwortete der Wesyr, »aber unter der Bedingung, daß ihr dem König versprechet, mich die Sprache der Vögel zu lehren.« Der Derwisch verstand sich zu diesem Betruge, und der Sultan bewilligte ihm ein Gehalt von zehn Goldstücken täglich.

Einige Zeit darnach, als der Sultan mit seinem Wesyr auf der Jagd war, sprach er zu ihm: »Chas-Ayas, hast du schon von dem Derwisch etwas gelernt? ich möchte wohl wissen, was diese beiden Eulen dort auf den beiden Bäumen einander zu sagen haben. Höre ihnen zu, und berichte mir ihre Unterhaltung.«

Der Wesyr nahte sich den Bäumen, und stellte sich eine zeitlang, als wenn er den Eulen ein aufmerksames Ohr liehe; dann kam er wieder zu seinem Herrn und sagte zu ihm: »Herr, ich habe einen Theil ihres Gesprächs vernommen, aber er-

lasset mir, es euch mitzutheilen.« — »Und warum scheuest du dich, es mir zu sagen?« rief der Sultan. »Herr,« antwortete Chas-Ayas, »weil diese beiden Vögel sich von Euer Majestät unterhielten.« — »Und welchen Theil kann ich an ihrem Gespräche haben?« erwiederte Mahmud; »ich will durchaus, daß du mir nichts verhehlest, und befehle dir, mir Wort für Wort alles zu sagen, was du vernommen hast.« —

»So will ich euch denn gehorchen, Herr,« antwortete der Wesyr. »Eine der beiden Eulen hat einen Sohn, und die andere eine Tochter, die wollen sie mit einander verheirathen. Der Vater des Sohnes sagte zu dem Vater der Tochter: »Bruder, ich willige in diese Heirath, unter der Bedingung, daß du deiner Tochter fünfhundert verwüstete Dörfer mitgibst.« — »He,« antwortete sogleich der Vater der Tochter, »du forderst nicht mehr als das? ich will dir wohl tausend anstatt der fünfhundert geben, wenn du es verlangst. Gott gebe dem Sultan Mahmud glückliches und langes Leben! so lange er König von Persien ist, wird es uns daran nicht fehlen.«

Der Sultan verstand wohl das sinnreiche Gleichniß seines Wesyrs, und nahm es sich zu Herzen. Er beschäftigte sich sogleich damit, die zerstörten Städte wieder aufbauen zu lassen, und dachte fortan nur daran, seine Völker glücklich zu machen; und seitdem begann man den Namen und die Tugenden dieses großen Fürsten zu preisen, wie man noch heute ihn preiset.«

Als die Königinn Chansade dieses Gleichniß erzählt hatte, drängte sie den Sultan von neuem,

den Prinzen hinrichten zu laſſen. Er verſprach ihr, daß am nächſten Morgen ihre Rache befriedigt werden ſollte.

Am folgenden Tage trat Sindbad mit wüthiger Geberde in den Thronſaal, und ſprach zu dem Scharfrichter: »Man führe ſogleich meinen Sohn hieher, und ſchlage ihm ohne Aufſchub den Kopf ab.« —

»O König der Welt!« rief da der dritte Weſyr aus, indem er ſich am Fuße des Thrones niederwarf, »alle eure Weſyre, eure treuen Sklaven, beſchwören euch, die Beſtrafung des Prinzen noch zu verſchieben, bis daß ihr die Geſchichte des Brachmanen Padmanaba gehört habt. Euer Majeſtät könnte ſich wohl noch beſinnen, wenn ſie dieſelbe mit Aufmerkſamkeit anhörte.« — »Ich bewillige, daß du mir ſie erzähleſt,« antwortete der König, »aber darnach werde ich meinen Sohn doch hinrichten laſſen.«

Geschichte
des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikaï.

»Herr,« fuhr der dritte Wesyr fort, »es war einmal in der Stadt Damaskus ein Fikäa-Verkäufer [38]), der hatte einen Sohn von funfzehn bis sechzehn Jahren, welcher sich Hassan nannte, und für ein Wunder gelten konnte. Der Jüngling war von Angesicht wie der Mond, an Wuchs wie die Cypresse, von heiterem und anmuthigem Geiste. Wenn er sang, so entzückte er alle Welt durch die Süßigkeit seiner Stimme; und wenn er die Laute spielte, so war er im Stande, einen Todten zu erwecken.

Diese Gaben waren nicht ohne Nutzen für seinen Vater, der sich gewissermaßen das Vergnügen, welches sein Sohn gewährte, mit bezahlen ließ, und seinen Fikäa sehr theuer verkaufte. Das Maaß, welches anderswo nur einen Mangir [39]) galt, verkaufte er für einen Aktscha. Aber er durfte getrost sein Getränk vertheuern: da man in seine Schenkstube mehr um seinen Sohn zu sehen ging, so war der Zulauf nicht minder groß. Man nannte sogar sein Haus Tschesmé y Abu

Hhavat, das heißt, die Quelle der Jugend, wegen des Vergnügens, welches die Greise darin fanden.

Eines Tages, als der junge Fikaï sang und die Laute spielte, zum großen Behagen aller, die sich in der Schenke befanden, trat der berühmte Brachmane Padmanaba herein, um sich zu erfrischen. Er bewunderte nicht minder den Hassan; und als er sich mit ihm unterhielt, wurde er ganz bezaubert von seinem Gespräch. Er kam nicht allein den folgenden Tag wieder in die Schenke, sondern verließ sogar seine Geschäfte, um alle Tage dahin zu gehen; und anstatt daß die andern nur einen Aktscha bezahlten, gab er eine Zeckine.

Schon lange Zeit dauerte dies so fort, da sprach der junge Fikaï zu seinem Vater: »Es kommt jeden Tag ein Mensch hieher, welcher das Ansehen eines vornehmen Mannes hat; es macht ihm so viel Vergnügen mit mir zu sprechen, daß er mich alle Augenblicke ruft, um mir irgend eine Frage zu thun, und wenn er weggeht, gibt er mir eine Zeckine.« — »Ho, ho!« antwortete der Vater, »dahinter steckt ein Geheimniß: die Absichten dieses vornehmen Mannes sind vielleicht nicht die besten. Manchmal sind die Weltweisen, trotz ihrer ernsthaften Miene, sehr lasterhaft. Wenn du ihn morgen wiedersiehst, so sage ihm, daß ich ihn kennen zu lernen wünsche, laß ihn herauf steigen in mein Zimmer, ich will ihn ausforschen: ich habe Erfahrung, und werde mitten durch alle seine Reden erkennen, ob er eben so weise ist, als er scheinen will.«

Am folgenden Tage that Hassan, was sein Vater verlangte: er nöthigte den Padmanaba hinauf zu steigen in sein Zimmer, wo ein köstliches Frühstück bereitet war. Der Fikäa-Verkäufer erwies dem Brachmanen alle erdenkliche Ehre, welcher sie so höflich aufnahm und so viel Weisheit in seiner Unterhaltung zeigte, daß nicht mehr zu zweifeln war, daß er ein sehr tugendhafter Mann wäre. Nach dem Male fragte ihn der Vater des jungen Hassan, aus welchem Lande er wäre, und wo er wohnte; und sobald er vernahm, daß er ein Fremder war, sagte er zu ihm: »Wenn ihr bei uns wohnen wollt, so will ich euch eine Wohnung in meinem Hause geben.« — »Ich nehme das Erbieten an, welches ihr macht,« antwortete Padmanaba, »weil es ein Paradies auf dieser Welt ist, bei lieben Freunden zu wohnen.«

Der Brachmane nahm also seine Wohnung bei dem Fikäa-Verkäufer. Er machte ihm ansehnliche Geschenke, und empfand bald für Hassan eine so große Zuneigung, daß er eines Tages also zu ihm sprach: »O mein Sohn! ich muß dir mein Herz öffnen: ich finde, daß dein Geist der geheimen Wissenschaften fähig ist: es ist wahr, daß dein Gemüth ein wenig zu aufgeweckt ist; aber ich bin überzeugt, daß du dich noch ändern, und in der Folge all den Ernst, oder vielmehr all den Tiefsinn haben wirst, welcher dem Weisen und den Geheimnissen geziemt, in welche ich dich einweihen will. Ich habe die Absicht dein Glück zu machen, und wenn du mich außerhalb der Stadt begleiten willst, so will ich dir heute

noch Schätze zeigen, in deren Beſitz ich dich zu ſetzen gedenke.« —

»Herr,« antwortete Haſſan, »ihr wiſſet, daß ich von meinem Vater abhange; ich kann ohne ſeine Erlaubniß nicht mit euch gehen.« Der Brachmane ſprach deshalb mit dem Vater, welcher, überzeugt von der guten Geſinnung des Weiſen, ihm erlaubte, ſeinen Sohn mit ſich zu nehmen, wohin es ihm gefiele.

Padmanaba ging alſo mit Haſſan aus der Stadt Damaskus; ſie erreichten ein altes Gebäude, auf welches ſie ihren Weg richteten, und fanden dort einen Brunnen, der bis am Rande voll Waſſer ſtand. »Bemerke wohl dieſen Brunnen,« ſprach da der Brachmane, »die Reichthümer, welche ich dir beſtimme, ſind da drinnen.« — »Deſto ſchlimmer,« antwortete lächelnd der Jüngling. »Ei, wie könnte ich ihn aus dieſem Abgrunde heraufziehen?« — »O mein Sohn!« erwiederte Padmanaba, »es wundert mich nicht, daß ſolches dir ſo ſchwer ſcheint: nicht alle Menſchen haben die beſondere Gabe, die ich habe; nur diejenigen, welche Gott an den Wundern ſeiner Allmacht will theilnehmen laſſen, haben die Gewalt, die Elemente zu beherrſchen und die Ordnung der Natur zu ſtören.«

Zu gleicher Zeit ſchrieb er auf ein Papier einige Buchſtaben im Sanſkrit, welches die Sprache der Magier in Indien, Siam und China iſt. Hierauf that er nichts weiter, als das Papier in den Brunnen werfen: und alſogleich ſenkte ſich das Waſſer und verſiegte, ſo daß nichts mehr davon zu ſehen war. Nun ſtiegen ſie beide in den

Brunnen, in welchem sich eine Treppe zeigte, die sie bis auf den Grund führte.

Hier fanden sie eine Thür von Kupfer, verschlossen mit einem großen Vorlegeschlosse von Stahl. Der Brachmane schrieb ein Gebet auf, berührte damit das Schloß, welches auf der Stelle sich öffnete. Sie stießen die Thür auf, und traten in ein Gewölbe, in welchem sie einen der schwärzesten Mohren erblickten: er stand aufrecht, und hatte die eine Hand auf einen großen Stein von weißem Marmor gestützt. »Wenn wir uns ihm nähern,« sprach der junge Fikaï, »so wird er uns diesen Stein an den Kopf werfen.« In der That, sobald der Mohr sah, daß sie herankamen, hob er den ungeheuren Stein vom Boden auf, als wenn er sie damit werfen wollte: Padmanaba sprach aber schleunig ein kurzes Gebet, und blies ihn an: der Mohr konnte der Gewalt der Worte und des Hauches nicht widerstehen, und fiel rücklings nieder....

Sie gingen nun ohne Hinderniß durch das Gewölbe, und kamen auf einen Hof von weitem Umfange; in der Mitte desselben stand ein Dom von Krystall, dessen Eingang durch zwei Drachen bewacht war, die einander gegenüber standen und deren offene Rachen Flammenwirbel ausspieen. Hassan erschrak davor, und rief aus: »Gehen wir nicht fürder; diese furchtbaren Drachen werden uns verbrennen.« — »Fürchte nichts, mein Sohn,« sagte der Brachmane; »habe mehr Zutrauen zu mir und sey dreister. Die hohe Weisheit, zu welcher ich dich will gelangen lassen, erfordert Festigkeit; diese Ungeheuer, die dich er-

schrecken, werden auf meinen Zuruf verschwinden. Ich habe die Macht, den Geistern zu gebieten und alle Bezauberungen zu vernichten.« Hierauf sprach er nur einige kabalistische Worte aus, und sogleich krochen die Drachen in ihre Löcher zurück.

Nun öffnete die Thür des Doms sich plötzlich von selber. Padmanaba und der junge Fikar traten hinein, und die Augen des letzten wurden angenehm überrascht, als er in einem anderen Hofe einen neuen Dom von Rubin erblickte, auf dessen Gipfel ein Karfunkel von sechs Fuß im Durchmesser stand, welcher durch sein Licht, das er überall verbreitete, diesem unterirdischen Orte als Sonne diente.

Dieser Dom war nicht, wie der erste, von schreckbaren Ungeheuern bewacht. Im Gegentheil, sechs reizende Standbilder, jedes aus einem einzigen Diamant gemacht, erschienen am Eingange und stellten sechs schöne Frauen dar, welche das Tamburin spielten. Die Pforte, aus einem einzigen Smarag gehauen, stand offen, und ließ in einen prächtigen Saal schauen. Hassan konnte nicht müde werden, alles zu betrachten, was sich seinen Blicken darbot.

Nachdem er die Standbilder und den Dom von außen wohl beschauet hatte, ließ Padmanaba ihn in den Saal treten, dessen Boden von gediegenem Golde war, und die Decke von Porphyr, überall mit Perlen besäet. Hier nun beschäftigten tausend mannigfaltige Gegenstände, einer immer auffallender als der andere, die gierigen Blicke des Jünglings.

Der Weise ließ ihn hierauf in ein großes viereckiges Zimmer treten: da lag in einem Winkel ein großer Haufe Goldes, in dem andern ein Haufe von Rubinen von äußerster Schönheit; in dem dritten ein silberner Krug, und in dem vierten, ein Haufe schwarzer Erde.

In der Mitte des Zimmers erhob sich ein prächtiger Thron, und auf demselben stand ein silberner Sarg, in welchem ein König lag, mit einer goldenen mit dicken Perlen geschmückten Krone auf dem Haupte. Vorn an dem Sarge sah man eine breite Goldplatte, auf welcher man folgende Inschrift las, in hieroglyphisch-kabalistischen Schriftzügen, deren sich die alten Aegyptischen Priester bedienten:

»Die Menschen schlafen, so lange sie leben: sie erwachen nur in der Stunde des Todes. Was frommt es mir gegenwärtig, ein großes Reich und alle die Schätze, die hier sind, besessen zu haben? nichts währet so kurz, als die Glückseligkeit, und alle menschliche Macht ist nur Schwäche. O thörichter Sterblicher! so lange du in der schwankenden Wiege des Lebens bist, so rühme dich nicht deines Glückes: gedenke der Zeiten, in welchen die Pharaonen herrschten. Sie sind nicht mehr, und bald wirst auch du aufhören zu seyn, wie sie.«

»Was für ein Fürst liegt in diesem Sarge?« fragte Hassan. — »Es ist einer eurer alten Könige von Aegypten,« antwortete der Brachma-

ne, »er iſt es, der dieſes unterirdiſche Gewölbe und dieſen reichen Dom von Rubinen hat bauen laſſen.« — »Mich verwundert, was du mir ſagſt,« fuhr der Jüngling fort. »Aus welchem Eigenſinne hat dieſer König unter der Erde ein Werk erbauen laſſen, das alle Schätze der Welt erſchöpft zu haben ſcheint? Alle andere Fürſten, welche der Nachwelt Denkmale ihrer Größe hinterlaſſen wollen, ſtellen ſie ans Licht, anſtatt ſie den Augen der Menſchen zu verbergen.« — »Du haſt Recht,« erwiederte der Brachmane, »aber dieſer König war ein großer Kabaliſt; er entzog ſich oft ſeinem ganzen Hofe, und begab ſich an dieſen Ort, um Entdeckungen in der Natur zu machen. Er war im Beſitze mehrerer Geheimniſſe, unter andern auch in dem des Steines der Weiſen, wie man an allen den Reichthümern ſehen kann, die hier ſind, und welche aus dieſem Haufen ſchwarzer Erde hervorgebracht ſind, die du in dieſem Winkel ſiehſt.« — »Iſt es möglich,« rief der junge Fikaï aus, »daß dieſe ſchwarze Erde das alles hervorgebracht hat?« — »Zweifle keinesweges daran,« antwortete der Brachmane; »und um es dir zu beweiſen, ſo will ich dir zwei Türkiſche Verſe vorſagen, welche das ganze Geheimniß des Steines der Weiſen in ſich beſchließen:

Wirgil Arus garby Schachſadey Chitaya
Bir Tifl ola bunlardan ſulthan Chob
ruyan.

Das heißt buchſtäblich: »Vermähle der Braut des Occidents den Sohn des Königs vom Orient;

ein Kind wird von ihnen geboren, welches der Sultan der schönen Angesichter ist.« Ich will dir den mystischen Sinn davon sagen: »Laß durch die Feuchtigkeit die trockene Adamische Erde, die aus dem Orient kommt, auflösen: aus dieser Durchdringung erzeugt sich der philosophische Mercurius, welcher allmächtig ist in der Natur, und die Sonne und den Mond erzeugt; und wenn er den Thron besteigt, so verwandelt er Kiesel in Diamanten und andere Edelsteine.« Der silberne Krug, der in einem Winkel dieses Zimmers steht, enthält das Wasser oder die Feuchtigkeit, deren man sich bedient, um die trockene Erde zu durchdringen und sie in den Zustand zu setzen, worin sie sich hier befindet. Wenn du von diesem Haufen nur eine Handvoll nimmst, so kannst du, wenn du willst, alle Erze Aegyptens in Silber oder Gold, und alle Steine der Häuser in Diamanten und Rubinen verwandeln.«

»Man muß gestehen,« sagte Hassan, »daß dieß eine wunderbare Erde ist; jetzt verwundre ich mich nicht mehr, so viel Reichthümer hier zu sehen.« — »Sie ist noch viel wunderbarer, als ich dir sage,« fuhr der Brachmane fort; »sie heilet Krankheiten aller Art: wenn ein Kranker schon ausgestreckt daliegt, um den Geist aufzugeben, und nur ein Körnlein davon einnimmt, so fühlt er sogleich seine Kräfte wiederkehren, und erhebt sich auf der Stelle in voller Kraft und Gesundheit. Sie hat aber noch eine andere Eigenschaft, welche ich allen übrigen vorziehe: wer sich mit ihrem Safte die Augen reibt, sieht

die Geister der Luft und die Dämonen, und hat die Macht, ihnen zu gebieten.

»Nach allem, was ich dir gesagt habe, mein Sohn,« fuhr der Weise fort, »kannst du ermessen, welche Schätze dir zugedacht sind.« — »Sie sind ohne Zweifel unschätzbar,« sagte der Jüngling; »aber bis du mich in den Besitz derselben setzest, darf ich nicht etwas davon mit mir nehmen, um meinem Vater zu zeigen, wie glücklich wir sind, einen solchen Freund zu haben, wie du bist.« — »Ja, du kannst es,« antwortete Padmanaba, »nimm alles, was du willst.« Hassan benutzte die Gelegenheit, belud sich mit Gold und Rubinen, und folgte dem Brachmanen, welcher das Zimmer mit dem Sarge des Königs von Aegypten verließ.

Sie gingen zurück durch den schönen Saal, die beiden Höfe, und das Gewölbe, wo sie den Mohren noch umgestürzt fanden; sie zogen die kupferne Thür hinter sich zu, und sogleich sprang das stählerne Schloß von selber zu. Dann stiegen sie die Treppe hinauf, und sobald sie aus dem Brunnen waren, füllte er sich wieder mit Wasser, und erschien wie zuvor.

Der Brachmane bemerkte, daß der Jüngling über die plötzliche Wiederkehr des Wassers erstaunt war, und fragte ihn: »Woher kommt dieses Erstaunen, das du bezeigst? Hast du nie vom Talisman [40]) reden gehört?« — »Nein,« antwortete der junge Fikar, »und ich möchte gern von euch vernehmen, was es ist.« — «Ich will es dir nicht bloß sagen,« fuhr Padmanaba fort, »sondern dich selbst eines Tages lehren,

einen solchen zu machen. Es gibt zwei Arten von Talismanen, den kabalistischen und den astrologischen. Der erste, welcher die höchste Art ist, thut seine wunderbaren Wirkungen vermittelst der Buchstaben, Worte und Gebete; und der zweite wirkt durch die Beziehung, in welcher die Planeten zu den Metallen stehen. Es ist die erste Art der Talismane, deren ich mich bediene: sie ist mir im Traume durch den großen Gott Wischnu [41]) offenbart, dem Herrn aller Pagoden der Welt.

Wisse mein Sohn,« fuhr der Weise fort,« daß die Buchstaben in Beziehung zu den Engeln stehen; daß es keinen Buchstaben gibt, der nicht durch einen Engel beherrscht wird. Und wenn du mich fragst, was ein Engel ist, so antworte ich dir: es ist ein Strahl oder ein Ausfluß der Allmacht und der Eigenschaften Gottes. Die Engel, welche in der übersinnlichen Welt wohnen, beherrschen diejenigen der Himmelswelt, und diese wieder die unserer Erdenwelt. Die Buchstaben bilden Worte, die Worte fügen sich zu Gebeten, und es sind die durch die Buchstaben vorgestellten und in den geschriebenen oder ausgesprochenen Gebeten versammelten Engel, die diese Wunder wirken, welche die gewöhnlichen Menschen in Erstaunen setzen.«

Während Padmanaba also zu dem Jünglinge sprach, kehrten beide in die Stadt zurück. Sie kamen heim zu dem Fikaa-Verkäufer, der ganz bezaubert wurde, als sein Sohn ihm das Gold und die Edelsteine zeigte, womit er beladen war.

Sie gaben ihre Fikäa-Schenke auf, und fingen an in Ueberfluß und Vergnügen zu leben.

Nun hatte Hassan eine Stiefmutter von geiziger und ehrsüchtiger Gemüthsart. Obgleich er Rubinen von unermeßlichem Werthe mitgebracht hatte, so fürchtete sie dennoch Geldmangel, und eines Tages sprach sie zu ihm: »O mein Sohn, wenn wir forefahren so zu leben, wie jetzo, so werden wir bald zu Grunde gehen.« — »Seyd unbesorgt deshalb, meine Mutter,« erwiederte er ihr, »die Quelle unsers Reichthums ist noch nicht versiegt. Hättet ihr alle die Schätze gesehen, welche der großmüthige Padmanaba mir bestimmt, so würdet ihr nicht diese eitle Furcht haben. Das nächstemal, daß er mich wieder zu dem Brunnen führt, werde ich euch eine Handvoll schwarzer Erde mitbringen, welche euch auf lange Zeit beruhigen wird.« —

»Belade dich lieber mit Gold und Rubinen,« begann die Stiefmutter wieder, »das liebe ich mehr, als alle Erden der Welt.« »Aber Hassan,« fügte sie hinzu, »es fällt mir ein: da Padmanaba dir alle diese Schätze geben will, warum lehrt er dich nicht alle die erforderlichen Gebete, um nach dem Orte hinabzusteigen, wo sie sich befinden? Wenn er plötzlich stürbe, so wären alle unsere Hoffnungen vereitelt. Uebrigens wissen wir auch nicht, ob er es nicht überdrüßig wird, bei uns zu wohnen. Vielleicht ist er schon im Begriff, uns zu verlassen und jemand anderm seine Reichthümer mitzutheilen. Was mich betrifft, mein Kind, so bin ich der Meinung, daß du den Padmanaba dringend bittest, dich die Ge-

bete zu lehren; und wenn du sie weißt, so wollen wir ihn tödten, damit er keinem andern das Geheimniß des Brunnens entdecke.«

Der junge Fikaï war entsetzt über diese Rede: »O meine Mutter,« rief er aus, was waget ihr da anzutragen? Wie könnt ihr einen so schwarzen Anschlag fassen? der Brachmane liebt uns, er überhäuft uns mit Wohlthaten; er verspricht mir Schätze, welche im Stande sind, die Habgier des größten Herrschers der Erde zu stillen: und zum Lohne für all diese Güte wollt ihr ihm das Leben nehmen! Nein, und wenn ich in meinen vorigen Zustand zurückkehren, und mein Lebelang Fikäa verkaufen sollte, so kann ich nicht die Hand bieten zu dem Tode eines Mannes, dem ich so viel Verpflichtungen habe.« — »Du hast sehr gute Gesinnungen, mein Sohn,« erwiederte die Stiefmutter; »aber man muß nur seinen eigenen Vortheil zu Rathe ziehen. Das Glück bietet uns eine Gelegenheit, uns für immer zu bereichern, drum wollen wir sie nicht entschlüpfen lassen. Dein Vater, der mehr Erfahrung hat, als du, gibt meinem Vorschlage Beifall, und du mußt ihn auch annehmen.«

Hassan fuhr fort, großen Widerwillen gegen die Theilnahme an diesem grausamen Vorsatze zu bezeigen: gleichwohl, da er jung und leichtsinnig war, und seine Stiefmutter ihm so viel vorredete, war er schwach genug, nachzugeben. »Wohlan!« sagte er, »ich will zu Padmanaba gehen, und ihn vermögen, mich die Gebete zu lehren.«

In der That ging er auf der Stelle zu ihm,

und bat ihn so dringend, ihn alles zu lehren, was man thun müßte, um in das unterirdische Gewölbe zu gelangen, daß der Brachmane, welcher diesen Jüngling aufs zärtlichste liebte, es ihm nicht versagen konnte. Er schrieb jedes Gebet auf ein Papier, und bemerkte genau den Ort, wo es gesprochen werden mußte, sammt allen übrigen kabalistischen Umständen, und gab sie dann dem Jüngling.

Sobald dieser die Gebete wußte, benachrichtigte er davon seinen Vater und seine Stiefmutter, die einen Tag bestimmten, an welchem sie alle drei zu den Schätzen gehen wollten. »Bei unserer Heimkehr,« sagte die Stiefmutter, »wollen wir den Padmanaba tödten.«

Der Tag kam, und sie verließen das Haus, ohne dem Brachmanen zu sagen, wohin sie gingen. Sie nahmen ihren Weg nach dem verfallenen Gebäude. Sobald sie dort angelangt waren, zog Hassan das Papier aus seiner Tasche, auf welches das erste Gebet geschrieben war; er hatte es nicht sobald in den Brunnen geworfen, als das Wasser verschwand. Sie stiegen die Treppe hinab, bis zu der kupfernen Thüre. Der Jüngling berührte mit einem anderen Gebete das stählerne Schloß, welches sich sogleich öffnete, und sie stießen die Thür auf. Der Mohr, welcher wieder aufrecht stand, im Begriff seinen weißen Marmorstein zu schleudern, verursachte dem Fikäa-Verkäufer und seiner Frau einigen Schreck; aber Hassan sprach schleunig das dritte Gebet, blies ihn an, und der Mohr fiel zu Boden. Kurz sie gehen durch das Gewölbe in den

Hof mit dem Dome von Kristall; der Jüngling zwingt die Drachen, in ihre Löcher zurückzukriechen. Dann treten sie in den zweiten Hof; sie gehen durch den Saal, und gelangen endlich in das Zimmer, wo die Rubinen, das Gold, der silberne Krug und die schwarze Erde sind.

Die Stiefmutter gab wenig Achtung auf den Sarg des Königs von Aegypten, und hielt sich nicht dabei auf, die lehrreiche Inschrift desselben auf der goldenen Tafel zu lesen. Noch weniger würdigte sie den Haufen schwarzer Erde, welche ihr Stiefsohn ihr so sehr angepriesen hatte, eines Blickes. Sie warf sich gierig über die Rubinen her, und nahm davon eine so große Menge, daß sie kaum gehen konnte. Ihr Mann belud sich mit Gold, und Hassan begnügte sich, zwei Hände voll schwarzer Erde in seine Tasche zu stecken, in der Absicht, bei seiner Heimkehr Versuche damit anzustellen.

Hierauf verließen alle drei das Zimmer des Königs von Aegypten. Beschwert von der Last der Reichthümer, welche sie fortschleppten, gingen sie fröhlich durch den ersten Hof, als plötzlich drei furchtbare Ungeheuer erschienen, welche gerade auf sie los gingen. Der Fikäa-Verkäufer und seine Frau, von tödtlichem Schreck ergriffen, flüchteten sich zu Hassan, welcher nicht minder erschrocken war, als sie, da er kein Gebet hatte, diese Ungeheuer zu vertreiben. »Ha, undankbare und boshafte Stiefmutter!« rief er aus, »ihr seyd die Ursache unsers Verderbens, Padmanaba weiß ohne Zweifel, daß wir hieher gegangen sind; vielleicht hat er durch seine Wis-

senschaft sogar endeckt, daß wir seinen Tod beschlossen haben: und um uns für unsere Undankbarkeit zu bestrafen, sendet er uns diese Ungeheuer, uns zu verschlingen.«

Kaum hatte er diese Worte geendigt, als sie in der Luft die Stimme des Brachmanen vernahmen, welcher ihnen zurief: »Ihr seyd alle drei Elende, und meiner Freundschaft unwürdig; ihr hättet mir das Leben geraubt, wenn der große Gott Wischnu mich nicht von euerm bösen Anschlag unterrichtet hätte. Ihr sollt meine gerechte Rache erfahren: du, Weib, weil du den Anschlag ersonnen hast, mich zu ermorden; und ihr andern beiden, weil ihr so schwach gewesen seyd, dem Rathe eines Weibes zu folgen, dessen Bosheit ihr verabscheuen mußtet.«

Nach diesen Worten ließ sich die Stimme nicht mehr hören, und die drei Ungeheuer rissen den unglücklichen Hassan, seinen Vater und seine schuldige Stiefmutter in Stücken.

»Diese Geschichte lehrt euch, Herr,« fügte der Wesyr hinzu, »daß ihr nicht auf die Königinn hören sollt, welche euch verleitet, Nurgehan tödten zu lassen; denn, wenn er unschuldig ist, so wird der Himmel euch als Mitschuldigen der Sultaninn strafen, eben so wie Padmanaba den Hassan und seinen Vater bestrafte, obwohl sie nichts weiter gethan hatten, als dem bösen Willen seiner Stiefmutter nachzugeben.«

Der Kaiser von Persien war gerührt durch die Erzählung dieser Geschichte, und sprach: »Mein Sohn soll nicht eher sterben, als bis

ich augenscheinliche Beweise seines Verbrechens habe.«

Sindbad ging dann wieder auf die Jagd, sich zu erlustigen; und am Abend, als er heimkam, sagte die Sultaninn zu ihm: »Ihr habet also Nurgehan noch Frist gegeben?« — »Liebe Frau,« antwortete der König, »ehe ich ihn tödten lasse, will ich versichert seyn, daß er den Tod verdienet.« — »Wohlan, Herr,« fuhr die Fürstinn fort, »wenn ihr meinen Worten nicht Glauben beimessen wollt, wenn mein Zeugniß euch verdächtig ist, so glaubet doch dem Stillschweigen eures Sohnes, und der Flucht seines Lehrers. Warum hat Abumaschar sich vom Hofe entfernt? Ohne Zweifel hat er die Leidenschaft und die böse Gemüthsart des Prinzen entdeckt, und gefürchtet, daß man es ihm zum Vorwurfe machen werde, den Prinzen so schlecht erzogen zu haben. Welchen andern Beweis könnt ihr über ein im Geheimen begangenes Verbrechen haben? Wenn gegen einen Verbrecher keine Zeugen auftreten, soll er darum der Strenge der Gerechtigkeit entgehen? Nein, Herr: in Ermangelung der Zeugen, muß er auf Anzeigen, und selbst auf bloßen Verdacht verurtheilt werden. Die Anzeigen dienen alsdann anstatt der Beweise. Davon will ich euch überzeugen, wenn ihr mir erlaubet, euch die Geschichte des Sultans Akschid zu erzählen.« — »Ich bin bereit, euch anzuhören, Herrinn,« sagte der König. Und sogleich erzählte sie folgendermaßen:

Geſchichte des Sultans Akſchid.

Als Akſchid, Sultan von Aegypten, das äußerſte Ziel des Alters erreicht hatte, und den letzten Tag ſeines Lebens herannahen fühlte, verſammelte er ſeine drei Söhne, und ſprach zu ihnen: »Meine Kinder, ich werde bald mit meinen Werken vor dem Richterſtuhle Gottes erſcheinen; aber bevor der Engel des Todes mein Haupt auf mein Kiſſen hinſtreckt, befehle ich euch mein Leichenbegängniß zu halten. Ich will ſehen, auf welche Weiſe ihr daſſelbe anſtellen werdet, wenn ich todt bin. Befriediget meine Neugier; gehet ſogleich und befehlet in meinem Nahmen allen meinen Weſyren, daß ſie eiligſt alle Chane[42]) und die benachbarten, oder mir zinspflichtigen Könige entbieten, ſich zu dieſer Feierlichkeit einzufinden. Kurz, laſſet nichts daran fehlen, und begehet ſie mit demſelben Pomp, als wenn ich nicht mehr auf der Welt wäre.«

Die drei Prinzen fingen über dieſe Rede an zu weinen, ſchickten ſich jedoch an, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen.

Die Wesyre säumten nicht, alle nöthigen Befehle für dieses traurige Fest zu ertheilen, dessen Tag angesetzt wurde. Die Bey's [43]) machten auch alle Anstalten, die man von ihnen erwartete: so daß alles in Bereitschaft war, als dieser Tag erschien.

Der Palast war mit Trauerteppichen behangen. Auf dem Platze davor wurde die Leibwache, welche funfzigtausend Mann zählte, in Schlachtordnung aufgestellt; und man vertheilte unter ihnen den Sold in goldenen Beuteln. Hierauf traten alle Bey's in das Zimmer des Sultans, der auf seinem Bette lag; sie nahmen ihn, und trugen ihn auf den Thron, vor welchem vier Wesyre einen Sarg unter einen prächtigen Thronhimmel stellten, den vier Königssöhne emporhielten. Sechs Bey's begannen nun, überall aus dem Palast genommene Erde, vermischt mit unzähligen Stückchen Taft von allen Farben, auszustreuen. Sodann kamen die drei Söhne des Sultans, und schmückten den Sarg mit einer ungeheuren Menge von Edelsteinen, und setzten auf denselben die Krone Akschids, die von großen Diamanten blendend strahlte.

Nach diesem nahmen vier Groß-Chane, das heißt, vier unumschränkte Tataren-Fürsten, jeder einen Fuß des Sarges und stützten ihn mit ihren Armen. Die Scheiche, oder Gelehrten, und die Derwische gingen vor dem Sarge her und sangen Psalmen. Die Sahiden [44]), oder Einsiedler, folgten ihnen, und einer von diesen, auf einer Kameel-Stute reitend, trug den Koran mit großer Ehrfurcht. Die Königssöhne, die

Groß-Chane und ihre Söhne gingen an den Seiten des Sarges; und unmittelbar hinter demselben folgten zweihundert Tamburin-Spieler, welche, auf unbarmherzige Weise ihre Tamburine schlagend, Verse zum Ruhme des Königs sangen; dann plötzlich ihren Gesang unterbrachen, und allezusammen aus vollem Halse schrieen: »O grausames Schicksal! O unglücklicher Tag! Der König, der gerechteste der Könige, der Eroberer der Reiche, der Vertilger der Feinde, und Ernährer der Freunde ist todt!« Nach diesem Geschrei warfen sie schwarzgefärbte Mandeln mit vollen Händen auf den Sarg.

Nach diesen Tamburin-Spielern erschienen funfzig Wesyre in langen, schwarzen und blauen Trauerkleidern; und hinter ihnen kamen die Bey's, welche sämmtlich zerbrochene Bogen in der Hand trugen. Ihnen folgten zehntausend Pferde mit goldenen Sätteln und Zäumen und abgeschnittenen Schwänzen, geführt von zehntausend schwarzen, sämmtlich in blaue Säcke gekleideten Sklaven. Endlich beschlossen alle Mädchen des Harems, mit blau und schwarz beschmierten Gesichtern und zerstreuten Haaren, den Trauerzug, und erhoben ein gräuliches Geschrei und Geheul.

Bei diesem Schauspiele stieß Akschid einen tiefen Seufzer aus, und rief: »Ich habe mein Leichenbegängniß vor meinem Tode gesehen!«

Er befahl darauf, daß man ihm herabhülfe vom Throne, und als er unten war, raffte er eine Handvoll von der Erde auf, welche die Bey's umhergestreuet hatten, rieb sich damit das Haupt

und den Bart, und sprach: »Möge die Erde einen Menschen bedecken, wie ich bin, der während einer so langen Regierung nichts gethan hat, das die Nachwelt im Andenken bewahren kann.«

Hierauf wandte er sich an seine Wesyre, und sagte: »Ich will Stiftungen machen; schreibet.« Der Groß-Wesyr setzte sich in Bereitschaft zu schreiben, und der Sultan sagte ihm folgende Worte in die Feder: »Erstens, ich bestimme eine Million zweihundert und zwanzigtausend Asper [45]), zur Erbauung eines Hospitals für Muselmänner, die von der großen Krätze befallen sind. Zweitens, ich gebe dieselbe Summe zur Erbauung eines Hofes, wo das Bogenschießen und Kugelspiel gelehrt wird. Drittens, befehle ich die Errichtung einer neuen Karawanserai [46]), versehen mit schwarzen Sklavinnen, zum Dienste der weißen Reisenden; und zu diesem Zwecke soll man jeden Tag aus meinem Schatze fünfhundert Dinare [47]) erheben. Viertens, und letztens, befehle ich die Erbauung von Bädern, wohin sich verstoßene Ehefrauen zurückziehen können, bis sie einen Hulla [48]), oder Mittelsmann, gefunden haben, und dazu setze ich neunmal hunderttausend Asper aus.«

Als der König diese frommen und milden Stiftungen gemacht hatte, ließ er sich die Bücher des Korans bringen und vorlesen; er schenkte dem Vorleser tausend Dinare, und fünfhundert jedem Sahiden und Derwisch; und die Blinden und Lahmen empfingen jeder hundert.

Hierauf wurde auch das Leichenmal gehalten

Die Speisen wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen, und zu allen, denen sie gereicht wurden, sagte man: »das Gefäß ist auch für euch, es ist euch erlaubt, es mitzunehmen.«

Nach dem Festmale setzte Akschid noch alle Sklavinnen seines Palastes in Freiheit.

So war die Feierlichkeit, welche der Sultan anstellen ließ, und die man am folgenden Tage wiederholen mußte. Denn er erkrankte noch denselben Tag. Er legte sich, und da er seinen letzten Augenblick herannahen fühlte, berief er die drei Prinzen, seine Kinder, und sprach zu ihnen: »O meine Söhne, ich habe in einem Winkel meiner Kammer, vom Eingange links, ein Kästchen verborgen, welches die schönsten Edelsteine der Welt enthält: ich befehle euch, sie gleich unter euch zu theilen, wenn ich todt bin, und ihr meinem Begräbniß die Ehre angethan habt, welche ihr ihm schuldig seyd.«

Der König starb. Aber der jüngste seiner Söhne ungeduldig, dies Kästchen zu sehen, wovon er gehört hatte, ging sogleich allein in die Kammer, fand es, und wurde von der Schönheit der Edelsteine dermaßen bezaubert, daß er beschloß, sie für sich allein zu behalten, und zu läugnen, daß er sie gefunden hätte.

Nach dem Leichenbegängnisse des Vaters liefen die beiden andern Prinzen, von derselben Neugier getrieben, wie ihr Bruder, ebenfalls nach der Kammer. Sie suchten nicht blos in dem Winkel zur Linken vom Eingange, sondern überall, und waren sehr verwundert, daß all ihr Suchen vergeblich war, als der dritte Prinz dazu kam.

»Nun, meine Brüder,« fragte er sie, »sind die Edelsteine schön?« — »Du weißt es besser als wir,« antwortete der älteste; »ich müßte mich sehr trügen, wenn du sie nicht entwendet hättest.« — »Ah, wahrhaftig,« fuhr der jüngste fort, »ihr erzählt mir da ein allerliebstes Mährchen: ihr habt sie selber genommen, und klagt mich nun dessen an.«

»Höret, meine Brüder,« unterbrach sie der dritte Prinz, »einer von uns muß sie durchaus entwendet haben, weil niemand außer uns die Freiheit hat, diese Kammer zu betreten. Wenn ihr mir folgen wollt, so lassen wir den Kadi holen, welcher für den feinsten und durchdringendsten Mann in Groß-Kahiro gilt: er wird uns ausforschen und vielleicht den Dieb entdecken.

Die beiden andern Prinzen stimmten bei, und ließen den Kadi holen. Dieser, nachdem er vernommen hatte, um was es sich handelte, sprach zu ihnen: »Meine Herren Prinzen, bevor ich ausspreche, wer von euch dreien die Edelsteine genommen hat, bitte ich euch, mit Aufmerksamkeit die Geschichte anzuhören, welche ich euch erzählen will . . . .

Scheherasade bemerkte den Tag, und verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf morgen.

Anmerkungen.

(G. bezeichnet die Anmerkungen in Caussins Ausgabe) des Galland, und E.G. die von Eduard Gautier.)

1) Der letzte Sprößling des Königsstammes der Sassaniden, der unglückliche Yesdedscherd, fiel im Kampfe gegen die Muselmänner, im 29sten Jahre nach Mahomeds Flucht (im 657sten nach Christi Geburt). Unrichtig macht also der Arabische Verfasser die Personen seiner Erzählungen zu Bekennern des Islam; auch stiftet er zwischen den Königen von Indien, Persien und Samarkand eine Verwandtschaft, welche nur unter den Nachfolgern Dschenghys-Chans statt hatte. Diese und ähnliche geschichtliche Verstöße gehören der Ungenauigkeit des Arabischen Uebersetzers an. Ferischta erzählt freilich von einem Einfalle der Perser unter Feriduns Regierung in Indien, zur Unterstützung eines aufrührischen Bruders des Maharadjah (das heißt, großer König); aber dieser Einfall endigte nach zehn Jahren damit, daß Maharadjah den Persern ein Lösegeld bezahlte, und seinem Bruder einen Theil des Reichs abtrat. E. G. — Caussin bemerkt (in der Vorrede zu Bd. 8. S. XXIX), aus Gallands Urschrift, daß dieser Anfang in der den Arabern eigenthümlichen poetischen und gereimten Prosa abgefaßt,

und darin nur Perſien als das Land der Kinder Saſan's umſchrieben, nicht aber Schachriar und ſein Bruder Abkömmlinge derſelben genannt werden, und auch von ihrem Vater nichts vorkomme. Merkwürdig findet ſich aber beides in der Tuneſiſchen Handſchrift eben ſo, wie bei Galland, nur kürzer, ſo daß Galland noch eine andere ähnliche Handſchrift benutzt haben muß. Auch hat Caussin dann ſelber (ebd. in den Anmerk. zu S. 2, 3) unter den Saſſaniden zwei Schachriare aufgefunden, und nimmt an, daß der Verfaſſer den ſeinen von dieſem alten Königshauſe abſtammen laſſe.

a) Schach-riar bedeutet im Perſiſchen, wo die Namen der älteſten Theile der 1001 Nacht zu Hauſe ſind, Freund der Stadt. E. G. — So erklärt auch J. Scott: Freund der Stadt oder des Volks. Langlès (in den Anmerkungen zum Sindbad S. 134) führt dagegen die Erklärungen zweier berühmter Perſiſcher Wörterbücher an. Nämlich, nach dem Schems-ul-Loghat, bedeutet Schehryar, Beherrſcher der Welt, unbeſchränkter Herrſcher, und nannte man alſo auch den Hof Nuſchyrwan's; und nach dem Borhan kathe, iſt es der Titel eines Königs, der mächtiger war, als alle Könige ſeiner Zeit, und heißt ſo auch eine große Stadt. Schehrbas, wie einige Handſchriften leſen, iſt nach eben dieſem Wörterbuche, der Name einer Stadt in Samarkand. Man lieſt auch Shehrban, d. h. im Perſiſchen: Hüter der Stadt. — Caussin erklärt dieſen Namen, Schachriar, für gleichbedeutend mit dem einfachen Schach, König. — In der Liſte der Saſſaniden ſteht ein König Schachrjar, welcher gar nicht zu dieſem Hauſe gehört, und

nur kurze Zeit regierte; Schachriar heißt aber auch der Vater des vorgedachten Yesdedscherd (war ein Sohn des Chosru Parwis, und entfloh allein dem grausamen Siroe, der seine 16 Brüder umbringen ließ, kam aber selber nicht zur Regierung). Keiner von beiden kann eigentlich bei diesen meist viel späteren Geschichten (von Harun Alraschid ꝛc.) gemeint seyn; aber der Verfasser wählte doch ihren alten bekannten Namen, und knüpfte sich so geschichtlich an. Dieser Name, in den Lesarten Schachrebar, Schachrebas, erinnert auch an die Sarbaros und Sarbazes bei den Mittelgriechischen Schriftstellern.

3) Schach-senàn bedeutet wörtlich, König der Frauen. Langlès und Scott wollen lieber Schach-sémàn, das heißt König der Zeit. E. G. — Scott, im Abdrucke und der Uebersetzung des Anfanges seiner, von White erkauften Handschrift, bei Ouseley (oriental collections II, 161) schreibt Schaw Herbaun und Shaw Zeaun, ohne Erklärung: beide sind rechte Brüder aus dem Hause Sassan; von ihrem Vater kommt nichts vor.

4) Tatarei ist die richtige Schreibart, nicht Tartarei, welche aus Verknüpfung der einst für Europa so furchtbaren Tataren mit den Schaaren des Tartarus entstand.

5) Diese Hauptstadt des alten Transoxanischen Reichs ist berühmt in allen Morgenländischen Erzählungen. Timurlenk (Tamerlan, Timur) hielt hier eine Zeitlang seinen Hof. E. G.

6) Die Wesyre sind Mitglieder des Raths, dessen Oberhaupt der Groß-Wesyr ist. G. — Den Wesyren,

oder Ministern des Königs, liegt die Regierung des Reichs oder Verwaltung einer Provinz auf. Zu Konstantinopel hat der Wesyr áfem, oder Groß-Wesyr, welcher den Sultan vertritt, das Recht über Leben und Tod, und entscheidet alle Civil-Sachen von einiger Erheblichkeit. Er legt dem Sultan zweimal wöchentlich Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und empfängt die Befehle Seiner Hoheit. Das Zeichen seiner Würde ist das Reichssiegel, welches der Sultan ihm bei der Bekleidung mit diesem Amte übergibt.

Es gab sonst auch noch Kubbeh-Wesyre, eine Art von Staatsräthen, welche zur Berathung über Reichs-Angelegenheiten berufen wurden, und einen Theil des Diwans ausmachten; aber diese Aemter sind seit einigen Jahren aufgehoben, und nicht wieder hergestellt. Den Titel Wesyr gibt man auch den Pascha's und andern großen Herren. E. G.

7) Das Arabische Wort Sultan bedeutet Kaiser, Herr, Macht; man gibt diesen Titel fast allen unbeschränkten Fürsten des Morgenlandes. G. Sultan ist abgeleitet von salata, herrschen.

8) Von den Hirschen besagt die Tunesische Handschrift nichts.

9) Mafud ist Arabisch, und bedeutet: der Begnadigte (ist zu schreiben Mas'ud). Bei Scott (a. a. O. 165) ist Musaood vom Stamme der Atwaud, (d. h. der Riesen in der H. Schrift), oder von den Ueberbleibseln des Stammes Aud, d. i. nach dem Koran, ein ungläubiger Arabischer Stamm, welcher durch Schleifung eines Deichs nahe an ihrer Stadt meist vertilgt wurde.

10) Nach den Ueberlieferungen des Islam war die Erde lange vor Adams Erschaffung durch Wesen einer eigenen Art bewohnt, welche die Araber Ginn (Dschin oder Dschian), und die Perser Diwen und Peri's nennen, von gröberem Stoffe als die Engel, und, wie wir, dem Tode unterworfen.

Zweitausend Jahre vor der Schöpfung sandte Gott den Iblis, um sie zu bestrafen, daß sie sich gegen den Himmel empört hatten. Aber nachmals wurde Iblis selber, weil er dem Menschen die Huldigung versagte, verwiesen (s. Koran, Surate 2, Vers 30). Die Geister, kühner geworden, bemächtigten sich eines großen Theils der Erde, als ein Perser-König Thamurath (derselbe, der, laut Morgenländischer Ueberlieferung, die Piramiden in Aegypten baute), benannt Divband (d. h. Diwen-bändiger), dessen Thaten Ferdusi im Schachnameh (Königsbuch) besungen hat, sie zwang, sich auf das Gebirge Kaf zurückzuziehen, welches die Erde wie ein Gürtel umgibt, und das sie noch heute bewohnen.

Man unterschied aber zwei Arten von Geistern: die Peri's sind wohlthätige Wesen, deren einziges Verbrechen darin besteht, Gott beleidigt zu haben, und deren Reue sie fast wieder zur Gnade verholfen hat. Die Diwen dagegen sind wild und haben schreußliche Gestalten. Unsere romantischen Dichter, welche aus den Morgenländischen Sagen schöpften, haben daraus die Ogre's und Riesen gebildet, während die Peri's ihnen zum Vorbilde der guten Feen gedient haben. E. G.

Die höhere Abstammung dieser Geister gibt das Mährchen von der Schlangenköniginn, in von Hammers Er-

gänzung von 1001 Nacht, Bd. 1. S. 324 ff. Zwei aus dem Urfeuer erstgeschaffene Engel Chalif und Milif, in Löwen- und Wölfinn-Gestalt, erzeugen Ungeheuer der Hölle, endlich 7 Knaben und 7 Mädchen, unter welchen Iblis anfangs fromm war, dann aber Adam anzubeten versagte, und von Gott in die Hölle gestürzt wurde, die er mit Teufelchen bevölkerte; dagegen seine Brüder und Schwestern Gott gehorsam blieben, deshalb Dschian, d. h. Gläubige, genannt wurden, und die Dschinnen erzeugten.

Bei Scott (a. a. O. 171) heißt der Geist ein ungeheurer Afreet, d. i. böser Geist. Die Schönheit seines Liebchens, wird durch ähnliche Verse des Dichters Ebn al Himmaun beschrieben.

11) Schehr-âfâd ist, nach dem Wörterbuche Schems-el Loghât, der Name eines Königs. Ury und Ouseley schreiben in den von ihnen herausgegebenen Stücken der 1001 Nacht, Schéhersadèh, das heißt: Kind der Stadt, oder Eingeborner der Stadt. Der Kalkutta'sche Abdruck der 1001 Nacht in der Ursprache liest Schéhera-fad, d h. Cypresse, Schönheit der Stadt. Alle diese Namen gehören auch der Persischen Sprache an. E. G. — Caussin dagegen zieht die bedeutendere Arabische Ableitung vor, von Schéher, Schahar, Monat, oder eigentlich Mond, also: Kind des Mondes, oder: schön wie der Mond, die in diesen Erzählungen so häufige Vergleichung; Sade ist aber vom Persischen saden, geboren worden.

12) Dinarsade, eine Zusammenziehung von Dynâr-zâd, kann bedeuten, befreit oder frei (unbedürf-

tig) durch Dynare. Al-Maßudi, Ury und Ouseley schreiben Dyn-ſâd, d. h. Kind der Religion; die Kalkutta'ſche Ausgabe lieſt, wie Langlès vorſchlägt, Dyn-âſâd, d. h. Schuldenfrei. E. G. — Cauſſin deutet, in natürlicher Uebereinſtimmung mit dem Namen der Schweſter: Kind des Goldes, oder des Silbers, d. h. ſo ſchön als Gold oder Silber: da Dinar eine Gold- oder Silbermünze bedeutet.

Scott (ebd. 171) ſchreibt Shoher-zade, d. h. Tochter der Gelehrſamkeit, und Deena-Zade, d. h. Tochter der Religion.

13) Abul-jakſân, Vater der Wachſamkeit, wird im Arabiſchen der Eſel und der Hahn genannt, weil beide durch ihr Geſchrei die Stunden ausrufen, und den Tag verkündigen. Vgl. die Altdeutſche Thiergeſchichte in den Denkmalen des Mittelalters (1814) S. 53. Bei Scott (ebd. 287) heißt der Eſel Abba Noŝaam, d. i. Vater der Thorheit (folly) und (ebd. 241) O Ibn Yektaam, d. i. Führer zum wahren Glauben. Und ebd. 289 nennt der Eſel den Ochſen Ubbooee, ohne Erklärung.

13a) (Seite 80) Der Glaube an die Einheit Gottes, die Abwaſchung, das Gebet, das Almoſen und die Wallfahrt nach Mekka: dies ſind die fünf durch die Religion Mohameds vorgeſchriebenen Hauptpflichten.

Es gibt drei Arten von Abwaſchungen:

1. Ghaſl, heißt die zur Reinigung, von jeglicher Befleckung die nende, mag dieſe von den natürlichen Abſonderungen oder von einer äußern Urſache herrühren. Sie beſchränkt ſich auf die Abwaſchung des befleckten Theils.

2. Wudhk (Abdest bei den Persern), muß alle Morgen und alle Abend, am Tage und in der Nacht, geschehen. Man muß sich dabei die Hände, das Gesicht, die Arme bis zum Ellenbogen, und den vierten Theil des Kopfes waschen.

3. Ghusl, besteht in der Abwaschung des ganzen Leibes; sie ist in mehreren Fällen vorgeschrieben, und besonders den Weibern, nach ihrer Niederkunft und monatlichen Reinigung. In Ermangelung des Wassers darf Staub (feiner Sand) es ersetzen.

Ein Muselmann muß täglich fünfmal sein Gebet verrichten: 1) eine Stunde vor Sonnenaufgang; 2) Mittags; 3) drei Stunden nach Mittag; 4) bei Sonnenuntergang; 5) anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang.

Bevor das Gebet anfängt, muß man sich durch die eben erwähnten Abwaschungen gereinigt haben. Sodann muß man sich gegen Mekka wenden, und mehrere Stellungen annehmen, welche zu weitläufig wäre, hier zu beschreiben. Nach der Hersagung des Gebets, welches aus dem ersten Kapitel des Korans und einigen andern kurzen Sprüchen besteht, macht der andächtige Mahomedaner jedem der beiden Schutzengel, die er stets an seiner Seite glaubt, eine tiefe Verneigung. E. G.

14) Der ältere volljährige Sohn ist Vormund seiner jüngeren minderjährigen Brüder. In Ermangelung eines volljährigen Sohnes, gebührt die Vormundschaft von rechtswegen dem Vater oder Großvater des Vorstorbenen, oder dem ältesten Seitenverwandten in der männlichen Linie. E. G.

15) Der Erblasser kann, nach dem Gesetzbuche der Mahomedaner, nur über ein Drittheil seines Vermögens

verfügen. Die beiden andern Drittheile gehören seinen rechtmäßigen Erben.

Bei der Erbtheilung empfangen die Männer den doppelten Antheil der Frauen; und der Grundsatz der Vertretung (Repräsentation) findet nicht statt. E. G.

16) Der Sohn einer Sklavinn wird als rechtmäßig angesehen, sofern der Vater der Eigenthümer der Sklavinn ist, und ihn förmlich anerkannt hat. E. G. — Das bürgerliche Gesetz der Mahomedaner erkennt die Kinder aus den drei Arten der nach ihrer Religion erlaubten Ehen, indem man eine Frau kaufen, miethen oder heirathen kann, für gleich rechtmäßig: so daß der früher geborne Sohn einer Sklavinn, vor dem Sohne einer Gemahlinn auch die Rechte der Erstgeburt hat. G.

17) Man feiert bei den Mahomedanern zwei Bairams- oder große Feste; das erste wird am zehnten Tage der Monate der Wallfahrt begangen. Man opfert Lämmer, und davon hat dies Fest den Namen Ard el Kurbân (das Fest der Opfer).

Das kleine Bairam-Fest (Ard Saghir) wird am ersten Tage des Monats Schawal begangen, bei Gelegenheit, daß die Fasten des Ramadan zu Ende gehen. E. G. — Beide Feste sind bewegliche, und treffen binnen drei und dreißig Jahren in alle Monate des Mahomedanischen Mondenjahres. Das erste fällt auf den Anfang des Mondes, der dem Monde des Ramadans, oder der Mahomedanischen Fasten, folgt; es dauert drei Tage, und entspricht zugleich dem Ostern der Juden und unserm Karneval und Neujahr. Der kleine Bairam wird siebzig Tage nach dem großen gefeiert.

18) Diese in Venedig und in der Levante nun sehr gebräuchliche Goldmünze gilt 12 Franken 4 Zentimen. G. — Die Venedische Zeckine gilt 12 Franken 82 Zentimen = 1 Dukaten. E. G. — Das Arabische ſikke, Münze, ist ohne Zweifel eins mit dem Ital. zecca, Münze, davon zecchino.

18 a) (Seite 106). Die Leichtigkeit, womit ein Mohamedaner die Ehe auflösen kann, macht dieses Abenteuer weniger unwahrscheinlich. Folgende sind die Vorschriften hierüber in den Satzungen des Islam:

Ein Mann kann vier Frauen heirathen, und sie nach Gefallen verstoßen.

Die Ehe ist verboten zwischen allen Verwandten in gerader Linie. Auch darf man keine Ehe eingehen mit den Verwandten einer Frau, deren Milch man gesogen, mit welcher man einen verbotenen Umgang gepflogen, oder gegen welche man sich auch nur eine unanständige Handlung erlaubt hat.

Sie ist ferner verboten, mit einer Sklavinn, einer fremden, oder verstoßenen Frau, die schwanger ist, und nicht die bestimmte Zeit ihrer Absonderung erfüllt hat.

Der Ehemann soll alle seine Frauen mit gleicher Achtung behandeln. Wenn er ausreiset, steht es ihm frei, diejenigen mitzunehmen, die er vorzieht; doch wird er besser thun, das Loos entscheiden zu lassen.

Wer sich mit einer Witwe verheirathet, soll drei Nächte hinter einander sein Bette mit ihr theilen; einer Jungfrau gebühren dagegen sieben Nächte.

Die Frau ist dem Manne vollkommenen Gehorsam schuldig: sie darf ohne seine Erlaubniß nicht ausgehen,

und er hat das Recht, ihr ihren Aufenthalt anzuweisen, es sey denn, daß er ihr das Gegentheil vor der Heirath versprochen habe.

Er kann ihr verbieten, von ihren Verwandten, und selbst von ihren nächsten Verwandtinnen, Besuch anzunehmen.

Da der Zweck der Ehe die Fortpflanzung des Menschengeschlechts ist, so ist der Mann strafbar, der ihn zu vereiteln sucht.

Ein einziges Wort des Mannes reicht hin, die Verstoßung zu bewirken. Sobald dieses Wort ausgesprochen ist, dürfen die Ehegatten nicht mehr einander beiwohnen.

Die Frau muß drei Monate abgesondert leben, und während dieser Zeit steht es dem Manne frei, die Frau wiederzunehmen, selbst ohne ihre Einwilligung. Er darf ihr indessen während dieser Zeit nicht beiwohnen, und wenn er es versucht, so hat die Frau das Recht ihn zu tödten oder zu vergiften.

Sobald die Zeit der Verstoßung erfüllt ist, kann der Mann seine Frau wiedernehmen; es wird dann aber ein neuer Ehevertrag erfordert. Er kann sie ebenso noch nach einer zweiten Verstoßung wiedernehmen. Aber nach einer dritten Verstoßung, ist es verboten, sie wieder zu heirathen, bevor sie nicht mit einem andern Manne verheirathet gewesen ist. E. G. Dieser Zwischenmann heißt Hullaj nämlich: Auflöser des Verbotes, von halla, auflösen.

19) Galland hat diese Geschichte übergangen, und läßt Scheherasade'n sagen, sie wisse dieselbe nicht, wohl aber, daß sie an wunderbaren Abenteuern die [illegible]

vorigen übertroffen, und also den Geist zur Begnadigung bewogen habe. — Gauttier bemerkt, daß dieselbe sich allerdings im Arabischen befinde, aber fast nur aus schlüpfrigen Schilderungen bestehe und deshalb vermuthlich von Galland, so wie von ihm selber, ausgelassen sey. Er fügt hinzu: im Arabischen gibt der Geist der Hinde, den Hunden und dem Maulthier ihre erste Gestalt wieder, nachdem er sie hat versprechen lassen, niemals gegen irgend jemand ihre Zauberkunst zu gebrauchen. — Wir geben diese Geschichte nur mit Veränderung einiger uneigentlicher Ausdrücke, aus der Tunesischen Handschrift, wo sie vermuthlich schon abgekürzt ist.

20) Die Mahomedaner nehmen hundert vier und achtzig tausend Propheten an. Die vornehmsten sind: Moses, David, Jesus Christus, und Mahomed. E. G. Diese sind die vier großen Propheten und Gesetzgeber. G.

21) Salomon ist bei den Orientalen noch berühmter als bei den Christen, und man kann in den zu seinem Lobe verfaßten Werken (den Suleiman-Nameh von Ferdusi, Uskobi, und Säad-eddin ben Hassan) eine Menge wunderbarer Thaten lesen, die ihm angedichtet sind. Nach diesen Dichtungen war Salomon Herr der Erde, und man könnte auch sagen, der Luft, weil ihm der Wind zu Gebote stand, um ihn überall hin zu tragen, wo er hin wollte, und weil seine Herrschaft sich bis auf die Vögel erstreckte, deren Sprache er verstand, und die unaufhörlich seinen Thron umkreisten. Der Koran spricht oft von diesem Fürsten; Surate 27: »Wir haben (so spricht Gott) dem David und Salomon die Wissenschaft verliehen; Salomon ist der Erbe Davids, und

er hat zu den Menschen gesagt: »Ich habe die Sprache der Vögel gelernt, und alle Dinge sind mir gegeben; und Heerschaaren von Geistern, Menschen und Vögeln haben sich um den Propheten versammelt, der sie hinweg führet. ff. Koran, die Surate von den Geistern, Vers 72.

Die Orientalen haben den Namen Salomon auch mehreren Geister-Fürsten gegeben. E. G. Salomon beherrschte die Engel und Dämonen; die Winde trugen ihn durch alle Sphären und über die Gestirne; er sprach mit den Thieren, Pflanzen und Steinen; und gebot ihnen; er vernahm von diesen ihre Eigenschaften, und sprach mit den Vögeln, deren er sich bediente, die Königinn von Saba zum Besuche bei ihm zu bewegen. Alle diese Fabeln des Korans stammen aus den Kommentarien der Juden. G. —

22) S. 121. Ueber diese und ähnliche Dichtungen vergl. unsere alten Gedichte von Salomon und Morolf, in den Deutschen Gedichten des Mittelalters und im Narrenbuche. — Assaf bedeutet: er hat vor Kälte, Furcht, gezittert; und Barachia heißt: er war demüthig im Ueberfluß.

23) Wir sind so glücklich gewesen, uns den vollständigen Text dieser Geschichte zu verschaffen, welche augenscheinlich einen Theil der Tausend und eine Nacht ausmacht, sich aber nicht in den Handschriften Galland's befand. Die Arabische Urschrift hat den Titel: Hikaiât arbaîn sebah wâ mesa, Geschichte der vierzig Morgen und der vierzig Abende, und ist besonders ins Türkische übersetzt durch Scheich Sadèh, unter dem Titel: Kerk wésyrun wâ kerk Chatûnân hikaietleri, die vierzig Erzählungen der Königinn und der Wesyre. Eine Französische Uebersetzung eines Theils dieser Erzählungen fand sich in der Bibliothek des Peit-

de la Croix, und ist einzeln abgedruckt (auch in dem Cabinet des Fees wiederholt). Da dieser gelehrte Orientalist, nach Galland's Muster, mehrere bedeutende Zusätze gemacht hat, welche wir uns nicht erlaubt hätten, so haben wir unter den von ihm übersetzten Erzählungen diejenigen ausgewählt, die uns die bedeutendsten erscheinen. Wir bemerken dabei zugleich, daß unter den von Petis übersetzten, so wie unter den bisher noch nicht übersetzten Erzählungen, sich mehrere sehr unbedeutende befinden, die wir übergangen haben. Nichts desto minder haben wir die Fabel vom Gärtner, seinem Sohn und dem Esel (S. 172) ausnehmen zu müssen geglaubt, welche wir sehr verwundert waren, unter dem noch nicht herausgegebenen Theile der Tausend und eine Nacht wiederzufinden. E. G. Vergl. mehr über diese Erzählungen der vierzig Wesyre in der Vorrede.

24) Den Namen Nurzehan schreibt Gauttier Nourdjehan, nach der Syrischen Aussprache Nurdschehan.

25) Chansadè bedeutet (im Persischen) Fürsten-Tochter. Dieser Name findet sich nicht in der Urschrift, und ist, wie vieles andere, von Petis, der Deutlichkeit wegen, hinzugefügt. E. G. —

26) Diese Namen sind die neun und neunzig Beinamen, welche die Muselmänner dem Namen Gottes beifügen. E. G.

26a) Scheich bedeutet im Arabischen, Gelehrter, Doctor. E. G. — Der Name Schahabeddin, Stern der Religion, leitet sich von Schahab, Stern, Licht, und eldin, Religion, ab. —

27) Die Scheiche der beſchaulichen, kabaliſtiſchen Wiſſenſchaften im Morgenlande, ſind ſo ſtolz, daß ſie ſelbſt von den Königen Ehrfurcht verlangen, und in der That auch haben. E. G.

28) Kairo iſt die Italieniſche Ausſprache von Kahira, die Ueberwältigende.

29) Eram, das irdiſche Paradies. E. G.

30) Der Dichter Bada Saûdar iſt ſonſt nicht bekannt; und vielleicht waltet hier ein Mißverſtändniß ob: bâdaſchſchuara heißt: von irgend einem Dichter.

31) Aktſcha, gilt einen Franzöſiſchen Liard (ein Viertheil Sou, bei uns etwa ein Pfennig).

32) Mekâſchefa heißt die Wiſſenſchaft, durch welche die Santone die geheimſten Gedanken der Menſchen zu erforſchen behaupten. E. G. Von kaſchafa, aufdecken.

33) Alghâïs an alabſar iſt die Kunſt ſich unſichtbar zu machen. E. G. Von ghâba, abweſend, fern ſeyn, und baſara, ſehen.

34) Kun iſt der Imperativ von kâna, ſeyn.

35) Die Kapidſchi's, oder Thürhüter, dienen zur Bewachung des Einganges des Serails, und vollziehen gemeinlich die Befehle des Sultans. In Konſtantinopel zählt man zwölf Kapidſchi Baſchi's, die fünf und vierzig Compagnien unter ſich haben. E. G.

36) Die Abwaſchung nach dem Beiſchlafe ſchreibt der Koran vor. Vergl. Anmerk. 13.

37) Mahmûd bedeutet, der Gelobte; ſo wie Muhammed (die eigentliche Form für unſer Mahomed), der ſtets zu Lobende: von hamada, loben. Davon auch der Name Ahmed.

38) Fikâd ist ein aus Gerste, Wasser und Rosinen bereitetes Getränk, dessen Verkäufer Fikar heißt.

39) Ein Mangir ist also weniger als ein Pfennig. Vergl. Anmerk. 31 vom Aktscha.

40) Talisman ist Entstellung des Arabischen talsim: wie Muselmann von Moslim.

41) Wischnu ist die zweite Person in der Indischen Dreieinigkeit, und das Sinnbild der erhaltenden Macht. Er wird gewöhnlich mit vier Armen und einem Lotus in der Hand vorgestellt. Er reitet oft auch auf einem fabelhaften Vogel, der einen Menschenleib und den Schnabel und die Flügel eines Sperbers hat. Seine Gattinn ist Lackmi, die Göttinn der Schönheit und der Reichthümer und Mutter Dipuk's, des Liebesgottes. E. G.

42) Chan, Fürst (was im Mittelalter durch Hund mißdeutet wurde) bedeutet im Arabischen nur eine Herberge.

43) Bey ist eigentlich Statthalter.

44) Saydeh bedeutet, der Glückliche, von Saada.

45) Asper, eine Türkische Münze, drei Pfennige an Werth.

46) Karawanserai, Herberge für Karawane, vom (Pers.) kairnan, und serai, Schloß, französirt Serail. So viel als Chan.

47) Dinar, ein Goldstück, so viel als ein Dukaten, auf welches zwanzig, später fünf und zwanzig Dirhim (vom Pers. Direm) gehen. Wohl ursprünglich eins mit denarius, Denar. Vergl. Anmerk. 12.

48) Hulla heißt der Zwischenmann, welcher erforderlich ist, um eine verstoßene Frau nehmen zu dürfen. Vergl. Anmerk. 18.

Inhalt des ersten Bändchens.

(Ein * bezeichnet die nicht bei Galland befindlichen Erzählungen.)

	Seite
Vorwort.	5
Vorrede Gauttier's.	10
Vorrede Galland's.	36
Tausend und eine Nacht.	41
Der Esel, der Ochs und der Bauer. Fabel.	65
1. Nacht.	79
Geschichte des Kaufmanns mit dem Geiste.	
2. Nacht.	84
3. Nacht.	88
4. Nacht.	90
Geschichte des ersten Greises mit der Hinde.	92
5. Nacht.	96
6. Nacht.	101
Geschichte des zweiten Greises mit den beiden schwarzen Hunden.	102
7. Nacht.	105
8. Nacht.	110
* Geschichte des dritten Greises mit dem Maulthiere.	111
Geschichte des Fischers mit dem Geiste.	114
9. Nacht.	116
10. Nacht.	120

Seite
11. Nacht. 125
Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban. 129
12. Nacht. 131
13. Nacht. 133
14. Nacht. 136
* Geschichte der Vierzig Wesyre. 138
* Geschichte des Scheichs Schahabeddin. . . 150
* Der Gärtner, sein Sohn und der Esel. Fabel. 172
Geschichte des Ehemannes mit dem Papagai. . 174
* Der Sultan Mahmud und sein Wesyr. Gleichniß. 177
* Geschichte des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikai. 180
* Geschichte des Sultans Akschid. 197
Anmerkungen. 203

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zweites Bändchen.

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

— I —

Tausend und Eine Nacht.

Zweites Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Arabian nights.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer

Tunesischen Handschrift

ergänzt

und

vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zweites Bändchen.

Wien, 1826.

Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

892.78.
A65
tH12
1826
v.2

Ref. St.
Deutsche
5-22-50
70596

Funfzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht Dinarsade ihre Schwester Scheherasade aufgeweckt hatte, fuhr diese, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen fort:

»Herr, der Kadi erzählte den drei Prinzen, bevor er sein Urtheil aussprach, folgende Geschichte:

»Es war einmal ein junger Mann, der ein junges Mädchen leidenschaftlich liebte, und von ihr wieder geliebt wurde. Sie wünschten beide, daß eine glückliche Heirath sie vereinen möchte: aber die Aeltern des Mädchens hatten andere Absichten mit ihr; sie versprachen sie mit einem andern Manne, und waren eben bereit, sie ihm zu überliefern, als sie ihrem Geliebten begegnete.

Ihr wißt nicht, was vorgeht,« sagte sie weinend zu ihm; »meine Aeltern geben mich einem Manne, den ich niemals gesehen habe; ich muß auf die süße Hoffnung verzichten, die eurige zu werden: welche harte Nothwendigkeit!« — »Ach! meine Königinn,« rief der verzweifelte Liebhaber aus, »meine Sultaninn, was sagt ihr mir da? Ist es möglich, daß man euch meinen Wünschen entreißt? O Himmel! was soll aus mir werden?« Indem er diese Worte aussprach, kamen ihm die Thränen in die Augen.

Sie begannen beide, sich über ihr Unglück zu beklagen, und erweichten einander. Aber während der Liebhaber nur mit seinem Kummer beschäftigt war, dachte die gute Geliebte zugleich daran, seinen Kummer zu lindern. »Mäßiget diesen lebhaften Schmerz,« sagte sie zu ihm, »ich verspreche euch, in meiner ersten Hochzeitnacht, bevor ich mich mit meinem Manne zu Bette lege, zu euch in eure Wohnung zu kommen.« Dieses Versprechen tröstete ein wenig den Liebhaber, welcher diese Nacht mit großer Ungeduld erwartete.

Unterdessen machten die Aeltern der Braut alle Anstalten zu der Hochzeit; und kurz, sie vermählten sie mit dem ihr bestimmten Manne.

Es war Nacht, und schon hatten sich die Neuvermählten in die Brautkammer zurückgezogen, und schickten sich an, sich zu Bette zu legen, als der Mann gewahrte, daß seine junge Frau bitterlich weinte. »Was habt ihr liebe Frau?« fragte er sie, »und was ist die Ursache eurer Thränen? Wenn ihr Widerwillen hattet, euch mir hinzugeben, warum habt ihr mir es nicht eher kund gethan? Ich würde euch nie zur Heirath gezwungen haben.«

Die Frau antwortete, daß sie keinen Widerwillen gegen ihn hätte. »Wenn das ist, liebe Frau,« fuhr er fort, »warum denn betrübt ihr euch so? saget es mir, ich beschwöre euch darum.« Kurz, er drang so stark in sie, daß sie ihm gestand, sie hätte einen Geliebten; jedoch wäre weniger die Liebe zu ihm der Gegenstand ihres Kummers und ihrer Thränen, als die Unmöglich-

keit, worin sie sich befände, ihr ihm gegebenes Wort zu halten.

Der Mann war ein gutmüthiger Mensch, und dabei von heiterer Laune; er bewunderte die Einfalt seiner Frau, und sagte zu ihr: »Liebe Frau, ich weiß euch eurer Freimüthigkeit wegen so großen Dank, daß ich, anstatt euch Vorwürfe zu machen, dieses unzeitige Versprechen gethan zu haben, euch vielmehr erlauben will, es zu erfüllen.« — »Wie Herr,« unterbrach sie ihn, sehr überrascht, »ihr könntet einwilligen, daß ich meinen Geliebten zu besuchen ginge?« »Ja, ich willige drein,« erwiederte der Mann, »unter der Bedingung, daß ihr vor Tage wieder hier seyd, und daß ihr mir gelobet, niemand wieder dergleichen Versprechen zu thun. Da ihr eurer Zusage so getreu seyd, so glaube ich darauf rechnen zu können. Sie schwur ihm, wenn er so gefällig gegen sie wäre, ihr diesen Ausgang zu verstatten, sie ihm immerdar getreu seyn würde, und es das letztemal seyn sollte, daß sie mit ihrem Liebhaber spräche.

Im Vertrauen auf diesen Schwur, ging der Mann selber hin und öffnete ihr leise die Thüre nach der Straße, damit niemand vom Hausgesinde das Abenteuer erführe; und die Frau trat hinaus, noch in ihren Hochzeitkleidern, bedeckt mit einer großen Menge von Perlen und Diamanten.

Kaum hatte sie zwanzig Schritte gethan, als sie einem Räuber begegnete, der, als er im Mondschein die Edelsteine erblickte, womit sie geschmückt war, ganz entzückt vor Freuden ausrief: »Ha, welch ein Glück! O Schicksal, wel-

chen Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Gelegenheit darbieteſt, auf einmal reich zu werden!«

Mit dieſen Worten nähert er ſich der Frau, hält ſie an, und ſchickt ſich an, ſie zu berauben. Aber indem er ihr ins Angeſicht blickte, erſchien ſie ihm auf einmal ſo ſchön, daß er ganz verdutzt davon ward. »Was ſehe ich?« ſagte er, »es iſt keine Täuſchung, die mich blendet; o Himmel! kann man auf einmal ſo viel Schönheit ſehen? Welche Schätze! welche Reize! Ich weiß nicht, womit ich anfangen ſoll. — Aber, ſchöne Frau,« fügte er hinzu, »darf ich meinen bezauberten Augen trauen? durch welchen Eigenſinn des Schickſals wandelt eine ſo reizende und ſo reich gekleidete Frau um dieſe Stunde allein auf der Straße?«

Die Frau erzählte ihm unbefangen den Zuſammenhang. Der Räuber hörte ihr mit Verwunderung zu. »Wie, ſchöne Frau,« ſagte er zu ihr: »euer Mann hat für euch dieſe Gefälligkeit, und um eure Thränen zu trocknen, hat er einem andern die köſtlichſte ſeiner Nächte abtreten wollen?« — »Ja, Herr,« antwortete ſie. »In Wahrheit, ſchöne Frau,« erwiederte der Räuber, »dieſer Zug iſt einzig. Ich bin davon bezaubert; und da ich auch liebe, ungewöhnliche Dinge zu thun, ſo will ich weder eure Juwelen, noch eure Ehre antaſten; ich laſſe euch euren Weg fortſetzen; ich will ein eben ſo außerordentlicher Räuber ſeyn, als euer Mann ein außerordentlicher Ehemann iſt: gehet und beſuchet euren glücklichen Geliebten. Aber ich will euch dahin führen und euer Geleit ſeyn: denn ihr könntet auf einen minder bedenklichen Räuber ſtoßen, als ich bin.«

Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand, und begleitete sie bis zu dem Hause des Geliebten; darauf sagte er ihr Lebewohl, und entfernte sich.

Sie klopft an die Thüre, man öffnet. Sie steigt hinauf in das Zimmer ihres Geliebten; er ist sehr erstaunt, sie zu sehen. »O mein Geliebter,« sagte sie zu ihm, »ich komme mein euch gegebenes Wort zu halten: heute bin ich verheirathet worden.«—»Und wie,« ruft der junge Mann aus, »wie habt ihr euch der glühenden Ungeduld eines Bräutigams entziehen können? Ihr müßtet, wie mich däucht, in diesem Augenblick in seinen Armen seyn.« Die Frau machte ihm hierauf ebenfalls einen offenherzigen Bericht von dem, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgegangen war.

Der Geliebte war darüber nicht minder verwundert, als es der Räuber gewesen war. »Ist es möglich, Herrinn,« sagte er zu ihr, »daß euer Ehemann euch erlaubt hat, ein Versprechen zu erfüllen, welches ihn entehrt, und das ihm ein Kleinod raubt, von welchem seine Einbildungskraft sich die reizendste Vorstellung machen mußte?«—»Ja, mein theurer Geliebter,« fuhr die Frau fort, »er willigt ein, daß ich euer Verlangen erfülle, um mein Wort zu lösen; aber ihr seyd nicht allein meinem Manne dieses Gut schuldig, das er euch überläßt, ihr verdankt es auch der Großmuth eines Räubers, dem ich auf dem Wege hieher begegnet bin.« Zugleich erzählte sie ihm den Zwiesprach, welchen sie mit dem Räuber gehabt hatte. Die Verwunderung des Ge-

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

— I —

Tausend und Eine Nacht.

Zweites Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Arabian nights.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer

Tunesischen Handschrift

ergänzt

und

vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zweites Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

892.78.
A65
tH12
1826
v.2

Ref. St.
Deutsche
5-22-50
70596

Funfzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht Dinarsade ihre Schwester Scheherasade aufgeweckt hatte, fuhr diese, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen fort:

»Herr, der Kadi erzählte den drei Prinzen, bevor er sein Urtheil aussprach, folgende Geschichte:

»Es war einmal ein junger Mann, der ein junges Mädchen leidenschaftlich liebte, und von ihr wieder geliebt wurde. Sie wünschten beide, daß eine glückliche Heirath sie vereinen möchte: aber die Aeltern des Mädchens hatten andere Absichten mit ihr; sie versprachen sie mit einem andern Manne, und waren eben bereit, sie ihm zu überliefern, als sie ihrem Geliebten begegnete.

Ihr wißt nicht, was vorgeht,« sagte sie weinend zu ihm; »meine Aeltern geben mich einem Manne, den ich niemals gesehen habe; ich muß auf die süße Hoffnung verzichten, die eurige zu werden: welche harte Nothwendigkeit!« — »Ach! meine Königinn,« rief der verzweifelte Liebhaber aus, »meine Sultaninn, was sagt ihr mir da? Ist es möglich, daß man euch meinen Wünschen entreißt? O Himmel! was soll aus mir werden?« Indem er diese Worte aussprach, kamen ihm die Thränen in die Augen.

Sie begannen beide, sich über ihr Unglück zu beklagen, und erweichten einander. Aber während der Liebhaber nur mit seinem Kummer beschäftigt war, dachte die gute Geliebte zugleich daran, seinen Kummer zu lindern. »Mäßiget diesen lebhaften Schmerz,« sagte sie zu ihm, »ich verspreche euch, in meiner ersten Hochzeitnacht, bevor ich mich mit meinem Manne zu Bette lege, zu euch in eure Wohnung zu kommen.« Dieses Versprechen tröstete ein wenig den Liebhaber, welcher diese Nacht mit großer Ungeduld erwartete.

Unterdessen machten die Aeltern der Braut alle Anstalten zu der Hochzeit; und kurz, sie vermählten sie mit dem ihr bestimmten Manne.

Es war Nacht, und schon hatten sich die Neuvermählten in die Brautkammer zurückgezogen, und schickten sich an, sich zu Bette zu legen, als der Mann gewahrte, daß seine junge Frau bitterlich weinte. »Was habt ihr liebe Frau?« fragte er sie, »und was ist die Ursache eurer Thränen? Wenn ihr Widerwillen hattet, euch mir hinzugeben, warum habt ihr mir es nicht eher kund gethan? Ich würde euch nie zur Heirath gezwungen haben.«

Die Frau antwortete, daß sie keinen Widerwillen gegen ihn hätte. »Wenn das ist, liebe Frau,« fuhr er fort, »warum denn betrübt ihr euch so? saget es mir, ich beschwöre euch darum.« Kurz, er drang so stark in sie, daß sie ihm gestand, sie hätte einen Geliebten; jedoch wäre weniger die Liebe zu ihm der Gegenstand ihres Kummers und ihrer Thränen, als die Unmöglich-

keit, worin sie sich befände, ihr ihm gegebenes Wort zu halten.

Der Mann war ein gutmüthiger Mensch, und dabei von heiterer Laune; er bewunderte die Einfalt seiner Frau, und sagte zu ihr: »Liebe Frau, ich weiß euch eurer Freimüthigkeit wegen so großen Dank, daß ich, anstatt euch Vorwürfe zu machen, dieses unzeitige Versprechen gethan zu haben, euch vielmehr erlauben will, es zu erfüllen.« — »Wie Herr,« unterbrach sie ihn, sehr überrascht, »ihr könntet einwilligen, daß ich meinen Geliebten zu besuchen ginge?« »Ja, ich willige drein,« erwiederte der Mann, »unter der Bedingung, daß ihr vor Tage wieder hier seyd, und daß ihr mir gelobet, niemand wieder dergleichen Versprechen zu thun. Da ihr eurer Zusage so getreu seyd, so glaube ich darauf rechnen zu können. Sie schwur ihm, wenn er so gefällig gegen sie wäre, ihr diesen Ausgang zu verstatten, sie ihm immerdar getreu seyn würde, und es das letztemal seyn sollte, daß sie mit ihrem Liebhaber spräche.

Im Vertrauen auf diesen Schwur, ging der Mann selber hin und öffnete ihr leise die Thüre nach der Straße, damit niemand vom Hausgesinde das Abenteuer erführe; und die Frau trat hinaus, noch in ihren Hochzeitkleidern, bedeckt mit einer großen Menge von Perlen und Diamanten.

Kaum hatte sie zwanzig Schritte gethan, als sie einem Räuber begegnete, der, als er im Mondschein die Edelsteine erblickte, womit sie geschmückt war, ganz entzückt vor Freuden ausrief: »Ha, welch ein Glück! O Schickfal, wel-

chen Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Gelegenheit darbietest, auf einmal reich zu werden!«

Mit diesen Worten nähert er sich der Frau, hält sie an, und schickt sich an, sie zu berauben. Aber indem er ihr ins Angesicht blickte, erschien sie ihm auf einmal so schön, daß er ganz verdutzt davon ward. »Was sehe ich?« sagte er, »es ist keine Täuschung, die mich blendet; o Himmel! kann man auf einmal so viel Schönheit sehen? Welche Schätze! welche Reize! Ich weiß nicht, womit ich anfangen soll. — Aber, schöne Frau,« fügte er hinzu, »darf ich meinen bezauberten Augen trauen? durch welchen Eigensinn des Schicksals wandelt eine so reizende und so reich gekleidete Frau um diese Stunde allein auf der Straße?«

Die Frau erzählte ihm unbefangen den Zusammenhang. Der Räuber hörte ihr mit Verwunderung zu. »Wie, schöne Frau,« sagte er zu ihr: »euer Mann hat für euch diese Gefälligkeit, und um eure Thränen zu trocknen, hat er einem andern die köstlichste seiner Nächte abtreten wollen?« — »Ja, Herr,« antwortete sie. »In Wahrheit, schöne Frau,« erwiederte der Räuber, »dieser Zug ist einzig. Ich bin davon bezaubert; und da ich auch liebe, ungewöhnliche Dinge zu thun, so will ich weder eure Juwelen, noch eure Ehre antasten; ich lasse euch euren Weg fortsetzen; ich will ein eben so außerordentlicher Räuber seyn, als euer Mann ein außerordentlicher Ehemann ist: gehet und besuchet euren glücklichen Geliebten. Aber ich will euch dahin führen und euer Geleit seyn: denn ihr könntet auf einen minder bedenklichen Räuber stoßen, als ich bin.«

Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand, und begleitete sie bis zu dem Hause des Geliebten; darauf sagte er ihr Lebewohl, und entfernte sich.

Sie klopft an die Thüre, man öffnet. Sie steigt hinauf in das Zimmer ihres Geliebten; er ist sehr erstaunt, sie zu sehen. »O mein Geliebter,« sagte sie zu ihm, »ich komme mein euch gegebenes Wort zu halten: heute bin ich verheirathet worden.«—»Und wie,« ruft der junge Mann aus, »wie habt ihr euch der glühenden Ungeduld eines Bräutigams entziehen können? Ihr müßtet, wie mich däucht, in diesem Augenblick in seinen Armen seyn.« Die Frau machte ihm hierauf ebenfalls einen offenherzigen Bericht von dem, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgegangen war.

Der Geliebte war darüber nicht minder verwundert, als es der Räuber gewesen war. »Ist es möglich, Herrinn,« sagte er zu ihr, »daß euer Ehemann euch erlaubt hat, ein Versprechen zu erfüllen, welches ihn entehrt, und das ihm ein Kleinod raubt, von welchem seine Einbildungskraft sich die reizendste Vorstellung machen müßte?«—»Ja, mein theurer Geliebter,« fuhr die Frau fort, »er willigt ein, daß ich euer Verlangen erfülle, um mein Wort zu lösen; aber ihr seyd nicht allein meinem Manne dieses Gut schuldig, das er euch überläßt, ihr verdankt es auch der Großmuth eines Räubers, dem ich auf dem Wege hieher begegnet bin.« Zugleich erzählte sie ihm den Zwiesprach, welchen sie mit dem Räuber gehabt hatte. Die Verwunderung des Ge-

liebten verdoppelte sich: »Darf ich glauben,« sagte er, »was ich höre? Ein Bräutigam hat die Güte, einen solchen Schritt gut zu heißen; ein Räuber ist großmüthig genug, nicht die schönste Gelegenheit benutzen zu wollen, welche der Zufall ihm jemals darbieten kann. Dies Abenteuer ist ohne Zweifel neu, und verdient aufgeschrieben zu werden: alle kommende Jahrhunderte werden es bewundern; aber, um die Bewunderung der Nachwelt noch zu vermehren, will ich hinter dem Räuber und dem Bräutigam nicht zurückbleiben; ich folge ihrem Beispiele. Also, schöne Frau, ich gebe euch euer Wort zurück, und erlaubet, wenn es euch gefällt, daß ich euch nach eurem Hause begleite.«

Indem er dieses sagte, gab er ihr die Hand, und führte sie bis an die Thüre ihres Mannes, wo sie von einander schieden. Die Frau trat hinein, und der Geliebte kehrte heim.

»Saget mir nun, meine Prinzen,« fuhr der Kadi von Kahiro fort, »wen von diesen dreien haltet ihr für den großmüthigsten, den Mann, den Räuber, oder den Geliebten.«

Der älteste Prinz sagte, derjenige, den er am meisten bewunderte, das wäre der Mann. Der zweite Prinz behauptete, der Liebhaber wäre der bewundernswürdigste. »Und ihr, gnädiger Herr,« fragte der Kadi den jüngsten Prinzen, der noch schwieg, »welcher Meinung seyd ihr?« — »Mir scheint,« antwortete dieser junge Prinz, »daß der Räuber der großmüthigste ist: ich begreife nicht, wie er den Reizen der Braut widerstehen, und vor allen, wie er sich enthalten

konnte, sie zu berauben. Die Diamanten, mit welchen sie geschmückt war, mußten seine Habgier mächtig reizen, und es ist zu bewundern, wie er es vermochte, einen so großen Sieg über sich davon zu tragen.« —

»Prinz,« erwiederte ihm der Kadi, indem er ihn scharf anblickte, »ihr bewundert zu sehr die Gewalt, welche der Räuber über sich hatte, als daß ich euch nicht im Verdacht haben sollte, die Edelsteine eures seligen Vaters genommen zu haben: ihr habt euch selber verrathen. Bekennet es, gnädiger Herr, und laßt euch nicht von einer falschen Schaam zurückhalten; seyd ihr schwach genug gewesen, einem Antriebe der Habgier nachzugeben, so könnt ihr jetzt eure Schwäche sühnen, indem ihr sie bekennet.« Der Prinz erröthete bei dieser Anrede, und bekannte die Wahrheit.

Die Sultanina von Persien erzählte diese Geschichte nicht ohne Wirkung; die boshaften Folgerungen, welche sie daraus zog, machten Sindbad schwankend; und sie bestimmte ihn vollends durch folgende Rede: »Herr, ihr seyd eurem letzten Tage viel näher, als ihr wähnet: euer Sohn, dieser boshafte Sohn, dessen Leben eure Wesyre durch ihre gefährliche Beredsamkeit euch verlängern lassen, wird euch vielleicht morgen schon den Dolch ins Herz stoßen. Wehe mir!« fügte sie hinzu, »was soll aus mir werden, wenn ihr umkommet? Aber was frage ich, was aus mir werden soll? Mein Leben kümmert mich wenig: ich fürchte nur den Tod meines Königs, meines Gatten, den ich einzig liebe.«

Indem sie dieses sagte, fing sie an zu weinen; und ihre Verstellung machte auf den Kaiser einen so lebhaften Eindruck, daß er ganz erweicht ausrief: »Trocknet eure Thränen, schöne Sultaninn; ich will meinem Sohne nicht länger verzeihen; er ist nur zu schuldig, weil er euch in Thränen versetzt. Wir wollen uns jetzo zur Ruhe legen; und seyd versichert, gleich morgen, sobald der weiße Widder den schwarzen bis in den äußersten Westen der Erde vertrieben hat [1]), werde ich unserm gemeinsamen Feinde das Haupt abschlagen lassen.«

Der Kaiser stand am folgenden Morgen wirklich mit dem Vorsatze auf, der Königinn Genugthuung zu gewähren; er setzte sich auf seinen Thron und befahl dem Scharfrichter, ihm den Prinzen vorzuführen.

Der neunte Wesyr ermangelte aber auch nicht hervor zu treten, und um Nurgehan's Leben zu bitten; der König aber legte ihm Stillschweigen auf, und sprach zornig zu ihm: »Wesyr, es ist vergeblich, daß du zu Gunsten meines Sohnes zu mir redest: sein Tod ist beschlossen.«

Darauf hob der Wesyr ein zusammengefaltetes Papier empor, überreichte es dem Kaiser, und sprach zu ihm: »Euer Majestät geruhe, sich wenigstens dieses Papier vorlesen zu lassen, und zu vernehmen, was es enthält: darnach möge sie thun, was ihr gut dünkt.«

Sindbad nahm selber das Blatt, entfaltete es, und las folgende Worte:

»O weiser und immerdar beglückter König! ich habe die Sterndeutung zum besonderen Ge-

genstande meiner Forschungen gemacht; ich habe dem Prinzen das Horoskop gestellt, und gefunden, daß er vierzig Tage lang in äußerster Gefahr schweben wird: hütet euch wohl, ihn tödten zu lassen, bevor diese verflossen sind.«

Alle Wesyre vereinigten ihre Bitten mit dieser Warnung: »O König,« sprachen sie, »um Gottes willen, wartet bis die vierzig Tage vorüber sind; es wird euch nicht gereuen, diese Geduld gehabt zu haben.«

»Ja, ohne Zweifel;« setzte der neunte Wesyr hinzu, »und wenn der König es mir erlauben will, so will ich ihm eine Geschichte erzählen, welche einige Aehnlichkeit mit der Geschichte Nurgehan's hat; und Seine Majestät wird eingestehen, daß die Geduld alle Unfälle besiegt.« — »Wohlan, Wesyr,« sagte der König, »so erzähle uns denn diese Geschichte.«

Darauf begann der neunte Wesyr folgendermaßen:

Sechzehnte Nacht.

Geschichte des Prinzen von Karisme und der Prinzessinn von Georgien.

Ein König von Karisme, welcher keine Kinder hatte, brachte unaufhörlich dem Himmel Gelübde und Opfer dar, um Erben zu erhalten. Der erhabene Gott nahm sein Opfer an, und schenkte ihm einen Sohn, schöner als der Tag. Er feierte dessen Geburt durch prächtige Feste; er ertheilte Einigen Statthaltereien, Andern Jahrgehalte; kurz, all seine Völker genossen seiner Freude.

Er vergaß auch nicht, alle Sterndeuter seines Reichs zu versammeln, und befahl ihnen, dem Prinzen das Horoskop zu stellen. Aber ihre Beobachtungen waren dem Könige nicht sehr angenehm; denn sie verkündigten ihm, daß sein Sohn bis zum Alter von dreißig Jahren von zahllosen Unfällen bedroht wäre, und daß Gott allein die Unfälle wüßte, welche ihm zustoßen sollten.

Diese Verkündigung verminderte sehr die Freude des Königs; er empfand einen lebhaften Schmerz darüber: gleichwohl, als wenn er gegen die Sterne ankämpfen wollte, ließ er seinen Sohn unter seinen Augen erziehen, und nahm alle erdenklichen Vorsichtsmaaßregeln, ihn vor jedem Zufall zu bewahren; und es gelang ihm mehrere Jahre hindurch.

Der Prinz war schon funfzehn Jahr alt, ohne daß noch ein böses Abenteuer sein Horoskop bestätigt hatte: dennoch, da man vergebens seiner Bestimmung widerstrebt, geschah es eines Tages, indem er am Ufer des Meeres ritt, daß ihm die Luft ankam, auf dem Wasser zu fahren. Er ließ eine Barke bereiten, und bestieg sie mit vierzig Personen seines Gefolges. Kaum waren sie in offener See, als ein Europäischer Seeräuber heran kam und sie angriff; sie thaten einigen Widerstand: aber der Korsar war der stärkere, er bemächtigte sich der Barke, und führte sie Alle nach der Insel der Samsaren, wo er sie verkaufte.

Die Samsaren waren scheußliche Menschenfresser, und hatten Menschenleib mit Hundköpfen. Sie versperrten den Prinzen von Karisme und seine Leute in einem Hause, wo sie dieselben mit Rosinen und Mandeln fütterten. Täglich führten sie einen von ihnen in die Küche ihres Königs, wo sie ihn schlachteten, und Ragouts von ihm machten, welche Seine Samsardische Majestät höchst vortrefflich fand.

Als die vierzig Mann des Gefolges gefressen waren, erwartete der Prinz von Karisme, wel-

chen man, als den leckersten Bissen, bis zuletzt aufgespart hatte, dasselbe Schicksal. In dieser grausamen Erwartung sprach er bei sich selber: »Ich weiß wohl, daß ich dem Tode nicht entgehen kann; aber warum soll ich mich feige abschlachten lassen? ist es nicht besser, mein Leben theuer zu verkaufen? Ja, ich will mich wehren, meine Verzweiflung soll wenigstens einigen dieser nach Menschenblut gierigen Ungeheuer verderblich werden.«

Er hatte diesen Entschluß gefaßt, als er die Samsaren eintreten sah. Er ließ sich ohne Widerstand in die Küche des Königs führen; aber sobald er dort war, und auf dem Tische ein großes Messer erblickte, womit man ihm die Kehle abschneiden wollte, raffte er all seine Kraft zusammen, zerriß die Bande, welche seine Hände gefesselt hielten, ergriff ungestüm das Messer, und schlug damit die Samsaren, welche ihn hergebracht hatten; er tödtete einen nach dem andern: dann warf er sie vor die Küchenthüre hinaus, und alle, die es wagten ihm zu nahen, fielen unter seinen Streichen. Der ganze Palast war alsbald in Aufruhr, und hallte wieder von Geschrei und Geheule.

Als der König die Ursache davon vernahm, war er erstaunt, daß ein einziger Mensch so vielen Leuten widerstehen konnte; er ging selber zu ihm hin, und sprach zu ihm: »O Jüngling, ich bewundere deinen Muth, und schenke dir das Leben; kämpfe nicht mehr gegen meine Unterthanen, deren Menge dich zuletzt überwältigen würde. Sage mir, wer ist dein Vater?« —

»Herr,« antwortete der Prinz, »ich bin der Sohn des Königs von Karisme.« — »Die tapferen Thaten, welche du eben begangen hast,« antwortete der König, »beweisen hinlänglich deinen edlen Ursprung; fürchte nichts mehr, mein Hof soll fortan nur ein Aufenthalt des Vergnügens für dich seyn; du sollst der glücklichste der Menschen werden, weil ich dich zu meinem Schwiegersohn erwähle: ich will, daß du auf der Stelle meine Tochter heirathest; es ist eine liebenswürdige Prinzessinn. Alle Prinzen an meinem Hofe sind sterblich verliebt in sie; aber ich halte dich für den ihrer würdigsten.« — »Herr,« erwiederte der Prinz, wenig erbaut von diesem Antrage, »Euer Majestät thut mir zu viel Ehre an: mich dünkt, ein Samsarischer Prinz würde der Prinzessinn anständiger seyn, als ich.« — »Nein, nein,« sagte der König mit Ungestüm, »ich verlange, daß du sie heirathest, ich wünsche es: widersetze dich nicht länger meinem Willen, sonst könnte es dich gereuen.«

Scheherasade bemerkte den Tag, und brach hier ihre Erzählung ab.

Siebzehnte Nacht.

In der folgenden Nacht verlangte der Sultan den Verfolg der Abenteuer des Prinzen von Karisme zu hören, und die Sultaninn fuhr folgendermaßen fort:

»Der Prinz von Karisme sah wohl ein, wenn er diese Verbindung nicht annähme, so würde der König der Samsaren, durch seine Weigerung

gereizt, nicht ermangeln, ihn tödten zu lassen, und willigte endlich in diese Heirath. Er vermählte sich also mit der Prinzessinn. Sie hatte den schönsten Hundskopf auf der ganzen Insel: gleichwohl konnte er sich nicht daran gewöhnen, und er hatte einen vollkommenen Abscheu vor ihr; je mehr Liebkosungen sie ihm machte, je abschreckender fand er sie.

Dieser Widerwille hätte für den Prinzen verdrießliche Folgen haben können; aber der Engel des Todes kam ihnen zuvor, und nahte sich dem Bette der Prinzessinn, welche wenige Tage nach ihrer Verheirathung starb.

Der Prinz freute sich in sich selber, sich von einer so abscheulichen Frau befreiet zu sehen, als er vernahm, daß es Brauch war auf dieser Insel, so wie auf der von Serendib [2]), den Witwer mit seiner verstorbenen Frau lebendig zu begraben, wie die Witwe mit dem verstorbenen Manne. Man sagte ihm, daß die Könige ebenfalls diesem schrecklichen Gesetz unterworfen wären; daß die Samsaren daran so gewöhnt wären, daß sie ohne Kummer den Tag ihres Begräbnisses herannahen sähen; daß dieser Tag sogar ihnen vielmehr ein Tag der Freude denn ein Tag der Traurigkeit schiene, indem die einer solchen Beerdigung beiwohnenden Männer und Frauen dabei tanzten und Lieder sängen, die mehr geeignet wären Freude als Trauer zu erregen.

Diese Nachricht verursachte dem Prinzen von Karisme einen unaussprechlichen Schmerz: gleichwohl mußte er der Nothwendigkeit weichen. Man setzte ihn, wie seine Frau, auf eine offene Bahre,

mit einem Brot und einem Kruge Wasser, und trug sie beide an den Ort des Begräbnisses.

Dieses war eine tiefe und weite unterirdische Höhle, welche man eigens dafür auf dem Felde ausgegraben hatte. Zuvörderst ließ man die Prinzessinn mit einem Seile hinab. Hierauf theilten alle Personen des Leichengefolges sich in zwei Reihen, zu tanzen und zu singen. Die Jünglinge mit ihren Geliebten stellten sich auf die eine Seite, und auf die andere die Neuvermählten. Die ersten faßten sich bei der Hand, tanzten im Reigen, während in ihrer Mitte einer der Jünglinge Persische Verse sang.

Nach diesen Tänzen und Gesängen, welche dem Prinzen von Karisme kein sonderliches Vergnügen machten, ließ man ihn ebenso wie seine Frau, in die Höhle hinab, deren Oeffnung man sogleich mit einem schweren Steine verschloß.

Als er sich in diesem entsetzlichen Abgrunde sah, rief er aus: »O mein Gott! in welchen Zustand lässest du mich versinken. Ist dies das Loos, das du für einen Prinzen aufbehalten hast, der immerdar getreulich die Vorschriften des Korans befolgt hat? Hast du mich nur den Bitten meines Vaters gewährt, um mich dem grausamsten Tode zu weihen?« Indem er also sprach, fing er bitterlich an zu weinen.

Obwohl ohne Hoffnung, aus diesem verhängnißvollen Orte zu entkommen, unterließ er jedoch nicht, sobald er sich auf dem Boden fühlte, aus dem Sarge aufzustehen, und tappend längs einer Mauer hin zu gehen, die ihm aufstieß.

Er hatte noch nicht hundert Schritte gemacht,

als seine Augen plötzlich durch den Glanz eines Lichtes getroffen wurden, welches er vor sich erblickte; er beschleunigte sogleich seine Schritte, und kam bald dem Lichte so nahe, daß er bemerkte, daß es eine Frau war, die eine Wachskerze in der Hand hielt.

Er näherte sich ihr noch mehr; aber die Frau, sobald sie den Schall seiner Tritte hörte, blies das Licht aus. »O Himmel!« sagte darauf der Prinz, »sollte ich mich getäuscht haben? Habe ich nicht wirklich ein Licht gesehen? sollte es nur ein Gespenst meines verwirrten Geistes gewesen seyn? Ohne Zweifel, es ist eine Täuschung. Ach, unglückseliger Prinz! Gib für immer die Hoffnung auf, die Sonne wiederzusehen. Da bist du nun in die ewige Nacht hinabgestiegen, noch vor dem von der Natur gesetzten Ziele. O König von Karisme! Unglücklicher Urheber meines Daseyns, gib die Hoffnung meiner Heimkehr auf. Ach! dein Sohn wird nicht die Stütze und der Trost deines Alters seyn: er muß hier auf die qualvollste Weise umkommen!«

Als er diese letzten Worte aussprach, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte: »Tröstet euch Prinz; da ihr der Sohn des Königs von Karisme seyd, so sollt ihr hier nicht eure Tage beschließen: ich will euch retten, unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor versprechet, mich zu heirathen.« — »Herrinn,« antwortete der Prinz, »es ist ohne Zweifel eine harte Bestimmung, mit funfzehn Jahren lebendig begraben zu seyn: aber ich will lieber alle Härte desselben erdulden, als euch dieses Versprechen thun, wenn ihr meiner

verstorbenen Frau ähnlich seyd. Habt ihr, wie sie, einen Hundskopf, so ist es mir unmöglich, euch zu lieben.« — »Ich bin keine Samsarinn,« erwiederte die Frau; »übrigens bin ich nur vierzehn Jahr alt, und ich glaube nicht, daß mein Gesicht euch Furcht machen wird.«

Indem sie dieses sagte, zündete sie die Wachskerze wieder an, und ließ den Augen des Prinzen ein Gesicht entgegen leuchten, dessen Schönheit ihn erstaunte.

»Welche Reize!« rief er mit Entzücken aus, »nichts ist mit dem zu vergleichen, was ich erblicke. Aber ums Himmels willen, schönes Fräulein, saget mir, wer ihr seyd; ihr müßt eine Fee seyn, weil ihr mir gesagt habt, daß ihr mich aus diesem Abgrunde ziehen könnet.« —

»Nein, Herr,« sagte das Fräulein, »ich bin keine Fee, ich bin die Tochter des Königs von Georgien, und man nennt mich Dilaram [3]). Ich will euch meine Geschichte ein andermal erzählen; gegenwärtig begnüge ich mich, euch zu sagen, daß ich durch einen Sturm an diese unselige Insel verschlagen, und genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen, einen Samsarischen Herrn zu heirathen: er starb gestern, nach einer langen Krankheit; man begrub auch mich, nach dem Landesbrauche, mit einem Brot, und einem Kruge Wasser; aber vor meiner Beerdigung verbarg ich unter meinem Rock einen Tschakmak [4]), sammt Zunder und Wachskerze. Sobald ich in diese Gruft hinabgekommen war, und bemerkte, daß man die Oeffnung derselben verschlossen hatte, stieg ich aus meinem Sarge, und

zündete die Kerze an: ich empfand nicht ganz das Grauen, welches mich an diesem schreckensvollen Orte hätte ergreifen müssen; der Himmel, welcher meine Erhaltung wollte, flößte mir ein Vertrauen ein, dem sich mein Herz, ohne zu wissen warum, hingab. Ich verfolgte einen ziemlich schmalen Weg, der sich vor mir zeigte, sowohl um mich von den tausend entsetzlichen Gegenständen, die mein Auge beleidigten, zu entfernen, als um zu sehen, ob ich nicht irgend einen Ausgang finden könnte. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ich etwas Weißes erblickte: es war ein großer Marmorstein, der sich meinen Augen darstellte. Ich näherte mich ihm, und gerieth in das äußerste Erstaunen, als ich eine Inschrift bemerkte, in welcher auch mein Name vorkam. Kommet, Prinz,« fuhr Dilaram fort, »kommet und leset diese Inschrift; sie wird euch nicht weniger Ueberraschung verursachen, als mir.«

Indem sie dieses sprach, gab sie die Kerze dem Prinzen, welcher sich dem Steine näherte, und auf demselben folgende Worte las:

»Wenn der Prinz von Karisme und die Prinzessinn von Georgien hier zusammenkommen, mögen sie diesen Stein aufheben und die Treppe darunter hinabsteigen.«

»Aber wie,« sagte der Prinz, »können wir diesen schweren Stein emporheben? es würden mehr denn hundert Mann erfordert, um das zu bewerkstelligen.« — »Herr,« sagte die Prinzessinn, »wir wollen doch immer unsere Kräfte versuchen;

irgend ein Weiser ist bei unsern Angelegenheiten im Spiele, und ich habe eine Vorahnung, daß wir uns von hier aus befreien werden.«

Der Prinz gab die Kerze wieder an Dilaram, und schickte sich an, den Stein zu lüften; aber er hatte nicht nöthig, all seine Kraft anzustrengen, denn sobald er ihn nur berührte, hob er sich von selber weg, und darunter erschien eine Treppe.

Beide stiegen sogleich hinab in eine andere Gruft, von wo sie in einen langen Gang traten, der sie bis in eine am Fuß eines Berges ausgehauene Höhle führte: durch diese traten sie wieder ans Licht, und befanden sich am Ufer eines Flusses.

Als gute Moslemim [5]), wie sie waren, warfen sie sich nieder und beteten; und nachdem sie Gott den schuldigen Dank gesagt, erblickten sie am Ufer des Flusses eine kleine Barke, welche sie zuvor nicht bemerkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß es ein neues Wunder wäre, welches die göttliche Güte für sie gewirkt hätte. Das verdoppelte ihre Freude über das Wiedersehen des Tages; und obschon die Barke ohne Ruder und Matrosen war, so traten sie dennoch mit Vertrauen hinein. »Diese Barke,« sagte der Prinz, »wird ohne Zweifel von unserm Schutzengel gesteuert, welcher dafür sorgen wird, uns an irgend einen bewohnten Ort zu führen. Folgen wir dem Laufe des Stromes, und fürchten wir nichts.«

Sie überließen sich der Strömung, deren Schnelligkeit im Fortgange immer zunahm; denn

der Fluß verengte sich allmählich immer mehr, um zwischen zwei Bergen durchzudringen, deren Gipfel sich vereinigten, und ein unermeßliches Gewölbe bildeten, worin es so dunkel war, daß man weder Himmel noch Erde sah. Die Barke wurde in dieses Gewölbe so gewaltig hinein gezogen, daß der Prinz und die Prinzessinn sich schon verloren glaubten. Sie fingen an zu fürchten, daß der Himmel nicht so viel Sorge für ihr Leben trüge, als sie sich eingebildet hatten. In der That, bald wurden sie hoch bis an das Gewölbe empor gehoben, und bald schienen sie in den Abgrund hinab zu fahren. Sie sparten bei dieser Gelegenheit keine Gebete, und sie wurden erhört. Die Barke trat endlich aus dem Gewölbe hervor, und der Strom schob sie ans Ufer.

Sie stiegen sogleich ans Land; und wieder Muth fassend, schauten sie nach allen Seiten in den Gefilden umher, ob sie nicht irgend ein Haus entdeckten, wo sie um Erfrischungen bitten könnten. Sie erblickten auf dem Abhange eines Berges einen hohen Dom, welcher dem ähnlich war, den man Kubbay Chiramant [6]) nennt. Sie richteten ihre Schritte nach demselben, und als sie sich ihm genähert hatten, sahen sie, daß er sich in der Mitte eines prächtigen Palastes befand, auf dessen Thüre mehrere hieroglyphisch-kabalistische Figuren standen, mit dieser Arabischen Inschrift:

»O du, der du in diesen reichen Palast einzutreten wünschest, vernimm, daß du nicht hineinkommst, wenn du

nicht vor der Thür ein achtfüßiges Thier opferst.«

»Da bin ich in meiner Erwartung betrogen,« sagte die Prinzessinn Dilaram: »ich glaubte schon, daß ich das Vergnügen haben würde, das Innere dieses Palastes zu schauen.« — »Prinzessinn,« sagte der Prinz, »ich war von derselben Neugier getrieben; aber es ist unmöglich, sie zu befriedigen; wir würden vergebliche Anstrengungen machen, um die Thür zu öffnen. Diese Figuren, welche wir darauf sehen, bilden einen Talisman, der es verhindert.« — »Wohlan denn,« sagte die Prinzessinn von Georgien; »setzen wir uns auf diesen Rasen nieder, um uns einen Augenblick auszuruhen, und zu überlegen, was wir nun thun sollen.« — »Meine Prinzessinn,« erwiederte der Prinz von Karisme, »erzählet mir lieber eure Geschichte; ich bin höchst ungeduldig, sie zu vernehmen.«

»Ich will sie euch mit wenigen Worten erzählen, Herr,« antwortete Dilaram. »Der König von Georgien, mein Vater, ließ mich in seinem Palaste mit aller Sorgfalt erziehen, deren nur ein Vater fähig ist, der seine Kinder zärtlich liebt. Ein junger Prinz unsers Hauses, welcher die Freiheit hatte, mich manchmal zu sehen, hegte für mich Empfindungen, die seiner Ruhe gefährlich waren. Er liebte mich, und ich fing an, seine Liebe zu erwiedern, als der Groß-Wesyr eines benachbarten Königs an dem Hofe von Georgien ankam, und für seinen Herrn um meine Hand warb. Mein Vater, dem diese Verbindung vortheilhaft schien, willigte ohne Beden-

ken ein, und ich mußte mich zur Abreise mit dem Wesyr anschicken. Der junge Prinz, der mich liebte, war so betrübt über meine Abreise, daß er vor Schmerz starb, indem er mir Lebewohl sagte. Ich beweinte seinen Tod auf eine Weise, die alle Welt überzeugen mußte, daß ich ihn bei seinem Leben nicht gehaßt hatte; gleichwohl, da man wußte, daß ich meinen Vater zärtlich liebte, täuschte man sich über die Quelle meiner Thränen, und wähnte mich zärtlicher, als ich war. Indessen reiste ich mit dem Wesyr ab. Wir schifften uns in ein kleines Fahrzeug ein, um über einen Arm des Meeres zu setzen, das wir durchschiffen mußten; da erhob sich plötzlich ein so wüthender Sturm, daß unsere Matrosen nicht mehr wußten, was sie thun sollten, und das Schiff den Winden und Wellen preisgaben, welche uns an die Insel der Samsaren warfen.

Diese Ungeheuer liefen, auf das Gerücht von unserer Ankunft, sogleich an den Strand, und bemächtigten sich der ganzen Schiffsmannschaft. Das Folgende kann ich nicht ohne Grauen erzählen: sie fraßen den Wesyr sammt allen Personen unsers Gefolges. Was mich betrifft, so gefiel ich einem alten Samsarischen Herrn, welcher mir sagte, wenn ich ihn heirathen wollte, so würde ich dasselbe Schicksal vermeiden, dem ich sonst nicht entgehen könnte. Ich bekenne euch aufrichtig, ich hatte eine solche Furcht, gefressen zu werden, daß ich mich lieber entschloß, seine Frau zu werden, obgleich sein Hundskopf mich jedesmal grauen machte, wenn ich ihn ansah. Zwei Tage nach unserer Hochzeit ward er krank.

Lange hat seine Krankheit gedauert, bis endlich gestern ihn der Tod ....«

Der Prinz von Karisme unterbrach bei dieser Stelle ungestüm die Prinzessinn, weil er eine Tarantel auf sie zulaufen sah. »Nehmt euch in Acht, Herrinn,« rief er aus, »ich sehe eine Tarantel auf euerm Kleide.« Auf diese Warnung stieß Dilaram, welche wußte, wie gefährlich die Taranteln sind, einen durchdringenden Schrei aus. Sie sprang schleunig auf, und schüttelte ihr Kleid: die Tarantel fiel herab, und der Prinz trat mit dem Fuße darauf, und zerquetschte sie.

Kaum hatte er sie getödtet, als sie ein starkes Geräusch vom Palaste her hörten, dessen Pforte sich plötzlich von selber öffnete. Betroffen über diese Erscheinung sahen sie einander mit äußerster Verwunderung an. Sie schlossen aber daraus, daß die Tarantel acht Füße haben müßte, und daß sie das Thier wäre, dessen Opferung die Inschrift verlangte.

Erfreut über dieses Abenteuer, standen sie auf und gingen nach dem Schlosse. Sie traten zuvörderst in einen großen Garten, wo Bäume von allen Arten aus allen Welttheilen versammelt schienen. Die Zweige dieser Bäume schienen mit reifen Früchten beladen; aber als der Prinz, von Hunger getrieben, sich nahte, um welche abzubrechen, bemerkte er, daß sie von Gold waren. Mitten im Garten rieselte ein Bächlein, dessen reines und klares Wasser auf dem Grunde zahllose Edelsteine sehen ließ.

Nachdem sie den Garten mit aller ihm gebührenden Aufmerksamkeit betrachtet hatten, gingen

sie auf den Dom zu, welcher schon beim Aussteigen aus der Barke ihre Blicke auf sich gezogen hatte. Er bestand ganz aus Bergkristall; sie gingen durch denselben, und fürder durch mehrere überall von Gold, Diamanten und Rubinen strahlende Zimmer, ohne jemand zu begegnen. Endlich kamen sie an eine silberne Thür, welche sie öffneten. Sie traten in ein prachtvolles Gemach, und fanden darin auf einem Sofa einen Greis mit einer Krone von Smaragden auf dem Haupte. Sein weißer Bart hing bis auf die Erde hinab, bestand aber nur aus sechs langen, von einander abstehenden Haaren; ebenso bestand sein Schnauzbart aus drei Haaren auf jeder Seite, welche unter dem Kinne sich mit dem übrigen Barte vereinigten; überdieß waren die Nägel seiner Finger wenigstens eine Elle lang.

Diese ehrwürdige Gestalt wandte die Augen auf den Prinzen und die Prinzessinn, und sagte zu ihnen: »Ihr jungen Leute, wer seyd ihr?« — »Herr,« antwortete der Prinz, »ich bin der Sohn des Königs von Karisme, und diese schöne Prinzessinn ist die Tochter des Königs von Georgien. Wir wollen euch unsere Abenteuer erzählen, wenn es euch gefällt. Ich bin überzeugt, ihr werdet Mitleid mit uns haben, und ich schmeichle mir, ihr werdet großmüthig genug seyn, uns eine Zuflucht zu gewähren.

»Ja, Prinz,« erwiederte der Greis, »ich gebe sie euch; seyd mir eins wie das andere willkommen. Da ihr Königskinder seyd, und glücklich genug gewesen, den Eingang in diesen Palast zu

finden, so kommt es nur auf euch an, meine Annehmlichkeiten zu theilen. Bleibet hier bei mir, ihr werdet einer ewigen Glückseligkeit genießen. Der Tod, welcher alle andere Menschen seine Macht fühlen läßt, wird euch meiden.

Ich war einst König von China. Die Länge meiner Nägel verkündigt euch mein hohes Alter. Eine Umwälzung, die in meinen Staaten vorging, nöthigte mich, sie zu verlassen. Ich begab mich in diese Wüste, ich ließ hier einen Palast erbauen, durch mehrere Geister, denen ich als Kabalist zu gebieten habe. Es sind schon tausend Jahre, daß ich hier bin, und ich habe den Vorsatz, ewig zu leben; denn ich besitze das Geheimniß des Steins der Weisen, und folglich bin ich unsterblich. Ich will euch dieses wunderbare Geheimniß mittheilen, wenn ihr einige Jahrzehende bei mir zugebracht habt. — »Meine Rede erstaunt euch,« fügte er hinzu; »aber was ich euch sage, ist allerdings wahr. Ein Mensch, der den Stein der Weisen zu bereiten versteht, kann nicht des natürlichen Todes sterben. Er kann, ich gestehe es, ermordet werden; sein Geheimniß vermag ihn nicht vor einem gewaltsamen Tode zu schützen: aber um die Gelegenheit dazu zu vermeiden, darf er sich nur in eine unterirdische Wohnung zurückziehen, oder sich in einer Wüste einen solchen Palast bauen lassen, wie dieser ist. Hier bin ich in Sicherheit: Tollkühnheit und Nachstellung vermögen nichts gegen mich auszurichten. Der Talisman, welchen ihr auf der Thüre bemerkt habt, ist auf eine solche Weise zusammengesetzt, daß weder Räuber noch Böswichte

hereintreten können, und wenn sie auch tausend achtfüßige Thiere opferten. Wer ein solches Thier tödtet, muß ein tugendhafter Mensch seyn, sonst öffnet sich die Thür ihm nicht.«

Nachdem der alte König von China seine Rede geendigt hatte, erbot er dem Prinzen und der Prinzessinn seine Freundschaft, und beide entschlossen sich, bei ihm in dem Palaste zu bleiben.

Er fragte sie darauf, ob sie nicht Erfrischungen bedürften, und als sie ihm dies bejaheten, zeigte er ihnen mit dem Finger zwei Springbrunnen, welche sich in goldene Becken ergossen. Der eine bestand aus köstlichem Wein, und der andere aus unvergleichlicher Milch, welche im Niederfallen gerinnend, zu einer Art von köstlichem Gallert ward. Der alte König rief drei Geister, und befahl ihnen, aufzutragen. Sie deckten sogleich einen Tisch für drei Personen, und besetzten ihn mit drei Schüsseln der geronnenen Milch. Der Prinz von Karisme und die Prinzessinn von Georgien aßen davon mit großer Lust; und von Zeit zu Zeit reichten ihnen die Geister auch von dem Weine in Schalen von Kristall. Der alte König aber, der sich, wegen der übergroßen Länge seiner Nägel, seiner Hände nicht bedienen konnte, that nichts weiter, als den Mund zu öffnen, und einer der Geister gab ihm zu essen und zu trinken, wie einem Kinde.

Gegen das Ende der Malzeit bat dieser gute alte König seine Gäste, ihm ihre Geschichte zu erzählen; was sie auch, sowohl aus Zuneigung, als dem Recht der Gastfreundschaft zu Ehren, gern thaten.

Nachdem sie die Erzählung ihrer Abenteuer vollendet hatten, nahm er das Wort, und sagte zu ihnen: »Tröstet euch beide über eure vergangenen Unglücksfälle. Ihr seyd jung und liebenswürdig, und könnt euch hier, durch das Gelübde gegenseitiger Treue, das angenehmste Leben bereiten.«

Der Prinz und die Prinzessinn, welche sich schon ewige Liebe geschworen hatten, erneuten ihren Eid, und vermählten sich vor Seiner Chinesischen Majestät, welche sie zum Zeugen ihres Bundes nahmen.

Gern hätten diese zärtlichen Gatten jeden Augenblick der Liebe geweihet; aber aus Gefälligkeit für den alten König, opferten sie einen Theil des Tages, ihn zu unterhalten, oder vielmehr, alle die Geschichten seiner Zeit anzuhören, welche er nicht müde ward, ihnen zu erzählen.

Unterdessen ward die Prinzessinn schwanger, und gebar zwei kleine Prinzen, schön von Angesicht wie der Mond. Sie nährte sie selber mit ihrer Milch, und als sie fähig waren, Unterricht anzunehmen, lehrte sie einer der Geister tausend wundersame Sachen.

Schon waren sie zehn Jahre alt, als die Prinzessinn, ihre Mutter, zu dem Prinzen, ihrem Gemahle, sprach: »Mein theurer Herr, ich muß dir bekennen, daß ich anfange in diesem Palaste mich zu langweilen. Umsonst bietet er meinen Augen tausend wunderbare Gegenstände dar. Der Zwang für immer darin zu bleiben, beraubt ihn für mich aller Reize. Mag der König von China uns immerhin versichern, daß wir niemals ster-

den werden, diese Versicherung rührt mich wenig. Sein Geheimniß schützt nicht vor dem Alter, und es ist vielmehr ein Unglück, denn ein Glück, vom Alter beschweret zu leben. Uebrigens möchte ich auch gern meinen Vater wiedersehen, wenn der Schmerz über meinen Verlust ihm nicht das Leben geraubt hat.«

»Meine Königinn,« antwortete der Prinz, »bei dieser Unsterblichkeit, welche man uns verheißen hat, habe ich kein anderes Vergnügen im Sinne, als das, dich ewig lieben zu können. Der Himmel ist mein Zeuge, daß auch ich das größte Verlangen trage, den König, meinen Vater, wiederzusehen, dessen Andenken mir oft Thränen entlockt: aber welchen Weg sollen wir einschlagen, um nach Georgien zu gelangen.« — »Herr,« erwiederte die Prinzessinn, »unsere Barke steht noch auf dem Strande, an welchen die Fluten sie geworfen haben: laß uns ihr zum zweitenmale unser Schicksal anvertrauen, und folgen wir dem Strome; er bringt uns vielleicht an irgend einen Ort, wo wir eine Gelegenheit finden, an den Hof meines Vaters oder in die Staaten des deinen zu gelangen.«

»Ich willige ein, meine Herrinn,« erwiederte der Prinz, »nur dir zu gefallen ist all mein Bestreben. Wir wollen diesen Palast verlassen, weil du dich darin langweilest, und mit den Prinzen, unsern Söhnen, die Barke besteigen. Aber, ach! welche Betrübniß wird unsere Abreise dem Könige von China verursachen! Er liebt uns, wie seine Kinder; er glaubt, daß wir ihn nie ver-

lassen werden: er wird untröstlich seyn, wenn wir von ihm scheiden.«

»Laß uns hingehen und mit ihm reden,« sagte die Prinzessinn; »wir wollen uns verstellen, und um seine Verzweiflung abzuwenden, ihn glauben machen, daß wir nicht für immer von ihm scheiden wollen.«

Nach dieser Unterhaltung begaben sie sich zu dem alten Könige; sie stellten ihm vor, daß sie eine so heftige Sehnsucht hätten, ihre Aeltern wiederzusehen, daß sie ihr nicht widerstehen könnten; sie baten ihn, in ihre Heimkehr in ihr Vaterland zu willigen, und versicherten ihn, daß sie binnen einiger Jahre wieder zu ihm kommen würden.

Auf diese Rede fing der König an zu weinen: »O meine Kinder!« rief er aus, »so soll ich euch denn verlieren! Ach! ich werde euch nimmer wiedersehen.« — »Herr,« sagte der Prinz, »laßt uns den Antrieben des Blutes folgen: wenn wir ihnen genuggethan haben, so werden wir in diese Einsamkeit zurückkehren, um mit euch die Süßigkeiten der Unsterblichkeit zu genießen.«

Die Prinzessinn wiederholte ihm dasselbe; aber sie mochten ihn immerhin ihrer Wiederkehr versichern, da er die Wissenschaft Mekaschefa besaß, so las er im Grunde ihres Herzens, und wußte wohl, daß sie nicht gesonnen waren, ihm ihr Wort zu halten. Der Schmerz, diese von ihm so überaus zärtlich geliebten Personen zu verlieren, machte ihm das Leben unerträglich. Er rief den Engel des Todes, welchen er seit so vielen Menschenaltern durch die Geheimnisse seiner Kunst

von sich entfernt hielt; er gab die Sorgfalt auf, an welche er sich gewöhnt hatte, um seine Tage zu verlängern, und ließ sich sterben.

Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, als seine Geister ihn entrückten. Der Palast verschwand darauf auch plötzlich, und der Prinz mit seiner Gattinn und seinen Kindern befanden sich mitten auf dem Felde. Sie konnten sich nicht enthalten zu weinen, wenn sie bedachten, daß sie die Ursache des Todes des alten Königs wären; aber ihr Schmerz wich bald den lockenden Vorstellungen, welche die Hoffnung, ihre Aeltern wiederzusehen, ihnen eingab, und sie beschäftigten sich jetzt nur mit ihrer Abreise.

Sie brachten einige Früchte, welche trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens, die gütige Natur eigens für sie in dieser Wüste hervorgebracht zu haben schien. Sie trugen dieselben in ihre Barke, welche an einen Pfahl gebunden, und noch in demselben Stande war, in welchem sie sie verlassen hatten. Sie banden sie los, stiegen alle viere hinein, und überließen sich dem Laufe des Stromes, welcher einer Viertelmeile von dort sich in das Meer ergoß.

Ein Seeräuber, welcher vor der Mündung dieses Stromes kreuzte, entdeckte die Barke, nahte sich ihr, und rief dem Prinzen zu, sich zu ergeben, wenn er dem Tode entgehen wollte. Der Prinz war ohne Waffen, was konnte er da gegen eine so große Zahl Bewaffneter ausrichten? Anstatt sich unnütz zu vertheidigen, übergab er sich den Händen des Seeräubers, indem er ihn bei allem, was heilig ist, beschwur, seiner

Gattinn nicht die Ehre und seinen Kindern nicht das Leben zu rauben.

Der Räuber, nachdem er sie an Bord genommen hatte, segelte nach einer Insel, wo er den Prinzen von Karisme aussetzen ließ. Darauf suchte er wieder das Weite, und nahm die Prinzessinn und ihre beiden Söhne mit sich.

Es ist unmöglich, den Jammer des Prinzen und seiner Dilaram zu schildern, als sie sich also getrennt sahen. So lange der Prinz das Schiff noch sehen konnte, hörte er nicht auf, dem Räuber nachzurufen. »Ha, Böswicht!« schrie er ihm zu, »wähne nicht, daß Gott deine Schandthat unbestraft lassen wird. In welchen Winkel der Erde du dich auch verbergen magst, du wirst nicht der Strafe entgehen, welche seine Gerechtigkeit dir bereitet.« Darauf sich gen Himmel richtend, fuhr er fort: »O du gerechter Himmel! der du mich bisher immer beschützt, hast du mich jetzo verlassen? Hast du es zulassen können, daß man mir meine Gattinn und meine Kinder entriß? Wehe mir! wenn du nicht ein neues Wunder thust, um mir diese so theuern Gegenstände wiederzugeben, so habe ich mich über deine bisherige Gnade mehr zu beklagen als glücklich zu preien. Warum hast du mich aus so viel Gefahren gerettet? Schobest du mein Verderben nur auf, bis ich alle Bekümmernisse eines Vaters und Gatten empfände?«

Während er solche Reden ausstieß, sah er mehrere Leute auf sich zukommen, welche ihm sehr seltsam schienen. Sie hatten einen Leib wie andere Menschen, waren aber ohne Kopf: sie hat-

ten ein weites Maul in der Brust und ein Auge an jeder Schulter. Diese Ungeheuer bemächtigten sich seiner, und führten ihn zu ihrem Könige.

»Herr,« sagten sie zu ihm, »hier ist ein Fremdling von sehr üblem Aussehen, welchen wir auf dem Strande gefunden haben. Er könnte wohl ein Kundschafter unserer Feinde seyn.« — »Wohlan,« antwortete der König, »man bereite einen Holzstoß und verbrenne ihn darauf, nachdem ich ihn befragt habe. Junger Mensch,« fuhr er fort, indem er sich zu dem Prinzen wandte, »wer bist du? woher kommst du? und was führt dich her auf diese Insel?«

Der Prinz verschwieg ihm nicht seine Abkunft, und machte ihm eine lange und umständliche Erzählung seiner Abenteuer.

Der König verwunderte sich darüber, und sagte zu ihm: »Prinz, ich sehe wohl, daß der Himmel euer Leben in besondere Obhut genommen hat. Wenn die seltsamen Abenteuer, welche ihr mir erzählt habt, es mir nicht bewiesen, so würden die Regungen des Mitleids, welche sie mir einflößen, mich nicht länger daran zweifeln lassen. Ich folge diesem Antriebe: ja, ihr sollt leben, ich gebe euch eine Zuflucht an meinem Hofe, und ich schmeichle mir, daß ihr mir in dem Kriege, welchen ich mit einem benachbarten Könige führe, nicht unnütz seyn werdet. Ich will euch die Ursache dieses Krieges sagen. Er und seine Unterthanen sind nicht solche Menschen ohne Kopf, wie wir, sondern sie haben große Vogelköpfe, und wenn sie sprechen, so gleicht ihre Stimme dermaßen der Vogelstimme, daß

wir, sobald einer von ihnen auf unserer Insel ankommt, ihn für einen Strandvogel nehmen, und ihn verzehren. Das mißfällt nun ihrem Könige, welcher, um sich zu rächen, von Zeit zu Zeit eine Flotte ausrüstet und hier Landungen versucht. Er hat deren schon mehrere gemacht, die ihm mißlungen sind. Indessen gibt er die Hoffnung nicht auf, uns alle zu vertilgen; und wir unsererseits hoffen nicht minder, ihn sammt seinen Unterthanen zu fressen.

»Das ist der Stand meiner Angelegenheiten,« fuhr der König der kopflosen Menschen fort. »Wir sind auf unserer Hut vor Ueberfällen, und bisher haben wir noch immer die Oberhand über unsere Feinde behalten.«

Der Prinz von Karisme bot dem Könige seinen Arm an, und dieser machte ihn zum Befehlshaber seines Heeres. Der junge Feldherr säumte nicht, sein Amt auszuüben; und zu zeigen, daß er dessen nicht unwürdig wäre.

Es erschien bald darauf an der Küste eine große Anzahl von Schiffen. Es war der König von der Insel der vogelköpfigen Menschen, welcher mit dem erlesensten Theile seines Volkes eine neue Landung versuchte. Der Prinz von Karisme ließ ihm Zeit, die Hälfte der Truppen auszuschiffen: dann aber griff er sie mit den seinen ungestüm an, brachte sie in Unordnung, und zwang sie, wieder auf ihre Schiffe zu fliehen. Viele von ihnen wurden getödtet, eine große Menge ertrank, und der vogelköpfige König ward gezwungen, mit den übrigen sich zurückzuziehen.

Niemals hatte der König der kopflosen Menschen einen so glänzenden Sieg davongetragen. Der Prinz hatte alle Ehre davon; die Soldaten gestanden, daß sie noch niemals waren so gut geführt worden, und daß keiner ihrer Feldherren, selbst der berühmteste, nicht so viel Geschicklichkeit gezeigt hatte.

Diese Lobeserhebungen schmeichelten dem jungen Helden, welcher, um sie noch besser zu verdienen, dem Könige vorschlug, auch seinerseits eine Flotte auszurüsten und seinen Feinden daheim Schrecken einzujagen. Der König genehmigte diesen Vorschlag; und eine furchtbare Flotte segelte nach der Insel der vogelköpfigen Menschen, unter dem Befehle des Prinzen von Karisme.

Er bewerkstelligte seine Landung in der Nacht, und stellte ohne Lärmen seine Leute in Schlachtordnung, und mit Anbruch des Tages rückte er gegen die Stadt vor, und überfiel die Einwohner, welche sich eines solchen Angriffs nicht versahen. Er tödtete alles, was ihm Widerstand that. Er nahm den König mit seinem ganzen Hofe gefangen, und kehrte siegreich nach der Insel der kopflosen Menschen zurück.

Hier wurde er unter dem Zujauchzen des daheimgebliebenen Volkes empfangen, und es wurden Freudenfeste angestellt, welche einen Monat lang dauerten. Man vertheilte die Gefangenen unter den Einwohnern, welche sie mit allen den Brühen verspeisten, womit man Strandvögel zu speisen pflegt. Der besiegte König selber entging nicht eben dieser Todesart: bei einem

Feste wurde er der ganzen königlichen Familie der kopflosen Menschen aufgetischt.

Nach diesem Feldzuge, welcher den Krieg vollständig beendigte, begann der Prinz von Karisme ein müßiges Leben zu führen. Er blieb neun Jahre am Hof des kopflosen Königs, welcher ihn so liebgewann, daß er eines Tages zu ihm sagte:

»Prinz, ich bin alt, und habe keinen männlichen Erben: ich will euch meine Krone hinterlassen, unter der Bedingung, daß ihr sie mit meiner Tochter theilet. Obwohl ihr eine sehr seltsame und gar lächerliche Gestalt habt, so will ich euch doch gern zu meinem Schwiegersohn annehmen.«

Der Prinz wich diesem Antrage sehr geschickt aus: aber der König kam immer wieder darauf zurück, und als er bemerkte, daß der Prinz diese Heirath verabscheute, begann er wieder, mit verändertem Tone: »Prinz,« sprach er zu ihm: »es steht euch fein an, die Ehre auszuschlagen, welche ich euch anthun will! Wisset, daß alle Dienste, welche ihr mir geleistet habt, euch nicht schützen werden, meinen Zorn zu empfinden, wenn ihr noch länger zögert, mir zu gehorchen! Ihr möget es wohl bedenken: ihr müßt morgen meine Tochter heirathen, oder ich lasse euch diese Kugel abschlagen, welche sich unaufhörlich auf euern Schultern drehet und ein sehr schnödes Ansehen macht.«

Diese Worte wurden mit einer Miene ausgesprochen, welche dem Prinzen zu erkennen gab, daß er sich entschließen müßte, die Prin-

zessinn zu heirathen oder zu sterben. In dieser peinlichen Verlegenheit rief er traurig aus: »Unglückseliges Gestirn, unter welchem ich geboren bin, kann ich denn nimmer deinen bösen Einfluß erschöpfen? Es ist noch nicht genug, eine Frau mit einem Hundskopf gehabt zu haben, ich muß mich jetzt auch noch mit einem andern Ungeheuer verbinden. O Dilaram! reizende Dilaram, deren Andenken mir einen Schmerz erregt, welchen die Zeit nie abstumpfen wird, wie kann ein Prinz, der euer liebes Bild so heilig in seinem Herzen bewahrt, mit einem Weibe leben, dessen Augen sich an die Schultern verirrt haben, und die in der Brust einen Mund hat, der mehr gemacht ist, einen Mann zu verschlingen, als seine Küsse zu empfangen.«

Ungeachtet dieses Widerwillens unterließ er jedoch nicht, sich zu dieser Heirath zu entschließen, welche mit allem Pompe gefeiert wurde, welcher der Geburt der beiden sich vermählenden Personen angemessen war.

In der ersten Hochzeitsnacht führte man den Prinzen in ein Gemach, wohin die Braut schon zuvor geführt war, und ließ hier beide allein. Sie näherte sich ihm zuerst, und er bebte vor Entsetzen: er wähnte, daß sie hingerissen von ihrer Begierde und berechtigt durch den Namen der Gattinn, seine ersterbende Glut anfachen wollte; aber sie hielt ihm eine Rede, welche ihm seine Ruhe wiedergab, indem sie ihn aus dem Irrthume zog.

»Ich weiß wohl, Herr,« sprach sie zu ihm, »daß ein Mensch, wie ihr, eine Frau hassen muß,

die mir gleicht. Ich urtheile von euren Empfindungen nach den meinigen: ich habe eben so viel Abscheu vor euch, als ihr nur immer vor mir haben könnt. Wir betrachten uns beide als Ungeheuer, und wir finden uns beklagenswerth, daß wir gezwungen sind, uns mit einander zu verbinden, ihr, um dem Tod zu entgehen, und ich, um dem Könige, meinem Vater, zu gehorchen. Ich muß euch bei alledem sagen, daß, wenn ihr als zartfühlender Mann auf die Rechte des Ehegatten verzichten wollt, ich euer Glück machen kann.«

»Ach, gnädige Frau,« antwortete der Prinz, »ich verzichte darauf von ganzem Herzen, weil ihr von mir dies Opfer verlanget; aber ich bitte euch, saget mir, auf welche Weise könnt ihr mich glücklich machen.« — »Wisset,« fuhr sie fort, »daß ich einen Geist liebe, welchem ich eine heftige Leidenschaft eingeflößt habe. Sobald er vernimmt, daß mein Vater mich verheirathet hat, wird er nicht säumen zu kommen, um mich zu entführen. Ich werde ihn bitten, euch in euer Land zu bringen; und ich zweifle nicht, daß er, hoch erfreut über eure Ehrerbietung gegen mich, alles thun werde, was ihr wünschet.« — »Wohlan, schöne Prinzessinn,« erwiederte der Prinz von Karisme, entzückt von der Hoffnung, welche ihm gegeben wurde, »ich willige ein, und trete eurem beglückten Geiste alle die Schätze ab, welche diese Hochzeit mir bestimmte; willig überlasse ich ihm den Besitz davon.«

Nachdem er dies gesagt hatte, legte er sich

auf ein Sofa, und schlief ein; und die Prinzessinn that das nämliche.

Während sie beide so schliefen, erschien der Geist, welcher die junge Frau liebte, nahm sie beide unter die Arme, und führte sie durch die Luft davon. Er hielt an auf einer Insel, die nicht weit von der Insel der kopflosen Menschen entfernt war, legte hier den Prinzen auf den Rasen nieder, und entführte dann die Prinzessinn in eine unterirdische Wohnung, welche er eigens für sie erbauet hatte.

Der Prinz war bei seinem Erwachen verwundert, sich auf einer unbekannten Insel zu finden. Er dachte wohl, daß während seines Schlafes der in die kopflose Prinzessinn verliebte Geist ihn hieher versetzt hatte; aber es däuchte ihn, daß dieser Geist nicht so erkenntlich wäre, als sie ihn gerühmt hatte, weil er ihn, anstatt ihn in die Heimath zu bringen, auf einer Insel aussetzte, welche vielleicht von eben so abscheulichen Leuten bewohnt war, als die Samsaren.

Er war beunruhigt von allem, was dieser Gedanke Schreckliches mit sich führte, als er am Ufer des Meeres einen alten Mann erblickte, welcher die Abwaschung zu verrichten schien. Er stand schleunig auf und lief zu ihm hin, und fragte, ob er ein Muselmann wäre. »Ja, ich bin es,« antwortete der Greis; »und ihr, junger Mann, wer seyd ihr? Nach eurem edeln Anstande zu urtheilen, seyd ihr nicht von gemeinem Herkommen.« — »Ihr täuscht euch nicht in eurer Vermuthung,« erwiederte der Prinz, »denn ich bin ein Königssohn.« — »Und welcher

König ist euer Vater?« fragte der Greis. »Oeffnet mir euer Herz: ich schwöre bei unserem großen Propheten, daß keine Arglist hinter meinen Worten steckt; ich bin geneigter, euch zu dienen, als euch zu schaden: redet ohne Rückhalt.« —

»Weil ihr denn meinen Namen zu wissen wünscht,« erwiederte der Prinz, »so sage ich euch, daß ich der Prinz von Karisme bin.« — »O Gott!« unterbrach ihn der Greis, »ist es möglich, daß ihr dieser unglückliche Prinz seyd, der durch einen Europäischen Seeräuber fortgeführt wurde?« — »Wer hat euch von diesem Ereigniß unterrichten können?« fragte der Prinz. — »Ich muß es wohl wissen, Herr,« antwortete der Greis; »ich bin in den Staaten des Königs, eures Vaters, geboren. Ihr sehet in mir einen der Sterndeuter, welche euer Horoskop stellten; und um euch von dem zu benachrichtigen, was euch angeht, sage ich euch, daß euer Vater sich eure Entführung so zu Herzen nahm, daß er wenige Tage darnach starb. Sein Volk, dessen Wonne er war, beweinte ihn lange Zeit und die Hoffnung aufgebend, euch je wiederzusehen, setzte es einen Prinzen eures Geblütes auf den Thron. Dieser neue König versammelte die Sterndeuter, und befahl uns, die Sterne über seine Regierung zu befragen. Wir verkündigten ihm Dinge, welche ihm mißfielen. Er hielt sich an uns wegen der Unfälle, womit der Himmel ihn bedrohte; und beschloß, uns alle tödten zu lassen. Wir aber entdeckten vermittelst der Geheimnisse unsrer Kunst diesen Anschlag, wir verließen unser Vaterland, und jeder begab sich nach dem Winkel

der Erde, den er sich zum Aufenthalte wählte. Ich habe mehrere Länder der Erde durchwandert, und habe mich endlich auf dieser Insel niedergelassen, welche von einer so guten Königinn beherrscht wird, daß es kein so glückliches Volk mehr gibt, als ihre Unterthanen sind.

Während der Astrolog also sprach, weinte der Prinz von Karisme bitterlich. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters verursachte ihm eine so tiefe Betrübniß, daß der Greis genöthigt war, seine Rede zu unterbrechen, um ihn zu trösten. »Herr,« sprach er zu ihm, »wenn ich euch so traurige Nachrichten hinterbringe, so habe ich auch sehr erfreuliche euch anzukündigen. Ich erinnere mich noch wohl aller unserer Beobachtungen: der Himmel verheißt euch ein glückliches Loos nach dem dreißigsten Jahr. Ihr zählt jetzo ein und dreißig, und folglich ist all euer Unglück vorüber. Folget mir, wenn's euch beliebt, ich will euch zu dem Groß-Wesyr führen, welcher ein tugendhafter Mann ist. Er wird euch der Königinn vorstellen, welche euch den gebührenden Empfang bereiten wird, sobald sie von eurem Stande unterrichtet ist.«

Der Prinz und der Sterndeuter begaben sich beide zu dem Wesyr, welcher nicht sobald den Namen des Prinzen vernommen hatte, als er mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens ausrief: »O mein Gott, es ist dir allein verbehalten, solche Wunder zu thun! — »Kommt, Herr,« fuhr er fort, indem er sich zum Prinzen von Karisme wandte, »und geht mit mir zu der Kö-

niginn; ihr werdet die Ursache meines Erstaunens erfahren.«

Indem er dieses sagte, führte er ihn zu dem Palaste, und als sie in die Gemächer der Königinn kamen, bat er ihn, einen Augenblick zu verziehen, weil es gut wäre, die Fürstinn zuvor zu benachrichtigen, damit sie sich auf den Empfang eines solchen Prinzen vorbereitete.

Der Wesyr blieb ziemlich lange bei der Königinn, welche endlich in das Zimmer trat, worin der Prinz war. Sie sah ihm ins Gesicht, und erkannte ihn: »O mein Gemahl,« sagte sie, indem sie ihm die Arme entgegenstreckte, »gibt's noch eine solche Freude auf der Welt, als die meine ist, dich wiederzusehen?«

Der Prinz betrachtete sie ebenfalls und erkannte in ihren Zügen seine geliebte Dilaram wieder, und ganz entzückt vor Erstaunen, Liebe und Freude rief er aus: »O meine Königinn, ist es möglich, daß ich dich wiederfinde! Wie groß auch die Unglücksfälle sind, welche der Himmel mich hat bestehen lassen, so bekenne ich doch, daß seine Güte seine Strenge übertrifft, weil er dich meiner Zärtlichkeit wiederschenkt.«

Sie umarmten sich beide zu wiederholtenmalen, mit einem Entzücken, das sich leichter empfinden als ausdrücken läßt. Hierauf fragte der Prinz nach seinen Kindern. »Die wirst du bald sehen, Herr,« antwortete die Fürstinn; »sie sind auf die Jagd gegangen und werden bald zurückkommen.« — »Aber, wie bist du Königinn dieser Insel geworden, Herrinn?« fragte der Prinz. »Ich will deine Neugier sogleich befriedigen,«

antwortete Dilaram; »höre, wie ich auf diesen Thron gelangt bin, welchen ich gleich morgen verlasse, um dir zu folgen, wenn mein Volk nicht einwilligt, daß ich ihn mit dir theile.

Sobald der Seeräuber, welcher uns gefangen nahm, dich auf der Insel ausgesetzt hatte, stach er wieder in See, wie du weißt; aber wir hatten noch nicht sechs Meilen gemacht, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, und trotz der Geschicklichkeit und den Anstrengungen der Matrosen wurde das Schiff mit solchem Ungestüm gegen die Felsen dieser Küste geworfen, daß es in tausend Stücke brach. Einige Matrosen erreichten durch Schwimmen das Ufer; die übrigen, sammt dem Hauptmann, wollten sich ebenso retten, gingen aber zu Grunde. Was mich betrifft, ohne den Himmel um die Erhaltung meines so unglücklichen Lebens zu bitten, umarmte ich meine Söhne, um mit ihnen zu sterben, und schon wollten die Fluthen uns verschlingen, als mehrere Leute von dieser Insel, welche von weitem unsern Schiffbruch angesehen, und sich in Böte geworfen hatten, um uns zu Hülfe zu eilen, noch zur rechten Zeit heranKamen. Sie zogen uns halbtodt aus dem Wasser, und als sie bemerkten, daß wir noch athmeten, trugen sie uns in ihre Häuser, und brachten uns vollends ins Leben zurück.

Als der König der Insel von unserm Schiffbruche hörte, war er neugierig, uns zu sehen. Er war ein Mann von neunzig Jahren, und so geliebt von seinen Unterthanen, als er es verdiente. Ich verschwieg ihm nichts, sondern sagte

ihm meinen Stand und erzählte ihm meine Geschichte. Er war gerührt von meinen Unglücksfällen, und begleitete mit seinen Thränen die meinen, welche ich bei einigen Stellen meiner Geschichte nicht zurückhalten konnte. Endlich, nachdem er mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, nahm er das Wort, und sagte zu mir: »meine Tochter, man muß die Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen; es sind die Proben, auf welche der Himmel unsere Tugend setzt: wenn wir geduldig leiden, so läßt er fast immer Freuden auf unsre Leiden folgen. Bleibet bei mir, ich will für die Prinzen, eure Kinder, sorgen.«

In der That, und wenn sie seine eigenen Söhne gewesen wären, so hätte er nicht mehr Liebe für sie haben können; und seine Hochachtung und Ehrerbietung für mich konnte nicht größer seyn. Er begnügte sich nicht, mich mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen, er zog mich auch über Staatsangelegenheiten zu Rathe; er ließ mich an seinem Staatsrathe Theil nehmen, und um mich zu überzeugen, in welchem Maaße er für mich eingenommen war, erhob er mit großem Lobe alles, was ich sagte, wenn es nur irgend passend war.

Ich verlebte fünf Jahre auf diese Weise, nach deren Verlauf er eines Tages zu mir sagte: »Prinzessinn, es ist Zeit, euch einen Vorsatz zu entdecken, welchen ich gefaßt habe: ich will, daß ihr nach meinem Tode meinen Thron einnehmet, und um ihn euch zu versichern, muß ich euch heirathen. Alle meine Völker, von euren Tugenden eingenommen, werden meiner Wahl Bei-

fall geben und es mir guten Dank wissen, euch zu meiner Erbinn gemacht zu haben.«

Der Vortheil meiner Söhne bestimmte mich, in diese Verbindung zu willigen, welche unter großem Beifall meiner Völker vollzogen wurde. Sie bezeigten nicht minder Freude und Zufriedenheit, als sie nach seinem Hintritte, welcher sehr nah auf unsere Hochzeit folgte, vernahmen, daß er in seinem letzten Willen ihnen befahl, mich als ihre Gebieterinn anzuerkennen. Seit dieser Zeit herrsche ich über sie; und ich darf wohl sagen, daß es mein einziges Bestreben ist, sie glücklich zu machen.«

Als die Königinn diese letzten Worte gesprochen hatte, sah sie die beiden Prinzen von der Jagd zurückkommen. »Eilet, Prinzen,« rief sie ihnen entgegen, »eilet, euren Vater zu umarmen, welchen der Himmel euch erhalten hat!« Die Stimme des Blutes, welche sich in ihnen vernehmen ließ, ließ sie nicht länger an diesem Wunder zweifeln. Sie liefen zu dem Prinzen von Karisme hin, welcher ihnen die Arme entgegenstreckte, und sie einen nach dem andern auf die Augen küßte.

Nachdem diese vier von den zärtlichsten Regungen der Natur bewegten Personen sich tausend Z ichen ihrer Zärtlichkeiten gegeben hatten, versammelte der Groß-Wesyr das ganze Volk, erzählte ihnen die Geschichte des Prinzen von Karisme, und ermahnte sie darauf, diesen Prinzen für ihren König anzuerkennen. Das Volk willigte einstimmig ein, und rief den Prinzen von Karisme zum Könige aus.

Dieſer regierte mit ſeiner geliebten Prinzeſſinn von Georgien auf eine ſolche Weiſe, daß ihre Regierung die glücklichſte Regierung genannt wurde.

Ich habe dieſe Geſchichte erzählt, Herr,« fuhr der neunte Weſyr des Kaiſers von Perſien fort, um Euer Majeſtät zu zeigen, daß die Kinder der Könige ihrem Unſtern eben ſo unterworfen ſind, wie die andern. Während ein feindſeliges Geſtirn ſeine Einflüſſe auf uns ausübt, würde das Gold in unſerer Hand ſich in ſchwarze Erde und der Theriak in unſerm Munde ſich in Gift verwandeln. Der Prinz Nurgehan befindet ſich in dieſem unglücklichen Fall; alles muß er fürchten, alles wird ihm feindſelig, ſein eigener Vater iſt ſein Feind geworden.«

Die Erzählung dieſer Geſchichte, und vor allem die Anwendung, welche der Weſyr davon machte, machten den Kaiſer betroffen, und trotz dem Verſprechen, welches er der Sultaninn gegeben hatte, ſchob er die Hinrichtung des Prinzen auf.

Als am Abend der Sultan zurückkam in ſeinen Palaſt, beklagte die Königinn ſich abermals über den neuen Aufſchub der Beſtrafung ſeines Sohnes; und um dem Könige zu zeigen, wie weit ein junger Menſch ſeine Bosheit treiben kann, erzählte ſie ihm die folgende Geſchichte.

Der Schuster und die Königstochter.

Es war einmal zu Kasbin ein junger Schuster, Namens Hassan, welcher mit Noth von dem Ertrage seiner Arbeit lebte. Eines Tages, als er in seinem Laden war, sah er einen Derwisch vorübergehen, dessen Pantoffeln zerrissen waren. »Guter Derwisch,« sagte er ihm, »euer Schuhzeug ist in schlechtem Stande; tretet bei mir ein, und ich will es euch ausbessern.« Der Derwisch folgte dieser Einladung, setzte sich, und aß von einigen Speisen, welche der Schuhflicker ihm vorsetzte.

Als die Pantoffeln fertig waren, sagte Hassan: zum Lohne für meine Arbeit, bitte ich euch um einen Rath. Ich habe Lust zu reisen, und ihr könnt besser als jeder andere mir einen guten Rath dazu geben.« — »Mein Sohn, antwortete der Derwisch, »ich will dir drei Lehren geben, deren ganze Wichtigkeit ich aus Erfahrung kenne:

Erstens, begib dich nie auf den Weg, ohne einen guten Reisegefährten; denn der Prophet (mit dem alles Heil sey!) sagt: »suche dir erst einen Gefährten, und dann begib dich auf den

Weg [7]).« Zweitens, verweile nie an einem Orte, wo Wasser mangelt. Endlich, drittens, geh nie in eine Stadt nach Sonnenuntergang.«

Kurze Zeit darauf, nachdem Hassan gute Reisegefährten gefunden hatte, begab er sich auf den Weg. Nach Verlauf einiger Tage, kommen sie mitsammen an die Thore einer großen Stadt; seine Gefährten gingen hinein: er aber, eingedenk der Lehren des Derwisches, blieb draußen am Ufer eines Stromes; und da er in der Nähe einen Todtenacker fand, so hielt er fürs rathsamste, die Nacht darin zuzubringen.

Es war drei Stunden nach Mitternacht, als er zwei Männer bemerkte, welche über die Stadtmauer etwas hinab ließen, das er nicht erkennen konnte, und das sie in eins der nächsten Gräber trugen.

Kaum hatten diese Leute sich entfernt, so eilte Hassan nach dem Orte, wo sie ihre Bürde abgelegt hatten. Er trat hinein, nahm sein Feuerzeug, und bei dem Lichte das er sich anschlug, erblickte er einen Sarg, aus welchem von allen Seiten das Blut hervorrieselte.

Sogleich bemüht er sich, den Deckel aufzuheben, und findet darin eine Frau von außerordentlicher Schönheit, ganz in ihrem Blute gebadet, in ein Leichentuch gewickelt. Er hielt sie für todt, und hob die Leinwand auf, welche sie umhüllte, als er folgende Worte mit schwacher Stimme aussprechen hörte: »Um Gottes willen, beraubet mich nicht meiner Kleider.« Da erkannte er, daß noch einiges Leben in ihr war, zerriß seinen Kaftan, und verband ihre Wunden.

Am folgenden Morgen ließ er sie in die Karawanserei der Stadt tragen, und gab sie für seine Schwester aus, welche er in einem lebhaften Augenblicke selber so verwundet hätte. Hier widmete er ihr zwei Monate hindurch die allerzärtlichste Sorgfalt.

Nach Verlaufe dieser Zeit war die junge Unbekannte gänzlich hergestellt, und ging aus der Karawanserei ins Bad. Als sie zurückkam, forderte sie Feder, Dinte und Papier, schrieb ein Paar Worte und sagte zu Hassan: »Nehmet diesen Brief, und traget ihn nach dem Basar *) zum Wechsler Yakub; und nehmet in Empfang, was er euch geben wird.«

Hassan begab sich in aller Eile zu dem Wechsler. Sobald dieser den Brief geöffnet hatte, küßte er ihn, legte ihn auf sein Haupt, und händigte dem Ueberbringer eine Börse mit fünfhundert Zeckinen ein. Unser Reisender war ganz erstaunt: in seinem Leben hatte er keine so große Summe gesehen; und er erkannte aus der Ehrfurcht, welche der Wechsler dem Briefe bezeigte, daß diejenige, die ihn geschrieben hatte, nicht von gemeiner Herkunft wäre.

Bei der Rückkehr in die Karawanserei legte er die Börse furchtsam vor seiner Gefährtinn hin, welche in seinen Augen alle die Neugier las, welche ihn quälte. Sie hielt es noch nicht für rathsam, sie zu befriedigen, und begnügte sich, ihm zu sagen, er möchte das Geld nehmen, um sich anständige Kleider und eine schickliche Wohnung zu verschaffen.

Hassan befolgte ihre Befehle; und vermittelst ansehnlicher Summen, welche der Wechsler niemals versagte ihr zu senden, kauften sie Sklaven, und lebten beide einige Zeit im Schooße des Ueberflusses.

Eines Tages gab die Unbekannte dem Hassan eine Börse in die Hand, und sagte zu ihm: »Es kommt darauf an, mir einen Dienst zu leisten, auf welchen ich hohe Wichtigkeit lege. Gehet auf den Basar, dort werdet ihr leicht den Laden Abdallah's, des Seidenhändlers, auffinden. Laßt euch ein Stück Atlas vorzeigen, und wie hoch auch der Preis desselben sey, kaufet es, ohne zu handeln.«

Hassan erkannte sehr bald das Waarenlager des jungen Kaufmanns, er trat ein, ließ sich ein Stück Atlas vorlegen, und kaufte es für den Preis, der ihm abgefordert wurde. Den ihm ertheilten Aufträgen zufolge, kehrte er mehrmals zu demselben Kaufmanne zurück, und machte seine Sache so gut, daß zwischen ihnen eine Verbindung entstand, die vertraulich genug war, um ihn zu einem Mittagsmale einzuladen; welche Einladung er auch annahm.

Nach der Vorschrift der Unbekannten, wurde gegenseitig Abdallah eingeladen, welcher auch sehr verbindlich die Ehre annahm, welche ihm ein so reicher Herr erwies, als Hassan zu seyn schien.

»Wie seltsam auch die Dinge seyn mögen, denen ihr Zeuge seyn werdet,« sagte die Unbekannte zu Hassan, »verwundert euch nicht dar-

über.« Und zu gleicher Zeit ließ sie ein glänzendes Mittagsmal bereiten.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Abdallah ein, mit der größten Pracht gekleidet. Hassan empfing ihn sehr höflich; man trank bis tief in die Nacht; aber als von der Trennung die Rede war, und Abdallah von seinem Wirthe Abschied nehmen wollte, gab dieser es nicht zu: »Wie,« sagte er, »ich sollte euch zu dieser Stunde gehen lassen! Nein, ich kann es nicht: ihr müßt hier schlafen, ich werde euch ein Lager bereiten lassen.«

Als der Kaufmann sah, daß es vergeblich wäre, länger zu widerstehen, ließ er es sich gefallen, und legte sich nieder.

Um Mitternacht, als er im tiefen Schlafe lag, näherte die Unbekannte, welche während des ganzen Mahles nicht zum Vorscheine gekommen war, sich ihm, und stieß ihm einen Dolch ins Herz.

Hassan, von dem Geräusch aufgeweckt, lief herbei: »Großer Gott! rief er aus, indem er den Abdallah den letzten Seufzer aushauchen sah, »von welcher Greuelthat habt ihr mich zum Mitschuldigen gemacht! Ich verlasse euch auf der Stelle; ich will nicht länger in diesem abscheulichen Hause bleiben: ich will euch selbst alles zurückgeben, was ihr mir geschenkt habt.«

»Beruhige dich, Hassan,« antwortete die Prinzessinn, »ich habe nur einen Verräther gerechterweise bestraft: ich bin die Tochter des Königs; der, den du gegenwärtig todt hingestreckt siehst, hatte mir eine heftige Leidenschaft eingeflößt; durch Vermittelung meiner Amme, und

durch Bestechung der zu meiner Bewachung bestellten Personen, brachte ich es dahin, ihn in den Harem [9]) einzuführen; mehr als einmal ging ich sogar, unter dem Schutz der Verkleidung, zu ihm, und überhäufte ihn mit Wohlthaten.

Eines Tages besuchte ich ihn zu einer Stunde, wo er mich nicht erwartet hatte: denke dir mein Erstaunen und meine Wuth, als ich ihn bei einer Nebenbuhlerinn sitzen fand. Ich machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, ich ließ mich sogar so weit hinreißen, die zu schlagen, die bei ihm war.

Da ging das Ungeheuer hin, und holte zwei junge Wüstlinge, und sey es nun, daß er die Folgen meines Zornes fürchtete, oder daß er seine Geliebte rächen wollte, — mit ihrer Hülfe versetzte er mir mehrere Messerstiche, und mich todt wähnend trug er mich auf den Gottesacker, wo du mich gefunden hast. Jetzo, da ich gerächt bin, eile hin, dem Könige, meinem Vater, zu verkündigen, daß seine Tochter noch lebt, und zeige ihm meinen Aufenthalt an.«

Der ganze Hof war voll Freuden, als man vernahm, daß die Prinzessinn wiedergefunden war. Der König umarmte sie mit weinenden Augen; und als er hörte, daß Hassan ihr Retter war, gab er sie ihm zur Frau.

Ihr ersehet aus dieser Geschichte, fügte die Königinn Chansade hinzu, welcher Greuelthaten die jungen Leute fähig sind;« und sie forderte von neuem den Tod Nurgehan's. Der König versprach auch, ihr Verlangen zu erfüllen.

Achtzehnte Nacht.

Aber am folgenden Morgen, als der Kaiser so eben den Tod seines Sohnes befehlen wollte, trat abermals ein Wesyr hervor und flehte für ihn die Gnade des Fürsten an; und um den Einfluß der Sultaninn zu schwächen, bestätigte er die Bosheit der Weiber und erzählte folgende Geschichte.

Der Holzhauer und der Geist.

Ahmed, ein armer Holzhauer von Bagdad, hatte ein widerspenstiges, geiziges und zänkisches Weib, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ. Wenn er etwas Geld erwarb, so strebte sie immer, sich desselben zu bemächtigen.

Eines Tages hatte dieser arme Mann einige Pfennige beiseite gelegt, um sich ein Seil zu kaufen; die Frau gewahrte es, und sagte zu ihm: »Ha, Nichtswürdiger, es scheint, daß du ein sauberes Leben führest. Ohne Zweifel ist dieses Geld, das du verheimlichest, irgend einer Buhlerinn bestimmt: aber Geduld, ich will dich schon besser in Ordnung halten; du sollst nimmer ohne mich ausgehen.«

Der arme Holzhauer hatte bisher wenigstens so lange Ruhe gehabt, als er allein im Walde war: man denke sich nun seine Verzweiflung, als er beim Weggehen sein Weib einen Esel besteigen und ihm nach dem Berge folgen sah, wohin er zu arbeiten ging. »Mindestens werde ich nun doch wissen,« sagte sie zu ihm, »was du thust, wenn du das Haus verläßt.«

Ahmed wußte nicht, wie er sich davon befreien sollte, als ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke

einkam. Es war in der Nähe des Ortes, wo er arbeitete, ein sehr tiefer Brunnen: »Liebe Frau,« sagte er zu ihr, »da du doch einmal hier bist, so will ich dich bitten, mir einen Dienst zu leisten. Es ist schon lange her, daß man mir von einem Schatz in diesem Brunnen gesagt hat: du mußt mich an dieses Seil binden und mich daran hinunterlassen.« — »Mit nichten,« antwortete sie, »du sollst mich daran befestigen, ich kann eben so gut hinabsteigen, als du: du wärest im Stande den Schatz für dich allein zu behalten.«

Ahmed willigte in diesen Vorschlag: er band seine Frau an das Seil und ließ sie in den Brunnen hinab gleiten. Als er spürte, daß sie auf dem Grunde war, ließ er den Strick los, und sagte zu ihr: »Theure Ehehälfte, ich werde nun doch einige Augenblicke Ruhe genießen: ihr werdet die Gefälligkeit haben, dort unten zu bleiben, bis ich wiederkomme, euch heraus zu ziehen.« Und ohne auf ihre Bitten und Drohungen zu hören, ging er ruhig wieder an seine Arbeit.

Einige Zeit darnach, als er durch diese Lehre seine Frau gebessert wähnte, warf er ihr wieder das Seil hinab: »Macht,« rief er ihr zu, »bindet euch fest, damit ich euch wieder herausziehe.« Darnach zog er eine schwere Last empor: aber wie groß war sein Erstaunen, als er am Ende des Seiles einen Geist erblickte.

»Wie großen Dank habe ich dir zu sagen!« redete dieser ihn an. »Ich gehöre unter die Zahl der Geister, welche sich nicht in die Luft emporschwingen können; ich hatte diesen Brunnen zu meiner Wohnung erwählt, als ohne Zweifel

ein mir feindlicher Geist das allerboshafteste Weib von der Welt zu mir hinab ließ, welche nicht aufgehört hat, mich rasend zu machen, seitdem sie meine Gesellschafterinn geworden ist. Wie sehr weiß ich es dir Dank, mich befreiet zu haben! ein so wichtiger Dienst soll nicht unbelohnt bleiben. Höre, was ich für dich thun kann. Ich weiß, daß der König von Indien eine reizende Tochter hat, ich gehe hin, von ihr Besitz zu nehmen, und sie wahnwitzig zu machen. Der König, ihr Vater, wird sie vergeblich durch seine Aerzte heilen zu lassen suchen: hier habe ich aber einige Blätter, welche man nur ins Wasser zu tauchen und damit der Prinzessinn das Gesicht zu reiben braucht, um mich zu zwingen, sie augenblicklich zu verlassen. Ich gebe sie dir, du kannst davon Gebrauch machen.«

Ahmet dankte dem Geist, und begab sich auf den Weg nach der Hauptstadt von Indien. Als er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, vernahm er, daß die Tollheit der Prinzessinn den ganzen Hof in die größte Bestürzung versetzt hatte, und daß der König, ihr Vater, nachdem er die Kunst der geschicktesten Aerzte vergeblich versucht, ihre Hand demjenigen versprochen hatte, der sie heilen würde.

Ahmed erbot sich mit Zuversicht dazu, er benetzte seine Blätter, rieb damit das Gesicht der Prinzessinn: und die Bezauberung verschwand augenblicklich. Der König von Indien erkannte den von Ahmed geleisteten Dienst, bewilligte ihm seine Tochter, und die Hochzeit wurde mit dem größten Pompe gefeiert.

Als der Geist aber den Leib der Prinzessinn verlassen, hatte er den Leib der Prinzessinn von China, in welche er verliebt war, zur Wohnung eingenommen. Der Kaiser von China, welcher von der wunderbaren Heilung der Prinzessinn von Indien gehört hatte, schickte einen Abgesandten hin, und ließ den Ahmed bitten, zu geruhen, an seinen Hof zu kommen, um seine Tochter der Gesundheit wieder zu geben. Ahmed säumte nicht, dahin zu reisen.

Aber wie groß war seine Verwunderung, als er bei seiner Ankunft erkannte, daß die Prinzessinn von China von demselben Geiste besessen war, welchen er aus dem Brunnen gezogen hatte. »He, wie,« sprach der Geist zu ihm, »du bist es, Ahmed, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und der mir jetzt eine Prinzessinn entreißen will, die ich liebe? Hüte dich wohl davor: wenn du mich zwingst, von hinnen zu weichen, so gehe ich geradeswegs nach Indien und tödte deine Gemahlinn.«

Ahmed war nicht wenig erschrocken über diese Drohung, und er stand schon in Begriff dem Kaiser von China die Unzulänglichkeit seiner Kunst zu erklären, als ihm eine List in den Sinn kam. »Bei Gott! mein guter Geist,« antwortete er ihm, »nicht um die Prinzessinn zu heilen, bin ich her gekommen: im Gegentheil komme ich, euch zu bitten, mir euren Beistand zu leisten. Ihr erinnert euch noch wohl jenes Weibes, mit welcher ihr in dem Brunnen einige verdrießliche Augenblicke zubrachtet; nun wohl, es war meine Frau. Ich weiß nicht, wer sie mag heraus-

gezogen haben, aber kurz, sie ist in Freiheit, und sie tritt ein, wo ich austrete, und verfolgt mich überall: in einem Augenblick wird sie hier seyn, und ich komme, euren Beistand anzuflehen.«

»Meinen Beistand?« erwiederte lebhaft der Geist. »Gott behüte mich, daß ich je wieder mit einem solchen Weibe zusammen komme. Ahmed, mein Freund, ziehe dich daraus so gut du kannst: was mich betrifft, ich weiß nichts dabei zu thun: ich flüchte mich augenblicklich.«

Bei diesen Worten machte sich der Geist fort; die Prinzessinn von China kam wieder zur Gesundheit, und Ahmed, von den Gunstbezeigungen des Königs überhäuft, kehrte in die Staaten seines Schwiegervaters zurück.

»Ihr sehet, Herr,« fuhr der Wesyr fort, »daß die Bosheit der Weiber gar groß ist, weil sie den Teufeln selber furchtbar ist. Wie könnten wohl die Männer sich davor sichern? Seit mehreren Tagen schon sind die Intriguen einer einzigen Frau im Stande, die Wesyre, das Volk und die Großen in Unruhe zu setzen. Send auf eurer Hüt gegen diese Umtriebe, und verschiebt noch den Tod eures Sohnes.«

Der Kaiser, gerührt von der Rede des Wesyrs, ließ seinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und ritt auf die Jagd.

Am Abend, als Sindbad heimkam, erneute die Königinn Chansade ihr Andringen, daß er seinen Sohn umbringen ließe; und um das Vertrauen zu erschüttern, welches der Kaiser in seine Wesyre setzte, erzählte sie ihm folgende Geschichte:

Der König Papagai.

Ein König von Indien hatte von einem Derwisch eine Zauberformel erlernt, vermöge welcher er in den Leib eines Thieres übergehen konnte; und manchmal hatte er diese Verzauberung versucht.

Eines Tages, als er mit einem seiner Wesyre auf der Jagd war, erlegte er einen Rehbock; und um dem Wesyr seine Zaubermacht zu zeigen, sprach er seine Formel aus, und nahm den Leib dieses Thieres an; und der Minister sah zu seinem großen Erstaunen den Leib des Königs leblos hinsinken, während der Leichnam des Rehbocks sich belebte und anfing zu springen.

Als der König wieder in seine natürliche Gestalt zurückgekehrt war, beschwur der Wesyr seinen Herrn, ihn diese köstliche Formel zu lehren; und der König hatte die Unklugheit, den Bitten seines Ministers nachzugeben.

Einige Zeit darauf, bemerkte der Wesyr einen todten Papagai am Fuße eines der Bäume in der Nähe des Palastes, und sprach zu dem Könige: »Herr, verstattet euch eure Formel auch, in den Leib eines Vogels überzugehen?« — »Si-

cherlich,« antwortete der König; und sogleich belebte er den Leichnam des Papagai's, und setzte sich auf den Baum.

Sobald der Wesyr sah, daß der König seinen Leib verlassen hatte, so las auch er die Zauberformel, und bemächtigte sich desselben, und ließ die Seele eines Sklaven seinen eigenen Leib einnehmen.

Man kann sich den Verdruß und den Schmerz des Königs denken, als er die Treulosigkeit seines Wesyrs sah; er flog hinweg, ganz verwirrt, von ihm so angeführt zu seyn.

Unterdessen bemächtigte sich der Wesyr der Herrschaft des Reichs; er hatte sogar die Frechheit, in das Innere des Harems zu gehen, und auf alle Weise die Stelle seines Herrn einzunehmen.

Der arme Papagai, nachdem er eine Zeitlang umhergeirrt war, entschloß sich endlich, in das Haus eines Gärtners zu fliegen. Er ließ sich fangen, in einen Käfig setzen, und auf den Markt bringen. Da er sehr geläufig sprach, so überbot man sich, um ihn zu besitzen. Er erstaunte alle Welt durch seine treffenden und lebhaften Antworten [49]). Sein Preis wurde so hoch gesteigert, daß allein die Königinn einen so kostbaren Vogel kaufen konnte.

Er wurde also in den Harem gebracht und in die Schlafkammer der Königinn gesetzt. Und hier hatte der arme Papagai das Herzeleid, zur Nacht seinen schandbaren Wesyr kommen und ungescheut das Bette der Königinn theilen zu

sehen, während er auf einer Stange seines Käfigs sitzend, seinen Verdruß hinabwürgen mußte.

Am folgenden Morgen unterhielten sich der Wesyr und die Königinn mit einander; und der Papagai, in einem Winkel versteckt, hörte ihr Gespräch an. »Wißt ihr,« sagte der Wesyr, »daß ich die Macht habe, in den Leib eines jeden Thieres überzugehen, sobald es todt ist?« — »Es würde mich sehr ergetzen eine solche Verwandlung zu sehen,« antwortete die Königinn, »ich bitte euch, versaget mir nicht das Vergnügen.«

Da ließ der Wesyr eine todte Gans bringen, und ging in ihre Leiche über. Sogleich sprach der König Papagai auch seine Zauberformel aus, und nahm seinen Leib wieder ein; dann ergriff er die Gans bei dem Halse und zerschmetterte sie gegen die Wand. »In welcher Wuth seyd ihr, Herr!« rief die Königinn aus, »und warum erzürnt ihr euch so heftig?« —

Man kann sich denken, wie groß ihr Erstaunen und ihre Beschämung war, als ihr Gemahl ihr sein grausames Mißgeschick erzählte.

Ihr sehet Herr,« fuhr Chansade fort, »welches Vertrauen man auf einen Wesyr haben kann.« Und sie suchte ihrem Gemahl die Nothwendigkeit zu beweisen, seinen Sohn tödten zu lassen. Der König versprach ihr auch diese Genugthuung.

»Aber der Tag bricht an,« sagte Scheherasade, »wenn Euer Majestät es erlaubt, so wollen wir morgen fortfahren.«

Neunzehnte Nacht.

»Herr,« sagte Scheherasade, »der Griechische König, welcher seinem Wesyr die Geschichte des Königs Sindbad erzählte, fuhr folgendermaßen fort:

»Als der Kaiser am Abend in den Palast zurück kam, hielt die Sultaninn ihm eine Schale voll Gift vor, und sprach zu ihm: »Herr, wenn ihr mir nicht Gerechtigkeit verschafft, so erkläre ich euch, daß ich dieses Gift hier trinken will, und ihr werdet dieses Verbrechen vor Gott zu verantworten haben. Eure Wesyre, ich weiß es, suchen euch einzuschüchtern, indem sie euch von der Arglist meines Geschlechts erzählen: aber das eurige ist nicht minder gefährlich; ich berufe mich, zum Beweise davon, nur auf die Geschichte des Malers von Ispahan.«

Auf Verlangen des Kaisers erzählte Chansade diese Geschichte folgendermaßen:

Geschichte Mahmud's [1]).

Ein Maler sah eines Tages bei einem seiner Freunde das Bildniß einer Frau, in welche er sich leidenschaftlich verliebte; er hatte keine Ruhe, als bis er vernahm, wo diejenige sich befände, welche als Urbild desselben gedient hatte. Man sagte ihm, es wäre das Bildniß einer berühmten Sängerinn des Groß-Wesyrs am Hofe von Persien.

Sogleich machte Mahmud sich auf den Weg nach Ispahan. Nachdem er Tag und Nacht gereiset war, kam er in dieser Stadt an, und nahm seine Wohnung bei einem Apotheker. Er säumte nicht, von seinem Wirthe Erkundigungen einzuziehen, und vernahm von ihm, daß das Reich in großer Unruhe wäre, wegen der Verfolgungen, welche der Sultan gegen die Zauberer anstellte. Zu gleicher Zeit entdeckte Mahmud, daß der Gegenstand seiner Liebe eine der Sklavinnen des Wesyrs war: und hierauf berechnete er seinen Anschlag.

Nachdem er sich mit allen, einem Räuber nöthigen Werkzeugen versehen hatte, begab er sich in einer Nacht zu dem Palaste des Wesyrs, in welchen er vermittelst eines Seiles leicht Eingang fand. Ueber das flache Dach gelangte er

mitten auf einen Hof, von wo er ein hell erleuchtetes Gemach erblickte.

Er wandte sich nach dieser Seite, und trat in das Zimmer: hier sah er ein Frauenbild, schön wie die Sonne am heitern Sommertage im Schlafe liegen, auf einem elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Ruhebette, umgeben von Lampen, welche nach allen Seiten das glänzendste Licht verbreiteten. Indem er sich ihr näherte, erkannte er sogleich, daß es die Schöne war, die er suchte.

Darauf zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und machte ihr an der Hand eine leichte Wunde, so daß sie erwachte. Die Schöne wurde von Furcht ergriffen, als sie ihn mit dem Dolch in der Hand erblickte. Sie hielt ihn für einen Räuber, bat ihn, ihr das Leben zu lassen, und bot ihm einen prächtigen Schleier, der mit Perlen und köstlichen Steinen besäet war.

Mahmud nahm den Schleier, und verließ den Palast des Wesyrs.

Am folgenden Morgen verkleidete er sich wie ein Sofi [12]), nahm den gestickten Schleier unter seinen Rock, und trat vor den Kaiser von Persien.

»Herr,« sprach er zu ihm, »ich bin ein Geistlicher aus Chorasan [13]); der Ruhm von euern hohen Tugenden ist bis zu mir gedrungen, und um unter einem so gerechten Fürsten zu leben, habe ich mich auf den Weg nach euer Hauptstadt gemacht. Angelangt an den Thoren derselben, fand ich sie verschlossen, und sah mich genöthigt, die Nacht vor der Stadt zuzubringen. Ich legte mich nieder, aber bald erblickte ich vier Weiber:

die eine ritt auf einer Hyäne, die zweite auf einem Widder, die dritte auf einer schwarzen Hündinn, und die vierte auf einem Leopard.

Ich erkannte bald, daß es Zauberinnen waren; die eine nahte sich mir, und begann mich mit Füßen zu treten und mit einer Geißel zu peitschen, welche in ihren Händen mir wie Feuer erschien. Ich sprach sogleich mehrmals den Namen Gottes aus, und mit einem Messer verwundete ich sie an der Hand, worauf sie mich losließ: aber im Entfliehen ließ sie in meinen Händen diesen mit Edelsteinen besäeten Schleier, welcher keinen Werth für mich hat, weil ich mich von der Welt zurückgezogen habe.«

Nach dieser Rede übergab Mahmud den Schleier den Händen des Sultans, und ging hinweg.

Der Kaiser erkannte den Schleier: er hatte vor kurzem seinem Groß-Wesyr ein Geschenk damit gemacht. Er befragte diesen deshalb, und vernahm bald, daß er ihn seiner Lieblings-Sklavinn gegeben hatte.

Diese wurde nach dem Palast geholt. Und als man ihre Hand untersuchte, erkannte man die Wunde, von welcher Mahmud gesprochen hatte, und man zweifelte nicht mehr, daß er die Wahrheit gesagt hätte. Hierauf wurde sie als Zauberinn verurtheilt, in einer Grube zu verschmachten, deren steile Wände jede Flucht verhinderten.

Als Mahmud den glücklichen Erfolg seiner List vernommen hatte, eilte er nach der Grube, in welche man die schöne Sklavinn hinabgelassen hatte; und durch Ueberredung der Wächter, denen

er sein Abenteuer erzählte, gelang es ihm, sie zu befreien.

Zufolge dem Versprechen, welches er den Wächtern gethan hatte, entfloh er in sein Land, reiste Tag und Nacht, und gelangte so in den Besitz des Gegenstandes seiner Wünsche.

Da habt ihr, »Herr,« fügte die Königinn [14]) hinzu, »eine von den zahlreichen Listen der Männer . . . .«

Der Kaiser, aufgeregt dadurch, gab sogleich den Befehl zur Hinrichtung seines Sohnes.

Auf solche Weise bemächtigten sich vierzig Tage hindurch, die Königinn und die Wesyre wechselsweise des Gemüthes des Kaisers.

Am ein und vierzigsten Tage, mit Sonnenaufgange, bestieg der Kaiser seinen Thron, gab dem Scharfrichter seine Befehle, und ließ seinen Sohn vorführen. Er ließ desgleichen die vierzig Wesyre festnehmen, und sie gebunden, je zehn und zehn, vor sich führen.

Der Scharfrichter verband dem Prinzen Nurgehan die Augen, zog sein Schwert, und fragte den Kaiser zweimal, ob er zuhauen sollte. Nachdem es ihm verstattet worden, sagte er: »Herr, ich fordere diesen Befehl noch zum drittenmale von euch; bedenket wohl, daß eine zu spät Reue nicht wieder gut machen kann, was ihr jetzo befehlet.«

Der Kaiser war im Begriff, seinen Befehl zu wiederholen, da erschien Abumaschar, der Lehrer Nurgehan's. Sogleich ergriff ihn die Wache,

und führte ihn vor den Thron, mit solcher Eilfertigkeit, daß seine Füße nicht die Erde berührten.

»Elender,« sprach Sindbad zu ihm, »dein Kopf soll deine Freveltaten bezahlen. Sind es nicht deine treulosen Rathschläge, welche meinem Sohne dieses Stillschweigen auflegten?«

»Ja, Herr,« antwortete Abumaschar, »euer Sohn mußte vierzig Tage lang dieses Stillschweigen beobachten, um die Unfälle zu vermeiden, welche die Gestirne ihm verkündigten: aber die verhängnißvolle Frist ist abgelaufen, und er kann jetzo wieder reden.«

Sogleich nahm man dem Prinzen die Binde von den Augen, und er erzählte unbefangen alles, was zwischen ihm und seiner Stiefmutter vorgegangen war. Er berief sich auf das Zeugniß der Frauen der Königinn, welche bekannten, daß sie hinter einer dünnen Wand alles gehört hätten.

Auf diese Berichte bereute Sindbad herzlich [15]), was er bisher gethan hatte, und alle Herren des Hofes stimmten der Rede ihres Fürsten bei. Der Kaiser ließ seinen Sohn an seine Seite sitzen, küßte ihm die Augen und erlaubte den vierzig Wesiren, seine Hände und seine Knie zu küssen. Sie legten die Trauerkleider ab, welche sie während der vierzig Tage getragen hatten, und zogen prächtige Kleider an, welche der Kaiser unter ihnen vertheilen ließ.

Die Königinn aber wurde ohne Gnade hingerichtet.«

Als der Griechische König,« sagte der Fischer zu dem Geiste, »die Geschichte des Königs Sind-

bad beendigt hatte, fügte er hinzu: »Und du, Wesyr, voll Neid, gegen den Arzt Duban, welcher dir kein Leid gethan hat, willst, daß ich ihn tödten lasse; aber ich werde mich wohl davor hüten, aus Furcht, ungerecht zu seyn, wie es dieser König gegen seinen Sohn war.

Dem verrätherischen Wesyr war der Tod des Arztes Duban zu wichtig, um hiebei stehen zu bleiben. »Herr,« erwiederte er, »wie kann die Furcht, einen Unschuldigen zu bestrafen, euch hindern, den Arzt hinrichten zu lassen. Ist es nicht hinreichend, daß man ihn eines Anschlages auf euer Leben anklagt, um euch zu berechtigen, ihm das seine zu nehmen? Wenn es darauf ankommt, das Leben eines Königs zu sichern, so muß schon ein bloßer Verdacht für Gewißheit gelten; und es ist besser, einen Unschuldigen aufzuopfern, als einen Schuldigen unbestraft zu lassen.... Aber, Herr, dies hier ist keineswegs eine noch ungewisse Sache: der Arzt Duban will euch ermorden. Es ist nicht der Neid, welcher mich gegen ihn gewaffnet, es ist allein die Theilnahme für die Erhaltung Euer Majestät, es ist mein Eifer, welcher mich antreibt, euch eine Anzeige von so großer Wichtigkeit zu machen. Ist sie falsch, so verdiene ich auf dieselbe Weise bestraft zu werden, wie einsmals ein Wesyr bestraft wurde.—

»Was hatte dieser Wesyr gethan,« fragte der Griechische König, »wodurch er eine solche Strafe verdiente?«

»Ich will es Euer Majestät erzählen,« antwortete der Wesyr; »möge sie die Güte haben, mich anzuhören.

Geſchichte
des beſtraften Weſyrs.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der leidenſchaftlich die Jagd liebte. Er erlaubte ihm oft dieſes Vergnügen; aber er hatte ſeinem Groß-Weſyr den Befehl ertheilt, ihn ſtets zu begleiten, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Eines Tages hatten auf einer ſolchen Jagd die Jäger einen Hirſch angeſchoſſen, und der Prinz, im Wahne, daß der Weſyr ihm folgte, ſprengte dem Thiere nach. Er ritt ſo lange, und ſeine Hitze führte ihn ſo weit weg, daß er ſich endlich allein ſah. Er hielt an, und als er bemerkte, daß er den Weg verloren hatte, wollte er auf ſeiner Spur zurückkehren, um wieder zu dem Weſyr zu kommen, der nicht ſchnell genug war, ihm ſo nahe zu folgen; aber er verirrte ſich.

Indem er ſo, ohne eine beſtimmte Richtung zu halten, hin und herlief, traf er neben einem Wege eine ziemlich wohlgebildete Frau, die bitterlich weinte. Er hielt den Zügel ſeines Pferdes an, und fragte dieſe Frau, wer ſie wäre, was ſie ſo allein an dieſem Orte thäte, und ob ſie ſeiner Hülfe bedürfte.

»Ich bin,« antwortete sie, »die Tochter eines Königs von Indien. Indem ich auf dem Felde spazieren ritt, bin ich eingeschlafen, und vom Pferde gefallen. Mein Pferd ist entlaufen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.« Der junge Prinz hatte Mitleid mit ihr, und bot ihr an, sich hinter ihm auf sein Pferd zu setzen; was sie auch annahm.

Als sie zu einer Hütte kamen, und die Prinzessinn zu erkennen gab, daß sie eines gewissen Bedürfnisses wegen gern absteigen möchte, hielt der Prinz an, und ließ sie hinunter. Er stieg auch ab, und näherte sich der Hütte, sein Pferd am Zügel haltend. Denket euch seine Ueberraschung, als er die Frau drinnen folgende Worte aussprechen hörte: »Freuet euch, meine Kinder, ich bringe euch einen wohlgebildeten und recht fetten Knaben.« Und andere Stimmen antworteten ihr alsbald: »Mama, wo ist er? damit wir ihn sogleich essen; denn wir haben großen Hunger.«

Der Prinz brauchte nicht mehr zu hören, um die Gefahr zu erkennen, in welcher er schwebte. Er sah wohl, daß die Frau, welche sich für die Tochter eines Königs von Indien ausgegeben hatte, eine Ogerinn war, d. h. das Weib eines dieser wilden Geister, welche Oger genannt werden, und sich tausend Listen bedienen, um die Vorübergehenden zu fangen und zu fressen.

Er ward von Furcht ergriffen, und warf sich schleunigst auf sein Pferd. Die vorgebliche Prinzessinn trat in diesem Augenblicke wieder heraus, und als sie sah, daß ihr der Fang fehlgeschla-

gen war, rief sie dem Prinzen zu: »Fürchtet nichts: wer seyd ihr? und was suchet ihr?« — »Ich habe mich verirret,« antwortete er, »und ich suche meinen Weg.« — »Wenn ihr euch verirrt habt,« sagte sie, »so befehlet euch Gott, er wird euch aus der Verlegenheit ziehen, in welcher ihr euch befindet.«

Hierauf hob der Prinz die Augen gen Himmel . . .«

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf . . .«

Schachriar, neugierig, die Entwickelung dieser Geschichte zu hören, verlängerte abermals das Leben der Scheherasade.

Zwanzigste Nacht.

Dinarsade hatte so große Lust, das Ende von der Geschichte des jungen Prinzen zu hören, daß sie in dieser Nacht früher als gewöhnlich erwachte. »Meine Schwester,« sprach sie, »ich bitte dich, vollende die gestrige Geschichte. Ich nehme so großen Theil an dem Schicksale des jungen Prinzen, und ich sterbe vor Furcht, daß er von der Ogerinn mit ihren Kindern gefressen werde.«

Nachdem Schachriar dasselbe Verlangen bezeigt hatte, sagte die Sultaninn: »Wohlan, Herr, ich will euch von dieser Furcht befreien.

Als die falsche Prinzessinn von Indien dem jungen Prinzen gerathen hatte, sich Gott zu empfehlen, dachte er wohl, daß sie es nicht aufrichtig mit ihm meinte, sondern daß sie ihn schon

als ihre gewisse Beute ansah, und er hob die Hände gen Himmel, und sprach: »Herr, der du allmächtig bist, wirf dein Auge auf mich, und befreie mich von dieser bösen Feindinn.«

Auf dieses Gebet trat das Weib des Ogers in die Hütte zurück, und er entfernte sich schleunig von ihr. Glücklicherweise fand er seinen Weg wieder, und kam gesund und wohlbehalten bei dem Könige, seinem Vater, an, welchem er Stück für Stück die Gefahr erzählte, in welche er durch die Nachlässigkeit des Wesyrs gerathen war. Der König, erzürnt über seinen Minister, ließ ihn auf der Stelle erdrosseln.

Herr,« fuhr der Wesyr des Griechischen Königs fort,« um auf den Arzt Duban zurückzukommen, das Vertrauen, das ihr auf ihn habt, wird euch verderblich seyn; ich weiß von guter Hand, daß eure Feinde einen Kundschafter ausgeschickt haben, um Euer Majestät nach dem Leben zu trachten. Er hat euch geheilt, sagt ihr: aber wer kann euch das verbürgen? Er hat euch vielleicht nur scheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieses Mittel mit der Zeit nicht eine schändliche Wirkung thut?

Der Griechische König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht scharfsinnig genug, um die boshafte Absicht seines Wesyrs zu erkennen, noch war er standhaft genug, um in seiner ersten Gesinnung zu beharren. Diese Rede machte ihn wankend: »Wesyr,« sagte er, »du hast Recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen seyn,

mir das Leben zu nehmen, was er sehr wohl, durch den bloßen Geruch eines seiner Säfte bewirken könnte. Wir müssen überlegen, was unter diesen Umständen zu thun ist.«

Als der Wesyr den König in der Stimmung sah, in welcher er ihn haben wollte, sagte er zu ihm: »das sicherste und das schleunigste Mittel, auch von dieser Furcht zu befreien, und euer Leben in Sicherheit zu setzen, ist, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu lassen, und ihm, sobald er kommt, das Haupt abschlagen zu lassen.«

Der König rief sogleich einen seiner Beamten, und befahl ihm, nach dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wissen, was der König wollte, eilig in den Palast kam.

»Weißt du wohl,« sprach der König, als er ihn sah, »weshalb ich dich hieher gefordert habe?« — »Nein, Herr,« antwortete er, »und ich erwarte, daß Euer Majestät geruhe, mich davon zu unterrichten.« — »Ich habe dich kommen lassen,« fuhr der König fort, »um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme.«

Es ist nicht möglich, das Erstaunen des Arztes auszudrücken, als er sein Todesurtheil aussprechen hörte. »Herr,« sagte er, »welche Ursache kann Euer Majestät haben, mich tödten zu lassen?« — »Ich weiß von guter Hand,« erwiederte der König, »du bist ein Kundschafter, und nur deswegen an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten: aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau' zu,« sprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, »und befreie mich von einem Verräther,

der sich bloß hier eingeschlichen hat, um mich zu ermorden.«

Aus diesem grausamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der schwache König sich von ihren Vorspiegelungen hatte einnehmen lassen. Es gereuete ihn, daß er ihn vom Aussatze geheilt hatte; aber diese Reue kam jetzo zu spät.

»Auf solche Weise also,« sprach er zu ihm, »belohnt ihr mich für die Wohlthat, welche ich euch erzeigt habe?«

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal, den Todesstreich zu thun.

Der Arzt legte sich nun aufs Bitten: »Ach, Herr,« rief er aus, »laßt mich noch länger leben, damit Gott das eure verlängere; laßt mich nicht tödten, aus Furcht, daß Gott euch nicht dasselbe widerfahren lasse!«

Der Griechische König erwiederte ihm hartherzig: »Nein, nein, es ist durchaus nothwendig, daß ich dich umbringen lasse. Du könntest mir noch geschickter das Leben nehmen, als du mich geheilt hast.«

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte sich bitterlich, und bereitete sich, den Todesstreich zu empfangen, indem er zum Könige sprach: »das also ist mein Lohn für den Dienst, welchen ich dir erzeigt habe, und du willst mir deine Erkenntlichkeit auf dieselbe Art beweisen, wie einst der Krokodil that [16]).«

»Erzähle mir,« unterbrach ihn der König, »die

Geschichte dieses Krokodils.« — »In diesem Augenblicke erwiederte der Arzt, »kann ich sie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern.«

»Nein,« rief der König aus, »du mußt sterben.«

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände, und zog sein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten dem König um Gnade für ihn; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der König aber war unerbittlich, und sprach auf solche Weise zu ihnen, daß sie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König, und sprach zu ihm: »Herr, weil Euer Majestät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, so flehe ich sie an, mir wenigstens die Erlaubniß zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszutheilen, und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden.«

»Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?« fragte der König.

»Herr,« erwiederte der Arzt, »weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen ist, und Euer Majestät sich die Mühe geben, und das Buch bis zum sechsten Blatte öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut.«

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter strenger Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Wesyre, die Emire [17]), die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronsaal, um Zeugen davon zu seyn.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

»Herr, nehmet, wenn es euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die

Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr,« fügte er hinzu, »erlaubet mir nochmals, die Gnade Euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes, lasset euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unschuldig bin.«

»Deine Bitten,« antwortete der König, »sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod.«

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel: und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen und sprach folgende Worte:

»Herr, möge Euer Majestät jetzo das Buch öffnen.«

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: »Arzt, hier steht nichts geschrieben.« — »Wendet noch einige Blätter um,« antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er

immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelte ihm vor den Augen, und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne ....«

Bei diesen Worten erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu reden.

»Ach, meine Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, diese Geschichte zu vollenden!«

Aber Schachriar, weit entfernt, diesen Tag die Hinrichtung der schönen Scheherasade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld, die folgende Nacht; so großes Verlangen hatte er, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wie den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Ein und zwanzigste Nacht.

Wie neugierig Dinarsade auch war, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wachte sie diese Nacht jedoch nicht so zeitig auf, als gewöhnlich: es war selbst beinahe schon Tag, als sie zu der Sultaninn sagte: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, die wunderbare Geschichte des Griechischen Königs fortzusetzen; aber spute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen.«

Scheherasade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo sie dieselbe den vorhergehenden Tag gelassen hatte.

»Herr,« begann sie, »der Fischer fuhr also fort:

»Als der Arzt Duban, oder richtiger zu sagen, sein Kopf, sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

»Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten.«

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

»Herr,« fuhr Scheherasade fort, »das war das Ende des Griechischen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geschichte des Fischers mit dem Geiste zurückkommen: aber es ist schon Tag....«

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und stand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste hören wollte, so deutete er der Sultaninn an, sie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zwei und zwanzigste Nacht.

Dinarsade hielt sich die Nacht schadlos für die vorhergehende; sie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheherasaden, den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste zu erzäh-

len, welche der Sultan eben so sehr als Dinarsade zu hören wünschte.

»Ich will,« antwortete die Sultaninn, »seine und deine Neugier befriedigen.«

Hier wandte sie sich zu Schachriar, und fuhr fort:

»Herr, sobald der Fischer die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße versperret hielt:

»Hätte der Griechische König,« sagte er zu ihm, »den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demüthigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Ebenso verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner so großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinem Willen beständest, mich zu tödten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich seyn. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will.«

»Fischer, mein Freund,« antwortete der Geist, »ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich ist, Böses mit Gutem

gen war, rief sie dem Prinzen zu: »Fürchtet nichts: wer seyd ihr? und was suchet ihr?« — »Ich habe mich verirret,« antwortete er, »und ich suche meinen Weg.« — »Wenn ihr euch verirrt habt,« sagte sie, »so befehlet euch Gott, er wird euch aus der Verlegenheit ziehen, in welcher ihr euch befindet.«

Hierauf hob der Prinz die Augen gen Himmel . . . .«

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf . . . .«

Schachriar, neugierig, die Entwickelung dieser Geschichte zu hören, verlängerte abermals das Leben der Scheherasade.

Zwanzigste Nacht.

Dinarsade hatte so große Lust, das Ende von der Geschichte des jungen Prinzen zu hören, daß sie in dieser Nacht früher als gewöhnlich erwachte. »Meine Schwester,« sprach sie, »ich bitte dich, vollende die gestrige Geschichte. Ich nehme so großen Theil an dem Schicksale des jungen Prinzen, und ich sterbe vor Furcht, daß er von der Ogerinn mit ihren Kindern gefressen werde.«

Nachdem Schachriar dasselbe Verlangen bezeigt hatte, sagte die Sultaninn: »Wohlan, Herr, ich will euch von dieser Furcht befreien.

Als die falsche Prinzessinn von Indien dem jungen Prinzen gerathen hatte, sich Gott zu empfehlen, dachte er wohl, daß sie es nicht aufrichtig mit ihm meinte, sondern daß sie ihn schon

als ihre gewisse Beute ansah, und er hob die Hände gen Himmel, und sprach: »Herr, der du allmächtig bist, wirf dein Auge auf mich, und befreie mich von dieser bösen Feindinn.«

Auf dieses Gebet trat das Weib des Ogers in die Hütte zurück, und er entfernte sich schleunig von ihr. Glücklicherweise fand er seinen Weg wieder, und kam gesund und wohlbehalten bei dem Könige, seinem Vater, an, welchem er Stück für Stück die Gefahr erzählte, in welche er durch die Nachlässigkeit des Wesyrs gerathen war. Der König, erzürnt über seinen Minister, ließ ihn auf der Stelle erdrosseln.

Herr,« fuhr der Wesyr des Griechischen Königs fort,« um auf den Arzt Duban zurückzukommen, das Vertrauen, das ihr auf ihn habt, wird euch verderblich seyn; ich weiß von guter Hand, daß eure Feinde einen Kundschafter ausgeschickt haben, um Euer Majestät nach dem Leben zu trachten. Er hat euch geheilt, sagt ihr: aber wer kann euch das verbürgen? Er hat euch vielleicht nur scheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieses Mittel mit der Zeit nicht eine schändliche Wirkung thut?

Der Griechische König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht scharfsinnig genug, um die boshafte Absicht seines Wesyrs zu erkennen, noch war er standhaft genug, um in seiner ersten Gesinnung zu beharren. Diese Rede machte ihn wankend: »Wesyr,« sagte er, »du hast Recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen seyn,

mir das Leben zu nehmen, was er sehr wohl, durch den bloßen Geruch eines seiner Säfte bewirken könnte. Wir müssen überlegen, was unter diesen Umständen zu thun ist.«

Als der Wesyr den König in der Stimmung sah, in welcher er ihn haben wollte, sagte er zu ihm: »das sicherste und das schleunigste Mittel, auch von dieser Furcht zu befreien, und euer Leben in Sicherheit zu setzen, ist, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu lassen, und ihm, sobald er kommt, das Haupt abschlagen zu lassen.«

Der König rief sogleich einen seiner Beamten, und befahl ihm, nach dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wissen, was der König wollte, eilig in den Palast kam.

»Weißt du wohl,« sprach der König, als er ihn sah, »weshalb ich dich hieher gefordert habe?« — »Nein, Herr,« antwortete er, »und ich erwarte, daß Euer Majestät geruhe, mich davon zu unterrichten.« — »Ich habe dich kommen lassen,« fuhr der König fort, »um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme.«

Es ist nicht möglich, das Erstaunen des Arztes auszudrücken, als er sein Todesurtheil aussprechen hörte. »Herr,« sagte er, »welche Ursache kann Euer Majestät haben, mich tödten zu lassen?« — »Ich weiß von guter Hand,« erwiederte der König, »du bist ein Kundschafter, und nur deswegen an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten: aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau zu,« sprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, »und befreie mich von einem Verräther,

der sich bloß hier eingeschlichen hat, um mich zu ermorden.«

Aus diesem grausamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der schwache König sich von ihren Vorspiegelungen hatte einnehmen lassen. Es gereuete ihn, daß er ihn vom Aussatze geheilt hatte; aber diese Reue kam jetzo zu spät.

»Auf solche Weise also,« sprach er zu ihm, »belohnt ihr mich für die Wohlthat, welche ich euch erzeigt habe?«

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal, den Todesstreich zu thun.

Der Arzt legte sich nun aufs Bitten: »Ach, Herr,« rief er aus, »laßt mich noch länger leben, damit Gott das eure verlängere; laßt mich nicht tödten, aus Furcht, daß Gott euch nicht dasselbe widerfahren lasse!«

Der Griechische König erwiederte ihm hartherzig: »Nein, nein, es ist durchaus nothwendig, daß ich dich umbringen lasse. Du könntest mir noch geschickter das Leben nehmen, als du mich geheilt hast.«

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte sich bitterlich, und bereitete sich, den Todesstreich zu empfangen, indem er zum Könige sprach: »das also ist mein Lohn für den Dienst, welchen ich dir erzeigt habe, und du willst mir deine Erkenntlichkeit auf dieselbe Art beweisen, wie einst der Krokodil that [16]).«

»Erzähle mir,« unterbrach ihn der König, »die

Geschichte dieses Krokodils.« — »In diesem Augenblicke erwiederte der Arzt, »kann ich sie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern.«

»Nein,« rief der König aus, »du mußt sterben.«

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände, und zog sein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten dem König um Gnade für ihn; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der König aber war unerbittlich, und sprach auf solche Weise zu ihnen, daß sie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König, und sprach zu ihm: »Herr, weil Euer Majestät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, so flehe ich sie an, mir wenigstens die Erlaubniß zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszutheilen, und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden.«

»Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?« fragte der König.

»Herr,« erwiederte der Arzt, »weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen ist, und Euer Majestät sich die Mühe geben, und das Buch bis zum sechsten Blatte öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut.«

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter strenger Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Wesyre, die Emire [17]), die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronsaal, um Zeugen davon zu seyn.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

»Herr, nehmet, wenn es euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die

Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr,« fügte er hinzu, »erlaubet mir nochmals, die Gnade Euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes, lasset euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unschuldig bin.«

»Deine Bitten,« antwortete der König, »sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod.«

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel: und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen und sprach folgende Worte:

»Herr, möge Euer Majestät jetzo das Buch öffnen.«

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: »Arzt, hier steht nichts geschrieben.« — »Wendet noch einige Blätter um,« antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er

immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelte ihm vor den Augen, und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne ....«

Bei diesen Worten erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu reden.

»Ach, meine Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, diese Geschichte zu vollenden!«

Aber Schachriar, weit entfernt, diesen Tag die Hinrichtung der schönen Scheherasade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld, die folgende Nacht; so großes Verlangen hatte er, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wie den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Ein und zwanzigste Nacht.

Wie neugierig Dinarsade auch war, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wachte sie diese Nacht jedoch nicht so zeitig auf, als gewöhnlich: es war selbst beinahe schon Tag, als sie zu der Sultaninn sagte: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, die wunderbare Geschichte des Griechischen Königs fortzusetzen; aber spute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen.«

Scheherasade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo sie dieselbe den vorhergehenden Tag gelassen hatte.

»Herr,« begann sie, »der Fischer fuhr also fort:

»Als der Arzt Duban, oder richtiger zu sagen, sein Kopf, sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

»Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten.«

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

»Herr,« fuhr Scheherasade fort, »das war das Ende des Griechischen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geschichte des Fischers mit dem Geiste zurückkommen: aber es ist schon Tag....«

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und stand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste hören wollte, so deutete er der Sultaninn an, sie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zwei und zwanzigste Nacht.

Dinarsade hielt sich die Nacht schadlos für die vorhergehende; sie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheherasade'n, den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste zu erzäh-

len, welche der Sultan eben so sehr als Dinarsade zu hören wünschte.

»Ich will,« antwortete die Sultaninn, »seine und deine Neugier befriedigen.«

Hier wandte sie sich zu Schachriar, und fuhr fort:

»Herr, sobald der Fischer die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße versperret hielt:

»Hätte der Griechische König,« sagte er zu ihm, »den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demüthigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Ebenso verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner so großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinem Willen bestandest, mich zu tödten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich seyn. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will.«

»Fischer, mein Freund,« antwortete der Geist, »ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich ist, Böses mit Gutem

zu vergelten. Behandle mich nicht, wie Imma einst Ateka [18]) behandelte.« —

»Und was that Imma an Ateka?« fragte der Fischer.

»Oh, wenn du es zu wissen wünschest,« antwortete der Geist, »so öffne mir dieses Gefäß; meinst du, daß ich aufgelegt sey, in einem so engen Raume Mährchen zu erzählen? Ich will dir ihrer so viel erzählen, als du willst, wenn du mich hieraus befreiet hast.« — »Nein, sagte der Fischer, »ich werde dich nicht freilassen: es ist schon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres schleudern.« — »Noch ein Wort, Fischer,« rief der Geist aus; »ich verspreche dir, dir kein Böses zu thun: im Gegentheil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden.«

Die Hoffnung, sich aus der Armuth zu ziehen, entwaffnete den Fischer. »Ich könnte dich wohl anhören;« sagte er, »wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem hohen Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willst, was du verheißest, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für so gottlos, einen solchen Eid zu brechen.«

Der Geist schwur, und der Fischer öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich stieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geist seine Gestalt auf dieselbe Weise wie zuvor, wieder angenommen hatte, war das erste, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer schleuderte.

Diese Handlung erschreckte den Fischer:

»Geist, sagte er, »was soll das bedeuten? Willst du den Eid brechen, den du mir so eben geschworen hast? Und soll ich zu dir sagen, was der Arzt Duban zu dem Griechischen Könige sagte: »Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?«

Die Furcht des Fischers machte den Geist zu lachen, welcher ihm antwortete: »Nein, Fischer, sey ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergetzen, und zu sehen, ob du dadurch beunruhigt seyn würdest; und um dich zu überzeugen, daß ich dir mein Wort halten will, so nimm dein Netz, und folge mir.«

Indem er diese Worte sprach, setzte er sich in Bewegung und ging vor dem Fischer her, welcher, mit seinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, stiegen hoch auf einen Berg, und über denselben hinab in eine weite Ebene, auf welcher sie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als sie am Ufer des Teiches standen, sagte der Geist zu dem Fischer: »Wirf dein Netz aus, und fange Fische.« Der Fischer zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er sah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerst verwundert, als er bemerkte, daß sie von vier verschiedenen Farben waren, nämlich, weiße, rothe, blaue und gelbe. Er warf sein Netz aus, und fing vier Fische, von jeder dieser Farben einen. Da er zuvor nie dergleichen gesehen hatte, so konnte er nicht müde werden, sie zu bewundern; und da er eine ansehnliche Summe dar-

aus zu lösen gedachte, so hatte er große Freude darüber.

»Trage diese Fische hin,« sagte der Geist zu ihm, »und bringe sie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt hast. Du kannst alle Tage in diesem Teiche zu fischen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, sonst würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich also in Acht. Dies ist die Weisung, welche ich dir gebe: wenn du sie genau befolgst, so wirst du dich wohl dabei befinden.«

Indem er dieses sprach, stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche sich aufthat, und sich wieder zuschloß, nachdem sie ihn verschlungen hatte.

Der Fischer, gesonnen Stück für Stück die Weisung des Geistes zu befolgen, hütete sich wohl, sein Netz zum zweitenmale auszuwerfen. Er begab sich auf den Weg nach der Stadt zurück, sehr zufrieden mit seinem Fischzuge, und stellte tausend Betrachtungen über sein Abenteuer an. Er ging gerade nach dem Palaste des Sultans . . . .

Aber, Herr,« sagte Scheherasade, »ich erblicke den Tag; ich muß bei dieser Stelle innehalten.«

»Liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie erstaunlich sind die letzten Abenteuer, welche du eben erzählt hast!« — »Wenn der Sultan, mein Herr, mich noch bis morgen leben läßt,« antwortete Scheherasade, »so bin ich überzeugt, daß du den Verfolg der Geschichte des Fischers

noch viel wunderbarer finden wirst, als den Anfang, und ohne Vergleich viel anmuthiger.«

Schachriar, neugierig zu hören, ob das Uebrige der Geschichte des Fischers wirklich so wäre, wie die Sultaninn es verhieß, schob nochmals die Ausübung des grausamen Gesetzes auf, welches er sich auferlegt hatte.

Drei und zwanzigste Nacht.

Gegen das Ende der drei und zwanzigsten Nacht weckte Dinarsade die Sultaninn, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, ich bin äußerst ungeduldig, die Fortsetzung der Geschichte des Fischers zu hören.«

Scheherasade nahm sie, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen wieder auf:

»Herr, ich überlasse es Euer Majestät, zu ermessen, wie groß das Erstaunen des Sultans war, als er die vier Fische sah, welche der Fischer ihm überreichte. Er nahm sie, einen nach dem andern, um sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und nachdem er sie lange bewundert hatte, sagte er zu seinem ersten Wesyr: »Nimm diese Fische, und trage sie zu der geschickten Köchinn, welche der Griechische Kaiser mir geschickt hat: ich bilde mir ein, daß sie nicht minder schmackhaft, als schön seyn werden.«

Der Wesyr trug sie selber zu der Köchinn, und indem er sie ihren Händen übergab, sagte er zu ihr: »Da sind vier Fische, welche man so eben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, sie ihm zuzurichten.«

Geschichte dieses Krokodils.« — »In diesem Augenblicke erwiederte der Arzt, »kann ich sie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern.«

»Nein,« rief der König aus, »du mußt sterben.«

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände, und zog sein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten dem König um Gnade für ihn; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der König aber war unerbittlich, und sprach auf solche Weise zu ihnen, daß sie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König, und sprach zu ihm: »Herr, weil Euer Majestät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, so flehe ich sie an, mir wenigstens die Erlaubniß zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszutheilen, und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden.«

»Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?« fragte der König.

»Herr,« erwiederte der Arzt, »weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen ist, und Euer Majestät sich die Mühe geben, und das Buch bis zum sechsten Blatte öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut.«

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter strenger Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Wesyre, die Emire [17]), die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronsaal, um Zeugen davon zu seyn.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

»Herr, nehmet, wenn es euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die

Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr,« fügte er hinzu, »erlaubet mir nochmals, die Gnade Euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes, lasset euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unschuldig bin.«

»Deine Bitten,« antwortete der König, »sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod.«

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel: und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen und sprach folgende Worte:

»Herr, möge Euer Majestät jetzo das Buch öffnen.«

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: »Arzt, hier steht nichts geschrieben.« — »Wendet noch einige Blätter um,« antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er

immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelte ihm vor den Augen, und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne ....«

Bei diesen Worten erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu reden.

»Ach, meine Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, diese Geschichte zu vollenden!«

Aber Schachriar, weit entfernt, diesen Tag die Hinrichtung der schönen Scheherasade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld, die folgende Nacht; so großes Verlangen hatte er, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wie den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Ein und zwanzigste Nacht.

Wie neugierig Dinarsade auch war, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wachte sie diese Nacht jedoch nicht so zeitig auf, als gewöhnlich: es war selbst beinahe schon Tag, als sie zu der Sultaninn sagte: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, die wunderbare Geschichte des Griechischen Königs fortzusetzen; aber spute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen.«

Scheherasade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo sie dieselbe den vorhergehenden Tag gelassen hatte.

»Herr,« begann sie, »der Fischer fuhr also fort:

»Als der Arzt Duban, oder richtiger zu sagen, sein Kopf, sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

»Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten.«

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

»Herr,« fuhr Scheherasade fort, »das war das Ende des Griechischen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geschichte des Fischers mit dem Geiste zurückkommen: aber es ist schon Tag....«

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und stand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste hören wollte, so deutete er der Sultaninn an, sie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zwei und zwanzigste Nacht.

Dinarsade hielt sich die Nacht schadlos für die vorhergehende; sie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheherasaden, den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste zu erzäh-

len, welche der Sultan eben so sehr als Dinarsade zu hören wünschte.

»Ich will,« antwortete die Sultaninn, »seine und deine Neugier befriedigen.«

Hier wandte sie sich zu Schachriar, und fuhr fort:

»Herr, sobald der Fischer die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße versperret hielt:

»Hätte der Griechische König,« sagte er zu ihm, »den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demüthigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Ebenso verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner so großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinem Willen bestandest, mich zu tödten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich seyn. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will.«

»Fischer, mein Freund,« antwortete der Geist, »ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich ist, Böses mit Gutem

zu vergelten. Behandle mich nicht, wie Jmma einst Ateka [18]) behandelte.« —

»Und was that Jmma an Ateka?« fragte der Fischer.

»Oh, wenn du es zu wissen wünschest,« antwortete der Geist, »so öffne mir dieses Gefäß; meinst du, daß ich aufgelegt sey, in einem so engen Raume Mährchen zu erzählen? Ich will dir ihrer so viel erzählen, als du willst, wenn du mich hieraus befreiet hast.« — »Nein, sagte der Fischer, »ich werde dich nicht freilassen: es ist schon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres schleudern.« — »Noch ein Wort, Fischer,« rief der Geist aus; »ich verspreche dir, dir kein Böses zu thun: im Gegentheil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden.«

Die Hoffnung, sich aus der Armuth zu ziehen, entwaffnete den Fischer. »Ich könnte dich wohl anhören;« sagte er, »wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem hohen Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willst, was du verheißest, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für so gottlos, einen solchen Eid zu brechen.«

Der Geist schwur, und der Fischer öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich stieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geist seine Gestalt auf dieselbe Weise wie zuvor, wieder angenommen hatte, war das erste, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer schleuderte.

Diese Handlung erschreckte den Fischer:

»Geist, sagte er, »was soll das bedeuten? Willst du den Eid brechen, den du mir so eben geschworen hast? Und soll ich zu dir sagen, was der Arzt Duban zu dem Griechischen Könige sagte: »Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?«

Die Furcht des Fischers machte den Geist zu lachen, welcher ihm antwortete: »Nein, Fischer, sey ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergetzen, und zu sehen, ob du dadurch beunruhigt seyn würdest; und um dich zu überzeugen, daß ich dir mein Wort halten will, so nimm dein Netz, und folge mir.«

Indem er diese Worte sprach, setzte er sich in Bewegung und ging vor dem Fischer her, welcher, mit seinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, stiegen hoch auf einen Berg, und über denselben hinab in eine weite Ebene, auf welcher sie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als sie am Ufer des Teiches standen, sagte der Geist zu dem Fischer: »Wirf dein Netz aus, und fange Fische.« Der Fischer zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er sah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerst verwundert, als er bemerkte, daß sie von vier verschiedenen Farben waren, nämlich, weiße, rothe, blaue und gelbe. Er warf sein Netz aus, und fing vier Fische, von jeder dieser Farben einen. Da er zuvor nie dergleichen gesehen hatte, so konnte er nicht müde werden, sie zu bewundern; und da er eine ansehnliche Summe dar-

aus zu lösen gedachte, so hatte er große Freude darüber.

»Trage diese Fische hin,« sagte der Geist zu ihm, »und bringe sie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt hast. Du kannst alle Tage in diesem Teiche zu fischen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, sonst würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich also in Acht. Dies ist die Weisung, welche ich dir gebe: wenn du sie genau befolgst, so wirst du dich wohl dabei befinden.«

Indem er dieses sprach, stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche sich aufthat, und sich wieder zuschloß, nachdem sie ihn verschlungen hatte.

Der Fischer, gesonnen Stück für Stück die Weisung des Geistes zu befolgen, hütete sich wohl, sein Netz zum zweitenmale auszuwerfen. Er begab sich auf den Weg nach der Stadt zurück, sehr zufrieden mit seinem Fischzuge, und stellte tausend Betrachtungen über sein Abenteuer an. Er ging gerade nach dem Palaste des Sultans . . . .

Aber, Herr,« sagte Scheherasade, »ich erblicke den Tag; ich muß bei dieser Stelle innehalten.«

»Liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie erstaunlich sind die letzten Abenteuer, welche du eben erzählt hast!« — »Wenn der Sultan, mein Herr, mich noch bis morgen leben läßt,« antwortete Scheherasade, »so bin ich überzeugt, daß du den Verfolg der Geschichte des Fischers

noch viel wunderbarer finden wirst, als den Anfang, und ohne Vergleich viel anmuthiger.«

Schachriar, neugierig zu hören, ob das Uebrige der Geschichte des Fischers wirklich so wäre, wie die Sultaninn es verhieß, schob nochmals die Ausübung des grausamen Gesetzes auf, welches er sich auferlegt hatte.

Drei und zwanzigste Nacht.

Gegen das Ende der drei und zwanzigsten Nacht weckte Dinarsade die Sultaninn, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, ich bin äußerst ungeduldig, die Fortsetzung der Geschichte des Fischers zu hören.«

Scheherasade nahm sie, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen wieder auf:

»Herr, ich überlasse es Euer Majestät, zu ermessen, wie groß das Erstaunen des Sultans war, als er die vier Fische sah, welche der Fischer ihm überreichte. Er nahm sie, einen nach dem andern, um sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und nachdem er sie lange bewundert hatte, sagte er zu seinem ersten Wesyr: »Nimm diese Fische, und trage sie zu der geschickten Köchinn, welche der Griechische Kaiser mir geschickt hat: ich bilde mir ein, daß sie nicht minder schmackhaft, als schön seyn werden.«

Der Wesyr trug sie selber zu der Köchinn, und indem er sie ihren Händen übergab, sagte er zu ihr: »Da sind vier Fische, welche man so eben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, sie ihm zuzurichten.«

Nachdem er sich dieses Auftrages entledigt hatte, kehrte er zu dem Könige, seinem Herrn, zurück, welcher ihm befahl, dem Fischer vierhundert Goldstücke zu geben: was er auch getreulich erfüllte.

Der Fischer, welcher niemals eine so große Summe auf einmal besessen hatte, konnte kaum sein Glück fassen, und es kam ihm vor wie ein Traum. Aber er erkannte in der Folge wohl, daß es wirklich war, durch den guten Gebrauch, welchen er davon machte, indem er es auf die Bedürfnisse seiner Familie verwandte.

»Aber, Herr,« fuhr Scheherasade fort, »nachdem ich euch von dem Fischer erzählt habe, muß ich nun auch von der Köchinn des Sultans erzählen, welche wir in einer großen Verlegenheit finden werden.

Sobald sie die Fische gereinigt hatte, welche der Wesyr ihr übergeben, setzte sie sie in einem Tiegel mit Oel aufs Feuer, um sie zu braten. Als sie dieselben auf der einen Seite genugsam gebraten glaubte, kehrte sie sie um. Aber, o unerhörtes Wunder! kaum waren sie umgedreht, als die Wand der Küche sich auftat: daraus trat ein Fräulein hervor, von bewundernswürdiger Schönheit, und herrlichem Wuchse; sie trug ein Kleid von Aegyptischem geblümten Atlas, Ohrgehänge und ein Halsband von großen Perlen, goldene mit Rubinen geschmückte Armbänder, und hielt eine Ruthe von Myrten in der Hand.

Sie nahte sich dem Tiegel, zum großen Erstaunen der Köchinn, welche bei diesem Anblick

unbeweglich dastand, und indem sie einen der Fische mit der Ruthe berührte, sagte sie zu ihm: »Fisch, thust du deine Pflicht?« Als der Fisch nicht antwortete, wiederholte sie dieselben Worte, und nun erhoben die vier Fische zugleich ihre Köpfe, und antworteten sehr deutlich: »Ja, ja: wenn ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn ihr siehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.«

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatten, stieß das Fräulein den Tiegel um, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich sogleich wieder zuschloß, und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

Als die Köchinn, welche alle diese Wunder entsetzt hatten, von ihrem Schrecke wieder zu sich gekommen war, ging sie hin, die Fische wieder aufzuheben, welche in die Glut gefallen waren; aber sie waren alle so schwarz wie Kohlen, und gar nicht im Zustande, dem Sultan vorgesetzt zu werden. Sie war darüber sehr bekümmert, und fing an zu weinen: »Wehe mir,« rief sie aus, »was soll aus mir werden! Wenn ich dem Sultan erzähle, was ich gesehen habe, so wird er mir sicher nicht glauben; in welchen Zorn wird er nicht gegen mich gerathen!

Während sie sich so betrübte, trat der Groß-Wesyr herein, und fragte sie, ob die Fische bereit wären. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war; und dieser Bericht, wie man sich denken kann, erstaunte ihn höchlich.

Aber ohne dem Sultan etwas davon zu sagen, ersann er eine Entschuldigung, welche ihm genügte.

Indessen schickte er auf der Stelle hin, und ließ den Fischer rufen; und als dieser gekommen war, sagte er zu ihm: »Fischer, bringe mir vier andere Fische, welche denen, die du schon gebracht hast, ähnlich sind; denn es ist ein eigenes Unglück damit begegnet, welches verhindert hat, sie dem Sultan vorzusetzen.«

Der Fischer sagte ihm nicht, was der Geist ihm empfohlen hatte, sondern um sich davon loszumachen, diesen Tag noch die verlangten Fische zu liefern, entschuldigte er sich durch die Länge des Weges, und versprach, sie am folgenden Morgen zu bringen.

In der That machte sich der Fischer während der Nacht auf, und begab sich nach dem Teiche. Er warf darin sein Netz aus, und als er es herauszog, fand er darin vier Fische, ganz wie die vorigen, jeden von einer verschiedenen Farbe. Er kehrte alsbald zurück, und brachte sie dem Groß-Wesyr, zu der Zeit, da er sie ihm versprochen hatte.

Dieser Minister nahm sie, und trug sie selber abermals in die Küche, wo er sich allein mit der Köchinn einschloß, welche sie in seiner Gegenwart zurichtete, und sie auf das Feuer setzte, wie sie mit den vier andern den vorigen Tag gethan hatte. Als sie auf einer Seite gebraten waren, und sie sie auf die andere Seite gedreht hatte, öffnete sich die Wand der Küche abermals, und dieselbe Frau erschien mit ihrer Ruthe in

der Hand; sie nahte sich dem Tiegel, schlug auf einen der Fische, sprach dieselben Worte zu ihm, und sie gaben ihr alle mit aufgehobenen Köpfen dieselbe Antwort.

Aber Herr,« fügte Scheherasade hinzu, »da bricht schon der Tag an, und hindert mich, diese Geschichte fortzusetzen.«

Schachriar dachte wohl, daß ihr Verfolg sehr merkwürdig seyn müßte, und beschloß, ihn in der folgenden Nacht zu hören.

Vier und zwanzigste Nacht.

»Meine liebe Schwester,« rief Dinarsade, wie gewöhnlich, »wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, das schöne Mährchen von dem Fischer fortzusetzen und zu vollenden.«

Die Sultanina nahm sogleich das Wort, und sprach folgendermaßen:

»Herr, nachdem die vier Fische der Frau geantwortet hatten, warf sie den Tiegel mit einem Ruthenschlage um, und verschwand an derselben Stelle in die Wand, wo sie herausgetreten war.

Der Groß-Wesyr, welcher Zeuge von allem gewesen, was vorgegangen war, sagte: »Das ist zu erstaunlich und zu außerordentlich, um dem Sultan ein Geheimniß davon zu machen; ich gehe, ihn von diesem Wunder zu unterrichten.« In der That ging er sogleich zu ihm, und machte ihm einen treuen Bericht davon.

Der Sultan war sehr erstaunt, und bezeigte großes Verlangen, dieses Wunder zu sehen; in

dieſer Abſicht ſandte er hin und ließ den Fiſcher holen. »Mein Freund,« ſprach er zu ihm, »könnteſt du mir nicht noch vier Fiſche von verſchiedenen Farben bringen?« Der Fiſcher antwortete dem Sultan, wenn Seine Majeſtät ihm zur Erfüllung ihres Wunſches drei Tage Zeit geben wollte, ſo verſpräche er, ihr zu genügen.

Als ihm dies bewilligt war, ging er zum drittenmale nach dem Teiche, und er war nicht minder glücklich, als die beiden vorigen Male; denn auf den erſten Zug fing er vier Fiſche von verſchiedenen Farben. Er ſäumte nicht, ſie ſogleich dem Könige zu bringen, deſſen Freude darüber um ſo größer war, als er ſie nicht ſo bald erwartet hatte, und der ihm abermals vierhundert Goldſtücke geben ließ.

Sobald der Sultan die Fiſche hatte, ließ er ſie in ſein Zimmer bringen, ſammt allem, was zu ihrer Bereitung nöthig war. Hier ſchloß er ſich mit ſeinem Groß-Weſir ein, und dieſer Miniſter richtete die Fiſche zu, ſetzte ſie in einem Tiegel auf das Feuer, und als ſie auf der einen Seite gebraten waren, kehrte er ſie auf die andere. Da öffnete ſich die Wand des Zimmers, aber anſtatt des Fräuleins, trat ein Schwarzer daraus hervor.

Dieſer Schwarze trug die Kleidung eines Sklaven; er war von rieſenhafter Dicke und Größe, und hielt einen dicken grünen Stock in der Hand. Er nahte ſich dem Tiegel, berührte mit ſeinem Stock einen der Fiſche, und ſprach zu ihm mit furchtbarer Stimme: »Fiſch, Fiſch, thuſt du deine Pflicht?«

Auf diese Worte hoben die Fische ihre Köpfe empor, und antworteten: Ja, ja, wir thun unsere Pflicht; wenn ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.«

Kaum hatten die Fische diese Worte ausgesprochen, als der Schwarze den Tiegel mitten im Zimmer umstieß, und die Fische in Kohlen verwandelte. Als dies geschehen war, entfernte er sich stolz, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich wieder schloß und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

»Nach dem, was ich so eben gesehen habe,« sprach der Sultan zu seinem Groß-Wesyr, »ist es mir unmöglich, ruhig zu seyn. Diese Fische bedeuten ohne Zweifel etwas Außerordentliches, worüber ich Aufklärung haben will.

Er sandte abermals nach dem Fischer; man brachte ihn, und er sagte zu ihm: »Fischer, die Fische, welche du uns gebracht hast, verursachen mir große Unruhe. An welchem Orte hast du sie gefangen?« — »Herr,« antwortete er, »ich habe sie in einem Teiche gefangen, welcher zwischen vier Hügeln liegt, jenseit des Berges, den man von hier sieht.«

»Kennst du diesen Teich?« fragte der Sultan den Wesyr. — »Nein, Herr,« antwortete der Wesyr, »ich habe nie davon reden gehört; es sind gleichwohl schon sechzig Jahre, daß ich in der Umgegend und jenseit dieses Berges jage.«

Der Sultan fragte nun den Fischer, wie weit der Teich von seinem Palast entfernt wäre; und

der Fischer versicherte, daß es nicht mehr als drei Stunden Weges wäre.

Auf diese Versicherung, und weil es noch hoch genug am Tage war, um vor der Nacht dorthin zu gelangen, befahl der Sultan seinem ganzen Hofe, zu Pferde zu steigen; und der Fischer diente ihnen als Führer.

Sie ritten den Berg hinauf, und beim Hinabsteigen sahen sie, mit großer Verwunderung, eine weite Ebene, welche niemand bisher bemerkt hatte. Endlich gelangten sie an den Teich, welchen sie wirklich zwischen vier Hügeln liegen fanden, wie der Fischer berichtet hatte. Das Wasser darin war so durchsichtig, daß sie bemerkten, wie alle Fische darin denen ähnlich waren, welche der Fischer nach dem Palaste gebracht hatte.

Der Sultan hielt am Ufer des Teiches still; und nachdem er die Fische darin einige Zeit mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er seine Emire und alle seine Hofleute, wie es möglich wäre, daß sie diesen so nahe bei der Stadt gelegenen Teich noch nicht gesehen hätten. Sie antworteten ihm, daß sie niemals auch nur davon reden gehört hätten.

»Weil ihr denn alle einstimmig seyd,« sagte er darauf zu ihnen, »daß ihr nicht einmal davon reden gehört habt, und da ich nicht minder als ihr über diese neue Erscheinung erstaunt bin; so habe ich mich entschlossen, nicht eher in meinen Palast zurückzukehren, als bis ich weiß, wie dieser Teich hieher kommt, und warum es nur Fische von viererlei Farben darin gibt.«

Nachdem er dieses gesagt hatte, befahl er,

ſich; zu lagern: und alsbald wurden ſein Gezelt und die Zelte für ſeinen Hof am Ufer des Teiches aufgeſchlagen.

Bei Anbruche der Nacht begab der Sultan ſich in ſein Gezelt, beſprach ſich insgeheim mit ſeinem Groß-Weſyr, und ſagte zu ihm: »Weſyr, ich fühle in mir eine große Unruhe: dieſer an dieſen Ort verſetzte Teich, dieſer Schwarze, der uns in meinem Zimmer erſchienen iſt, dieſe Fiſche, welche wir reden gehört haben: alles dies erregt meine Neugier dermaßen, daß ich der Ungeduld nicht widerſtehen kann, ſie zu befriedigen. Zu dieſem Zwecke habe ich einen Plan erdacht, welchen ich durchaus ausführen muß. Ich werde mich allein aus dem Lager entfernen, und befehle dir, meine Abweſenheit geheim zu halten: bleib' unter meinem Gezelte; und morgen früh, wenn meine Emire und Hofleute ſich vorzuſtellen kommen, weiſe ſie ab, mit dem Vorgeben, daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen bin, und allein ſeyn will. Die folgenden Tage wiederhole ihnen daſſelbe, bis ich wieder zurückkomme.«

Der Groß-Weſyr machte dem Sultan mehrere Vorſtellungen, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; er erinnerte ihn an die große Gefahr, der er ſich ausſetzte, und daß er ſich vielleicht eine vergebliche Mühe gäbe. Aber wie er auch ſeine Beredſamkeit erſchöpfte, der Sultan ließ nicht ab von ſeinem Entſchluſſe, ſondern bereitete ſich, ihn auszuführen.

Er zog ſich ein zum Wandern bequemes Kleid an, verſah ſich mit einem Säbel; und ſobald

er sah, daß alles stille war in seinem Lager, machte er sich ohne irgend eine Begleitung auf den Weg.

Er richtete seine Schritte gegen einen der vier Hügel, und bestieg ihn gemächlich. Noch leichter stieg er jenseits hinab; und als er in der Ebene war, wanderte er bis Sonnenaufgang darauf fort.

Da erblickte er in der Ferne vor ihm ein großes Gebäude, und freute sich, in der Hoffnung, dort etwas von dem zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Als er nahe daran war, bemerkte er, daß es ein prächtiger Palast war, oder vielmehr ein sehr festes Schloß, von schönem schwarzem geschliffenem Marmor, mit einem Dache von feinem Stahle, so glatt wie ein Spiegelglas. Erfreut, daß er nicht lange gehen durfte, ohne wenigstens etwas Merkwürdiges anzutreffen, blieb er an der Vorderseite des Schlosses stehen, und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit.

Er näherte sich hierauf der Pforte, welche zwei Flügelthüren hatte, deren eine offen stand. Obgleich er gerade hineintreten konnte, so glaubte er doch anklopfen zu müssen. Er klopfte also einmal, ziemlich leise, und wartete einige Zeit; da er niemand kommen sah, wähnte er, man hätte ihn nicht gehört; deshalb klopfte er zum zweiten Male etwas stärker, und als er niemand weder sah noch hörte, noch stärker: aber immer noch erschien niemand. Das verwunderte ihn höchlich; denn er konnte sich nicht denken, daß

ein so wohl unterhaltenes Schloß unbewohnt wäre. »Wenn niemand darin ist,« sagte er bei sich selber, »so habe ich nichts zu fürchten; und ist jemand drinnen, so habe ich etwas, mich zu vertheidigen.«

Kurz, der Sultan trat hinein; er ging weiter in den Vorhof, und rief laut: »Ist niemand hier, einen Wanderer aufzunehmen, der einer Erquickung bedarf?« Er wiederhohlte dieselbe Frage zwei oder dreimal; aber, so laut er auch sprach, niemand antwortete ihm.

Dieses Stillschweigen vermehrte sein Erstaunen. Er ging weiter in einen sehr geräumigen Hof, und blickte sich nach allen Seiten um, ob er niemand entdecken könnte: er erblickte aber nicht das geringste lebendige Wesen....

Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf.«

»Ach, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »du läßt uns gerade an der schönsten Stelle!« »Es ist wahr,« antwortete die Sultaninn; »aber, liebe Schwester, du siehst die Nothwendigkeit davon ein. Jedoch käme es nur auf den Sultan, meinen Herrn, an, daß du morgen auch das Uebrige hörtest.«

Es geschah nicht so wohl Dinarsade'n zu Gefallen, daß Schachriar die Sultaninn nochmals leben ließ, als um seine eigene Neugier zu befriedigen und zu vernehmen, was sich in dem Schlosse zutragen würde.

Fünf und zwanzigste Nacht.

Dinarsade säumte nicht, die Sultaninn am Ende dieser Nacht aufzuwecken: »Meine liebe Schwester,« sagte sie zu ihr, »ich bitte dich, uns zu erzählen, was sich in dem schönen Schlosse zutrug, in welchem du uns gestern ließt.«

Scheherasade nahm sogleich das gestrige Mährchen wieder auf, wandte sich zu Schachriar und sprach:

»Herr, als der Sultan in dem Hofe, worin er sich befand, niemand erblickte, so trat er in große Säle, deren Fußteppiche von Seide waren, der Estrich und die Sofa's bedeckt mit Stoffen von Mekka, und die Thürvorhänge von den reichsten Indischen Stoffen, reich mit Gold und Silber gestickt.

Er kam weiter in einen wundervollen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken stand mit einem Löwen aus gediegenem Golde auf jeder Ecke. Die vier Löwen spieen Wasser aus ihren Rachen, welches in Diamanten und Perlen niederfiel, und harmonisch einen Wasserstrahl begleitete, welcher, aus der Mitte des Beckens emporspringend, fast die Decke der Kuppel berührte, deren Wände bemahlt waren.

Das Schloß war auf drei Seiten von einem Garten umgeben, welchen Blumenstücke, Teiche, Lustwäldchen und tausend andere Annehmlichkeiten um die Wette verzierten, und was diesen Ort vollends wonnevoll machte, war eine zahllose Menge von Vögeln, welche die Luft mit ihrem wohllautenden Gesange erfüllten, und stets

dort blieben, weil die über die Bäume und den Palast gespannten Netze sie verhinderten, wegzufliegen.

Der Sultan wandelte lange von Zimmer zu Zimmer, wo alles groß und prächtig erschien. Als er müde war weiter zu gehen, setzte er sich in einem offenen Gemach, welches die Aussicht über den Garten hatte; und hier, erfüllt von allem dem, was er schon gesehen hatte, und noch sah, stellte er allerlei Betrachtungen an über alle diese verschiedenen Gegenstände, als auf einmal eine klagende Stimme sein Ohr traf und er vernehmlich diese traurigen Worte hörte:

»O Schicksal, laß nicht länger mich leben, und schone mein nicht mehr! denn mein Daseyn schwebt zwischen Unglück und Gefahr.

Hast du nicht Mitleid, o Gattinn, mit einem Manne von hoher Abkunft, der unter die Herrschaft der Liebe erniedrigt wurde? nicht mit einem der Reichsten, der verarmte?

Ja, ich gestehe es; ich beneidete die Luft, die dich umwehte: aber ich bedachte nicht, daß, beim Willen des Schicksals, auch der hellste Blick nichts siehet.

Welche Kunst könnte auch den Bogenschützen noch retten, wenn ihm, im Begriff loszudrücken, die Senne zerreißt!

Wenn feindliche Haufen sich dann auf ihn stürzen, wohin kann er da fliehen vor dem Geschick! Wohin kann er da fliehen!«

Der Sultan, gerührt von diesen Klagen, stand auf und ging nach der Seite, woher sie ertönten. Er kam an die Thür eines großen Saales, öff-

nete den Vorhang, und erblickte einen wohlgebildeten und sehr reich gekleideten Mann, welcher auf einem etwas über den Boden erhabenen Throne saß. Die Traurigkeit mahlte sich in seinem Antlitze [19]), welches übrigens von einer vollkommenen Schönheit, und durch ein kleines schwarzes Mal auf der Wange bezeichnet war. Der Dichter beschreibt auf folgende Weise die Schönheit eines solchen jungen Mannes:

Sein Wuchs war schlank; sein schwarzes Haar, wenn man es anblickte, versetzte alles um ihn her in Dunkelheit, so wie die blendende Weiße seiner Stirne alles wieder in das hellste Licht setzte.

Aber das schwarze Mal auf der Wange, dieses tadelt nur ja nicht! Ist euch nicht bekannt, daß das Blatt der schönen Anemone auch mit einem schwarzen Punkte geschmückt ist? —

Der Sultan näherte sich ihm, und grüßte ihn. Der junge Mann erwiederte seinen Gruß, indem er ihm mit dem Kopfe eine sehr tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch aufzustehen. Deshalb sagte er zu dem Sultan: »Mein Herr, ich erkenne wohl, daß ihr es verdient, daß ich aufstehe, um euch zu empfangen und alle mögliche Ehre zu erzeigen; aber eine so schwere Ursache verhindert mich daran, daß ihr es mir nicht übel deuten müßt,« — »Mein Herr,« antwortete der Sultan, »ich bin euch sehr verbunden für die gute Meinung, welche ihr von mir heget. In Betreff der Ursache, welche euch verhindert aufzustehen, nehme ich von Herzen gern jede beliebige Entschuldigung von euch an. Angezogen von euren Ta-

gen, durchdrungen von eurem Leiden, komme ich euch meine Hülfe darzubieten. Wollte Gott, daß es von mir abhinge, euren Leiden Erleichterung zu verschaffen, ich würde all mein Vermögen dazu anwenden. Ich schmeichle mir, daß ihr mir wohl die Geschichte eurer Unfälle erzählen wollt: aber, ich bitte euch, belehrt mich zuvor: was dieser Teich hier in der Nähe bedeutet, in welchem man Fische von vier verschiedenen Farben sieht; was dieses für ein Schloß ist; weshalb ihr euch darin befindet, und woher es kommt, daß ihr so allein darin seyd?«

Anstatt auf diese Fragen zu antworten, fing der junge Mann bitterlich an zu weinen: »Wie unbeständig ist das Glück!« rief er aus: »es gefällt sich darin, diejenigen zu stürzen, welche es erhoben hat. Wo sind diejenigen, welche ruhig der von ihm gewährten Glückseligkeit genießen, und deren Tage immer hell und heiter sind?«

Der Sultan, von Mitleid bewegt, bat ihn sehr inständig, ihm die Ursache eines so großen Schmerzes zu sagen. »Ach! mein Herr,« antwortete ihm der junge Mann, »wie sollte ich nicht betrübt seyn; und warum sollten meine Augen nicht zwei unversiegliche Thränenquellen seyn?«

Bei diesen Worten hob er sein Kleid auf, und ließ den Sultan sehen, daß er nur vom Kopfe bis zum Gürtel ein Mensch war, die andere Hälfte seines Leibes aber von schwarzem Marmor war.«

An dieser Stelle unterbrach Scheherasade ihre Rede, und machte dem Sultan bemerklich, daß der Tag anbräche.

Schachriar war dermaßen von dem bezaubert, was er so eben gehört hatte und fühlte sich so sehr zu Gunsten der Sultaninn erweicht, daß er beschloß, sie einen ganzen Monat lang leben zu lassen. Er stand jedoch wie gewöhnlich auf, ohne ihr von seinem Entschlusse etwas zu sagen.

Sechs und zwanzigste Nacht.

Dinarsade war so ungeduldig, den Verfolg des Mährchens der gestrigen Nacht zu hören, daß sie ihre Schwester sehr zeitig aufweckte und sie bat, die wunderbare Erzählung fortzusetzen, welche sie gestern nicht vollenden konnte.

»Ich will es gern thun,« antwortete die Sultaninn, »höret mir zu:«

»Ihr könnt wohl denken,« fuhr sie fort, daß der Sultan höchst erstaunt war, als er den beweinenswürdigen Zustand des jungen Mannes erblickte. »Was ihr mir da zeiget,« sagte er zu ihm, »erfüllt mich mit Entsetzen, und erregt zugleich meine Neugier; ich brenne vor Verlangen, eure Geschichte zu hören, welche ohne Zweifel höchst seltsam ist; und ich bin überzeugt, daß der Teich und die Fische damit in irgend einem Zusammenhange stehen: also beschwöre ich euch, sie mir zu erzählen; ihr werdet eine Art von Trost darin finden, indem es gewiß ist, daß die Unglücklichen eine gewisse Erleichterung darin finden, ihr Unglück zu erzählen.«

»Ich will euch diese Genugthuung nicht versagen,« erwiederte der junge Mann, »obwohl ich sie euch nicht geben kann, ohne meinen leb-

haften Schmerz zu erneuern: aber ich rathe euch zum voraus, eure Ohren, euren Geist, und selbst eure Augen auf Dinge vorzubereiten, welche alles übertreffen, was die Einbildungskraft außerordentliches ersinnen kann.«

Geschichte
des jungen Königs der Schwarzen Inseln.

So wisset denn, mein Herr, fuhr er fort, »daß mein Vater, der Mahmud hieß, König dieses Staates war. Das ist das Königreich der Schwarzen Inseln, welches seinen Namen von den vier kleinen Bergen hier in der Nähe hat; denn diese Berge waren vormals Inseln; und die Hauptstadt, in welcher mein Vater seinen Hof hielt, stand an der Stelle, wo gegenwärtig dieser Teich ist, welchen ihr gesehen habt. Die Folge meiner Geschichte wird euch alle diese Verwandlungen erklären.

Der König, mein Vater, starb in einem Alter von siebenzig Jahren. Sobald ich seine Stelle eingenommen hatte, vermählte ich mich; und diejenige, die ich dazu erwählte, den Thron mit mir zu theilen, war meine Nichte. Ich hatte alle Ursache mit den Zeichen der Liebe zufrieden zu seyn, welche sie mir gab; und ich meinerseits empfand für sie eine solche Zärtlichkeit, daß nichts unserer Vereinigung zu vergleichen war. Aber nach Verlauf von fünf Jahren bemerkte ich, daß sie keinen Geschmack mehr an mir fand.

Eines Tages, als ſie nach Tiſche im Bade war, empfand ich eine große Luſt zu ſchlafen, und ich warf mich auf einen Sofa. Zwei ihrer Frauen, welche ſich in meinem Zimmer befanden, ſetzten ſich hierauf die einen zu meinen Häupten, die andern zu meinen Füßen, jede mit einem Fächer in der Hand, ſowohl um mir Kühlung zuzuwehen, als um mir die Fliegen abzuwehren, welche meinen Schlummer hätten ſtören können. Sie wähnten, daß ich eingeſchlafen wäre, und unterhielten ſich ganz leiſe; aber ich hatte nur die Augen zugeſchloſſen, und verlor kein Wort von ihrem Geſpräche.

Eine dieſer Frauen ſagte zu der andern: »Hat die Königinn nicht ſehr Unrecht, einen ſo liebenswürdigen Fürſten, wie den unſern, nicht zu lieben?« — »Sicherlich,« antwortete die andere. »Was mich betrifft, ſo begreife ich es nicht, und ich weiß nicht, warum ſie alle Nächte aufſteht und ihn allein läßt: bemerkt er es denn nicht?« — »Ei, wie ſoll er es denn bemerken?« fuhr die erſte fort. »Sie miſcht alle Abend einen gewiſſen Kräuterſaft in ſeine Getränke, wodurch er die ganze Nacht in ſo tiefem Schlafe liegt, daß ſie Zeit hat zu gehen, wohin ſie will; und mit Anbruche des Tages kommt ſie zurück und legt ſich wieder zu ihm; alsdann erweckt ſie ihn durch einen gewiſſen Geruch, den ſie ihm unter die Naſe hält.«

Denket euch, Herr, mein Erſtaunen bei dieſer Unterredung, und die Empfindungen, welche es in mir erregte. Gleichwohl, welche Aufwallung ſie mir auch verurſachte, hatte ich Herrſchaft ge-

nug über mich, mich zu verstellen: ich that, als erwachte ich, und hörte nichts davon gehört.

Die Königinn kam wieder aus dem Bade, wir speisten mitsammen zu Abend, und ehe wir uns niederlegten, reichte sie selber mir eine Schale voll Wasser, welche ich zu trinken pflegte: aber anstatt sie an meinen Mund zu setzen, näherte ich mich einem offen stehenden Fenster, und verschüttete das Wasser so geschickt, daß sie es nicht bemerkte. Ich gab ihr darauf die Schale wieder in die Hand, damit sie nicht zweifelte, daß ich getrunken hätte.

Hierauf legten wir uns nieder; aber bald darauf, als sie mich eingeschlafen wähnte, obwohl ich wachte, stand sie wieder auf, mit so wenig Vorsicht, daß sie ziemlich laut sagte: »Schlaf, und möchtest du nie wieder erwachen!« Sie kleidete sich eilig an, und verließ das Gemach....

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, und hörte auf zu reden.

Dinarsade hatte ihre Schwester mit großem Vergnügen angehört. Schachriar fand die Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln seiner Neugier so würdig, daß er sehr ungeduldig aufstand, in der folgenden Nacht die Fortsetzung zu hören.

Sieben und zwanzigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade, und säumte nicht, die Sultaninn, ihre liebe Schwester, zu bitten, die Geschichte des jungen Königs der vier Schwarzen Inseln fortzusetzen.

Scheherasade erinnerte sich alsbald, wo sie gestern stehen geblieben war, und nahm sie folgendermaßen wieder auf:

»Sobald die Königinn, meine Gemahlinn, hinausgegangen war,« fuhr der König der Schwarzen Inseln fort, »stand ich auf, und zog mich hastig an; ich nahm meinen Säbel, und ging ihr so eilig nach, daß ich sie bald vor mir gehen hörte. Nun folgte ich ihr Schritt für Schritt, trat aber leise auf, um nicht gehört zu werden.

Sie ging durch mehrere Thüren, welche sich, durch die Kraft gewisser Zauberworte, die sie aussprach, von selber öffneten; und die letzte, welche sich so öffnete, war die des Gartens, in welche sie nun heraustrat.

Ich blieb in dieser Thüre stehen, damit sie mich nicht erblicken möchte, während sie durch ein Blumenstück ging; ich verfolgte sie mit den Augen so weit als die Dunkelheit es mir erlaubte, und bemerkte, daß sie in ein kleines Gehölz trat, dessen Baumgänge von einer dichten Hecke umgeben waren. Ich begab mich auf einem andern Wege eben dahin, und indem ich hinter die Hecke eines ziemlich langen Baumganges schlüpfte, sah ich sie darin mit einem Manne lustwandeln.

Ich ermangelte nicht, ihrem Gespräch ein aufmerksames Ohr zu leihen, und folgendes war es, was ich vernahm:

»Ich verdiene nicht,« sagte die Königinn zu ihrem Liebhaber, »die Vorwürfe, welche du mir machst, daß ich nicht eiliger bin: du weißt sehr wohl die Ursache, welche mich daran verhindert. Aber wenn alle die Zeichen der Liebe, welche ich

bisher dir gegeben habe, nicht hinreichen, dich von meiner Innigkeit zu überzeugen, so bin ich bereit, dir noch auffallendere Beweise davon zu geben: du darfst nur gebieten; du kennst meine Macht. Ich will, wenn du es wünschest, noch vor Sonnenaufgange diese große Stadt und diesen schönen Palast in graunvolle Trümmer verwandeln, die nur von Wölfen, Uhu's und Raben bewohnt sind. Soll ich alle Steine dieser so starken Mauern jenseits des Berges Kaukasus, außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt versetzen? Du darfst nur Ein Wort sagen, und dieser ganze Ort ist verwandelt.«

Als die Königinn diese Worte aussprach, war sie mit ihrem Buhlen ans Ende des Baumganges gekommen, und wandte sich mit ihm in einen andern, und beide gingen so vor mir her. Ich hatte schon meinen Säbel gezogen; und da der Buhle auf meiner Seite ging, hieb ich ihn in den Hals, und stürzte ihn zu Boden. Ich glaubte, ihn getödtet zu haben; und in diesem Wahne entfernte ich mich hurtig, ohne mich der Königinn zu erkennen zu geben, deren ich schonen wollte, weil sie meine Verwandte war.

Indessen war der Schlag, den ich ihrem Buhlen gegeben hatte, allerdings tödlich; aber sie erhielt ihm durch die Kraft ihrer Zauberei das Leben, auf eine solche Weise zwar, daß man von ihm sagen kann, er ist weder todt noch lebend.

Als ich durch den Garten nach dem Palaste zurückging, hörte ich die Königinn lautes Geschrei ausstoßen; ich erkannte daraus ihren Schmerz,

und ich war zufrieden mit mir, daß ich ihr das Leben gelassen hatte.

Nachdem ich in mein Zimmer zurückgekommen war, legte ich mich wieder nieder; und zufrieden, den Verwegenen bestraft zu haben, welcher mich beleidigt hatte, schlief ich ein.

Beim Erwachen, am folgenden Morgen, fand ich die Königinn neben mir liegen....«

Scheherasade war genöthigt, bei dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah.

»Guter Gott! meine Schwester,« sagte hierauf Dinarsade, »es thut mir sehr leid, daß du nicht weiter erzählen kannst.« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »du solltest mich zeitiger wecken; es ist deine Schuld.« — »Ich werde es, mit Gottes Hülfe, in der nächsten Nacht wieder einbringen,« erwiederte Dinarsade, »denn ich zweifle nicht: daß der Sultan eben so große Lust hat als ich, das Ende dieser Geschichte zu wissen; und ich hoffe, daß er die Güte haben wird, dich noch bis morgen leben zu lassen.«

Acht und zwanzigste Nacht.

In der That weckte Dinarsade, wie sie es sich gelobt hatte, die Sultaninn bei sehr guter Zeit, aus großem Verlangen, von ihr das Ende der angenehmen Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln zu hören, und zu wissen, wie er so in Marmor verwandelt worden.

»Du sollst es vernehmen,« antwortete Scheherasade, »mit Erlaubniß des Sultans:«

»Ich fand also die Königinn neben mir lie-

gen,« fuhr der König der vier Schwarzen Inseln fort; »ich kann euch nicht sagen, ob sie schlief, oder nicht: ich stand aber leise auf, ging in mein Gemach und kleidete mich vollends an. Hierauf ging ich in meine Rathsversammlung.

Bei meiner Rückkehr erschien die Königinn vor mir in Trauerkleidern, mit zerstreuten und zum Theil zerrauften Haaren. »Herr,« sprach sie zu mir, »ich komme Euer Majestät zu bitten, sich nicht über den Zustand zu wundern, in welchem ich mich befinde. Drei traurige Nachrichten, welche ich eben zu gleicher Zeit empfangen habe, sind die gerechte Ursache des tiefen Schmerzes, von welchem ihr nur die schwachen Zeichen sehet.« — »Und was sind das für Nachrichten, Herrinn?« fragte ich sie. »Der Tod der Königinn, meiner Mutter,« antwortete sie, »zugleich mit dem Tode des Königs, meines Vaters, der in einer Schlacht gefallen ist, und eines meiner Brüder, der in einen Abgrund gestürzt ist [20].«

Es war mir nicht unlieb, daß sie diesen Vorwand ergriff, um den wahren Grund ihrer Betrübniß zu verbergen, und ich erkannte daraus, daß sie mich nicht in Verdacht hatte, ihren Geliebten getödtet zu haben.

»Herrinn,« sagte ich zu ihr, »weit entfernt, euern Schmerz zu tadeln, versichere ich euch, daß ich allen Theil daran nehme, den ich daran nehmen muß. Ich würde höchst verwundert seyn, wenn ihr unempfindlich bliebet bei dem Verluste, welchen ihr erlitten habt. Weinet: eure Thränen sind untrügliche Kennzeichen eures trefflichen

Gemüths. Ich hoffe gleichwohl, daß die Zeit und die Vernunft euren Schmerz mäßigen werden.«

Sie zog sich in ihr Gemach zurück, wo sie sich ohne Rückhalt ihrem Schmerze hingab, und ein ganzes Jahr zubrachte mit Weinen und mit Klagen.

Nach Verlauf dieser Zeit bat sie mich um Erlaubniß, in dem Umfange des Palastes ihr Grabmal erbauen zu lassen, wo sie, wie sie sagte, bis an das Ende ihrer Tage wohnen wollte. Ich erlaubte es ihr, und sie ließ einen prächtigen Palast bauen, mit einer Kuppel, welche man von hier sehen kann: sie benannte ihn den Thränen-Palast.

Als er vollendet war, ließ sie ihren Geliebten hineinbringen, welchen sie in derselben Nacht, da ich ihn verwundet, nach einem ihr gelegenen Orte versetzt hatte. Sie hatte bisher seinen Tod durch Tränke verhindert, welche sie ihn einnehmen ließ; und sie fuhr fort, ihm dergleichen zu geben, und sie ihm selber alle Tage zu bringen, seitdem er in dem Thränen-Palaste war.

Indessen, mit allen ihren Zaubereien konnte sie diesen Unglücklichen nicht heilen. Er war nicht nur außer Stande zu gehen und sich aufrecht zu erhalten; sondern er gab auch den Gebrauch der Zunge verloren, und hatte kein anderes Lebenszeichen, als durch seine Blicke. Obwohl also die Königinn nur den Trost hatte, ihn zu sehen und ihm alles zu sagen, was ihre thörichte Liebe ihr irgend Zärtliches und Leidenschaftliches eingeben mochte, so unterließ sie jedoch nicht, ihm täglich zwei ziemlich lange Besuche zu machen. Ich war

von allem diesem wohl unterrichtet; aber ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon.

Eines Tages ging ich zu dem Thränen-Palast, aus Neugier, zu wissen, was dort eigentlich die Beschäftigung der Königinn wäre; und an einem Orte, wo ich nicht gesehen werden konnte, hörte ich sie folgendermaßen zu ihrem Geliebten reden: »Ich bin in Verzweiflung, dich in dem Zustande zu sehen, worin du dich befindest; ich fühle nicht minder die brennenden Schmerzen, welche du leidest....; aber, geliebte Seele, ich rede immer zu dir, und du antwortest mir nie. Wie lange willst du in diesem Stillschweigen beharren? Ach! die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, welche ich hier zubringe, deine Leiden zu theilen. Ich kann nicht leben ohne dich, und das Vergnügen, dich unaufhörlich zu sehen, würde ich der Herrschaft des Weltalls vorziehen.«

Sie beschloß diese lange Rede mit folgenden Versen:

»Der Tag des Heils ist derjenige, an welchem ich deiner Nähe genieße; der Tag des Verderbens und des Todes ist derjenige, wo du dich von mir abwendest.

Bringe ich die Nacht ferne von dir zu, so ist es, als ob alle Schreckniſſe mir drohten; deine Nähe aber ist für mich süßer, als Sicherheit!«

Endlich fügte sie noch folgende Verse hinzu:

»Wäre ich von aller Glückseligkeit umgeben, besäße ich die ganze Welt und das Reich der Chosroen;

So würde es für mich nicht so viel werth

seyn, als die Flügel einer Mücke, wenn mein Auge dich nicht sähe!«

Ueber diese Klagen, welche mehr als einmal von ihren Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurden, verlor ich endlich die Geduld. Ich trat hervor, näherte mich ihr, und sprach: Frau, ihr habt nun genug geweint; es ist Zeit, diesem Schmerz ein Ziel zu setzen, der uns beide entehrt; es ist zu viel, zu vergessen, was ihr mir, und was ihr euch selber schuldig seyd.«

»Herr,« antwortete sie mir, »wenn ihr noch einige Achtung, oder vielmehr, einige Gefälligkeit für mich hegt, so flehe ich euch, mir keinen Zwang anzuthun. Lasset mich meinem tödlichen Schmerze mich hingeben; es ist unmöglich, daß die Zeit ihn verringere.«

Als ich sah, daß meine Worte, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, nur dazu dienten, ihre Wuth zu reizen, sagte ich nichts mehr zu ihr, und zog mich zurück.

Sie fuhr fort, täglich ihren Geliebten zu besuchen, und zwei volle Jahre hindurch war sie in stäter Verzweiflung.

Ich ging noch einmal in den Thränen-Palast, als sie drinnen war; ich verbarg mich wieder, und ich hörte sie Folgendes zu ihrem Geliebten sagen:

»Es sind nun drei Jahre, daß du nicht ein einziges Wort zu mir gesprochen hast, und daß du nichts antwortest auf die Zeichen der Liebe, welche ich durch meine Rede und meine Seufzer dir gebe: ist das Unempfindlichkeit oder Verachtung? O Grabmal, solltest du dieses Uebermaaß

der Zärtlichkeit, welche er für mich hegte, zerstört haben? Solltest du diese Augen geschlossen haben, die mir so viel Liebe verkündigten, und die alle meine Freude ausmachten? Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Sage mir vielmehr, durch welches Wunder du der Bewahrer des köstlichsten Kleinods geworden bist, welches es jemals gab!«

Ich gestehe euch, Herr, daß ich über diese Worte ganz entrüstet wurde; denn, am Ende war dieser theure Geliebte, dieser angebetete Sterbliche, nicht ein solcher, wie ihr euch wohl einbilden könntet, sondern es war ein schwarzer Indier, aus diesem Lande gebürtig. Ich wurde, sage ich, über diese Rede dermaßen entrüstet, daß ich ungestüm hervortrat, und ebenso das Grabmal anredend, ausrief: »O Grabmal, warum verschlingst du nicht dieses Ungeheuer, vor welchem sich die Natur entsetzt; oder vielmehr, warum verzehrst du nicht den Buhlen und die Buhlinn!«

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Königinn, welche neben dem Schwarzen saß, wie eine Rasende aufsprang: »Ha, Grausamer,« schrie sie mir zu, »du bist es, der meinen Schmerz verursacht! Wähne nicht, daß ich es nicht wisse: ich habe mich nur zu lange verstellt. Es ist deine mörderische Hand, die den Gegenstand meiner Liebe in diesen jammervollen Zustand versetzt hat: und du hast noch die Grausamkeit, hieher zu kommen, und eine Liebende in Verzweiflung zu verhöhnen.

»Ja, ich bin es,« unterbrach ich sie, außer

mir vor Zorn, »ich bin es, der dieses Ungeheuer bestraft hat, wie er es verdient; ich sollte dich eben so behandeln, und es gereut mich, es nicht gethan zu haben: schon allzulange mißbrauchst du meine Güte.«

Indem ich so sprach, zog ich meinen Säbel, und ich hob den Arm, um sie zu bestrafen. Sie aber betrachtete ruhig meine Geberde, und sprach zu mir mit einem höhnischen Lächeln: »Mäßige deinen Zorn!« Zu gleicher Zeit sprach sie einige Worte aus, die ich nicht verstand, und fügte darauf hinzu: Kraft meiner Beschwörungen, befehle ich dir, auf der Stelle halb von Marmor zu werden, und halb Mensch zu bleiben.«

Sogleich ward ich, wie ihr mich hier sehet, Herr, schon todt unter den Lebenden und lebend unter den Todten....«

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und hörte auf zu erzählen.

»Meine liebe Schwester,« sagte da Dinarsade, »ich bin dem Sultan sehr verpflichtet: seiner Güte verdanke ich das große Vergnügen, das ich empfinde, dir zuzuhören.« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »wenn eben diese Güte mir noch bis morgen das Leben lassen will, so sollst du Dinge hören, welche dir nicht weniger Vergnügen machen werden, als die, welche ich so eben erzählt habe.«

Wenn Schachriar auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Scheherasade einen Monat lang zu verschieben, so würde er sie diesen Tag dennoch nicht haben tödten lassen.

Neun und zwanzigste Nacht.

Als zu Ende der Nacht Scheherasade durch die Stimme ihrer Schwester erweckt war, schickte sie sich an, ihren Wunsch zu befriedigen, und die Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln zu vollenden. Sie begann auf folgende Weise:

»Der halb marmorne, halb menschliche König fuhr also fort, dem Sultan seine Geschichte zu erzählen:

»Nachdem,« sprach er, »die grausame Zauberinn, unwürdig des Namens einer Königinn, mich also verwandelt, und durch eine andere Beschwörung in dieses Zimmer versetzt hatte, zerstörte sie meine Hauptstadt, die sehr blühend und stark bevölkert war; sie vertilgte die Häuser, die öffentlichen Plätze und Märkte, und ließ an ihrer Stelle den Teich und das wüste Feld erscheinen, welches ihr wohl gesehen habt. Die Fische von viererlei Farben, welche in dem Teiche sind, sind die vier Arten von Inwohnern, nach den verschiedenen Religionen, die darin waren: die weißen sind die Muselmänner; die rothen die Perser, Feueranbeter; die blauen, die Christen; die gelben, die Juden [21]). Die vier Hügel umher waren die vier Inseln, welche diesem Königreiche seinen Namen gaben. Ich vernahm alles dies von der Zauberinn, welche, zum Uebermaaße meiner Leiden, mir die Wirkungen ihrer Wuth selber ankündigte. Das ist noch nicht alles, ihre Wuth begnügt sich nicht mit der Zerstörung meines Reichs und mit meiner Verwandlung: sie kommt noch jeden Tag, mir auf die nackten Schultern

hundert Streiche mit dem Ochsenziemer zu geben, welche mich in Blute baden. Wenn diese Züchtigung vollzogen ist, bedeckt sie mich mit einem dicken Zeuge von Ziegenhaaren, und legt darüber diesen Rock von Brokat, den ihr hier sehet, nicht um mir Ehre anzuthun, sondern um mich zu verhöhnen.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung konnte der junge König der Schwarzen Inseln seine Thränen nicht zurückhalten; und der Sultan war so von Mitleid durchdrungen, daß er nicht ein Wort zu seinem Troste hervorbringen konnte.

Bald darauf hob der junge König die Augen gen Himmel, und rief aus: »Allmächtiger Schöpfer aller Dinge, ich unterwerfe mich deinem Gericht, und den Beschlüssen deiner Vorsehung! Ich ertrage geduldig alle meine Leiden, weil es dein Wille ist: aber ich hoffe, daß deine unendliche Güte mich dafür belohnen wird.«

Der Sultan, ganz erweicht durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte, und beseelt von dem Verlangen, diesen unglücklichen Fürsten zu rächen, sprach zu ihm: »Saget mir, wo diese treulose Zauberinn sich aufhält, und wo ihr unwürdiger Geliebter seyn mag, der vor seinem Tode schon begraben ist.«

»Herr,« antwortete ihm der Fürst, »ihr Geliebter ist, wie ich euch schon gesagt habe, in dem Thränen-Palast, in einem Grabmale mit einer Kuppel; und dieser Palast steht mit diesem Schlosse an der Vorderseite in Verbindung. Was die Zauberinn betrifft, so kann ich euch nicht genau sagen, wo sie sich aufhält; aber

alle Morgen mit Sonnenaufgange kommt sie, ihren Geliebten zu besuchen, nachdem sie an mir die blutige Züchtigung vollzogen hat, wovon ich euch gesagt habe; und ihr sehet wohl, daß ich eine so grausame Behandlung nicht abzuwehren vermag. Sie bringt ihm dann den Trank, das einzige Mittel, welches sein Leben bis daher erhalten hat; und hört nicht auf, sich über das Stillschweigen zu beklagen, welches er stets beobachtet, seitdem ich ihn verwundet habe.«

»Nicht genug zu beklagender Fürst,« erwiederte der Sultan, »man kann nicht lebhafter von eurem Unglücke gerührt seyn, als ich es bin. Niemals ist jemand so etwas Außerordentliches begegnet; es fehlt nur noch eins dabei: nämlich, die euch gebührende Rache; aber ich werde nichts unversucht lassen, um sie euch zu verschaffen.«

In der That, während der Sultan sich mit dem jungen Fürsten über diesen Gegenstand unterhielt, nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und weshalb er in dieses Schloß gekommen, ersann er ein Mittel, ihn zu rächen, welches er ihm mittheilte. Sie kamen ihn Ansehung der Maaßregeln überein, welche zu nehmen wären, damit dieses Vorhaben gelänge, dessen Ausführung auf den folgenden Tag verschoben wurde.

Unterdessen, da es schon tief in der Nacht war, legte sich der Sultan etwas zu Ruhe. Der junge König aber brachte sie auf seine gewöhnliche Weise hin, in stäter Schlaflosigkeit; denn seit seiner Verzauberung konnte er nicht schla-

fen; jedoch dieſesmal mit einiger Hoffnung, bald von ſeinen Leiden befreit zu werden.

Am folgenden Morgen, ſobald es Tag würde, ſtand der Sultan auf; und ſogleich ſein Vorhaben auszuführen, legte er ſein Oberkleid, das ihn gehindert hätte, an einen verborgenen Ort, und ging hin zum Thränen-Palaſt.

Er fand ihn durch eine Unzahl von weißen Wachsfakeln erleuchtet, und ein köſtlicher Geruch verbreitete ſich aus vielen Rauchfäſſern von feinem Golde und bewundernswürdiger Arbeit, welche alle in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt waren.

Sobald er das Bette erblickte, auf welchem der Schwarze lag, zog er ſeinen Säbel, und nahm ohne Widerſtand dieſem Elenden das Leben, deſſen Leichnam er in den Schloßhof ſchleifte, wo er ihn in einen Brunnen ſtürzte. Nach dieſer That ging er hin und legte ſich auf das Bette des Schwarzen, legte ſeinen Säbel neben ſich unter der Decke, und blieb dort, um ſein Werk zu vollenden.

Die Zauberinn erſchien bald darauf. Ihr erſtes Geſchäft war, in das Zimmer zu gehen, wo der König der Schwarzen Inſeln, ihr Gemahl, ſich befand. Sie entkleidete ihn, und gab ihm die hundert Streiche mit dem Ochſenziemer auf die Schultern, mit einer Grauſamkeit, die ohne Beiſpiel iſt. Der arme Fürſt mochte immerhin den Palaſt mit ſeinem Geſchrei erfüllen, und ſie auf die rührendſte Weiſe von der Welt beſchwören, Mitleid mit ihm zu haben, die Grauſame hörte nicht auf zu ſchlagen, als bis

sie ihm die hundert Streiche gegeben hatte. »Du hast kein Mitleid mit meinem Geliebten gehabt,« erwiederte sie ihm, »du darfst auch keines von mir erwarten....«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, so daß sie verhindert wurde, ihre Erzählung fortzusetzen.

»Mein Gott, liebe Schwester,« sagte Dinarsade, »das ist eine gar grausame Zauberinn! Aber sollen wir hier stehen bleiben? und willst du uns nicht erzählen, ob sie die verdiente Strafe empfing.« — »Meine liebe Schwester,« antwortete die Sultaninn, »ich wünsche nichts mehr, als sie dir morgen zu erzählen; aber du weißt, daß dies von dem Willen des Sultans abhängt.«

Nach dem, was Schachriar eben gehört hatte, war er weit entfernt, Scheherasade'n tödten zu lassen. »Im Gegentheil,« sagte er bei sich selber, »ich will ihr nicht das Leben nehmen, bevor sie diese erstaunliche Geschichte vollendet hat, und wenn deren Erzählung auch zwei Monat dauern sollte. Es steht ja doch immer in meiner Gewalt, den Schwur zu halten, den ich gethan habe.«

Dreißigste Nacht.

Dinarsade hatte nicht sobald bemerkt, daß es Zeit wäre die Sultaninn zu wecken, als sie sie bat, zu erzählen, was sich im Thränen-Palast zugetragen hätte.

Als Schachriar dieselbe Neugier, wie Dinarsade, bezeigt hatte, nahm die Sultaninn das

Wort, und setzte die Geschichte des jungen verzauberten Fürsten fort:

»Herr, nachdem die Zauberinn dem Könige, ihrem Gemahle, die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer gegeben hatte, bekleidete sie ihn wieder, mit dem groben Gewande von Ziegenhaaren, und mit dem brokatenen Rocke darüber.

Sie ging hierauf zu dem Thränen-Palast, und indem sie hineintrat, erneute sie ihr Weinen, Schreien und Wehklagen; dann nahte sie sich dem Bette, wo sie ihren Geliebten noch liegen wähnte, und rief aus: »Welche Grausamkeit, auf solche Weise das Glück einer so zärtlichen und leidenschaftlichen Geliebten, als ich, gestört zu haben! O du, der mir vorwirft, daß ich zu unmenschlich bin, wenn ich dich die Wirkungen meines Zornes empfinden lasse, grausamer Fürst, übertrifft deine Unmenschlichkeit nicht die meiner Rache? Verräther! indem du demjenigen, den ich anbete, nach dem Leben trachtetest, hast du mir da nicht das meine geraubt? — Ach!« fügte sie hinzu, indem sie ihre Worte an den Sultan richtete, zu dem Schwarzen zu sprechen wähnend, »meine Sonne, mein Leben, willst du immerdar dieses Stillschweigen beobachten? Bist du gesonnen mich sterben zu lassen, ohne den Trost, mir noch einmal zu sagen, daß du mich liebst? Meine Seele, sage mir wenigstens nur ein Wort, ich beschwöre dich darum.«

Da stellte sich der Sultan, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte, und indem er die Sprache der Schwarzen nachahmte, antwortete er der Königinn mit ernster Stimme: »Es gibt

keine andere Kraft und Gewalt, als in Gott allein, welcher der Allmächtige ist.«

Bei diesen Worten, deren sie sich nicht versah, that die Zauberinn einen lauten Schrei, im Uebermaaß ihrer Freude: »Mein theurer Herr,« rief sie aus, »täusche ich mich nicht? Ist es denn wahr, daß ich dich höre, und daß du zu mir redest?« — »Unglückliche,« fuhr der Sultan fort, »bist du wohl würdig, daß ich auf deine Reden antworte?« — »Und warum,« erwiederte die Königinn, »machst du mir diesen Vorwurf?« — »Das Geschrei,« versetzte er, »die Thränen und Seufzer deines Mannes, welchen du täglich so unwürdig und grausam behandelst, verhindern mich Nacht und Tag am Schlafe. Ich würde längst schon geheilt seyn, und den Gebrauch der Sprache wiedererlangt haben, wenn du ihn entzaubert hättest: dies ist die Ursache des Stillschweigens, das ich beobachte und darüber du dich beklagst.« — »Wohlan, sagte die Zauberinn; »um dich zu beruhigen, will ich thun, was du gebietest: wünschest du, daß ich ihm seine vorige Gestalt wiedergebe?« — »Ja,« antwortete der Sultan, »und beeile dich, ihn in Freiheit zu setzen, damit ich nicht mehr durch sein Geschrei belästigt werde.«

Die Zauberinn ging sogleich aus dem Thränen-Palast. Sie nahm eine Schale voll Wasser, sprach darüber einige Worte aus, welche es sieden machten, als wenn es auf dem Feuer gewesen wäre. Sie ging darauf in den Saal, in welchem der junge König, ihr Gemahl, sich befand; bespritzte ihn mit diesem Wasser, und sprach dazu:

»Wenn der Schöpfer aller Dinge dich so gebildet hat, wie du gegenwärtig bist, oder wenn er auf dich zürnt, so verwandle dich nicht: wenn du aber nur durch die Kraft meiner Bezauberung in diesem Zustande bist, so nimm deine ursprüngliche Gestalt wieder an, und werde wieder derjenige, der du zuvor warst.«

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Fürst in seinen vorigen Zustand hergestellt, frei aufstand, mit aller Freude, die man sich vorstellen kann, und Gott dafür dankte. Die Zauberinn nahm wieder das Wort, und sprach zu ihm: »Geh, entferne dich aus diesem Schlosse, und komme nie wieder hieher, oder es kostet dich das Leben.«

Der junge König, der Nothwendigkeit weichend, entfernte sich von der Zauberinn, ohne zu antworten, und begab sich an einen abgelegenen Ort, wo er geduldig den Erfolg des Unternehmens erwartete, dessen Ausführung der Sultan schon so glücklich begonnen hatte.

Unterdessen kehrte die Zauberinn zurück in den Thränen-Palast; und beim Eintreten sagte sie, immer noch im Wahne zu dem Schwarzen zu sprechen: »Theurer Geliebter, ich habe gethan, was du mir geboten hast: nichts hindert euch nun mehr aufzustehen, und mir so eine Genugthuung zu geben, deren ich schon so lange Zeit beraubt bin.«

Der Sultan fuhr fort, die Sprache der Schwarzen nachzumachen, und antwortete ihr mit unwilligem Tone: »Was du jetzt gethan hast, ist nicht hinreichend mich zu heilen; du hast nur einen Theil des Uebels weggeschafft, es muß bis

auf die Wurzel vertilgt werden.« — »Mein liebenswürdiger Schwarzer,« fuhr sie fort, »was verstehst du unter der Wurzel?« — »Unglückliche, erwiederte der Sultan, »verstehst du nicht, daß ich diese Stadt mit ihren Einwohnern und die vier Schwarzen Inseln meine, welche du durch deine Verzauberungen zerstört hast? Alltäglich um Mitternacht heben die Fische ihre Köpfe aus dem Teich empor, und schreien um Rache gegen mich und dich. Das ist der wahre Grund der Verspätung meiner Genesung. Geh eilends, alle diese Dinge in ihren vorigen Zustand herzustellen; und bei deiner Rückkehr werde ich dir die Hand geben, und du wirst mir helfen aufzustehen.«

Die Zauberinn, erfüllt von der Hoffnung, welche diese Worte ihr erregten, und entzückt vor Freude, rief aus: »Mein Herz, meine Seele, du sollst alsbald deine Gesundheit wieder haben; denn ich will thun, was du mir gebietest.«

In der That ging sie augenblicklich hinaus; und als sie an das Ufer des Teiches gekommen war, schöpfte sie ein wenig Wasser in ihre Hand, und sprengte es darüber aus.....«

Scheherasade sah bei dieser Stelle, daß es Tag war, und wollte nicht weiter reden.

Dinarsade sprach zu der Sultaninn: »Meine Schwester, ich habe große Freude darüber, den jungen König der Schwarzen Inseln entzaubert zu wissen; und ich sehe die Stadt und die Einwohner schon in ihren vorigen Zustand hergestellt: aber ich bin voll Ungeduld, zu vernehmen, was aus der Zauberinn wird.«

»Habe noch ein wenig Geduld,« antwortete

die Sultaninn; »morgen sollst du die verlangte Genugthuung haben, wenn der Sultan, mein Herr, darein willigt.«

Schachriar, der, wie schon gesagt ist, hierüber seinen Entschluß gefaßt hatte, stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen.

Ein und dreißigste Nacht.

Scheherasade säumte nicht, ihr Versprechen zu halten, und begann die Erzählung von dem Schicksale der Königinn Zauberinn folgendermaßen:

»Die Zauberinn hatte nicht sobald einige Worte über die Fische und den Teich ausgesprochen, als die Stadt auf der Stelle wieder erschien. Die Fische wurden zu Männern, Weibern und Kindern, Mahomedanern, Christen, Persern und Juden, Freien und Sklaven: kurz, jeder nahm seine natürliche Gestalt wieder an. Die Häuser und Läden füllten sich alsbald wieder mit ihren Einwohnern, welche darin alle Sachen in derselben Lage und Ordnung fanden, worin sie vor der Verzauberung waren.

Das zahlreiche Gefolge des Sultans, welches sich mitten auf dem großen Platze gelagert fand, war nicht wenig erstaunt, sich in einem Augenblicke mitten in eine schöne, weite und volkreiche Stadt versetzt zu sehen.

Als die Zauberinn diese wunderbare Verwandlung vollbracht hatte, begab sie sich eilends wieder nach dem Thränen-Palast, um die Früchte

davon einzuernten. »Mein geliebter Herr,« rief sie im Eintreten aus, »ich komme mich mit dir über die Wiederkehr deiner Gesundheit zu freuen; ich habe alles gethan, was du von mir gefordert hast: stehe also auf, und reiche mir die Hand.« — »Komm her,« sagte der Sultan zu ihr, immerfort die Sprache der Schwarzen nachahmend. Sie näherte sich. »Es ist noch nicht genug,« fuhr er fort, »komm noch näher.« Sie folgte. Da erhob er sich, und ergriff sie so ungestüm bei dem Arme, daß sie nicht Zeit hatte, sich zu besinnen; und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihren Leib in zwei Stücke.

Als dies vollbracht war, ließ er den Leichnam dort liegen, trat aus dem Thränen-Palast, und eilte zu dem jungen Fürsten der Schwarzen Inselu, der ihn mit Ungeduld erwartete. »Fürst,« sprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, »ihr habt nichts mehr zu fürchten: eure grausame Feindinn ist nicht mehr.«

Der junge Fürst dankte dem Sultan auf eine Weise, welche zeigte, daß sein Herz von Erkenntlichkeit erfüllt war; und zum Lohne für den so wichtigen Dienst, welchen er ihm geleistet hatte, wünschte er ihm ein langes Leben in aller Glückseligkeit.

»Ihr könnt fortan,« sagte der Sultan zu ihm, »ruhig in eurer Hauptstadt wohnen, wenn ihr nicht etwa in die meine kommen wollt, welche ihr so nahe liegt: ich werde euch mit Vergnügen darin empfangen, und ihr sollt darin nicht minder geachtet und geehrt werden, als in der euren.« —

»Mächtiger Sultan,« antwortete der König, »ihr glaubt also sehr nahe bei eurer Hauptstadt zu seyn?« — »Ja,« erwiederte der Sultan, »ich glaube; es sind nicht mehr als vier oder fünf Stunden Weges,« — »Es ist eine Reise von einem ganzen Jahre,« fuhr der König fort. »Ich will wohl glauben, daß ihr von eurer Hauptstadt in so kurzer Zeit hieher gekommen seyd, wie ihr sagt, weil die meine verzaubert war; aber seitdem sie es nicht mehr ist, so haben sich die Dinge sehr geändert. Das soll mich aber nicht hindern, euch zu folgen, und wäre es bis an die äußersten Enden der Erde. Ihr seyd mein Befreier; und um euch mein Lebelang meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, so will ich euch begleiten, und ohne Bedauern mein Königreich verlassen.«

Der Sultan war außerordentlich überrascht, zu vernehmen, daß er so fern von seinen Staaten wäre, und er begriff nicht, wie das zugehen konnte. Aber der junge König der Schwarzen Inseln überzeugte ihn so gut von dieser Möglichkeit, daß er nicht mehr daran zweifelte. »Es verschlägt nichts,« sagte darauf der Sultan: »die Mühe der Heimkehr in meine Staaten ist hinlänglich belohnt durch die Genugthuung, euch gedient, und mir in euch einen Sohn erworben zu haben; denn, weil ihr mir die Ehre anthun wollt, mich zu begleiten, und ich keine Kinder habe, so betrachte ich euch als solchen; und ich ernenne euch von heut an zu meinem Erben und Nachfolger.«

Die Unterhaltung des Sultans und des Kö-

nigs der Schwarzen Inseln endigte mit den zärtlichsten Umarmungen; worauf der junge König nur auf die Vorbereitungen zu seiner Abreise bedacht war. Diese waren binnen drei Wochen vollendet, zum großen Leidwesen seines ganzen Hofes und seiner Unterthanen, welche von seiner Hand einen seiner nahen Verwandten zum König empfingen.

Kurz, der Sultan und der junge Prinz begaben sich auf den Weg, mit hundert Kameelen, welche mit unschätzbaren Reichthümern aus den Kammern des jungen Königs beladen waren; und diesen begleiteten funfzig trefflich berittene und ausgerüstete Ritter. Ihre Reise war glücklich; und als der Sultan, welcher Eilboten vorausgesandt hatte, um Nachricht zu geben von seiner Entfernung und dem Abenteuer, das davon die Ursache war, in der Nähe seiner Hauptstadt anlangte, kamen die vornehmsten Beamten, welche er dort zurückgelassen hatte, ihm zum Empfange entgegen, und versicherten ihn, daß seine lange Abwesenheit keine Veränderung in seinem Reiche herbeigeführt hätte. Die Einwohner kamen auch haufenweise heraus, empfingen ihn mit lautem Jubel, und stellten Freudenfeste an, welche mehrere Tage währten.

Am folgenden Morgen nach seiner Heimkunft machte der Sultan allen seinen versammelten Hofleuten einen sehr umständlichen Bericht von den Begebenheiten, welche wider seine Erwartung, seine Abwesenheit so verlängert hatten. Er erklärte ihnen demnächst die Annahme des Königs der vier Schwarzen Inseln an Kindes-

ſtatt, welcher gern ein großes Königreich verlaſſen hätte, um ihn zu begleiten und bei ihm zu bleiben. Endlich, um ihre Treue zu belohnen, die ſie ihm alle bewahrt hatten, gab er ihnen reiche Geſchenke, im Verhältniſſe des Ranges, welchen jeder an ſeinem Hofe einnahm.

Was den Fiſcher betrifft, welcher der erſte Anlaß der Befreiung des jungen Königs war, ſo überhäufte ihn der Sultan mit Gütern, und machte ihn nebſt ſeiner Familie ſehr glücklich für ihre übrige Lebenszeit.«

Scheherasade endigte hier das Mährchen von dem Fiſcher und dem Geiſte. Dinarſade bezeugte, daß es ihr unendliches Vergnügen gemacht hätte. Und als auch Schachriar ihr dieſelbe Genugthuung bezeugt hatte, ſagte Scheherasade, daß ſie noch ein viel ſchöneres Mährchen wüßte, und wenn der Sultan es erlaubte, ſo wollte ſie es in der nächſten Nacht erzählen; denn der Tag brach ſchon an.

Schachriar, neugierig, ob dieſes Mährchen wirklich ſo anmuthig wäre, als ſie verhieß, ſtand mit dem Entſchluſſe auf, es in der folgenden Nacht zu hören.

Zwei und dreißigſte Nacht.

Dinarſade vergaß nicht, ihrer Gewohnheit nach, als es Zeit war, die Sultaninn zu wecken, und Scheherasade, ohne ihr zu antworten, begann ſogleich eine ihrer ſchönen Erzählungen.

Geschichte
der drei Kalender, Königssöhne,
und
der fünf Frauen zu Bagdad.

»Herr,« sagte sie, an den Sultan das Wort richtend, »unter der Herrschaft des Chalyfen Harun Arreschyd[22]), lebte zu Bagdad ein Lastträger, welcher, ungeachtet seines niedrigen und mühsamen Gewerbes, ein Mann von Geist und heiterer Laune war.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich mit einem großen Flechtkorbe, auf seinem Platze stand, und wartete, ob jemand seiner Dienste bedürfte, trat eine junge Frau von schönem Wuchse, mit einem Schleier von Musselin, zu ihm heran, und sprach zu ihm auf freundliche Weise:

»Höre, Träger, nimm deinen Korb, und folge mir.«

Der Träger, hocherfreut über diese wenigen so anmuthig ausgesprochenen Worte, nahm sogleich seinen Korb, setzte ihn auf den Kopf, und

folgte der Frau, indem er ausrief: »O glücklicher Tag! O Tag der guten Begegniß!«

Bald stand die Frau vor einer verschlossenen Thüre still, und klopfte an. Ein durch seinen langen weißen Bart ehrwürdiger Christ öffnete, und sie gab ihm Geld in die Hand, ohne ihm ein einziges Wort zu sagen. Aber der Christ, der wohl wußte, was sie verlangte, ging wieder hinein, und bald darauf brachte er einen großen Krug voll trefflichen Weines. »Nimm diesen Krug, sagte die Frau zu dem Träger, und setze ihn in deinen Korb.«

Als dieses geschehen war, hielt sie bei der Bude einer Frucht- und Blumenhändlerinn an, und wählte hier verschiedene Arten von Aepfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Quitten, Limonen, Zitronen, Orangen, Myrten, Basilien, Lilien, Jasmin, und einige andere Arten von Blumen, und wohlriechenden Kräutern. Sie befahl dem Träger, auch dies alles in seinen Korb zu legen, und ihr zu folgen.

Als sie hierauf an einen Fleischscharrn kam, ließ sie sich fünf und zwanzig Pfund des schönsten Fleisches, das dort zu finden war, abwägen; welches der Träger ebenfalls in seinen Korb legen mußte.

An einem andern Laden kaufte sie Kapern, Estragon, kleine Gurken, Meerfenchel, und andere Kräuter, alle in Weinessig eingemacht; an einem andern, Pistazien, Wallnüsse, Haselnüsse, Pinichen, Mandeln, und andere ähnliche Früchte; und noch an einem andern, alle Arten von Mandelgebäcke.

Indem der Träger alle diese Sachen in seinen Korb legte, und bemerkte, daß er sich füllte, sagte er zu der Frau: »Meine gute Frau, ihr hättet mir vorhersagen sollen, daß ihr solche Vorräthe einkaufen wolltet, so hätte ich ein Pferd oder vielmehr ein Kameel genommen, sie zu tragen. Ich werde bald viel über meine volle Ladung haben, wenn ihr noch mehr kaufet.« Die Frau lachte über diesen Scherz, und befahl abermals dem Träger ihr zu folgen.

Sie sprach bei einem Gewürzhändler ein, und versah sich hier mit allen Arten von wohlriechenden Wassern, Nägelein, Muskat, Pfeffer, Ingber, einem großen Stück grauen Ambra, und mehreren andern Indischen Gewürzen.

Hierauf gingen beide fort, bis sie an ein prächtiges Haus kamen, dessen Vorderseite mit schönen Säulen geschmückt, und dessen Thüre von Elfenbein war. Hier hielten sie an, und die Frau klopfte leise. . .«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hielt inne.

»Im Ernste, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »das ist ein Anfang, der die Neugier höchlich erregt. Ich glaube nicht, daß der Sultan sich des Vergnügens wird berauben wollen, den Verfolg zu hören.«

In der That erwartete Schachriar, weit entfernt den Tod der Sultaninn zu befehlen, mit Ungeduld die folgende Nacht, um zu vernehmen, was sich in dem Hause zutragen würde, von welchem sie erzählt hatte.

Drei und dreißigste Nacht.

Dinarsade erwachte vor Tage, und sprach also zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, die gestern angefangene Geschichte fortzusetzen.«

Scheheraſade erzählte sogleich folgendermaßen weiter:

»Während die junge Frau und der Lastträger warteten, daß die Thüre des Hauses geöffnet würde, stellte dieser mancherlei Betrachtungen an. Er war verwundert, daß eine so wohlgebildete Frau, als diese da, das Geschäft des Einkaufs besorgte; denn er erkannte wohl, daß sie keine Sklavinn war: ihr Wesen schien ihm zu edel, als daß er sie nicht für eine Freigeborene, ja selbst für eine vornehme Frau halten sollte. Er hätte ihr gern einige Fragen gethan, um ihren Stand zu erfahren: aber indem er sich anschickte, sie anzureden, erschien eine andere Frau, welche die Thüre zu öffnen kam, so schön, daß er ganz erstaunt darüber war, oder vielmehr er wurde von dem Glanz ihrer Reize so geblendet, daß er beinahe seinen Korb sammt allem, was darin war, hätte fallen lassen, so brachte dieser Anblick ihn außer sich. Er hatte niemals eine Schönheit gesehen, welche mit derjenigen zu vergleichen war, die hier vor seinen Augen stand.

Wie sich der Dichter hierüber ausdrückt:

»Wann sie lacht, so werden eingereihte Perlen sichtbar, oder Hagelkörner, oder Akant.

Ihr Haar verbreitet sich gleich einer finstern

Nacht über eine Stirn, die den Glanz des hellen Tages beschämt.«

Die Frau, welche den Träger mitgebracht hatte, bemerkte die Verwirrung, welche in seiner Seele vorging, und auch die Ursache derselben. Diese Entdeckung belustigte sie, und es machte ihr so viel Vergnügen, die Haltung des Trägers zu beobachten, daß sie ganz vergaß, daß die Thüre offen war. »Tritt doch ein, meine Schwester,« sagte ihr die schöne Pförtnerinn; »was wartest du? Siehst du nicht, daß dieser arme Mensch so belastet ist, daß er nicht mehr kann.«

Als sie mit dem Träger eingetreten war, schloß die Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, sie wieder zu; und alle drei gingen durch eine schöne Vorhalle, in einen geräumigen Hof, der von einer offenen Galerie umgeben war, welche unmittelbar in mehrere Zimmer von der äußersten Pracht führte. Im Hintergrunde dieses Hofes stand ein reich verzierter Sofa, in dessen Mitte ein Thron von Ambra, gestützt von vier Säulen von Ebenholz, geschmückt mit Diamanten und Perlen von außerordentlicher Größe, und bedeckt mit rothem goldgesticktem Atlas aus Indien, von bewundernswürdiger Arbeit. In der Mitte des Hofes war ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes Becken, voll des klarsten Wassers, welches in Fülle dem Maule eines Löwen von vergoldetem Erze entströmte.

So beladen der Träger war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Pracht dieses Hauses und die Reizlichkeit, welche überall darin herrschte, zu bewundern. Aber was am meisten seine

Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine dritte Frau, die ihm noch schöner erschien, als die zweite, und die auf dem Throne saß, von welchem ich erzählt habe. Sie stieg herab, sobald sie die beiden andern Frauen erblickte, und kam ihnen entgegen.

Aus der Ehrerbietung, welche die andern beiden für diese hier bezeigten, schloß der Träger, daß sie die vornehmste wäre; und er täuschte sich nicht. Diese Frau nannte sich Sobeïde; die die Thüre geöffnet hatte, hieß Safie, und Amine [23]) war der Name derjenigen, die die Vorräthe eingekauft hatte.

Sobeïde sagte zu den beiden andern, indem sie zu ihnen kam: »Meine Schwestern seht ihr nicht,« daß dieser ehrliche Mann fast unter der Last erliegt, welche er trägt? Was zaudert ihr, ihn derselben zu entledigen?«

Hierauf faßten Amine und Safie den Korb, die eine vorn, die andere hinten, und Sobeïde legte auch Hand an, und alle drei setzten ihn auf die Erde. Sie machten sich nun daran, ihn auszuleeren; und als dies geschehen war, zog die holdselige Amine Geld hervor und bezahlte den Lastträger sehr freigebig . . .«

Der anbrechende Tag legte Scheherasade'n bei dieser Stelle Stillschweigen auf, und ließ Schachriar in großem Verlangen, die Fortsetzung zu hören; was dieser Fürst bis zur folgenden Nacht verschob.

Vier und dreißigste Nacht.

In der folgenden Nacht wurde Dinarsade, von der Ungeduld aufgeweckt, den Verfolg der

angefangenen Geschichte zu hören, und sprach zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, um Gotteswillen, erzähle aus, was die drei schönen Frauen mit allen den Vorräthen machten, welche Amine gekauft hatte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade, »wenn du mir aufmerksam zuhören willst.« Zugleich nahm sie diese Erzählung folgendermaßen wieder auf:

»Der Träger war sehr zufrieden mit dem Gelde, das er empfangen hatte, und sollte nun seinen Korb nehmen und heimgehen; aber er konnte sich nicht dazu entschließen: er fühlte sich unwillkürlich fest gehalten durch das Vergnügen, drei so seltene Schönheiten zu sehen, die ihm alle gleich reizend erschienen; denn Amine hatte nun auch ihren Schleier abgelegt, und er fand sie nicht minder schön, als die beiden andern. Was er aber nicht begreifen konnte, war, daß er keinen Mann in diesem Hause sah. Gleichwohl waren die meisten Sachen, welche er hergetragen hatte, wie die trocknen Früchte, und die verschiedenen Arten von Kuchen und Eingemachtem, nur für Leute passend, welche trinken und sich erlustigen wollten.

Sobeide glaubte anfangs, daß der Träger stehen bliebe, um sich zu verschnaufen, als sie ihn aber zu lange verweilen sah, sagte sie zu ihm: »Was wartet ihr? seyd ihr nicht hinreichend bezahlt? — Meine Schwester,« fügte sie hinzu, indem sie sich zu Amine'n wandte, »gib ihm noch etwas, damit er zufrieden von hinnen gehe.«

»Gnädige Frau,« antwortete der Träger, »das ist nicht, was mich zurückhält; ich bin mehr als zu reichlich für meine Mühe bezahlt. Ich sehe wohl, daß ich eine Unhöflichkeit begangen habe, indem ich hier länger blieb, als ich sollte; aber ich hoffe, ihr werdet die Güte haben, und sie meiner Verwunderung verzeihen, daß ich hier keinen Mann sehe bei drei Frauen von so ungemeiner Schönheit. Eine Gesellschaft von Frauen ohne Männer ist gleichwohl ein eben so trauriges Ding, als eine Gesellschaft von Männern ohne Frauen.« Er begleitete diese Rede noch mit mehreren sehr ergetzlichen Wendungen, um seine Behauptung zu beweisen. Er vergaß auch nicht, sich auf das Sprichwort in Bagdad zu berufen, daß man nicht gut tafelt, wenn man nicht zu Vieren ist; und er beschloß damit, weil sie nur ihrer drei wären, daß ihnen noch der vierte Mann fehlte. Zugleich bekräftigte er dies durch folgende Verse:

»Vier ist die Zahl, die zur Fröhlichkeit stimmt:
eine Geige, eine Laute, eine Zither und eine Harfe.
Vier Wohlgerüche treten ihnen bei: Rosen,
Myrten, Levkojen und Lilien.
Viere gesellen sich zu diesen am besten: Wein,
junges Blut, Liebe und Geld.«

Die Frauen lachten über die Reden des Trägers. Hierauf sagte aber Sobeide ernsthaft zu ihm: »Mein Freund, ihr treibt eure Unbescheidenheit ein wenig zu weit; aber obschon ihr nicht verdient, daß ich mich auf Erklärungen gegen euch einlasse, so will ich euch gleichwohl sagen, daß wir drei Schwestern sind, und ein so zu-

rückgezogenes Leben führen, daß niemand etwas davon weiß. Wir haben einen zu wichtigen Grund, uns zu hüten, daß ein unbescheidener darum wisse; und ein guter Schriftsteller, den wir gelesen haben, sagt:

»Bewahre dein Geheimniß, und entdecke es niemand: wer es entdeckt, ist nicht mehr Herr davon.

Wenn dein eigener Busen dein Geheimniß nicht behalten kann, wie sollte der Busen desjenigen, dem du es vertraut hast, es behalten können?«

»Schöne Frauen,« fuhr der Träger fort, »nach eurem Ansehen allein habe ich euch gleich für sehr ausgezeichnete Personen erkannt; und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Obwohl das Glück mir nicht so viel Güter zugetheilt hat, um mich zu einem höhern Gewerbe, als das meinige, zu erheben, so habe ich doch nicht unterlassen, so viel ich konnte, meinen Geist zu bilden, durch Lesen wissenschaftlicher und geschichtlicher Bücher; und ihr werdet mir erlauben, euch zu sagen, daß ich in einem andern Schriftsteller auch einen andern Spruch gelesen, den ich immer bewährt gefunden habe:

»Wir verbergen unser Geheimniß nur vor Leuten,« sagt er, »die aller Welt als unbescheidene bekannt sind, und unser Vertrauen mißbrauchen würden; aber wir haben kein Bedenken, es den Verständigen zu entdecken, weil wir überzeugt sind, daß sie es bewahren werden.«

»Ein Geheimniß ist bei mir in eben so großer Sicherheit, als wenn es in einer Kammer wäre,

deren Schlüssel verloren und deren Thüre wohl versiegelt ist.«

Sobeïde erkannte wohl, daß es dem Träger nicht an Geist fehlte; aber in der Meinung, daß er Lust hätte, an dem Male Theil zu nehmen, womit sie sich bewirthen wollten, erwiederte sie ihm lächelnd: »Ihr wißt, daß wir uns ein Mal bereiten; ihr wißt aber auch, daß wir eine ansehnliche Ausgabe gemacht haben: es wäre also unbillig, wenn ihr daran Theil nehmen wolltet, ohne dazu beigesteuert zu haben.«

Die schöne Safie bekräftigte den Ausspruch ihrer Schwester, und sagte zu dem Träger: »Mein Freund, habt ihr nie gehört, was man insgemein sagt:

»Bringst du was mit, so giltst du was bei uns; bringst du nichts, so geh' weiter mit nichts.«

Der Träger wäre, trotz seiner Beredsamkeit, vielleicht doch gezwungen gewesen, mit Beschämung abzuziehen, wenn Amine sich nicht eifrig seiner angenommen, und zu Sobeïde'n und Safie'n gesagt hätte: »Meine lieben Schwestern, ich beschwöre euch, zu erlauben, daß er bei uns bleibe: ich brauche euch nicht zu sagen, daß er uns belüstigen wird; ihr sehet wohl, daß er dessen fähig ist. Ich versichere euch, ohne seinen guten Willen, seine Leichtigkeit und seinen guten Muth mir zu folgen, wäre es mir nicht möglich gewesen, so viel in so kurzer Zeit einzukaufen. Uebrigens, wenn ich euch alle die Artigkeiten wiederholen wollte, welche er mir unterwegs gesagt hat, so würdet ihr keinesweges verwundert seyn über den Schutz, den ich ihm angedeihen lasse.

Bei diesen Worten Aminens fiel der Träger, entzückt vor Freuden, vor ihr auf die Knie, küßte die Erde zu den Füßen dieser reizenden Person; und indem er aufstand sagte er zu ihr: »Meine liebenswürdige Herrinn, ihr habt heute mein Glück begonnen, ihr vollendet es jetzo durch eine so großmüthige Handlung: ich kann nicht genug euch meine Erkenntlichkeit bezeigen. — Uebrigens, gnädige Frauen,« fügte er hinzu, indem er sich an die drei Schwestern zusammen wandte, »wenn ihr mir eine so große Ehre erweiset, so fürchtet nicht, daß ich sie mißbrauche und es so ansehe, als wenn ich sie verdiene: nein, ich werde mich immer als euern demüthigen Sklaven betrachten.«

Indem er also sprach, wollte er das Geld zurückgeben, das er empfangen hatte; aber die ernste Sabeide befahl ihm, es zu behalten. »Was einmal aus unsern Händen gekommen ist,« sagte sie, »zur Belohnung derjenigen, die uns Dienste geleistet haben, das kehrt nie wieder darin zurück.«

Die aufsteigende Morgenröthe gebot an dieser Stelle Scheherasade'n Stillschweigen.

Dinarsade, die mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, war sehr verdrießlich darüber; doch konnte sie sich trösten, weil der Sultan, neugierig zu wissen, was zwischen den drei schönen Frauen und dem Lastträger vorgehen würde, die Fortsetzung dieser Geschichte auf die folgende Nacht verschob, und aufstand, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen.

Fünf und dreißigste Nacht.

Dinarsade unterließ in der folgenden Nacht nicht, ihre Schwester aufzufordern, die wundersame Geschichte fortzusetzen, die sie angefangen hatte.

Scheherasade nahm darauf das Wort, und sich zu dem Sultan wendend, sprach sie: Herr, mit eurer Erlaubniß, will ich die Neugier meiner Schwester befriedigen.«

Zugleich nahm sie die Geschichte der drei Kalender [24]) wieder auf:

»Sobeide wollte also das Geld von dem Träger nicht wiedernehmen. »Aber, mein Freund,« sagte sie zu ihm, »wenn wir bewilligen, daß ihr bei uns bleibet, so kündige ich euch an, daß es nicht bloß unter der Bedingung geschieht, verschwiegen zu seyn, wie wir von euch gefordert haben, wir bedingen auch noch, daß ihr genau die Regeln der Wohlanständigkeit und Ehrerbietigkeit beobachtet.«

Während sie also sprach, legte die reizende Amine ihr Staatskleid ab, schürzte ihren Rock mit dem Gürtel, um sich freier bewegen zu können, und bereitete den Tisch; sie trug mehrere Gerichte auf, und besetzte einen Schenktisch mit Weinflaschen und goldenen Schalen. Darnach setzten sich die Frauen, und ließen den Träger neben ihnen sitzen, der über alle Beschreibung glücklich war, sich mit drei Personen von so außerordentlicher Schönheit am Tische zu sehen.

Nach dem ersten Bissen nahm Amine, die sich zu dem Schenktische gesetzt hatte, eine Flasche

und eine Schale, schenkte sich ein, und trank zuerst, nach Gewohnheit der Araber. Alsdann schenkte sie ihren Schwestern ein, welche eine nach der andern tranken: hierauf füllte sie zum viertenmale die Schale, und bot sie dem Träger, welcher, indem er sie annahm, Amine'n die Hand küßte, und bevor er trank, ein Lied sang, dessen Inhalt war: daß wie der Wind die Wohlgerüche der duftenden Gegenden, die er durchstreicht, mit sich führt, ebenso der Wein, den er aus ihrer Hand empfing, dadurch einen köstlicheren Geschmack erhielte, als er von Natur hätte.

Dieser Anfang erfreute die Frauen, welche hierauf auch sangen. Kurz, die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, während des Males, welches sehr lange dauerte, und von allem begleitet war, was es angenehm machen konnte.

Der Tag war beinahe zu Ende, als Safie im Namen der drei Frauen das Wort nahm, und zu dem Träger sagte: »Stehet auf und geht, es ist Zeit, euch zu entfernen.«

Der Träger konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen und antwortete: »Ei, schöne Frauen, wo soll ich hingehen, in dem Zustande, worin ich mich befinde? Ich bin durch euren Anblick und den Trunk meiner nicht mehr mächtig: ich werde nimmer den Weg nach meinem Hause finden. Vergönnet mir die Nacht, wieder zu mir zu kommen: ich will sie zubringen, wo es euch beliebt. In kürzerer Zeit vermag ich mich nicht wieder in den Zustand herzustellen, in welchem ich war, als ich bei euch eintrat: und dann noch

bin ich ungewiß, ob ich nicht den beſſeren Theil von mir hier zurücklaſſe.«

Amine redete abermals dem Träger das Wort, und ſagte: »Meine Schweſtern, er hat Recht; ich bin mit ſeiner Forderung wohlzufrieden. Er hat uns gut genug unterhalten; wenn ihr mir folgen wollt, oder vielmehr, wenn ihr mich ſo liebt, wie ich davon überzeugt bin, ſo behalten wir ihn hier und laſſen ihn den Abend mit uns zubringen.« —

»Meine Schweſter,« antwortete Sobeide, »wir können eurer Bitte nichts verſagen. — Träger,« fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu ihm wandte, »wir wollen euch gern auch noch dieſe Gunſt erzeigen; wir machen aber dabei eine neue Bedingung. Was wir auch in eurer Gegenwart vornehmen mögen, uns ſelber oder etwas anderes betreffend, hütet euch wohl, nur den Mund zu öffnen, um uns über den Grund davon zu befragen, denn wenn ihr über Dinge, die euch keineswegs angehen, Fragen an uns thätet, ſo möchtet ihr etwas hören, das euch nicht gefiele. Drum nehmet euch in Acht, und ſeyd nicht zu neugierig, die Beweggründe unſerer Handlungen erforſchen zu wollen.

»Herrinn,« antwortete der Träger, »ich verſpreche euch, dieſe Bedingung mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit zu beobachten, daß ihr nicht Urſache haben ſollt, über eine Verletzung derſelben, und noch weniger auch über meine Unbeſcheidenheit zu beſchweren. Meine Zunge ſoll bei dieſer Gelegenheit unbeweglich ſeyn, und meine Augen

sollen wie ein Spiegel seyn, welcher nichts von den Gegenständen behält, die er empfängt.«

»Um euch zu überzeugen,« fuhr Sobeide mit sehr ernsthafter Miene fort, daß das, was wir von euch verlangen, nicht eine neue Einrichtung bei uns ist, so stehet auf und leset, was über unserer Thüre hier innerhalb geschrieben steht.«

Der Träger ging und las folgende Worte, die in großen goldenen Buchstaben geschrieben waren:

»Wer von Dingen redet, die ihn nichts angehen, hört, was ihm nicht gefällt.«

Er kam hierauf zurück zu den drei Schwestern, und sagte zu ihnen: »Schöne Frauen, ich schwöre euch, daß ihr mich von keiner Sache sollt reden hören, welche mich nichts angeht, und wobei euer Vortheil im Spiele seyn könnte.«

Nachdem dieser Vertrag gemacht war, brachte Amine das Abendessen, und als sie den Saal mit einer großen Anzahl von Kerzen erleuchtet hatte, welche, mit Aloeholz und grauem Ambra zubereitet, einen angenehmen Geruch verbreiteten und eine schöne Erleuchtung machten, setzte sie sich mit ihren Schwestern und den Träger zu Tische. Sie fingen an, zu essen, zu trinken, zu singen und Verse herzusagen. Die Frauen hatten ihr Vergnügen daran, den Träger zu berauschen, unter dem Vorwande, ihn auf ihre Gesundheit trinken zu lassen. Scherzreden wurden nicht gespart; kurz sie waren alle bei der heitersten Laune von der Welt, als sie an die Thüre klopfen hörten.....«

Bei dieser Stelle war Scheherasade genöthigt ihre Erzählung abzubrechen, weil sie den Tag anbrechen sah.

Der Sultan zweifelte nicht, daß die Fortsetzung dieser Geschichte auch gehört zu werden verdiente, verschob sie bis auf die folgende Nacht und stand auf.

Sechs und dreißigste Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht, sprach Dinarsade zu der Sultanina:

»Meine Schwester, ich habe die größte Ungeduld, die Geschichte dieser schönen Mädchen zu hören, und wer an ihre Thür klopfte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade; »ich versichere dich, daß, was ich dir jetzt erzählen werde, der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, nicht unwürdig ist. Sobald die Frauen,« fuhr sie fort, »an die Thüre klopfen hörten, standen alle drei zugleich auf, um hinzugehen und zu öffnen; aber Safie, der dieses Geschäft eigentlich zustand, war die hurtigste. Die beiden andern Frauen, als sie sich zuvorgekommen sahen, blieben stehen, und warteten, bis sie zurückkäme, ihnen zu melden, wer noch so spät etwas bei ihnen zu thun haben könnte.

Safie kam wieder: »Meine Schwestern,« sagte sie, »es bietet sich eine schöne Gelegenheit dar, einen guten Theil der Nacht recht angenehm zuzubringen, und wenn ihr nun derselben Meinung seyd, so lassen wir sie nicht entschlü-

pfen. Es stehen vor unserer Thüre drei Kalender; wenigstens erscheinen sie mir so nach ihrer Kleidung: aber was euch ohne Zweifel verwundern wird, sie sind alle drei blind auf dem rechten Auge, und haben den Kopf, den Bart und die Augenbrauen abgeschoren. Sie kommen, wie sie sagen, augenblicklich erst in Bagdad an, wo sie nie zuvor gewesen sind; und weil es Nacht ist, und sie kein Unterkommen wissen, so haben sie zufällig an unsere Thüre geklopft, und bitten uns, um Gotteswillen, die Barmherzigkeit zu haben und sie aufzunehmen. Es ist ihnen ganz gleichgültig, welchen Ort wir ihnen einräumen wollen, wenn sie nur unter Dach und Fach sind, sie wollen sich mit einem Stalle begnügen. Sie sind jung und ziemlich wohlgebildet, sie scheinen sogar viel Geist zu haben: aber ich kann nicht ohne zu lachen an ihre närrische und gleichförmige Gestalt denken.«

An dieser Stelle unterbrach Safie sich selber, und fing so herzlich an zu lachen, daß die beiden andern Schwestern und der Träger sich nicht enthalten konnten, mit zu lachen.

»Meine lieben Schwestern,« fuhr sie fort, »wollt ihr auch, daß wir sie eintreten lassen? Es ist unmöglich, daß wir mit solchen Leuten, wie ich sie euch geschildert habe, nicht den Tag noch besser beschließen sollten, als wir ihn angefangen haben. Sie werden uns sehr belustigen und uns nicht zur Last seyn, weil sie von uns nur ein Obdach für diese Nacht verlangen und ihre Absicht ist, uns zu verlassen, sobald es Tag wird.«

Sobeide und Amine machten Schwierigkeit, S

Safie'n zu bewilligen, was sie verlangte, und diese wußte selber auch den Grund davon; sie bezeigte ihnen aber so große Lust, von ihnen diese Gunst zu erlangen, daß sie es ihr nicht versagen konnten.

»Geh denn,« sagte Sobeïde zu ihr, »und laß sie eintreten: aber vergiß nicht, sie zu warnen, daß sie über nichts reden, was sie nicht angeht, und sie die Inschrift über der Thüre lesen zu lassen.«

Auf diese Worte, lief Safie freudig hin, zu öffnen; und bald darnach kam sie in Begleitung der drei Fremden zurück.

Die Kalender machten beim Eintreten eine tiefe Verbeugung vor den Frauen, die aufgestanden waren, sie zu empfangen, sie freundlich willkommen hießen, und sagten, daß sie sich freuten, Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen zu dienen, und dazu beizutragen, daß sie sich von der Ermüdung ihrer Reise erholten; und endlich luden sie sie ein, sich zu ihnen zu setzen.

Die Pracht des Ortes, und der Anstand der Frauen, brachten den Kalendern eine hohe Vorstellung von ihren schönen Wirthinnen bei. Aber als sie, bevor sie Platz nahmen, von ungefähr die Augen auf den Träger warfen, und ihn beinahe wie andere Kalender gekleidet sahen, mit welchen sie über mehrere Lehrsätze in Streit waren, und die sich nicht den Bart und die Augenbrauen abschoren, nahm einer von ihnen das Wort, und sagte: »Ah, da ist wahrscheinlich einer von unsern abtrünnigen Brüdern aus Arabien.«

Der Träger, der halb eingeschlafen und dem der Kopf von dem genossenen Weine erhitzt war, fand sich durch diese Worte beleidigt, und ohne sich von seinem Platze zu erheben, antwortete er den Kalendern, indem er sie stolz ansah: »Setzt euch, und bekümmert euch nicht um das, was euch nichts angeht. Habt ihr nicht die Inschrift über der Thüre gelesen? Verlanget nicht, daß die Welt nach eurer Weise leben soll; lebet vielmehr nach der unsern.«

»Guter Freund,« fuhr der Kalender fort, der zuerst gesprochen hatte, »gerathet nicht in Zorn: es würde uns sehr leid thun, euch den geringsten Anlaß dazu gegeben zu haben; wir sind im Gegentheil bereit, eure Befehle zu empfangen.«

Dieser Wortwechsel hätte noch Folgen haben können, aber die drei Frauen legten sich ins Mittel, und stifteten Frieden.

Als die Kalender sich zu Tische gesetzt hatten, legten die Frauen ihnen zu essen vor, und die muntere Safie trug besonders Sorge ihnen zu trinken einzuschenken.....«

Scheherasade hielt hier inne, weil sie bemerkte, daß es Tag war.

Der Sultan stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen, mit dem Vorsatze, den Verfolg der Geschichte in der nächsten Nacht zu hören; denn er hatte große Begier zu erfahren, warum die drei Kalender einäugig waren, und zwar alle drei auf demselben Auge.

Sieben und dreißigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage, erzählte Scheherasade folgendermaaßen weiter, was sich zwischen den Frauen und Kalendern begab.

»Nachdem die Kalender zur Genüge gegessen und getrunken hatten, bezeigten sie den Frauen, daß sie sich ein großes Vergnügen daraus machen würden, ihnen ein kleines Konzert zu geben, wenn sie Instrumente bei der Hand hätten und sie ihnen wollten bringen lassen. Jene nahmen dieses Erbieten mit Freuden an.

Die schöne Safie stand auf, um die Instrumente zu holen; und sie kam bald darauf wieder, und brachte eine Flöte des Landes, eine Persische Flöte und ein Tamburin. Jeder der drei Kalender empfing aus ihrer Hand das Instrument, das er wählte, und sie fingen alle drei an eine Weise zu spielen. Die Frauen wußten die Worte zu dieser Weise, welche eine der fröhlichsten war, und begleiteten sie mit ihren Stimmen; aber sie unterbrachen sich von Zeit zu Zeit durch lautes Lachen, welches ihnen die Worte erregten.

In der höchsten Lust dieser Unterhaltung klopfte es an die Thüre. Safie hörte auf zu singen, und ging hin, zu sehen, was es wäre.

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle zum Sultan, »es ist nöthig, daß Euer Majestät wisse, warum man so spät noch an die Thüre der Frauen klopfte; höret die Ursache davon:

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte

die Gewohnheit, oft des Nachts verkleidet umher zu wandern, um sich selber zu überzeugen, ob alles in der Stadt ruhig wäre und keine Unordnung vorginge.

Diese Nacht nun war der Chalyf zeitig ausgegangen, begleitet von Giafar, seinem Groß-Wesyr, und von Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, alle drei als Kaufleute verkleidet. Indem sie durch die Straße der drei Frauen kamen und dieser Fürst den Ton der Instrumente und Stimmen und dazwischen die Ausbrüche des Lachens hörte, sagte er zu dem Wesyr: »Geh, und klopf an die Thüre dieses Hauses, wo man so viel Lärm macht; ich will hingehen und die Ursache davon wissen.«

Der Wesyr stellte ihm zwar vor, daß es Frauen wären, die sich diesen Abend lustig machten; daß der Wein vermuthlich ihre Köpfe erhitzt hätte, und er sich nicht aussetzen sollte, von ihnen beschimpft zu werden; daß es noch nicht zur ungebürlichen Stunde wäre, wo man ihre Lustbarkeiten nicht stören dürfte: der Chalyf aber erwiederte: »Es thut nichts; klopfe, ich befehle es dir.«

Es war also der Groß-Wesyr Giafar, der an die Thüre der Frauen klopfte auf den Befehl des Chalyfen, der unbekannt bleiben wollte. Safie öffnete; und der Wesyr bemerkte bei dem Schein einer Kerze, welche sie trug, daß es eine Frau von großer Schönheit wäre und spielte seine Rolle vollkommen gut. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte auf ehrerbietige Weise zu ihr: »Gnädige Frau, wir sind drei

Kaufleute, aus Mussul [25]), vor etwa zehn Tagen mit reichen Waaren hier angekommen, welche wir in einem Chan [26]) niedergelegt, wo wir unsere Herberge haben. Wir waren heute bei einem Kaufmanne in dieser Stadt, der uns zu einem Besuche eingeladen hatte. Er bewirthete uns mit einem Male, und als der Wein uns in gute Laune versetzt hatte, ließ er eine Truppe von Tänzerinnen kommen. Es war schon Nacht; und während auf allerlei Instrumenten gespielt und getanzt wurde, und die Gesellschaft großen Lärm machte, kam die Wache vorbei und ließ sich öffnen. Einige von der Gesellschaft sind in Verhaft genommen; was uns betrifft, wir sind glücklich genug gewesen, über eine Mauer zu entfliehen: »aber fügte der Wesyr hinzu, weil wir Freunde sind, und ein wenig von Wein übernommen, so fürchten wir einer andern Schaar der Wache, oder derselben, zu begegnen, bevor wir unsern Chan erreichen; deshalb, Gnädige Frau, als wir im Vorbeigehen hier Instrumente und Stimmen hörten, und daraus schlossen, daß man bei euch noch nicht zu Ruhe gegangen wäre, so haben wir uns die Freiheit genommen, anzuklopfen, um euch zu bitten, uns bis zum Tage eine Zuflucht zu gewähren. Wenn wir euch würdig scheinen, an eurer Unterhaltung Theil zu nehmen; so werden wir uns bemühen, soviel uns möglich dazu beizutragen, um die Unterbrechung derselben, die wir verursacht haben, wieder gut zu machen; wo nicht, so erzeigt uns wenigstens die Gnade, daß wir die Nacht unter Obdach in eurer Vorhalle zubringen.«

Während dieser Anrede Giafars, hatte die schöne Safie Zeit, den Wesyr und seine beiden Gefährten, die sich mit ihm für Kaufleute ausgaben, genauer zu betrachten; und als sie an ihrem Aussehen erkannte, daß sie nicht gemeine Leute wären, sagte sie zu ihnen, daß sie nicht die Herrinn des Hauses wäre, wenn sie sich aber einen Augenblick gedulden wollten, sie ihnen Antwort bringen würde.

Safie ging hin, und berichtete es ihren Schwestern, welche einige Zeit schwankten, wozu sie sich entschließen sollten; sie waren aber von Natur wohlthätig, und hatten dieselbe Gnade schon den drei Kalendern erwiesen: also beschlossen sie, auch die Kaufleute eintreten zu lassen.....«

Scheheraſade war im Begriff ihre Erzählung fortzusetzen; aber indem bemerkte sie, daß es schon Tag war, und brach ab.

Der Rang der Personen, welche die Sultaninn auftreten ließ, reizte die Neugier des Sultans, und ließ ihn in der Erwartung irgend eines sonderbaren Ereignisses, so daß er mit Ungeduld die folgende Nacht erwartete.

Acht und dreißigste Nacht.

Dinarſade, die eben so neugierig war, als der Sultan, zu vernehmen, was die Ankunft des Chalyfen bei den drei Frauen für Folgen haben würde, vergaß nicht Scheheraſade'n aufzufordern, mit Erlaubniß des Sultans die Geschichte der Kalender weiter zu erzählen.

»Der Chalyf, sein Groß-Wesyr, und das

Oberhaupt seiner Verschnittenen,« erzählte die Sultaninn, »als sie von der schönen Safie eingeführt wurden, grüßten die Frauen und die Kalender mit großer Höflichkeit. Die Frauen empfingen ebenso die vermeintlichen Kaufleute; und Sobeïde, als die vornehmste, sagte zu ihnen mit ernstem und würdigem Anstande: »Seyd willkommen; aber vor allen Dingen, nehmet es nicht übel, daß wir euch um eine Gefälligkeit bitten.« — »Und welche Gefälligkeit, gnädige Frau?« antwortete der Wesyr. »Kann man so schönen Frauen irgend etwas versagen?« — Sie besteht darin, fuhr Sobeïde fort, »nur Augen und keine Zunge zu haben; was ihr auch immer hier sehen möget, keine Fragen an uns zu thun, um den Grund davon zu erfahren; und nicht von Dingen zu reden, die euch nichts angehen, damit ihr nicht höret, was euch nicht angenehm seyn würde.« — »Wir sind weder Sittenrichter, noch fürwitzige Neugierige; wir haben genug auf das zu achten, was uns angeht, ohne uns in das zu mischen, das uns nichts angeht.«

Nach diesen Worten, setzten sich alle, die Unterhaltung knüpfte sich an, und man begann von neuem zu Ehren der Neuangekommenen zu trinken.

Während der Wesyr Giafar die Frauen unterhielt, konnte der Chalif nicht aufhören, ihre außerordentliche Schönheit, ihren außerordentlichen Anstand, ihre heitere Laune und ihren Geist zu bewundern. Auf der andern Seite erschien ihm nichts auffallender, als die Kalender, die alle drei auf dem rechten Auge blind waren.

Er hätte sich gern nach dieser Sonderbarkeit erkundigt; aber die Bedingung, welche man ihm und seinen Gefährten auferlegt hatte, hinderte ihn, darnach zu fragen. Wenn er dabei den Reichthum des Hausgeräthes, die Einrichtung und die Nettigkeit dieses Hauses betrachtete, so konnte er sich nicht überreden, daß keine Zauberei dabei im Spiele seyn sollte.

Als die Unterhaltung auf die Vergnügungen und die verschiedenen Arten sich zu ergötzen gefallen war, standen die Kalender auf, und tanzten auf ihre Weise einen Tanz, der die gute Meinung noch vermehrte, welche sie schon von ihnen hegten, und ihnen die Achtung des Chalyfen und seiner Gefährten erwarb.

Als die drei Kalender ihren Tanz vollendet hatten, erhob sich Sobeïde, faßte Amine'n bei der Hand, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, steh' auf; die Gesellschaft wird es nicht übel deuten, daß wir uns keinen Zwang auferlegen, und ihre Gegenwart soll uns nicht hindern, das zu thun, was wir gewohnt sind zu thun.«

Amine, die wohl verstand, was ihre Schwester meinte, stand auf, und räumte die Schüsseln, den Tisch, die Flaschen, die Schalen, und die Instrumente, auf welchen die Kalender gespielt hatten, bei Seite.

Safie blieb auch nicht müßig, sie kehrte den Saal, stellte alles verschobene an seinen Ort, putzte die Wachskerzen, und that von neuem Aloeholz und granen Ambra daran.

Als dies geschehen war, bat sie die drei Ka-

lender sich auf den Sofa an der einen Seite zu setzen, und den Chalyfen und seinen Gefährten, die andere Seite einzunehmen, zu dem Träger aber sagte sie: »Stehet auf, und seyd bereit, uns die Hand zu reichen bei demjenigen, was wir thun wollen: ein Mensch wie ihr, der wie zum Hause gehört, darf nicht unthätig bleiben.«

Der Träger hatte seinen Rausch schon ein wenig ausgeschlafen; er stand hurtig auf, und nachdem er seinen Rock mit dem Gürtel geschürzt hatte, sagte er: »da bin ich: was gibt es zu thun.« — »So ist's gut,« antwortete Safie, »wartet, bis man euch ruft; ihr sollt nicht lange mit gekreuzten Armen da stehen.«

Bald darauf erschien Amine mit einem Stuhle, welchen sie mitten in den Saal stellte. Sie ging alsdann zu der Thüre eines Seitengemachs, öffnete sie, und winkte dem Träger, sich zu nähern: »Kommet,« sagte sie zu ihm, und helfet mir.« Er gehorchte, trat mit ihr hinein, und kam bald wieder heraus, mit zwei schwarzen Hündinnen, deren jede ein Halsband an einer Kette trug, woran er sie festhielt, und die von Peitschenhieben sehr gemißhandelt schienen. Er schritt mit ihnen bis in die Mitte des Saales.

Sobeïde, die sich zwischen den Kalendern und dem Chalyfen niedergesetzt hatte, stand nun auf, und trat ernsthaft bis zu dem Träger hin: »Auf!« sagte sie, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, »laßt uns unsere Pflicht thun.« Sie streifte sich die Aermel bis zum Ellenbogen auf, und nachdem sie die Geißel, die Safie ihr reichte, genommen hatte, sagte sie: »Träger, überzehet eine

dieser beiden Hündinnen meiner Schwester Amine, und bringet mir die andere her.«

Der Träger that, was man ihm befahl; und als er sich Sobeïde'n nahte, so fing die Hündinn, welche er führte, an zu heulen, und drehte sich nach Sobeïde'n, indem sie auf flehende Weise den Kopf emporhob. Aber Sobeïde, ohne Rücksicht auf die traurige und Mitleid erregende Geberde der Hündinn, noch auf ihr Geheul, welches das ganze Haus erfüllte, peitschte sie mit der Geißel, bis ihr der Athem versagte; und als sie keine Kraft mehr hatte, sie zu peitschen, warf sie die Geißel auf den Boden, darauf nahm sie dem Träger die Kette aus der Hand, hob die Hündinn bei den Vorderpfoten empor, und indem beide auf traurige und rührende Weise sich anblickten, weinten sie, eins wie das andere. Endlich zog Sobeïde ihr Schnupftuch hervor, trocknete der Hündinn die Thränen ab, und küßte sie; und indem sie wieder dem Träger übergab, sagte sie: »Gehet, und führet sie wieder hin, wo ihr sie her geholt habt, und bringet mir die andere.«

Der Träger führte die gepeitschte Hündinn in das Gemach zurück, nahm die andere aus Aminens Händen, und brachte sie zu Sobeïde'n, die sie erwartete: »Haltet sie, wie die vorige,« sagte sie zu ihm. Dann nahm sie die Geißel wieder auf, und mißhandelte diese Hündinn auf dieselbe Weise. Darnach weinte sie mit ihr, und trocknete ihre Thränen, küßte sie, und übergab sie wieder dem Träger, welchem die schöne

Amine die Mühe erſparte, ſie in die Kammer zurückzuführen; denn ſie that es ſelber.

Unterdeſſen waren die drei Kalender, der Chalyf und ſeine Gefährten außerordentlich erſtaunt über dieſes Strafgericht. Sie konnten nicht begreifen, was Sobeïde, nachdem ſie die beiden Hündinnen, dieſe (nach dem Glauben der Muſelmänner) unreinen Thiere mit ſolcher Anſtrengung gepeitſcht hatte, hierauf mit ihnen weinen, ihnen die Thränen abtrocknen und ſie küſſen konnte. Sie murmelten darüber bei ſich ſelber. Der Chalyf vor allen, ungeduldiger als die übrigen, ſtarb faſt vor Neugier, den Grund einer ſo ſeltſam erſcheinenden Handlung zu wiſſen, und hörte nicht auf, dem Weſyr zu winken, daß er ſich darnach erkundigen ſollte. Aber der Weſyr drehte den Kopf nach der andern Seite, bis er auf die ſo oft wiederholten Zeichen durch andere Zeichen antwortete, daß es jetzo nicht Zeit wäre, ſeine Neugier zu befriedigen.

Sobeïde blieb einige Zeit auf derſelben Stelle in der Mitte des Saales, als wenn ſie ſich von der Anſtrengung erholen wollte, welche ſie bei der Geißelung der Hündinnen gemacht hatte. »Meine liebe Schweſter,« ſprach Safie zu ihr, »wollt ihr nicht auf euren Platz zurückkehren, damit ich nun auch meine Rolle ſpiele?«

»Ja,« antwortete Sobeïde; und indem ſie dies ſagte, ging ſie hin und ſetzte ſich wieder auf dem Sofa, wo ſie zur Rechten den Chalyfen, Giafar und Mesrur hatte, zur Linken die drei Kalender und den Träger....

»Herr! sprach Scheherasade bei dieser Stelle, »was Euer Majestät bisher gehört hat, muß ihr schon wunderbar vorkommen: aber das Uebrige der Erzählung ist es wohl noch weit mehr; ich bin überzeugt, daß ihr die nächste Nacht dies selber gestehen werdet, wenn ihr mir zu erlauben geruhet, euch diese Geschichte zu Ende zu erzählen.«

Der Sultan willigte drein, und stand auf, weil es Tag war.

Neun und dreißigste Nacht.

Die Sultanin war nicht sobald aufgewacht, als sie sich der Stelle erinnerte, wo sie in der gestrigen Geschichte stehen geblieben war, und sogleich mit folgenden Worten weiter erzählte, indem sie den Sultan anredete:

»Herr, nachdem Sobeide ihren Sitz wieder eingenommen hatte, schwieg die ganze Gesellschaft eine Zeit lang. Endlich sagte Safie, die sich auf den Stuhl mitten im Saale niedergesetzt hatte, zu ihrer Schwester Amine: »Meine liebe Schwester, steh' auf, ich bitte dich; du verstehst wohl, was ich sagen will.«

Amine stand auf, und ging in eine andere Kammer, als die, aus welcher die beiden schwarzen Hündinnen geholt waren. Sie kam zurück, und trug ein Kästchen, das mit Gold und grüner Seide gestickt war. Sie näherte sich Safie'n, und öffnete das Kästchen, aus welchem sie eine Laute hervorzog, und ihr überreichte. Safie nahm sie, und nachdem sie sie gehörig gestimmt

hatte, fing sie an darauf zu spielen; und sie begleitete sie mit ihrer Stimme, und sang ein Lied von den Qualen der Trennung, mit so viel Anmuth, daß der Chalyf und die übrigen davon bezaubert wurden. Es lautete also: »Du bist allein mein Streben, du allein das Ziel meiner Wünsche; in deiner Nähe wünschte ich zu seyn, mein Geliebter!

In deiner Gegenwart ist für mich stäte Wonne, und fern von dir seyn, ist Höllenqual!

Nach dir geht mein Verlangen, nach dir mein Sehnen Tag und Nacht.

Und wahrlich! von dir entbrannt seyn, ist keine Schande.

Ja, ich habe das Kleid der Wehmuth angelegt; doch wer dich sieht, wird mich entschuldigen.—

Thränenfluthen sind über meine Wangen geflossen, und haben mein Geheimniß offenbaret.

O heile die Anfälle meiner Krankheit! Leider bist du selber die Ursache meiner Schmerzen; wohl aber bist du auch der Arzt.«

Als Safie dies Lied vollendet, welches sie mit so viel Empfindung und Ausdruck gesungen hatte, sagte sie zu der freundlichen Amine: »Nimm, meine Schwester, ich kann nicht mehr, und die Stimme versagt mir; unterhalte an meiner Statt die Gesellschaft mit Gesang und Spiel.« — »Sehr gern,« antwortete Amine, indem sie sich Safien näherte, welche die Laute ihren Händen übergab, und ihr ihren Sitz einräumte.

Nach einem kurzen Vorspiele, um zu hören, ob die Laute noch gestimmt wäre, spielte und sang Amine über denselben Gegenstand folgendes Lied:

»Wie lang wird dieſe Bruſt noch Schmerzen empfinden, wie lange werden dieſe Augen noch Thränen vergießen? ſind deren denn nicht ſchon genug vergoſſen?

Wie lange noch wird deine Abweſenheit mich quälen! Iſt das der Wunſch meiner Feinde, ſo iſt er erfüllt.

Säume nicht länger; denn mein Leib vermag nicht mehr dieſe Pein zu tragen!

Schone eines Liebeſiechen, den Nachtwachen, Ungeduld und Sehnſucht ſchon halb verzehrt haben.

Iſt es erlaubt, nach den Geſetzen der Liebe, daß ich einſam ſtehe, während andere ſich des Glücks erfreuen, mit ihren Lieben vereinigt zu ſeyn?«

Sie trug dieſen Geſang mit ſolcher Leidenſchaft vor, und war ſo gerührt, oder vielmehr ſo durchdrungen von dem Sinne der Worte, die ſie ſang, daß ſie ganz erſchöpft aufhörte.

Sobeïde wollte ihr ihre Zufriedenheit bezeigen, und ſagte zu ihr: »Meine Schweſter, du haſt Wunder gethan: man ſieht wohl, daß du das Leid empfindeſt, welches du ſo lebhaft ausdrückſt.«

Amine vermochte nicht, auf dieſen Lobſpruch zu antworten; ſie fühlte ihr Herz in dieſem Augenblick ſo beklommen, daß ſie nur daran dachte, ſich Luft zu machen, und die ganze Geſellſchaft einen Hals und einen Buſen ſehen ließ, der nicht ſo weiß war, als wie eine Frau, wie Amine, ihn haben ſollte, ſondern mit Narben bedeckt: ein Anblick der bei allen eine Art von Entſetzen hervorbrachte. Gleichwohl gab ihr dies keine Lin-

derung, und verhinderte nicht, daß sie in Ohnmacht fiel . . .

»Aber Herr,« sagte hier Scheherasade, »ich übersehe, daß es schon Tag ist.«

Mit diesen Worten hörte sie auf zu erzählen, und der Sultan stand auf.

Wenn dieser Fürst auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Sultaninn aufzuschieben, so hätte er sich dennoch nicht entschließen können, ihr das Leben zu nehmen. Seine Neugier war zu sehr darauf gespannt, eine mit so unerhörten Begebenheiten erfüllte Erzählung bis zu Ende zu hören.

Vierzigste Nacht.

Dinarsade bat, nach ihrer Gewohnheit, ihre Schwester, die Geschichte der Frauen und der Kalender fortzusetzen.

Scheherasade nahm sie also wieder auf:

»Während Sobeide und Safie ihrer Schwester zu Hülfe eilten, konnte sich einer der Kalender nicht enthalten, zu sagen: »Wir hätten lieber unter freyem Himmel geschlafen, als hier einzutreten, wenn wir gewußt hätten, daß wir hier ein solches Schauspiel sehen sollten.«

Der Chalyf, der dieses hörte, nahte sich ihm und den andern Kalendern, redete sie an, und fragte: »Was bedeutet dies hier?« Der Kalender, der zuerst gesprochen hatte, antwortete: »Mein Herr, wir wissen nicht mehr davon, als ihr,« — »Wie,« fuhr der Chalyf fort, »ihr gehöret nicht zum Hause? und könnt uns nicht berichten von diesen beiden schwarzen Hündinnen,

von dieser in Ohnmacht gesunkenen und so unwürdig gemißhandelten Frau?« — »Nein, Herr,« erwiederte der Kalender, »in unserm ganzen Leben sind wir nicht in dieses Haus gekommen, und wir haben es nur einige Augenblicke vor euch betreten.«

Dies vermehrte die Verwunderung des Chalifen: »Vielleicht,« erwiederte er, »weiß dieser Mensch, der hier bei euch ist, etwas von diesen Dingen.«

Einer der Kalender winkte dem Träger, sich zu nähern, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, warum die beiden schwarzen Hündinnen gepeitscht worden, und warum Aminens Busen so benarbt erschien. »Herr,« antwortete der Träger, »ich schwöre bey dem großen lebendigen Gotte, wenn ihr von allem dem nichts wisset, so wissen wir allzumal nichts davon. Es ist wohl wahr, daß ich aus dieser Stadt bin, aber ich bin, außer heute, niemals in dieses Haus gekommen; und wenn ihr verwundert seyd, mich hier zu sehen, so bin ich es nicht minder, mich in eurer Gesellschaft zu befinden. Was meine Verwunderung noch verdoppelt,« setzte er hinzu, »ist, daß ich hier keinen Mann bei diesen Frauen sehe.«

Der Chalyf, und seine Gefährten, und die Kalender hatten geglaubt, daß der Träger zum Hause gehörte, und daß er ihnen berichten könnte, was er zu wissen wünschte. Entschlossen, seine Neugier zu befriedigen, um welchen Preis es auch wäre, sagte der Chalyf zu den übrigen: »Höret, da wir hier sieben Männer sind, und nur mit drei Frauen zu thun haben, so wollen

wir sie ersuchen, uns die gewünschten Aufklärungen zu geben. Wenn sie sich weigern, sie uns gutwillig zu geben, so sind wir im Stande, sie dazu zu zwingen.«

Der Groß-Wesyr Giafar widersetzte sich diesem Rathe, und stellte dem Chalyfen die Folgen davon vor, ohne jedoch diesen Fürsten den Kalendern zu erkennen zu geben; und indem er sich zu ihm wandte, wie zu einem Kaufmanne, sagte er: »Bedenket, Herr, ich bitte euch, daß wir die gute Meinung von uns zu bewahren haben. Ihr wißt, unter welcher Bedingung wir die Frauen uns bei sich aufnehmen wollten; wir haben sie angenommen. Was wird man nun von uns sagen, wenn wir dem zuwider handelten? Wi würden noch viel tadelnswürdiger seyn, wenn uns irgend ein Unglück begegnete. Es hat nicht den Anschein, daß sie uns dieses Versprechen abgefordert hätten, wenn sie nicht im Stande wären, es uns bereuen zu lassen, im Falle wir es nicht halten.«

Mit diesen Worten, zog der Wesyr den Chalyfen beiseite, und leise zu ihm redend, fuhr er fort: »Herr, die Nacht wird nicht lange mehr dauern; geruhe Euer Majestät, sich noch ein wenig zu gedulden. Ich werde morgen früh diese Frauen gefangen nehmen, und sie vor euren Thron führen, und ihr werdet von ihnen alles hören, was ihr wissen wollt.«

Obwohl dieser Rath sehr vernünftig war, der Chalyf verwarf ihn dennoch, und legte dem Wesyr Stillschweigen auf, indem er sagte, daß

er nicht so lange warten könnte, sondern auf der Stelle die gewünschte Aufklärung haben wollte.

Es kam jetzo nur noch darauf an, wer das Wort führen sollte. Der Chalyf suchte die Kalender zu bereden, zuerst zu sprechen; aber sie lehnten es ab. Endlich, kamen alle darin überein, daß es der Träger thun sollte.

Dieser schickte sich an zu der bedenklichen Frage, als Sobeïde, nachdem sie Amine'n beigesprungen, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, sich ihnen näherte. Da sie sie laut und mit Eifer reden gehört hatte, sagte sie zu ihnen: »Ihr Herren, wovon redet ihr? Was betrifft euer Wortwechsel?«

Der Träger nahm darauf das Wort, und sprach zu ihr: »Gnädige Frau, diese Herren bitten euch sehr, ihnen doch zu erklären, warum ihr, nachdem ihr eure beiden Hündinnen so mißhandelt, mit ihnen geweint habt, und woher es kommt, daß die in Ohnmacht gesunkene Frau den Busen so mit Narben bedeckt hat? Das ist es, Gnädige Frau, was sie mir aufgetragen haben, in ihrem Namen von euch zu bitten.«

Sobeïde nahm auf diese Worte eine stolze Haltung an, wandte sich zu dem Chalyfen, seinen Gefährten und den Kalendern, und sagte zu ihnen: »Ist es wahr, ihr Herren, daß ihr ihm aufgetragen habt, mir diese Frage zu thun.« Sie antworteten mit Ja, ausgenommen Giafar, der kein Wort sagte. Auf dieses Geständniß sprach sie zu ihnen in einem Tone, der genugsam ausdrückte, wie sehr sie sich beleidigt fände:

»Bevor wir euch eure Bitte, euch bei uns

aufzunehmen, gewährten, haben wir, weil wir allein sind, um allem Anlasse der Unzufriedenheit mit euch zuvorzukommen, euch die Bedingung auferlegt, nicht von Dingen zu sprechen, die euch nicht angehen, damit ihr nicht hörtet, was euch nicht gefiele. Nachdem wir euch nun aufgenommen und bewirthet haben, so gut es uns möglich war, so unterlaßt ihr gleichwohl nicht, euer Wort zu brechen. Es ist wahr, daß dies die Folge von unserer Willfährigkeit ist: aber das entschuldigt euch nicht, und euer Benehmen ist nicht anständig.«

Indem sie diese Worte aussprach, stampfte sie stark mit den Füßen, und klaschte dreimal in die Hände, und rief: »Eilet herbei!«

Sogleich öffnete sich eine Thüre, und sieben schwarze Sklaven, stark und gewaltig, traten mit dem Säbel in der Faust herein, bemächtigten sich jeder eines der sieben Männer von der Gesellschaft, warfen sie zu Boden; schleppten sie mitten in den Saal, und schickten sich an, ihnen die Köpfe abzuhauen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß der Schreck des Chalifen war. Es gereute ihn nun, aber zu spät, nicht den Rath des Groß-Wesirs befolgt zu haben. Indeß war dieser unglückliche Fürst, sammt Giafar, Mesrur, dem Träger und den Kalendern, bereit, ihre fürwitzige Neugier mit dem Leben zu bezahlen; aber bevor sie den Todesstreich empfingen, sagte einer der Sklaven zu Sobeide'n und ihren Schwestern: »Erhabene, mächtige und verehrte Gebieterinnen, befehlet ihr uns, ihnen den Hals abzunehmen.« — »Hal-

tet an, antwortete ihnen Sobeïde, »ich muß sie zuvor noch befragen.«

»Gnädige Frau,« unterbrach sie der erschrockene Träger, »um Gotteswillen, laßt mich nicht für das Verbrechen eines andern hinrichten. Ich bin unschuldig: jene sind die Schuldigen. Ach, fuhr er weinend fort, wir brachten die Zeit so angenehm zu! diese einäugigen Kalender sind die Ursache dieses Unglücks. Es gibt keine Stadt, der nicht der Umsturz drohet von diesen Leuten von so übler Vorbedeutung. Gnädige Frau, ich flehe euch, nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermengen: bedenket, daß es schöner ist, einem Elenden, Hülflosen wie ich bin, zu verzeihen, als ihn durch eure Macht niederzuschmettern, und ihn eurem Unmuthe zu opfern.«

Sobeïde konnte sich, trotz ihrem Zorne, nicht enthalten, bei sich selber über die Wehklagen des Trägers zu lachen. Aber ohne sich bei ihm aufzuhalten, wandte sie sich zum zweitenmal an die übrigen, und sprach: »Antwortet mir, und saget mir, wer ihr seyd: sonst habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. Ich kann nicht glauben, daß ihr anständige Leute noch vornehme Männer von Ansehn in eurem Lande seyd, wo ihr auch her seyn möget. Wäre dies, so würdet ihr mehr Zurückhaltung und mehr Achtung vor uns gehabt haben.«

Der von Natur ungeduldige Chalyf litt unendlich viel mehr, als die übrigen, sein Leben von dem Befehl eines beleidigten und mit Recht erzürnten Weibes abhangen zu sehen; aber er fing an wieder Hoffnung zu schöpfen, als er sah,

daß sie wissen wollte, wer sie alle wären; denn er bildete sich ein, daß sie ihm nicht würde das Leben nehmen lassen, wenn sie seinen Rang erführe. Deshalb befahl er ganz leise dem Wesyr, der nahe bei ihm war, schleunig kund zu thun, wer er wäre; aber der vorsichtige und kluge Wesyr, welcher die Ehre seines Herrn zu retten wünschte, und die große Beschimpfung, welche er sich selber zugezogen hatte, nicht offenkundig machen wollte, antwortete ihm bloß: »Wir haben nur, was wir verdienen.« Aber wenn er auch, dem Chalyfen zu gehorchen, hätte reden wollen, so hätte Sobeïde ihm dazu nicht Zeit gelassen.

Sie hatte sich schon zu den Kalendern gewandt, und da sie sie alle drei einäugig sah, fragte sie sie, ob sie Brüder wären. Einer von ihnen antwortete für die übrigen:

»Nein, gnädige Frau, wir sind nicht Brüder von Geburt, wir sind es nur durch den Stand als Kalender, das heißt, durch Beobachtung derselben Lebensart.« —

»Ihr,« fuhr sie fort, indem sie den einen besonders anredete, »seyd ihr einäugig von Natur?« — »Nein, gnädige Frau,« antwortete er, »ich bin es durch ein so seltsames Abenteuer, daß es jedem lehrreich seyn würde, wenn es aufgeschrieben wäre. Nach diesem Unglücke, ließ ich mir den Bart und die Augenbrauen abscheeren, und ward ein Kalender, indem ich dieses Kleid annahm, das ich hier trage.«

Sobeïde that dieselbe Frage den beiden andern Kalendern: welche ihr dieselbe Antwort

gaben, wie der erste; der zuletzt sprach, fügte aber hinzu: »Um euch zu überzeugen, gnädige Frau, daß wir keine gemeine Leute sind, und damit ihr einige Rücksicht auf uns nehmet, so wisset, daß wir alle drei Königssöhne sind. Obwohl wir uns nie gesehen vor diesem Abend, so haben wir doch Zeit genug gehabt, uns gegenseitig zu erkennen zu geben, wer wir sind.«

Auf diese Rede mäßigte Sobeïde ihren Zorn, und sagte zu den Sklaven: »Gebt ihnen etwas Freiheit, jedoch bleibet hier; denjenigen, die uns ihre Geschichte, und den Anlaß erzählen, der sie in dieses Haus geführt, thut nichts zu Leide, sondern laßt sie gehen, wohin es ihnen beliebt: aber schonet derer nicht, die es versagen, uns diese Genugthuung zu geben....«

Mit diesen Worten schwieg Scheherasade: und ihr Stillschweigen sowohl als der anbrechende Tag, machten dem Sultan bemerklich, daß es Zeit war aufzustehen; was er denn auch that, mit dem Vorsatze, in der folgenden Nacht Scheherasade'n weiter zu hören, weil er zu wissen wünschte, wer die drei einäugigen Kalender wären.

Ein und vierzigste Nacht.

Da die Sultaninn sah, daß ihre Schwester stets das größte Vergnügen an ihren Erzählungen fand, so verfolgte sie die anmuthige Geschichte der Kalender, nachdem sie den Sultan um Erlaubniß dazu gebeten, und diese erhalten hatte.

»Herr,« erzählte sie weiter, »die drei Kalender, der Chalyf, der Groß-Wesyr Giafar, das Oberhaupt der Verschnittenen Mesrur, und der Träger saßen alle in der Mitte des Saales auf einem Fußteppich, den drei Frauen gegenüber, welche auf dem Sofa saßen, und Sklaven standen bereit, die Befehle zu vollziehen, welche sie ihnen geben würden.

Als der Träger verstanden hatte, daß es nur darauf ankäme, seine Geschichte zu erzählen, um sich aus einer so großen Gefahr zu befreien, nahm er zuerst das Wort, und sagte:

»Gnädige Frau, ihr wißt schon die Ursache, welche mich zu euch geführt hat. Also, wird das, was ich euch zu erzählen habe, sehr bald abgethan seyn. Eure Frau Schwester, die hier sitzt, hat mich diesen Morgen auf dem Platze als Träger gedungen; ich wartete dort, daß jemand sich meiner bediente, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich folgte ihr zu einem Weinhändler, einem Kräuterhändler, einem Verkäufer von Orangen, Limonen und Zitronen; dann zu einem Verkäufer von Mandeln, Wallnüssen, Haselnüssen und andern Früchten; weiter, zu einem Kuchenbäcker und einem Gewürzhändler: von dem Gewürzhändler kam ich mit einem Korbe auf dem Kopf und so schwer beladen als möglich, hieher zu euch, wo ihr die Güte hattet mich bis jetzo zu dulden. Dies ist eine Gnade, deren ich mich ewig erinnern werde. Da habt ihr meine Geschichte.«

Als der Träger geendigt hatte, sagte Sobeide, befriedigt, zu ihm: »du bist begnadigt, mach

dich fort, und laß dich nie wieder hier sehen.« — »Gnädige Frau,« fuhr der Träger fort, »ich bitte euch, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe. Es würde ungerecht seyn, daß ich, nachdem ich den übrigen das Vergnügen gewährt habe, meine Geschichte zu hören, nicht auch das Vergnügen haben sollte, die ihrige zu hören.«

Indem er dieß sagte, setzte er sich an das Ende des Sofa's, sehr erfreut, sich aus der Gefahr befreit zu sehen, die ihn so sehr beunruhigt hatte.

Nach ihm, nahm einer der drei Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïden als der Vornehmsten der drei Frauen, und als derjenigen, die ihnen befohlen hatte, zu reden, und begann also:

Geschichte
des ersten Kalenders und Königssohnes.

»Gnädige Frau, um euch zu erzählen, wodurch ich mein rechtes Auge verloren habe, und was mich genöthigt hat, das Kalenderkleid anzunehmen, muß ich euch sagen, daß ich von Geburt ein Königssohn bin.

Der König, mein Vater, hatte einen Bruder, der, wie er, in einem benachbarten Staate herrschte; dieser Bruder hatte zwei Kinder, einen Prinzen und eine junge Prinzessinn; der Prinz und ich, wir waren beinahe in demselben Alter.

Als meine Erziehung vollendet war, und der König, mein Vater, mir eine anständige Freiheit gegeben hatte, besuchte ich regelmäßig jedes Jahr den König, meinen Oheim, und blieb an seinem Hofe einen oder zwei Monate, worauf ich wieder zu dem Könige, meinem Vater, zurückkehrte.

Diese Besuche gaben Anlaß, daß ich mit dem Prinzen, meinem Vetter, eine sehr feste und innige Freundschaft stiftete. Das letztemal, daß

ich ihn sah, empfing er mich mit größeren Beweisen der Zärtlichkeit, als sonst, und zu einem Feste, das er mir eines Tages gab, machte er außerordentliche Anstalten. Wir saßen lange bei Tische, und nachdem wir beide wohl gespeist hatten, sprach er zu mir:

»Lieber Vetter, ihr würdet wohl nie errathen, womit ich mich seit eurem letzten Besuche beschäftigt habe. Es ist ein Jahr seit eurer Abreise verflossen: ich setzte eine große Anzahl Werkleute in Thätigkeit, zur Ausführung eines Entwurfs, den ich im Sinne habe. Ich habe ein Gebäude aufführen lassen, das vollendet ist, und darin man schon wohnen kann: es wird euch nicht leid thun, es zu sehen: aber ihr müßt mir zuvor einen Eid der Verschwiegenheit und Treue leisten, diese beiden Dinge fordere ich von euch.«

Die Freundschaft und Vertraulichkeit, die zwischen uns obwalteten, erlaubte mir nicht, ihm etwas zu versagen, und ich leistete ohne Bedenken den von ihm gewünschten Eid. Darauf sagte er zu mir: »Erwartet mich hier, ich bin in einem Augenblicke wieder bei euch.«

In der That, säumte er nicht wiederzukommen, und ich sah ihn mit einer prächtig gekleideten Frau von ungemeiner Schönheit eintreten. Er sagte mir nicht, wer sie wäre, und ich glaubte mich nicht darnach erkundigen zu dürfen. Wir setzten uns mit der Frau wieder zu Tische, und blieben hier noch einige Zeit, indem wir uns von gleichgültigen Dingen unterhielten, und dabei aus vollen Schalen gegenseitig auf unsere Gesundheit tranken.

Hierauf sagte der Prinz zu mir: »Lieber Vetter, wir haben keine Zeit zu verlieren; thut mir den Gefallen, und nehmet diese Frau mit euch, und führet sie in der Richtung nach der Stelle, wo ihr ein neugebautes Grabmal mit einer Kuppel sehen werdet. Ihr werdet es leicht erkennen: die Thür ist offen; tretet zusammen hinein, und erwartet mich: ich werde mich auch bald dort einfinden.«

Meinem Eide getreu, verlangte ich nicht mehr zu wissen. Ich bot der Frau die Hand; und vermittelst der Anzeigen, welche der Prinz, mein Vetter, mir gegeben hatte, führte ich sie glücklich im Mondscheine hin, ohne mich zu verirren.

Kaum waren wir in dem Grabmale angekommen, als auch der Prinz erschien, der uns folgte, und einen kleinen Krug voll Wasser, eine Haue, und einen kleinen Sack voll Gips trug.

Er bediente sich der Haue, um ein Grab zu zertrümmern, welches mitten in dem Gebäude stand; er brach die Steine einen nach dem andern ab, und schichtete sie in einem Winkel auf. Als er sie alle weggeräumt hatte, wühlte er die Erde auf, und ich sah eine Fallthüre, die unter dem Grabmale verborgen war. Er hob sie auf, und darunter erblickte ich die obersten Stufen einer Wendeltreppe.

Jetzo wandte mein Vetter sich zu der Frau, und sagte: »Schöne Frau, hier ist der Eingang zu dem Orte, von welchem ich euch gesagt habe.«

er nicht so lange warten könnte, sondern auf der Stelle die gewünschte Aufklärung haben wollte.

Es kam jetzo nur noch darauf an, wer das Wort führen sollte. Der Chalyf suchte die Kalender zu bereden, zuerst zu sprechen; aber sie lehnten es ab. Endlich, kamen alle darin überein, daß es der Träger thun sollte.

Dieser schickte sich an zu der bedenklichen Frage, als Sobeïde, nachdem sie Amine'n beigesprungen, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, sich ihnen näherte. Da sie sie laut und mit Eifer reden gehört hatte, sagte sie zu ihnen: »Ihr Herren, wovon redet ihr? Was betrifft euer Wortwechsel?«

Der Träger nahm darauf das Wort, und sprach zu ihr: »Gnädige Frau, diese Herren bitten euch sehr, ihnen doch zu erklären, warum ihr, nachdem ihr eure beiden Hündinnen so mißhandelt, mit ihnen geweint habt, und woher es kommt, daß die in Ohnmacht gesunkene Frau den Busen so mit Narben bedeckt hat? Das ist es, Gnädige Frau, was sie mir aufgetragen haben, in ihrem Namen von euch zu bitten.«

Sobeïde nahm auf diese Worte eine stolze Haltung an, wandte sich zu dem Chalyfen, seinen Gefährten und den Kalendern, und sagte zu ihnen: »Ist es wahr, ihr Herren, daß ihr ihm aufgetragen habt, mir diese Frage zu thun.« Sie antworteten mit Ja, ausgenommen Giafar, der kein Wort sagte. Auf dieses Geständniß sprach sie zu ihnen in einem Tone, der genugsam ausdrückte, wie sehr sie sich beleidigt fände:

»Bevor wir euch eure Bitte, euch bei uns

aufzunehmen, gewährten, haben wir, weil wir allein sind, um allem Anlasse der Unzufriedenheit mit euch zuvorzukommen, euch die Bedingung auferlegt, nicht von Dingen zu sprechen, die euch nicht angehen, damit ihr nicht hörtet, was euch nicht gefiele. Nachdem wir euch nun aufgenommen und bewirthet haben, so gut es uns möglich war, so unterlaßt ihr gleichwohl nicht, euer Wort zu brechen. Es ist wahr, daß dies die Folge von unserer Willfährigkeit ist: aber das entschuldigt euch nicht, und euer Benehmen ist nicht anständig.«

Indem sie diese Worte aussprach, stampfte sie stark mit den Füßen, und klaschte dreimal in die Hände, und rief: »Eilet herbei!«

Sogleich öffnete sich eine Thüre, und sieben schwarze Sklaven, stark und gewaltig, traten mit dem Säbel in der Faust herein, bemächtigten sich jeder eines der sieben Männer von der Gesellschaft, warfen sie zu Boden; schleppten sie mitten in den Saal, und schickten sich an, ihnen die Köpfe abzuhauen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß der Schreck des Chalifen war. Es gereute ihn nun, aber zu spät, nicht den Rath des Groß-Wesirs befolgt zu haben. Indeß war dieser unglückliche Fürst, sammt Giafar, Mesrur, dem Träger und den Kalendern, bereit, ihre fürwitzige Neugier mit dem Leben zu bezahlen; aber bevor sie den Todesstreich empfingen, sagte einer der Sklaven zu Sobeïde'n und ihren Schwestern: »Erhabene, mächtige und verehrte Gebieterinnen, befehlet ihr uns, ihnen den Hals abzunehmen.« — »Hal-

tet an, antwortete ihnen Sobeïde, »ich muß sie zuvor noch befragen.«

»Gnädige Frau,« unterbrach sie der erschrockene Träger, »um Gotteswillen, laßt mich nicht für das Verbrechen eines andern hinrichten. Ich bin unschuldig: jene sind die Schuldigen. Ach, fuhr er weinend fort, wir brachten die Zeit so angenehm zu! diese einäugigen Kalender sind die Ursache dieses Unglücks. Es gibt keine Stadt, der nicht der Umsturz drohet von diesen Leuten von so übler Vorbedeutung. Gnädige Frau, ich flehe euch, nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermengen: bedenket, daß es schöner ist, einem Elenden, Hülflosen wie ich bin, zu verzeihen, als ihn durch eure Macht niederzuschmettern, und ihn eurem Unmuthe zu opfern.«

Sobeïde konnte sich, trotz ihrem Zorne, nicht enthalten, bei sich selber über die Wehklagen des Trägers zu lachen. Aber ohne sich bei ihm aufzuhalten, wandte sie sich zum zweitenmal an die übrigen, und sprach: »Antwortet mir, und saget mir, wer ihr seyd: sonst habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. Ich kann nicht glauben, daß ihr anständige Leute noch vornehme Männer von Ansehn in eurem Lande seyd, wo ihr auch her seyn möget. Wäre dies, so würdet ihr mehr Zurückhaltung und mehr Achtung vor uns gehabt haben.«

Der von Natur ungeduldige Chalyf litt unendlich viel mehr, als die übrigen, sein Leben von dem Befehl eines beleidigten und mit Recht erzürnten Weibes abhangen zu sehen; aber er fing an wieder Hoffnung zu schöpfen, als er sah,

daß sie wissen wollte, wer sie alle wären; denn er bildete sich ein, daß sie ihm nicht würde das Leben nehmen lassen, wenn sie seinen Rang erführe. Deshalb befahl er ganz leise dem Wesyr, der nahe bei ihm war, schleunig kund zu thun, wer er wäre; aber der vorsichtige und kluge Wesyr, welcher die Ehre seines Herrn zu retten wünschte, und die große Beschimpfung, welche er sich selber zugezogen hatte, nicht offenkundig machen wollte, antwortete ihm bloß: »Wir haben nur, was wir verdienen.« Aber wenn er auch, dem Chalyfen zu gehorchen, hätte reden wollen, so hätte Sobeïde ihm dazu nicht Zeit gelassen.

Sie hatte sich schon zu den Kalendern gewandt, und da sie sie alle drei einäugig sah, fragte sie sie, ob sie Brüder wären. Einer von ihnen antwortete für die übrigen:

»Nein, gnädige Frau, wir sind nicht Brüder von Geburt, wir sind es nur durch den Stand als Kalender, das heißt, durch Beobachtung derselben Lebensart.« —

»Ihr,« fuhr sie fort, indem sie den einen besonders anredete, »seyd ihr einäugig von Natur?« — »Nein, gnädige Frau,« antwortete er, »ich bin es durch ein so seltsames Abenteuer, daß es jedem lehrreich seyn würde, wenn es aufgeschrieben wäre. Nach diesem Unglücke, ließ ich mir den Bart und die Augenbrauen abscheeren, und ward ein Kalender, indem ich dieses Kleid annahm, das ich hier trage.«

Sobeïde that dieselbe Frage den beiden andern Kalendern: welche ihr dieselbe Antwort

gaben, wie der erste; der zuletzt sprach, fügte aber hinzu: »Um euch zu überzeugen, gnädige Frau, daß wir keine gemeine Leute sind, und damit ihr einige Rücksicht auf uns nehmet, so wisset, daß wir alle drei Königssöhne sind. Obwohl wir uns nie gesehen vor diesem Abend, so haben wir doch Zeit genug gehabt, uns gegenseitig zu erkennen zu geben, wer wir sind.«

Auf diese Rede mäßigte Sobeïde ihren Zorn, und sagte zu den Sklaven: »Gebt ihnen etwas Freiheit, jedoch bleibet hier; denjenigen, die uns ihre Geschichte, und den Anlaß erzählen, der sie in dieses Haus geführt, thut nichts zu Leide, sondern laßt sie gehen, wohin es ihnen beliebt: aber schonet derer nicht, die es versagen, uns diese Genugthuung zu geben....«

Mit diesen Worten schwieg Scheherasade: und ihr Stillschweigen sowohl als der anbrechende Tag, machten dem Sultan bemerklich, daß es Zeit war aufzustehen; was er denn auch that, mit dem Vorsatze, in der folgenden Nacht Scheherasade'n weiter zu hören, weil er zu wissen wünschte, wer die drei einäugigen Kalender wären.

Ein und vierzigste Nacht.

Da die Sultaninn sah, daß ihre Schwester stets das größte Vergnügen an ihren Erzählungen fand, so verfolgte sie die anmuthige Geschichte der Kalender, nachdem sie den Sultan um Erlaubniß dazu gebeten, und diese erhalten hatte.

»Herr,« erzählte sie weiter, »die drei Kalender, der Chalyf, der Groß-Wesyr Giafar, das Oberhaupt der Verschnittenen Mesrur, und der Träger saßen alle in der Mitte des Saales auf einem Fußteppich, den drei Frauen gegenüber, welche auf dem Sofa saßen, und Sklaven standen bereit, die Befehle zu vollziehen, welche sie ihnen geben würden.

Als der Träger verstanden hatte, daß es nur darauf ankäme, seine Geschichte zu erzählen, um sich aus einer so großen Gefahr zu befreien, nahm er zuerst das Wort, und sagte:

»Gnädige Frau, ihr wißt schon die Ursache, welche mich zu euch geführt hat. Also, wird das, was ich euch zu erzählen habe, sehr bald abgethan seyn. Eure Frau Schwester, die hier sitzt, hat mich diesen Morgen auf dem Platze als Träger gedungen; ich wartete dort, daß jemand sich meiner bediente, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich folgte ihr zu einem Weinhändler, einem Kräuterhändler, einem Verkäufer von Orangen, Limonen und Zitronen; dann zu einem Verkäufer von Mandeln, Wallnüssen, Haselnüssen und andern Früchten; weiter, zu einem Kuchenbäcker und einem Gewürzhändler: von dem Gewürzhändler kam ich mit einem Korbe auf dem Kopf und so schwer beladen als möglich, hieher zu euch, wo ihr die Güte hattet mich bis jetzo zu dulden. Dies ist eine Gnade, deren ich mich ewig erinnern werde. Da habt ihr meine Geschichte.«

Als der Träger geendigt hatte, sagte Sobeide, befriedigt, zu ihm: »du bist begnadigt, mach

dich fort, und laß dich nie wieder hier sehen.« — »Gnädige Frau,« fuhr der Träger fort, »ich bitte euch, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe. Es würde ungerecht seyn, daß ich, nachdem ich den übrigen das Vergnügen gewährt habe, meine Geschichte zu hören, nicht auch das Vergnügen haben sollte, die ihrige zu hören.«

Indem er dieß sagte, setzte er sich an das Ende des Sofa's, sehr erfreut, sich aus der Gefahr befreit zu sehen, die ihn so sehr beunruhigt hatte.

Nach ihm, nahm einer der drei Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïden als der Vornehmsten der drei Frauen, und als derjenigen, die ihnen befohlen hatte, zu reden, und begann also:

Geschichte
des ersten Kalenders und Königssohnes.

»Gnädige Frau, um euch zu erzählen, wodurch ich mein rechtes Auge verloren habe, und was mich genöthigt hat, das Kalenderkleid anzunehmen, muß ich euch sagen, daß ich von Geburt ein Königssohn bin.

Der König, mein Vater, hatte einen Bruder, der, wie er, in einem benachbarten Staate herrschte; dieser Bruder hatte zwei Kinder, einen Prinzen und eine junge Prinzessinn; der Prinz und ich, wir waren beinahe in demselben Alter.

Als meine Erziehung vollendet war, und der König, mein Vater, mir eine anständige Freiheit gegeben hatte, besuchte ich regelmäßig jedes Jahr den König, meinen Oheim, und blieb an seinem Hofe einen oder zwei Monate, worauf ich wieder zu dem Könige, meinem Vater, zurückkehrte.

Diese Besuche gaben Anlaß, daß ich mit dem Prinzen, meinem Vetter, eine sehr feste und innige Freundschaft stiftete. Das letztemal, daß

ich ihn sah, empfing er mich mit größeren Beweisen der Zärtlichkeit, als sonst, und zu einem Feste, das er mir eines Tages gab, machte er außerordentliche Anstalten. Wir saßen lange bei Tische, und nachdem wir beide wohl gespeist hatten, sprach er zu mir:

»Lieber Vetter, ihr würdet wohl nie errathen, womit ich mich seit eurem letzten Besuche beschäftigt habe. Es ist ein Jahr seit eurer Abreise verflossen: ich setzte eine große Anzahl Werkleute in Thätigkeit, zur Ausführung eines Entwurfs, den ich im Sinne habe. Ich habe ein Gebäude aufführen lassen, das vollendet ist, und darin man schon wohnen kann: es wird euch nicht leid thun, es zu sehen: aber ihr müßt mir zuvor einen Eid der Verschwiegenheit und Treue leisten, diese beiden Dinge fordere ich von euch.«

Die Freundschaft und Vertraulichkeit, die zwischen uns obwalteten, erlaubte mir nicht, ihm etwas zu versagen, und ich leistete ohne Bedenken den von ihm gewünschten Eid. Darauf sagte er zu mir: »Erwartet mich hier, ich bin in einem Augenblicke wieder bei euch.«

In der That, säumte er nicht wiederzukommen, und ich sah ihn mit einer prächtig gekleideten Frau von ungemeiner Schönheit eintreten. Er sagte mir nicht, wer sie wäre, und ich glaubte mich nicht darnach erkundigen zu dürfen. Wir setzten uns mit der Frau wieder zu Tische, und blieben hier noch einige Zeit, indem wir uns von gleichgültigen Dingen unterhielten, und dabei aus vollen Schalen gegenseitig auf unsere Gesundheit tranken.

Hierauf sagte der Prinz zu mir: »Lieber Vetter, wir haben keine Zeit zu verlieren; thut mir den Gefallen, und nehmet diese Frau mit euch, und führet sie in der Richtung nach der Stelle, wo ihr ein neugebautes Grabmal mit einer Kuppel sehen werdet. Ihr werdet es leicht erkennen: die Thür ist offen; tretet zusammen hinein, und erwartet mich: ich werde mich auch bald dort einfinden.«

Meinem Eide getreu, verlangte ich nicht mehr zu wissen. Ich bot der Frau die Hand; und vermittelst der Anzeigen, welche der Prinz, mein Vetter, mir gegeben hatte, führte ich sie glücklich im Mondscheine hin, ohne mich zu verirren.

Kaum waren wir in dem Grabmale angekommen, als auch der Prinz erschien, der uns folgte, und einen kleinen Krug voll Wasser, eine Haue, und einen kleinen Sack voll Gips trug.

Er bediente sich der Haue, um ein Grab zu zertrümmern, welches mitten in dem Gebäude stand; er brach die Steine einen nach dem andern ab, und schichtete sie in einem Winkel auf. Als er sie alle weggeräumt hatte, wühlte er die Erde auf, und ich sah eine Fallthüre, die unter dem Grabmale verborgen war. Er hob sie auf, und darunter erblickte ich die obersten Stufen einer Wendeltreppe.

Jetzo wandte mein Vetter sich zu der Frau, und sagte: »Schöne Frau, hier ist der Eingang zu dem Orte, von welchem ich euch gesagt habe.«

Die Frau trat auf diese Worte näher, und stieg hinab; aber zuvor wandte er sich nach mir um, und sagte: »Lieber Vetter, ich bin euch unendlich verbunden für die Mühe, der ihr euch unterzogen habt; ich danke euch dafür: Lebet wohl!« — »Mein lieber Vetter,« rief ich aus, »was soll dieses bedeuten.« — »Lasset euch hieran genügen,« antwortete er; »ihr könnt den Weg wieder zurück nehmen, den ihr gekommen seyd . . . .«

Bis hieher war Scheherasade gekommen, als der Tag anbrach und sie verhinderte, weiter zu erzählen.

Der Sultan stand auf, sehr begierig, die Absicht des Prinzen und der Frau zu erfahren, welche sich lebendig begraben zu wollen schienen. Ungeduldig erwartete er die folgende Nacht, um Aufklärung darüber zu erhalten.

Zwei und vierzigste Nacht.

Nachdem Schachriar der Sultanin bezeugt hatte, daß sie ihm viel Vergnügen machen würde, wenn sie die Geschichte des ersten Kalenders fortsetzte, nahm sie den Faden derselben wieder auf, mit folgenden Worten:

»Gnädige Frau,« sagte der Kalender zu Sobeïde'n, »ich konnte nichts weiter von dem Prinzen, meinem Vetter, herausbringen, und ich war genöthigt, von ihm Abschied zu nehmen.

Indem ich zu dem Palaste des Königs, meines Oheims zurückkehrte, stiegen die Weindünste

mir zu Kopfe. Ich erreichte jedoch glücklich mein Zimmer, und legte mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen an das zurückdachte, was mir die Nacht begegnet war, und alle Umstände eines so seltsamen Abenteuers in mein Gedächtniß zurückrief, dünkte es mich, wie ein Traum.

Erfüllt von diesem Gedanken, sandte ich hin, und ließ fragen, ob ich den Prinzen, meinen Vetter, wohl besuchen dürfte. Aber als man mir den Bescheid brachte, daß er nicht zu Hause geschlafen hätte, und daß man nicht wüßte, was aus ihm geworden, und man deshalb sehr in Sorgen wäre, so erkannte ich wohl, daß die seltsame Begebenheit des Grabmals nur zu wahr wäre.

Ich wurde herzlich betrübt darüber, entzog mich aller Gesellschaft, und begab mich heimlich auf den öffentlichen Begräbnißplatz, wo eine Anzahl Grabmäler standen, welche dem ähnlich waren, das ich gesehen hatte. Ich brachte den ganzen Tag zu, sie eines nach dem andern zu betrachten: aber ich konnte dasjenige nicht herausfinden, das ich suchte, und ich setzte vier Tage lang dieselbe Nachforschung vergeblich fort.

Ich muß bemerken, daß während dieser Zeit der König, mein Oheim, abwesend war; er war schon seit mehreren Tagen auf der Jagd. Es währte mir zu lange, ihn zu erwarten; und nachdem ich seine Minister gebeten hatte, ihm bei seiner Heimkehr meine Entschuldigung zu machen, verließ ich seinen Palast, und begab mich wieder an den Hof meines Vaters, von welchem ich

niemals so lange entfernt gewesen war. Ich ließ die Minister des Königs, meines Oheims, sehr in Sorgen über das Schicksal des Prinzen, meines Vetters. Aber um den Eid nicht zu verletzen, welchen ich ihm gethan hatte, sein Geheimniß zu bewahren, wagte ich es nicht, sie aus der Unruhe zu ziehen, und ihnen etwas von dem mitzutheilen, was ich wußte.

Ich kam in der Hauptstadt an, worin mein Vater seinen Hof hielt; und wider Gewohnheit fand ich an der Thüre seines Palastes eine zahlreiche Wache, von welcher ich beim Eintritt umringt wurde. Ich fragte nach der Ursache davon; und der Offizier nahm das Wort und erwiederte: »Prinz, das Heer hat dem Groß-Wesyr, anstatt euers Vaters, der nicht mehr ist, gehuldigt, und ich nehme euch im Namen des neuen Königs gefangen.«

Bei diesen Worten ergriff mich die Wache und führte mich vor den Tyrannen. Denkt euch, Herrinn, mein Erstaunen und meinen Schmerz.

Dieser abtrünnige Wesyr hatte einen tödtlichen Haß auf mich, welchen er schon lange bei sich nährte. Folgendes war der Grund desselben: in meiner zartesten Jugend schoß ich gern mit der Armbrust; eines Tages stand ich oben auf dem flachen Dache des Palastes, und belustigte mich damit zu schießen: da zeigte sich vor mir ein Vogel, ich zielte nach ihm, aber ich schoß vorbei, und der Pfeil fuhr unglücklicherweise dem Wesyr, welcher auf dem Dache seines Hauses frische Luft schöpfte, gerade ins Auge, und bohrte es ihm aus. Sobald ich dieses Unglück erfuhr,

ließ ich dem Wesyr Entschuldigungen machen, und machte sie ihm auch selber: er aber behielt stets den bittersten Groll gegen mich, von welchem er mir bei jeder Gelegenheit Beweise gab. Er ließ ihn auf eine unmenschliche Weise ausbrechen, als er jetzt mich in seiner Gewalt sah. Wie ein Rasender rannte er auf mich zu, sobald er mich erblickte, griff mit seinen Fingern in mein rechtes Auge, und riß es mir aus. Da habt ihr das Abenteuer, wodurch ich einäugig ward.

Aber der Tyrann begnügte damit noch nicht seine Grausamkeit: er ließ mich in einen Kasten sperren, und befahl dem Scharfrichter, mich in diesem Zustande weit vom Palaste wegzutragen, und mich den Vögeln zum Raube zu geben, nachdem er mir den Kopf abgeschlagen hätte.

Der Scharfrichter, in Begleitung eines andern Mannes, stieg zu Pferde, nahm den Kasten, ritt so hinaus, und hielt auf dem Felde still, um seinen Befehl zu vollziehen. Aber ich brachte es durch meine Bitten und Thränen dahin, daß ich sein Mitleid erregte. »Gehet,« sagte er zu mir, »und verlasset schleunig das Königreich, und hütet euch wohl, wieder her zu kommen; denn ihr würdet eurem Verderben begegnen, und zugleich der Urheber des meinen seyn.« Er bekräftigte dies durch folgende Verse:

»Rette dein Leben, wenn Nachstellungen dich verfolgen, und laß dein Haus über die Abwesenheit seines Erbauers wehklagen.

Du wirst immer ein anderes Land finden, anstatt dessen, das du verlässest; aber dich selbst kannst du nicht wieder herstellen.

Uebertrage nie jemand anderem deine wichtigsten Angelegenheiten; denn nur das eigene Ich bedienet sich am besten.

Nur daher kommt es, daß des Löwen Hals so stark und fest ist, weil der Löwe seine Angelegenheiten selber betreibt.«

Ich dankte ihm für die Gnade, die er mir erwies, und ich war nicht sobald allein, als ich mich über den Verlust meines Auges tröstete, indem ich bedachte, daß ich einem noch größeren Unglück entronnen war.

In dem Zustande, worin ich mich befand, konnte ich keinen weiten Weg zurücklegen; ich verbarg mich bei Tage an abgelegenen Oertern, und wanderte während der Nacht, so weit als es meine Kräfte erlaubten. Endlich langte ich in den Staaten des Königs, meines Oheims an, und begab mich nach seiner Hauptstadt.

Ich machte ihm eine umständliche Erzählung von der verhängnißvollen Ursache meiner Wiederkehr und des traurigen Zustandes, worin er mich sah: »Weh« rief er aus, »war es noch nicht genug, meinen Sohn verloren zu haben! Mußte ich den Tod eines so theuern Bruders erleben, und dich in diesem so jammervollen Zustande sehen!

Er theilte mir die Unruhe mit, in welcher er sich befand, daß er keine Kunde von dem Prinzen, seinem Sohne, bekommen, welche Nachforschungen er auch angestellt, und welche Mühe er auch angewendet hatte. Dieser unglückliche Vater weinte heiße Thränen, indem er mit mir sprach: und erschien mir in solcher Betrübniß, daß ich seinem Schmerze nicht widerstehen konnte.

Welchen Eid ich auch dem Prinzen, meinem Vetter geschworen hatte, es war mir unmöglich, ihn zu halten. Ich erzählte dem Könige, seinem Vater, alles was ich wußte.

Der König hörte mit Verwunderung zu; und als ich geendigt hatte, sagte er zu mir: »Lieber Neffe, die Entdeckung, die du mir machst, gibt mir einige Hoffnung. Es ist mir bekannt, daß mein Sohn ein Grabmal erbauen ließ, und ich weiß ungefähr, in welcher Gegend: mit Hülfe der Erinnerung, welche dir davon geblieben ist, schmeichle ich mir, daß wir es wieder finden werden. Aber weil er es heimlich hat bauen lassen; und einen Eid von dir gefordert hat, so bin ich der Meinung, daß wir beide ganz allein ausgehen, es zu suchen, um alles Aufsehen zu vermeiden.«

Er hatte noch eine andere Ursache, aller Welt die Kenntniß hievon zu entziehen, verschwieg sie mir aber. Und diese Ursache war eine höchst wichtige, wie der Verfolg meiner Geschichte kund thun wird.

Wir verkleideten uns beide, und gingen durch eine Gartenthüre hinaus aufs Feld. Wir waren glücklich genug, bald zu finden, was wir suchten. Ich erkannte das Grabmal, und hatte um so größere Freude darüber, als ich es lange vergeblich gesucht hatte. Wir traten hinein, und fanden die eiserne Fallthüre über dem Eingang der Wendeltreppe zugeschlagen. Wir hatten Mühe, sie aufzuheben, weil der Prinz sie von innen mit dem Gips und Wasser, wovon ich vorhin

gesagt habe, vermauert hatte; doch hoben wir sie endlich auf.

Der König, mein Oheim, trat zuerst hinein; ich folgte ihm, und wir stiegen etwa funfzig Stufen hinab. Als wir am Fuße der Treppe waren, befanden wir uns in einer Art von Vorzimmer, das ganz von einem dicken übelriechenden Dampfe erfüllt war, welcher das Licht von einem sehr schönen Kronleuchter verdunkelte.

Aus diesem Vorzimmer traten wir in einen großen Saal, der auf starken Säulen ruhte, und von mehreren andern Kronleuchtern erhellt war. In seiner Mitte war ein Wasserbecken, und man sah hier auf der einen Seite Mundvorräthe mancherlei Art aufgeschichtet. Wir waren sehr verwundert, auch hier niemand zu finden. Der Thüre gegenüber war eine ziemlich hohe Bühne, zu welcher man einige Stufen hinanstieg, und auf welcher ein sehr breites Bette stand, dessen Vorhänge zugezogen waren. Der König stieg hinauf, öffnete sie, und erblickte den Prinzen, seinen Sohn, neben der Frau liegen, aber beide ganz verbrannt und in Kohlen verwandelt, wie wenn sie in ein großes Feuer geworfen und wieder herausgezogen wären, bevor sie gänzlich verzehrt worden.

Was mich noch mehr als alles andere erstaunte, bei diesem Entsetzen-erregenden Anblick, war, daß der König, mein Oheim, anstatt Betrübniß über diesen scheußlichen Zustand seines Sohnes zu zeigen, ihm ins Angesicht spie, indem er mit erzürnter Miene zu ihm sprach: »Siehe, das ist die Strafe auf dieser Welt; aber die der andern Welt wird ewig dauern.

Er begnügte sich hiemit noch nicht, sondern er zog seinen Schuh aus, und gab damit seinem Sohn einen derben Schlag auf die Backe.

»Aber Herr,« sagte Scheherasade, »es ist Tag, und es thut mir Leid, daß Euer Majestät nicht Muße hat, weiter zu hören.«

Da die Geschichte des ersten Kalenders noch nicht vollendet war, und sie dem Sultan sehr seltsam schien, stand er mit dem Entschluß auf, in der folgenden Nacht das Uebrige zu hören.

Drei und vierzigste Nacht.

Als die Sultaninn sah, daß ihre Schwester fast vor Ungeduld starb, das Ende der Geschichte des ersten Kalenders zu vernehmen, sagte sie:

»Nun wohl, höre denn, wie der erste Kalender Sobeïde'n seine Geschichte zu Ende erzählte.

»Ich kann nicht ausdrücken, gnädige Frau,« fuhr er fort, »wie groß mein Erstaunen war, als ich den König, meinen Oheim, auf solche Weise den Prinzen, seinen Sohn, im Tode mißhandeln sah. »Herr,« sagte ich zu ihm, »wie groß auch der Schmerz ist, welchen ein so unseliger Anblick mir verursachen kann, dennoch muß ich ihn hemmen, um Euer Majestät zu fragen, welches Verbrechen der Prinz, mein Vetter, begangen haben kann, das verdiente, daß ihr seinen Leichnam also behandelt.« —

»Lieber Neffe,« antwortete mir der König, »ich muß dir sagen, daß mein Sohn, der unwürdig ist diesen Namen zu führen, von frühster Ju-

gend auf seine Schwester liebte, und diese ihn eben so wieder liebte. Ich widersetzte mich nicht ihrer aufkeimenden Zuneigung, weil ich das Unheil nicht voraussah, welches daraus entstehen konnte. Und wer hätte es voraussehen können? Diese Zärtlichkeit wuchs mit den Jahren, und stieg zu einer Höhe, daß ich endlich die Folgen davon fürchtete. Ich wandte nun alle Gegenmittel an, die in meiner Macht standen. Ich begnügte mich nicht, meinem Sohn unter vier Augen einen scharfen Verweis zu geben, indem ich ihm das Frevelhafte der Leidenschaft vorstellte, der er sich hingab, und die ewige Schmach, womit er seine Familie bedecken würde, wenn er in seinen verbrecherischen Lüsten beharrete; ich machte meiner Tochter dieselben Vorstellungen, und ich sperrte sie so eng ein, daß sie keine Verbindung mehr mit ihrem Bruder hatte. Aber die Unglückliche hatte das Gift schon verschluckt, und alle Hindernisse, die meine Vorsicht ihrer Liebe entgegenstellen konnte, dienten nur dazu, dieselbe noch mehr zu reizen.

Mein Sohn war überzeugt, daß seine Schwester unverändert für ihn blieb, und er ließ unter dem Vorwande, sich ein Grabmal zu bauen, diese unterirdische Wohnung anlegen, in der Hoffnung, eines Tages Gelegenheit zu finden, den mitschuldigen Gegenstand seiner Glut hieher zu entführen. Er hat die Zeit meiner Abwesenheit benutzt, den Gewahrsam seiner Schwester zu sprengen: und dies ist ein Umstand, welchen die Ehre mir nicht erlaubte kund werden zu lassen. Nach einer so verdammlichen That, hat er sich

dann mit ihr an diesem Orte versperrt, welchen er, wie du siehst, mit Vorräthen aller Art versehen hat, um darin recht lange seiner grauenvollen Lüste zu genießen, welche alle Welt mit Entsetzen erfüllen müssen. Aber Gott hat diesen Greuel nicht dulden wollen, und hat sie beide nach Verdienst bestraft.«

Er zerfloß in Thränen, indem er diese Worte aussprach und ich vermischte meine Thränen mit den seinen.

Nach einer Weile warf er den Blick auf mich, und indem er mich umarmte, fuhr er fort: »Aber, mein lieber Neffe, wenn ich meinen unwürdigen Sohn verliere, so finde ich glücklicherweise in dir einen, der seine Stelle besser ausfüllt.« Die Betrachtungen, welche er hierauf noch über das traurige Ende des Prinzen und der Prinzessinn anstellte, entlockte uns neue Thränen.

Wir stiegen dieselbe Treppe wieder hinauf und verließen endlich diesen grauenvollen Ort. Wir ließen die eiserne Fallthüre nieder und bedeckten sie mit Erde und Schutt von dem abgebrochenen Grabe, um so viel als möglich ein so furchtbares Beispiel des göttlichen Strafgerichts zu verbergen.

Wir waren noch nicht lange zurück in dem Palast, ohne daß jemand unsere Abwesenheit bemerkt hatte, als wir ein verworrenes Getöse von Trompeten, Pauken, Trommeln und andern Kriegsinstrumenten hörten. Ein dicker Staub, der die Luft verfinsterte, bedeutete uns alsbald, was es wäre, und verkündigte uns den Anzug eines furchtbaren Kriegsheeres.

Es war derselbe Wesyr, der meinen Vater entthront und sich seiner Staaten bemächtigt hatte, und nun mit zahllosen Heerschaaren daher kam, um sich auch der Staaten des Königs, meines Oheims, zu bemächtigen.

Dieser Fürst, der damals nur seine gewöhnliche Leibwache um sich hatte, konnte so vielen Feinden nicht widerstehen. Sie umringten die Stadt, und da ihnen die Thore ohne Widerstand geöffnet wurden, so hatten sie wenig Mühe, sich derselben zu bemeistern. Nicht mehr Mühe hatten sie, bis zum Palaste des Königs, meines Oheims, vorzudringen, welcher sich zwar zur Wehre setzte, aber getödtet wurde, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Ich meinerseits focht noch einige Zeit, aber als ich wohl einsah, daß ich der Uebermacht weichen mußte, war ich auf meinen Rückzug bedacht. Ich hatte das Glück, mich auf Umwegen zu retten, und mich zu einem Offizier des Königs zu flüchten, dessen Treue mir bekannt war.

Von Leiden gebeugt, vom Schicksale verfolgt, nahm ich meine Zuflucht zu einer List, als dem einzigen Mittel, das mir übrig blieb, mein Leben zu fristen. Ich ließ mir den Bart und die Augenbraunen scheeren; und nachdem ich mich als Kalender gekleidet hatte, ging ich aus der Stadt, ohne daß jemand mich erkannte.

Hierauf war es mir leicht, mich aus dem Reiche des Königs, meines Oheims, zu entfernen, indem ich auf abgelegenen Wegen fortwanderte. Ich vermied, durch die Städte zu gehen, bis daß ich in das Reich des mächtigen Beherr-

schers der Gläubigen [27]), des ruhmreichen und berühmten Chalyfen Harun Arreschyd gelangte, wo meine Furcht aufhörte. Da ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, und faßte den Entschluß, hieher nach Bagdad zu gehen, und mich diesem großen Fürsten zu Füßen zu werfen, dessen Edelmuth überall gepriesen wird. »Ich werde ihn,« sagte ich bei mir selber, »durch die Erzählung einer so erstaunlichen Geschichte, als die meine ist, rühren; er wird ohne Zweifel Mitleid mit einem unglücklichen Prinzen haben, und nicht vergeblich werde ich seinen Schutz anflehen.«

Endlich, nach einer Reise von mehreren Monaten, habe ich heute das Thor dieser Stadt erreicht; gegen Abend bin ich herein gegangen, und indem ich ein wenig verweile, mich wieder zu sammeln und zu überlegen, nach welcher Seite hin ich meine Schritte lenken soll, kömmt dieser andere Kalender, den ihr hier bei mir sehet, auch als Reisender an. Er grüßt mich, ich grüße ihn wieder. »Nach eurem Aussehen,« sage ich zu ihm, »seyd ihr ein Fremder, wie ich.« Er antwortet mir, daß ich mich nicht irre. In dem Augenblicke, daß er mir diese Antwort gibt, kommt der dritte Kalender, den ihr hier sehet, dazu. Er grüßt uns, und gibt zu erkennen, daß er ebenfalls ein Fremder und neuer Ankömmling zu Bagdad ist. Als Brüder gesellen wir uns zu einander, und fassen den Entschluß uns nicht zu trennen.

Unterdessen war es spät geworden, und wir wußten nicht, wo wir eine Herberge finden soll-

ten, in einer Stadt, wo wir ganz unbekannt, und nie zuvor gewesen waren. Aber unser gutes Glück führte uns an eure Thüre, und wir nahmen uns die Freiheit, anzuklopfen: ihr habt uns mit so viel Freundlichkeit und Güte empfangen, daß wir nicht genug dafür danken können.

»Da habt ihr nun, gnädige Frau,« fügte er hinzu, »was ihr mir befahlet, euch zu erzählen: warum ich mein rechtes Auge verloren habe, warum ich den Bart und die Augenbraunen geschoren trage, und warum ich in diesem Augenblicke bei euch bin.«

»Es ist genug, sagte Sobeïde,« wir sind zufrieden; gehet, wohin ihr wollt.«

Der Kalender entschuldigte sich, und bat die Herrinn um die Erlaubniß, da bleiben zu dürfen, um die Genugthuung zu haben, die Geschichte seiner beiden Mitbrüder zu hören, welche er, wie er sagte, nicht mit Ehren verlassen könnte, so wie die Geschichte der drei übrigen Personen der Gesellschaft.

»Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, der anbrechende Tag verhindert mich, zu der Geschichte des zweiten Kalenders überzugehen, aber wenn Euer Majestät sie morgen hören will, so wird sie euch nicht weniger unterhalten, als die des ersten Kalenders.«

Der Sultan willigte darein, und stand auf, um in die Rathsversammlung zu gehen.

Vier und vierzigste Nacht.

Dinarsade, die nicht zweifelte, daß die Geschichte des zweiten Kalenders ihr eben so viel Vergnügen gewähren würde, als die des ersten, ermangelte nicht, die Sultaninn vor Tages aufzuwecken und sie zu bitten, die versprochene Geschichte anzufangen.

Scheherasade wandte sich sogleich zu dem Sultan, und sprach also:

»Herr, die Geschichte des ersten Kalenders bedünkte der ganzen Gesellschaft sehr seltsam, und vor allen dem Chalyfen. Die Gegenwart der Sklaven, mit ihren Säbeln in der Faust, hielt ihn nicht ab, ganz leise zu dem Wesyr zu sagen: »So lange ich denken kann, habe ich wohl mancherlei Geschichten gehört, aber niemals habe ich etwas vernommen, das der Geschichte dieses Kalenders gleichkäme.«

Während er also sprach, nahm der zweite Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïde'n, und sprach also;

Geschichte
des zweiten Kalenders und Königssohnes.

„Gnädige Frau, um eurem Befehle zu gehorchen und auch zu berichten, durch welches seltsame Abenteuer ich auf dem rechten Auge blind geworden bin, muß ich euch meine ganze Lebensgeschichte erzählen.

Ich war kaum aus den Kinderjahren, als der König, mein Vater, der in mir viel Geistesanlagen bemerken wollte, nichts sparte, sie auszubilden. Er versammelte um mich alles, was es in seinen Staaten an ausgezeichneten Männern in den Wissenschaften und den schönen Künsten gab. Ich konnte nicht sobald lesen und schreiben, als ich den ganzen Koran [28]) auswendig lernte, dieses bewundernswürdige Buch, welches die Grundlehren, die Gebete und Vorschriften unsers Glaubens enthält; und um ihn gründlich verstehen zu lernen, las ich die Werke der bewährtesten Schriftsteller, welche ihn durch ihre Auslegung erläutert haben. Ich verband damit die Kunde aller aus dem Munde unserer Propheten durch die großen Männer, ihre Zeitge-

nossen, gesammelten Ueberlieferungen. Ich begnügte mich nicht, alles zu erlernen, was unsern Glauben betrifft, ich trieb auch mit besonderem Eifer unsere Geschichte; ich vervollkommnete mich in den schönen Wissenschaften, der Lesung unserer Dichter, und der Verskunst; ich befliß mich der Erdbeschreibung, Zeitkunde, und der Reinigkeit unserer Sprache, ohne bei alledem eine der Uebungen zu vernachlässigen, welche einem Prinzen geziemen. Aber was ich besonders liebte, und mir vorzüglich gelang, war, die Schriftzeichen unserer Arabischen Sprache zu bilden. Ich machte darin so große Fortschritte, daß ich die berühmtesten Schreibmeister unseres Königreichs übertraf.

Das Gerücht that mir mehr Ehre an, als ich verdiente. Es begnügte sich nicht, den Ruf von meinen Gaben in den Staaten des Königs, meines Vaters, auszustreuen, es verbreitete ihn sogar bis an den Hof von Indien, wo der mächtige König neugierig ward, mich zu sehen; und einen Gesandten mit reichen Geschenken schickte, um mich von meinem Vater zu erbitten.

Dieser war über diese Gesandtschaft aus mehreren Gründen sehr erfreut. Er war überzeugt, daß einem Prinzen meines Alters nichts angemessener wäre, als, die auswärtigen Höfe zu bereisen; und zugleich war er froh, sich die Freundschaft des Sultans von Indien zu erwerben.

Ich reiste also mit dem Gesandten, aber nur mit kleinem Gefolge, wegen der Länge und Beschaffenheit des Weges.

Wir waren schon ein Monat unterweges, als

wir von fern eine dicke Staubwolke erblickten, aus welcher wir bald funfzig wohlgewaffnete Reiter hervorreeten sahen. Es waren Räuber, welche in vollem Galopp auf uns zu sprengten.

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle den Tag, und erinnerte den Sultan daran. Dieser stand auf; aber neugierig zu wissen, was zwischen den funfzig Reitern und dem Gesandten von Indien vorgehen würde, erwartete er mit Ungeduld die folgende Nacht.

Fünf und vierzigste Nacht.

Es war beinahe Tag, als Scheherasade die Geschichte des zweiten Kalenders folgendermaßen wieder aufnahm:

»Gnädige Frau,« fuhr der Kalender fort, »da wir zehn Saumrosse mit unserm Zeug und mit den Geschenken meines Vaters für den Sultan von Indien beladen mit uns führten, und unser nur Wenige waren, so könnt ihr wohl denken, daß die Räuber nicht säumten, uns anzufallen. Da wir nicht im Stande waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so sagten wir ihnen, daß wir Gesandte des Sultans von Indien wären, und daß wir hofften, sie würden die ihm schuldige Ehrfurcht nicht verletzen. Wir glaubten dadurch unser Leben und unsere Habe zu retten; aber die Räuber antworteten uns trotzig: »Warum sollten wir Ehrfurcht haben vor dem Sultan, eurem Herren? Wir sind nicht seine Unterthanen; wir sind nicht einmal in seinem Lande.«

Indem sie dies sagten, umringten sie uns

und griffen uns an. Ich vertheidigte mich so lange als möglich; aber als ich mich verwundet fühlte, und sah, daß der Gesandte und seine und meine Leute schon alle zu Boden gestreckt lagen, benutzte ich die noch übrigen Kräfte meines auch schon verwundeten Pferdes, und entfloh ihnen. Ich spornte es so lange, als es mich tragen konnte: aber plötzlich versagte ihm die Kraft, und es stürzte vor Mattigkeit und Blutverlust stracktodt unter mir nieder. Ich machte mich schleunig davon los; und als ich sah, daß niemand mich verfolgte, erkannte ich wohl, daß sie sich nicht hatten von der Beute trennen wollen, die sie gemacht hatten.

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und war genöthigt, inne zu halten.

»Ach meine Schwester,« sagte Dinarsade, »ich bin recht ärgerlich, daß du diese Geschichte nicht weiter erzählen kannst.«

»Wenn du heute nicht so lange geschlafen hättest,« antwortete die Sultaninn, »so hätte ich mehr davon erzählt.« —

»Schon gut,« begann Dinarsade wieder, »ich will morgen fleißiger seyn, und hoffe, daß dir die Neugier des Sultans für dasjenige entschädigen wird, was meine Nachlässigkeit ihm entzogen hat.«

Schachriar stand auf, ohne ein Wort zu sagen, und ging an seine gewöhnlichen Beschäftigungen.

Sechs und vierzigste Nacht.

Dinarsade versäumte nicht, die Sultanin früher als gestern zu wecken, und Scheherasade fuhr in der Geschichte des zweiten Kalenders also fort:

»So war ich denn, gnädige Frau,« erzählte der Kalender, »allein, verwundet, von aller Hülfe entblößt in einem mir unbekannten Lande. Ich wagte es nicht, wieder auf die große Straße zu gehen, aus Furcht, den Räubern abermals in die Hände zu fallen. Nachdem ich meine Wunde, die nicht gefährlich war, verbunden hatte, wanderte ich den übrigen Theil des Tages fort, und erreichte den Fuß eines Berges, an dessen Abhang ich den Eingang einer Höhle bemerkte. Ich trat hinein, und brachte die Nacht ziemlich ruhig zu, nachdem ich meine Früchte gegessen, welche ich unterweges gepflückt hatte.

Den nächsten Morgen und die folgenden Tage setzte ich meine Wanderung fort, ohne einen Ort zu finden, wo ich mich aufhalten konnte. Aber nach Verlauf eines Monats entdeckte ich eine große volkreiche Stadt, in einer vortheilhaften Lage, von mehreren Strömen umher bewässert, und in einer Gegend, wo ein immerwährender Frühling herrschte.

Die angenehmen Gegenstände, welche sich hier meinen Augen darboten, erfreuten mich, und verscheuchten für einige Augenblicke meine tödtliche Traurigkeit, mich in dem Zustande zu sehen, worin ich mich befand. Mein Gesicht, die Hände und die Füße, waren ganz braun geworden, und

von der Sonne verbrannt; durch die lange Wanderung war mein Schuhzeug zerrissen, und ich war genöthigt, baarfuß zu gehen; überdieß waren meine Kleider ganz zerlumpt.

Ich ging in die Stadt, um mich zu erkundigen, wo ich war, ich wandte mich an einen Schneider, der in seinem Laden arbeitete. In Rücksicht auf meine Jugend und Bildung, welche etwas anderes ankündigte, als ich schien, ließ er mich bei sich niedersitzen. Er fragte mich, wer ich wäre, woher ich käme, und was mich hieher geführt hätte. Ich verschwieg ihm nichts von allem, was mir begegnet war, und trug auch sogar kein Bedenken, ihm meinen Stand zu entdecken.

Der Schneider hörte mir aufmerksam zu; als ich meine Erzählung geendigt hatte, vermehrte er nur meinen Kummer, anstatt mir Trost zu gewähren. »Hütet euch wohl,« sagte er zu mir, »irgend Jemand das anzuvertrauen, was ihr mir hier mitgetheilt habt; denn der Fürst dieses Landes ist der Feind des Königs, eures Vaters, und er würde euch ohne Zweifel ein Leid anthun, wenn er von eurer Ankunft in dieser Stadt unterrichtet wäre.«

Ich zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Schneiders, sobald er mir den Fürsten genannt hatte; aber da die Feindschaft zwischen ihm und meinem Vater keinen Bezug auf meine Abenteuer hat, so erlaubet mir, gnädige Frau, daß ich sie mit Stillschweigen übergehe.

Ich dankte dem Schneider für die Weisung, die er mir gegeben hatte, und versicherte ihn,

daß ich mich ganz seinem guten Rath überlassen, und nie die Gefälligkeit vergessen würde, welche er mir erzeigte. Da er er wohl einsah, daß es mir nicht an Eßlust fehlen könnte, so ließ er mir zu essen bringen, und bot mir sogar eine Wohnung bei sich an; was ich denn auch annahm.

Einige Tage nach meiner Ankunft, als er bemerkte, daß ich hinlänglich hergestellt war von den Beschwerden meiner langen und mühseligen Reise, und da er wohl wußte, daß die meisten Prinzen meines Glaubens, aus Vorsicht gegen die Unfälle des Schicksals, irgend eine Kunst oder Handwerk erlernen [22]), um dasselbe im Falle der Noth zu ergreifen, so fragte er mich, ob ich dergleichen könnte, um davon zu leben, ohne jemand zur Last zu fallen. Ich antwortete ihm, ich verstände beide Rechte, wäre Sprachkundiger, Dichter, und vor allem schriebe ich vollkommen.

»Mit allem, was ihr mir da herzählt,« erwiederte er, »könnt ihr in diesem Lande nicht einen Bissen Brot verdienen; nichts ist hier unnützer, als diese Art von Kenntnissen. Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt,« fügte er hinzu, »so ziehet ein kurzes Kleid an, und da ihr mir stark und von tüchtiger Leibesbeschaffenheit scheinet, so gehet in den benachbarten Wald, Brennholz zu hauen; bringet es auf den Markt zum Verkaufe, und ich versichere euch, ihr werdet so ein kleines Einkommen gewinnen, wovon ihr unabhängig leben könnt. Durch dieses Mittel werdet ihr euch in den Stand setzen, ruhig abzuwarten, bis der Himmel euch günstig wird, und das Ge-

wölke des Mißgeschicks zerstreut, welches das Glück eures Lebens verdunkelt, und euch nöthigt, eure Geburt zu verbergen. Ich übernehme es, euch ein Seil und eine Axt zu verschaffen.«

Die Furcht erkannt zu werden, und die Nothwendigkeit des Unterhalts bestimmten mich, dieses Gewerbe zu ergreifen, ungeachtet der Niedrigkeit und der Beschwerde, die damit verknüpft waren.

Gleich am folgenden Tage kaufte der Schneider mir eine Axt und ein Seil, nebst einem kurzen Kleide; und dann empfahl er mich einigen armen Einwohnern, welche auf dieselbe Weise ihren Unterhalt gewannen, und bat sie, mich mit zu nehmen.

Sie führten mich nach dem Walde; und schon am ersten Tage brachte ich auf meinem Kopfe eine starke Last Holz heim, welche ich für ein halbes Goldstück des Landes verkaufte; denn obgleich der Wald nicht sehr entfernt war, so war das Holz nicht minder theuer in der Stadt, weil so Wenige sich die Mühe gaben, hinzugehen und welches zu hauen. In kurzer Zeit gewann ich ansehnlich, und ich gab dem Schneider das Geld zurück, welches er für mich ausgelegt hatte.

Es war schon länger als ein Jahr, daß ich auf diese Weise lebte, als ich eines Tages tiefer als gewöhnlich in den Wald eindrang, und auf eine sehr anmuthige Stelle kam, wo ich auch anfing, Holz zu fällen. Indem ich eine Baumwurzel herausriß, bemerkte ich einen eisernen Ring, welcher an einer Fallthüre von demselben Erze befestigt war. Ich räumte sogleich die Erde dar-

über weg, hob sie auf, und sah eine Treppe, welche ich mit meiner Axt hinabstieg.

Als ich am Fuße der Treppe war, befand ich mich in einem weitläufigen Palaste, und sah mit großer Verwunderung, daß es darin eben so hell war, als wenn er über der Erde in der freiesten Gegend stände. Ich schritt vorwärts durch eine Säulen-Halle von Jaspis mit Füßen und Knäufen von gediegenem Golde: da sah ich eine Frau mir entgegen treten, die mir so edel, so lieblich, und von einer so außerordentlichen Schönheit erschien, daß ich, aller andern Gegenstände um mich vergessend, mich einzig ihrem Anblicke hingab; und ich erinnerte mich in diesem Augenblicke, was ein Dichter von einer ähnlichen Schönheit sagte, indem er sich also ausdrückte.

»Nie haben sich vier Dinge besser mit einander vereinigt gefunden, um Herzen zu rauben und das Blut in Wallung zu bringen, als bei diesem Mädchen; nämlich:

Die Mittagssonne der Stirn, die dunkle Nacht der Haare, die Röthe der Wangen, und der Tagesglanz des Leibes.«

Hier hörte Scheherasade auf zu reden, weil sie sah, daß es Tag war.

»Meine liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »ich gestehe dir, daß ich sehr zufrieden mit demjenigen bin, was du heute erzählt hast; und ich bilde mir ein, daß das Uebrige nicht minder wunderbar ist.«

»Du täuschest dich nicht,« antwortete die Sultaninn; »denn der Verfolg der Geschichte dieses

zweiten Kalenders ist der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, noch würdiger, als alles, was er bisher gehört hat.«

»Ich zweifle daran;« sagte Schachriar, indem er aufstand. »Doch wollen wir morgen sehen.«

Sieben und vierzigste Nacht.

Dinarsarde weckte auch diese Nacht sehr früh; und die Sultaninn, um die Wißbegier ihrer Schwester zu befriedigen, erzählte weiter, was sich in dem unterirdischen Palaste zwischen der Frau und dem Prinzen zutrug.

»Der zweite Kalender,« hub sie an, »fuhr also in der Erzählung seiner Geschichte fort:

»Um der schönen Frau die Mühe zu ersparen, bis zu mir zu kommen, beeilte ich mich, ihr zu nahen; und indem ich ihr eine tiefe Verbeugung machte, sprach sie zu mir: »Wer seyd ihr? seyd ihr ein Mensch oder ein Geist?« — »Ich bin ein Mensch, Herrinn,« antwortete ich ihr, indem ich mich wieder aufrichtete, »und ich habe keinen Verkehr mit den Geistern.« — Durch welches Abenteuer«, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, »befindet ihr euch hier? Es sind fünf und zwanzig Jahre, daß ich hier wohne, und während dieser ganzen Zeit habe ich keinen andern Menschen hier gesehen, als euch.«

Ihre große Schönheit, die mich schon hingerissen hatte, ihre Sanftmuth, und die Freundlichkeit, mit welcher sie mich empfing, gaben mir die Dreistigkeit, ihr zu antworten: »Herrinn, bevor ich die Ehre habe, eure Neugier zu

befriedigen, erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich mich unendlich glücklich preise über diese unversehene Begegnung, welche mir Gelegenheit darbietet, mich in meiner Betrübniß zu trösten, und vielleicht auch euch glücklicher zu machen, als ihr seyd.«

Ich erzählte ihr aufrichtig, durch welches seltsame Schicksal sie in meiner Person einen Königssohn in solchem Zustande vor sich sähe, und wie der Zufall es gewollt, daß ich den Eingang ihres prächtigen, aber allem Anscheine nach, dennoch langweiligen, Gefängnisses gefunden hätte.

»Ach, Prinz,« sagte sie, abermals seufzend, »ihr habt wohl Ursache zu glauben, daß dieses so reiche und so prachtvolle Gefängniß, nichts desto weniger ein sehr langweiliger Aufenthalt ist. Auch der reizendste Ort kann nicht gefallen, wenn man wider seinen Willen daselbst ist. Ihr habt gewiß schon von dem großen Epitimarus gehört, dem Könige der Ebenholz-Insel, welche so genannt ist, weil sie dieses köstliche Holz im Ueberflusse hervorbringt. Ich bin die Tochter dieses Königs.

Der König, mein Vater, hatte mich einem Prinzen zur Gemahlinn bestimmt, der mein Vetter war; aber in der ersten Hochzeitnacht, mitten unter den Lustbarkeiten des Hofes und der Hauptstadt der Ebenholz-Insel, bevor ich meinem Manne zugeführt war, entführte mich ein Geist. Ich sank in diesem Augenblick in Ohnmacht und verlor alles Bewußtseyn; und als ich wieder zu mir selber kam, befand ich mich in diesem Palaste. Ich bin lange darüber untröstlich

gewesen; aber die Zeit und die Nothwendigkeit haben mich daran gewöhnt, den Anblick des Geistes zu ertragen. Es sind, wie ich euch schon gesagt habe, fünf und zwanzig Jahre, daß ich an diesem Orte bin, wo ich sagen kann, daß ich alles nach Wunsch habe, was zum Leben gehört, und was eine Prinzessinn befriedigen könnte, welche nur den Staat und den Putz liebte.

Von zehn zu zehn Tagen kömmt der Geist, eine Nacht bei mir zu liegen; nicht öfter schläft er hier, und seine Entschuldigung darüber ist, daß er mit einer andern Frau verheirathet sey, die eifersüchtig seyn würde, wenn seine Untreue gegen sie zu ihrer Kenntniß käme. Indessen, wenn ich seiner bedarf, sey es Tag oder Nacht, so darf ich nur einen Talisman berühren, welcher am Eingange meines Gemaches ist, und alsbald erscheint der Geist. Es sind heute vier Tage, daß er hier gewesen ist; also erwarte ich ihn erst in sechs Tagen; und deshalb könnt ihr fünf Tage bei mir bleiben, und mir Gesellschaft leisten, wenn es euch gefällt. Ich werde mich bemühen, euch eurem Stande und euren Verdiensten gemäß zu bewirthen.«

Ich würde mich zu glücklich geschätzt haben, eine so große Gunst zu erlangen, wenn ich darum gebeten hätte, als daß ich ein so verbindliches Anerbieten hätte ablehnen sollen. Die Prinzessinn ließ mich in ein Bad gehen, welches das sauberste, bequemste, und prächtigste war, das man sich vorstellen kann; und als ich wieder heraus kam, fand ich, anstatt meines Kleides, ein anderes sehr reiches, welches ich weniger

ses Reichthums wegen anlegte, als mich der Gesellschaft der Prinzessinn würdiger darzustellen.

Wir setzten uns auf ein Sofa, das mit einem köstlichen Teppich bedeckt, und mit Kissen vom schönsten Indischen Brokat versehen war; und bald darnach besetzte sie einen Tisch mit den erlesensten Speisen; indem sie folgende Verse aussprach:

»Hätte ich deine Ankunft vermuthet, so würde ich dir gleich einem Teppich, ausgebreitet haben, das Edelste meiner Seele und das Schwarze meiner Augen.

Auf die Erde hätte ich meine Wangen gebreitet, damit dein Weg über meine Augenlieder gegangen wäre.«

Wir aßen hierauf mitsammen, und brachten den übrigen Theil des Tages sehr angenehm zu, und zur Nacht nahm sie mich in ihr Bette auf.

Am folgenden Tage, da sie mir auf alle Weise Vergnügen zu machen suchte, bewirthete sie mich zu Mittage mit einer Flasche alten Weins, des trefflichsten, den man trinken kann; und aus Gefälligkeit trank sie auch einige Züge mit mir davon. Als mir nun der Kopf von diesem angenehmen Getränke erhitzt war, sprach ich zu ihr: Schöne Prinzessinn, es ist schon zu lange, daß ihr hier lebendig begraben seyd, folget mir, kommt und erfreut euch wieder des wahrhaften Tageslichtes, dessen ihr seit so vielen Jahren beraubt seyd. Verlasset das falsche Licht, das euch hier täuscht.«

»Prinz,« antwortete sie mir lächelnd, »lasset diese Rede. Ich achte den schönsten Tag auf

der Welt für nichts, wofern ihr hier von zehn Tagen mir neun gewährt, und dem Geiste den zehnten überlasset.« — »Prinzessinn«, fuhr ich fort, »ich sehe wohl, daß die Furcht vor dem Geiste euch diese Sprache eingibt. Ich meinerseits fürchte ihn so wenig, daß ich seinen Talisman sammt dem darauf geschriebenen Zauberschnörkel in Stücken schlagen will. Mag er dann kommen, ich erwarte ihn. Wie gewaltig und furchtbar er auch seyn mag, ich will ihn das Gewicht meines Arms fühlen lassen. Ich schwöre hier, alles, was es von Geistern auf der Welt gibt, zu vertilgen, und ihn zuerst.«

Die Prinzessinn, welche die Folgen davon voraus sah, beschwur mich, den Talisman nicht anzurühren. »Das wäre das Mittel,« sagte sie zu mir, »uns beide zu Grunde zu richten. Ich kenne die Geister besser, als ihr.«

Aber die Dünste des Weines ließen mir die Vernunftgründe der Prinzessinn nicht eingehen, ich trat mit dem Fuß in den Talisman und zerschmetterte ihn in mehrere Stücke.«

Bey diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und schwieg; und der Sultan stand auf. Da er aber nicht zweifelte, daß der zerbrochene Talisman irgend ein merkwürdiges Ereigniß zur Folge haben würde, so beschloß er, auch das Uebrige der Geschichte zu hören.

Acht und vierzigste Nacht.

Dinarsade erwachte kurz vor Tages, und rief der Sultaninn zu: »Schwester, wenn du

nicht schläfst, so bitte ich dich, uns zu erzählen, was in dem unterirdischen Palaste vorging, nachdem der Prinz den Talisman zertrümmert hatte.«

»Du sollst es sogleich hören,« sagte Scheherasade. Und indem sie den Faden wieder aufnahm, erzählte sie, in der Person des zweiten Kalenders also weiter: Kaum war der Talisman zerbrochen, so erbebte der Palast, als wollte er zusammenstürzen, mit einem furchtbaren, dem Donner ähnlichen Getöse, begleitet von Blitzen, abwechselnd mit tiefer Finsterniß.

Dieses entsetzliche Gekrach zerstreute augenblicklich die Dünste des Weines, und ließ mich, freilich zu spät, meine Unbesonnenheit erkennen.

»Prinzessinn,« rief ich aus, »was bedeutet dies?« Sie antwortete, ganz erschrocken, und ohne an ihr eigenes Unglück zu denken: »Wehe! es ist um euch geschehen, wenn ihr nicht entfliehet.«

Ich folgte ihrem Rathe; und mein Schreck war so groß, daß ich meine Axt und Schuhe vergaß.

Kaum hatte ich die Treppe erreicht, welche ich herab gestiegen war, als der Zauberpalast sich aufthat, und der Geist hereinfuhr. Er fragte zornig die Prinzessinn: »Was ist euch zugestoßen? und warum ruft ihr mich?« »Eine Uebelkeit,« antwortete ihm die Prinzessinn, »nöthigte mich die Weinflasche zu holen, welche ihr hier sehet, ich trank zwei oder dreimal davon, unglücklicherweise that ich einen Fehltritt, und

fiel auf den Talisman, welcher zerbrach. Weiter ist es nichts.«

Auf diese Antwort sagte der Geist wüthend zu ihr: »Ihr seyd eine unverschämte Lügnerinn. Die Art und die Schuhe dort, wie kommen die hieher?« — »Ich sehe sie jetzo zum erstenmal,« erwiederte die Prinzessinn. In dem Ungestüm, womit ihr gekommen seyd, habt ihr sie vielleicht selber im Vorbeistreichen irgendwo aufgerafft und mit hieher gebracht, ohne es bemerkt zu haben.«

Der Geist antwortete nur durch Schimpfreden und durch Schläge, wovon ich den Lärm hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, das Weinen und Wehgeschrei der so grausam mißhandelten Prinzessinn zu hören. Ich hatte schon das Kleid, welches sie mich anlegen lassen, ausgezogen und meines wiedergenommen, das ich am vorigen Tage, als ich aus dem Bade kam, auf die Treppe gelegt hatte. Also stieg ich vollends hinauf, um so mehr von Schmerz und Mitleid durchdrungen, als ich die Ursache eines so großen Unglücks und der undankbarste und strafbarste aller Menschen war, indem ich die schönste Prinzessinn der Erde der Grausamkeit eines unversöhnlichen Geistes hingab.

»Es ist wahr,« sagte ich bei mir selber, »daß sie seit fünfundzwanzig Jahren eine Gefangene ist: aber, die Freiheit ausgenommen, blieb ihr nichts zu wünschen übrig, um glücklich zu seyn. Meine Unbesonnenheit zerstört ihr Glück, und überliefert sie der Grausamkeit eines erbarmungslosen Geistes.

»Ich ließ die Fallthüre nieder, bedeckte sie wieder mit Erde, und kehrte nach der Stadt zurück, mit einer Tracht Holz, welche ich zurecht machte, ohne zu wissen, was ich that, so sehr war ich erschüttert und betrübt. Zugleich sprach ich folgende Verse aus:

»O du Schicksal, das sich meinem Glücke so widersetzt, als wäre ich dein Feind! täglich bringst du mir noch ein größeres Unglück.

Lässest du mir auch einmal einen Tag heiter vorübergehen, so muß ich immer wieder ein Unheil erwarten, das du mir für den nächsten Tag bereitest.«

Der Schneider, mein Wirth, bezeigte eine große Freude, mich wiederzusehen. »Eure Abwesenheit,« sagte er zu mir, »hat mir viel Unruhe gemacht, wegen des Geheimnisses eurer Geburt, das ihr mir vertraut habt. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und fürchtete, daß euch jemand erkannt hätte. Gott sey gedankt für eure Heimkehr!«

Ich dankte ihm für seine Theilnahme und Freundschaft; aber ich sagte ihm nichts von dem, was mir begegnet war, noch von der Ursache, daß ich ohne Axt und Schuhe heim kam.

Ich begab mich in meine Kammer, wo ich mir tausendmal meine große Unbesonnenheit vorwarf. »Nichts,« sagte ich zu mir selber, »wäre meinem Glücke mit der Prinzessinn zu vergleichen gewesen, wenn ich mich hätte bezähmen können, und den Talisman nicht zerbrochen hätte.«

Während ich mich diesen trübseligen Gedanken hingab, trat der Schneider herein, und sagte zu mir: »Ein Greis, den ich nicht kenne, kommt eben mit eurer Axt und euren Schuhen, welche er auf seinem Wege gefunden hat, wie er sagt. Er hat von euren Genossen, die mit euch in den Wald gehen, erfahren, daß ihr hier wohnet. Kommt und redet mit ihm; er will sie euren eigenen Händen übergeben.«

Bei dieser Rede verwandelte sich meine Farbe, und ich zitterte am ganzen Leibe. Der Schneider fragte mich um die Ursache davon, als plötzlich der Boden meiner Kammer sich aufthat: der Greis, der nicht die Geduld gehabt hatte zu warten, erschien, und stand mit der Axt und den Schuhen vor uns. Es war der Geist und Entführer der Prinzessinn von der Ebenholz-Insel, welcher diese Gestalt angenommen, nachdem er sie mit der äußersten Grausamkeit behandelt hatte. »Ich bin ein Geist,« sprach er aus, »ein Sohn der Tochter des Iblis [30]), des Fürsten der Geister. Ist das hier nicht deine Axt?« fügte er hinzu, indem er sich zu mir wandte. »Sind das hier nicht deine Schuhe?«

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu erzählen.

Der Sultan fand die Geschicht des zweiten Kalenders zu schön, als daß er nicht mehr davon hätte wissen wollen. Deshalb stand er mit der Absicht auf, in der folgenden Nacht die Fortsetzung derselben zu hören.

Neun und vierzigste Nacht.

In der folgenden Nacht rief Dinarsade der Sultaninn zu: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, erzähle uns, wie der Geist den Prinzen behandelte.«

»Ich will deine Neugier befriedigen,« antwortete Scheherasade, und nahm die Geschichte des zweiten Kalenders wieder auf: »Der Kalender erzählte Sobeïden weiter, und sagte: »Gnädige Frau, als der Geist in Wuth mir diese Frage gethan hatte, ließ er mir keine Zeit, ihm zu antworten; und ich hätte es auch nicht vermocht, so sehr hatte seine furchtbare Erscheinung mich außer mir gesetzt.

Er faßte mich um die Mitte des Leibes, und schleppte mich aus der Kammer, dann schwang er sich mit mir bis zum Himmel empor, und riß mich mit solcher Gewalt und Schnelligkeit durch die Luft dahin, daß ich mehr nur die Höhe erblickte, zu welcher ich gestiegen war, als den Weg, welchen er in wenigen Augenblicken mit mir zurücklegte. Er senkte sich eben wieder auf die Erde nieder, stampfte mit dem Fuße, daß sie sich aufthat, und fuhr mit mir hinein; und alsbald befand ich mich in dem Zauberpalaste bei der schönen Prinzessinn von der Ebenholz-Insel.

Aber, ach, welch' ein Schauspiel! Ich sah hier etwas, das mir das Herz durchbohrte: die Prinzessinn lag nackt und ganz im Blute schwimmend auf dem Boden hingestreckt mehr todt als lebend, und die Wangen in Thränen gebadet.

»Treulose,« sprach der Geist zu ihr, indem er mich ihr zeigte, »ist dies nicht dein Buhle?« Sie wandte ihre schmachtenden Augen nach mir, und antwortete traurig: »Ich kenne ihn nicht, ich sehe ihn diesen Augenblick zum erstenmale.« — »Wie,« fuhr der Geist fort, »er ist die Ursache, daß du in diesem verdienten Zustande bist, und du erfrechst dich zu sagen, daß du ihn nicht kennest?« — »Wenn ich ihn nun nicht kenne,« antwortete die Prinzessinn, »wollt ihr denn, daß ich eine Lüge sage, welche die Ursache seines Verderbens wäre.« —

»Wohlan denn!« sagte der Geist, indem er einen Säbel herauszog, und ihn der Prinzessinn darbot, »wenn du ihn niemals gesehen hast, so nimm diesen Säbel, und haue ihm den Kopf ab.« — »Ach!« sagte die Prinzessinn, »wie vermöchte ich das zu thun, was ihr von mir fordert? Meine Kräfte sind dermaßen erschöpft, daß ich den Arm nicht aufheben kann; und wenn ich es könnte, wo sollte ich den Muth hernehmen, einem Menschen den Tod zu geben, den ich nicht kenne, einem Unschuldigen.« —

»Diese Weigerung,« sagte darauf der Geist, »läßt mich dein ganzes Verbrechen erkennen.« Darauf wandte er sich zu mir, und sagte: »Und du, kennst du sie auch nicht?«

Ich wäre der undankbarste und treuloseste aller Menschen gewesen, wenn ich der Prinzessinn nicht dieselbe Treue bewiesen hätte, welche sie mir bewies, mir, dem Urheber ihres Unglücks.

Deshalb antwortete ich dem Geiste: »Wie

sollte ich sie kennen, ich, der ich sie heute zum erstenmale sehe?« — »Wenn das ist,« fuhr er fort, »so nimm doch diesen Säbel und haue ihr den Kopf ab. Das ist der Preis, um welchen ich dir die Freiheit schenken und überzeugt seyn werde, daß du sie nie zuvor gesehen hast, wie du sagst.«

Ich nahm den Säbel aus seiner Hand.....

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade, indem sie sich bei dieser Stelle unterbrach, »es ist Tag, und ich darf die Geduld Eurer Majestät nicht mißbrauchen.«

»Das sind wunderbare Begebenheiten,« sagte der Sultan bei sich selber; »wir wollen morgen doch sehen, ob der Prinz so grausam ist, dem Geiste zu gehorchen.«

Funfzigste Nacht.

Als die Nacht beinahe vorüber war, rief Dinarsade der Sultaninn zu:

»Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, zu erzählen, was der Prinz that.«

»Du sollst es hören;« antwortete Scheherasade; »der zweite Kalender fuhr in seiner Geschichte also fort: »Glaubet nicht, gnädige Frau, daß ich mich der schönen Prinzessinn von der Ebenholz-Insel nahte, um der Scherge des grausamen Geistes zu seyn. Ich that es bloß, um ihr, so viel es mir möglich war, durch Geberden zu verstehen zu geben, daß, so wie sie die Standhaftigkeit hatte, ihr Leben der Liebe zu

mir aufzuopfern, ich nicht zaudern würde, auch das meine aus Liebe zu ihr hinzugeben.

Die Prinzessinn verstand meine Absicht, und ungeachtet ihrer Schmerzen und ihrer Betrübniß bezeigte sie es mir durch einen dankenden Blick, und gab mir zu verstehen, daß sie willig stürbe, und sich freute zu sehen, daß auch ich für sie sterben wollte.

Ein Dichter drückt sich hierüber also aus:

»Mein Blick gibt zu verstehen, was meine Zunge sagen will; er offenbart die Liebe, die ich sorgfältig verberge.

Nun, da Thränen fließen, thut's Noth zu schweigen; jetzt müssen Blicke sprechen.

Sie macht ein Zeichen, und ich vernehme, was ihr Blick ausdrückt, so wie sie auch meinen Wink versteht.

Unsere Augenlieder stehen in Verkehr mit einander; auch schweigend spricht die Liebe.«

Und folgende Verse stellen ganz unsere Lage dar:

»Wie oft schon war mein Geliebter genöthigt, mit seinen Augenliedern zu sprechen, und der Geliebten sein Inneres zu offenbaren.

Auch ich zeige ihm durch Blicke an, daß ich alles weiß, was vorgeht.

Was kleidet mein Geschlecht wohl besser, als ein bedeutungsvoller Blick? Und wie verständig ist der, dessen Auge begreift!

So daß der eine mit seinen Augenliedern schreibt, und der andere mit seinen Augenliedern liest.«

Ich trat nun zurück, warf den Säbel auf

den Boden, und sagte zu dem Geiste: »Ich würde auf ewig bei allen Menschen bescholtten seyn, wenn ich die Niederträchtigkeit hätte, eine Frau zu morden, welche ich nicht nur nicht kenne, sondern die auch schon, wie ich sehe, im Begriff ist, den Geist aufzugeben. Thut mit mir, was euch beliebt, da ich in eurer Gewalt bin; aber ich kann eurem grausamen Befehle nicht gehorchen.«

»Ich sehe wohl,« sagte nun der Geist, »daß ihr, einer wie der andere, mir trotzet, und meine Eifersucht verhöhnt; aber aus der Art, wie ich euch behandeln werde, sollt ihr beide erkennen, wozu ich im Stande bin.«

Mit diesen Worten ergriff der Geist wieder den Säbel, und hieb der Prinzessinn die eine Hand ab, so daß sie kaum noch soviel Zeit hatte, mir mit der andern ein ewiges Lebewohl zuzuwinken; denn das Blut, das sie schon verloren hatte, und das sie jetzo wieder verlor, ließ sie nur noch einen Augenblick diese letzte Grausamkeit überleben, bei deren Anblick ich in Ohnmacht sank.

Als ich wieder zu mir selber gekommen war, beklagte ich mich gegen den Geist, daß er mich so lange in der Erwartung des Todes schmachten ließ. »Hau zu,« sagte ich zu ihm, »ich bin bereit, den Todesstreich zu empfangen; ich erwarte ihn von dir, als die größte Gnade, die du mir anthun kannst.«

Aber, anstatt sie mir zu gewähren, sagte er zu mir: »du siehst hier, auf welche Weise die Geister die Frauen, die sie im Verdachte der Un-

treue haben, behandelu. Sie hat dich hier aufgenommen; und wenn ich versichert wäre, daß sie mir einen noch größeren Schimpf angethan hätte, so würde ich dich in diesem Augenblick umbringen; aber so begnüge ich mich, dich in einen Hund, oder Esel, oder Löwen, oder Vogel zu verwandeln. Wähle eine von diesen Verwandlungen; ich will dir die Wahl frei stellen.«

Diese Worte gaben mir einige Hoffnung, ihn zu erweichen: »O Geist, «sagte ich zu ihm, mäßige deinen Zorn; und weil ihr mir nicht das Leben rauben wollt, so lasset es mir auf eine großmüthige Weise. Ich werde mich immerdar eurer Gnade erinnern, wenn ihr mir ebenso verzeihet, wie der beste Mensch von der Welt einem seiner Nachbarn verzieh, der einen tödtlichen Haß gegen ihn trug.«

Der Geist fragte mich, was denn zwischen den beiden Nachbarn vorgegangen wäre, und äußerte, daß er wohl die Geduld haben wollte, diese Geschichte zu hören.—

Ich glaube, gnädige Frau, daß es euch nicht unangenehm seyn wird, wenn ich euch diese Geschichte auch erzähle.

Geschichte
des Neiders und des Beneideten.

»In einer ganz ansehnlichen Stadt wohnten zwei Männer Thür' an Thüre. In dem einen regte sich gegen den andern ein so heftiger Neid, daß der, welcher der Gegenstand dieses Neides war, seinen Wohnort zu verändern und sich zu entfernen beschloß, überzeugt, daß die Erbitterung seines Nachbars nur durch die Nachbarschaft erregt worden wäre, denn es war ihm nicht entgangen, daß, obgleich er jenem gute Dienste geleistet hatte, er ihn darum doch nicht minder haßte. Er verkaufte deshalb sein Haus und seine übrige geringe Habe, begab sich in die nicht ferne Hauptstadt des Landes und kaufte sich ein kleines Landgütchen, welches ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Er hatte dort ein recht bequemes Haus, einen schönen Garten und einen großen Hof, in welchem sich ein tiefer Wasserbehälter befand, dessen man sich nicht mehr bediente.«

»Als nun der Ehrenmann diesen Ankauf gemacht hatte, wählte er die Tracht eines Der-

wisches [21]) um ein zurückgezogeneres Leben führen zu können und ließ in dem Hause mehrere Zellen bauen, in welchen er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde von Derwischen zusammenbrachte. Seine Tugend machte ihn bald bekannt und führte ihm eine sehr große Menge von Leuten, sowohl aus dem Volke, als von den Angesehensten der Stadt zu. Kurz, Jedermann ehrte und liebte ihn auf ausgezeichnete Weise. Es kamen auch welche aus weiter Ferne, um sich seinen Gebeten zu empfehlen und alle, die sich zu ihm begaben, erzählten von den Gnaden, welche sie durch seine Vermittlung vom Himmel erhalten zu haben glaubten.

»Da sich der große Ruf des Mannes bis in die Stadt verbreitet hatte, aus welcher er hergekommen war; so empfand der Neider darüber einen so lebhaften Verdruß, daß er sein Haus und seine Geschäfte verließ, mit dem Entschluß, jenen in's Verderben zu stürzen. Zu diesem Zwecke begab er sich in das neue Kloster der Derwische, deren Oberhaupt, sein vormaliger Nachbar, ihn mit allen erdenklichen Freundschaftsbezeigungen aufnahm. Der Neider sagte, er sey ausdrücklich gekommen, um ihm eine wichtige Angelegenheit, jedoch nur unter vier Augen, mitzutheilen. »Damit, — fügte er hinzu, — niemand uns behorchen könne, wollen wir, wenn's euch gefällig ist, in eurem Hofe auf und abgehen; und da die Nacht herannaht, so befehlt euren Derwischen sich in ihre Zellen zu begeben.« Das Oberhaupt der Derwische erfüllte diesen Wunsch.

»Als sich nun der Neider mit unserm Ehrenmann allein sah, begann er ihm zu erzählen, was ihm eben einfiel, wobei sie beide im Hofe umhergingen, und als sie sich am Rande des Wasserbehälters befanden, stieß er ihn hinein, ohne daß irgend jemand Zeuge dieser nichtswürdigen Handlung war. Nachdem er dieß gethan, machte er sich schnell davon, erreichte die Thüre des Klosters, durch welche er sich ungesehen entfernte und gelangte in seine Heimath, sehr zufrieden mit seiner Reise und überzeugt, daß der Gegenstand seines Neides nicht mehr auf der Welt sey; aber er betrog sich sehr.

Scheherasade konnte nicht weiter erzählen; denn der Tag brach an. Der Sultan war über die Bosheit des Neides aufgebracht. »Ich wünsche sehr, — sagte er zu sich selbst, — daß dem guten Derwisch nichts Böses widerfährt und ich hoffe morgen zu erfahren, daß ihn der Himmel bei dieser Gelegenheit nicht verlassen hat.

Ein und funfzigste Nacht.

Dinarsade beschwor bei ihrem Erwachen ihre Schwester, ihr zu erzählen, ob der Derwisch frisch und gesund aus dem Wasserbehälter herausgekommen sey. »Ja, erwiederte Scheherasade; denn der zweite Kalender fuhr folgendermaaßen fort:« Der Wasserbehälter war von Feen und Geistern bewohnt, welche schnell bei der Hand waren, um dem Vorsteher der Derwische beizustehen, ihn auffingen und ihn, bis er auf den Grund kam, so unterstützten, daß er

sich gar keinen Schaden that. Er merkte wohl, daß etwas Außerordentliches in diesem Sturze statt fand, der ihm eigentlich das Leben hätte kosten müssen; aber er sah und fühlte nichts. Dessen ungeachtet vernahm er bald eine Stimme, welche sagte: »Wißt ihr, wer der Ehrenmann ist, dem wir diesen guten Dienst geleistet haben?« und als andere Stimmen mit »Nein« geantwortet hatten, fuhr die erste fort: »Ich will's euch sagen. Dieser Mann hat die Stadt, in welcher er wohnte, aus dem größten Wohlwollen von der Welt verlassen und hat hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, in der Hoffnung, einen von seinen Nachbarn von dem Neide zu heilen, den dieser gegen ihn hegte. Er wird hier so allgemein geschätzt, daß der Neider, der dies nicht ertragen konnte, in der Absicht hieher kam, ihn um's Leben zu bringen; was er auch bewerkstelligt hätte, wären wir dem Ehrenmann nicht zu Hülfe gekommen, dessen Ruf so groß ist, daß der Sultan, der in der benachbarten Stadt Hof hält, ihn morgen besuchen will, um die Prinzessinn, seine Tochter, seinen Gebeten zu empfehlen.

»Eine andere Stimme fragte, weshalb die Prinzessinn die Gebete des Derwisches bedürfe? worauf die erste erwiederte: »Ihr wißt also nicht, daß sie von dem Geist Maimoun [32]), Sohn des Dimdim [33]), besessen ist, der sich in sie verliebt hat? Aber ich weiß wohl, wie dieses gute Oberhaupt der Derwische sie heilen könnte, die Sache ist sehr leicht und ich will sie Euch sagen. Es befindet sich in seinem Kloster eine schwarze Katze, welche am Ende des Schwanzes einen weißen

Fleck, ungefähr von der Größe einer kleinen Silbermünze hat. Er darf nur sieben Härchen aus diesem weißen Fleck reißen, sie verbrennen und mit ihrem Rauch das Haupt der Prinzessinn beräuchern; sogleich wird sie geheilt und so sicher von Maimoun, dem Sohne Dimdims, befreit seyn, daß er sich's niemals wieder wird einkommen lassen, sich ihr ein zweites Mal zu nähern.

»Das Oberhaupt der Derwische verlor nicht ein Wort von dieser Unterredung der Feen und der Geister, welche nach dem Erwähnten die ganze Nacht hindurch ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Als er nun bei Anbruch des folgenden Tages die Gegenstände erkennen konnte, fand er, da der Wasserbehälter an mehreren Stellen verfallen war, eine Lücke, durch welche er ohne Mühe heraus kam.

»Die Derwische, welche ihn suchten, waren sehr erfreut ihn wieder zu sehen. Er erzählte ihnen in wenigen Worten die boshafte That des Gastes, den er am vergangenen Tage so gut aufgenommen hatte und begab sich sodann in seine Zelle. Die schwarze Katze, von welcher in der Nacht die Feen und die Geister sich unterredet hatten, blieb nicht lange aus und kam, um ihn auf gewohnte Weise liebzukosen. Er nahm sie, riß ihr sieben Härchen aus dem weißen Fleck ihres Schwanzes und legte sie bei Seite, um sich ihrer zu bedienen, wenn es Noth thäte.

»Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als der Sultan, der nichts verabsäumen wollte, was zur schnellen Heilung der Prinzessinn beitragen konnte, an der Pforte des Klosters an-

langte. Er befahl seiner Leibwache dort zu warten und ging mit den vornehmsten Beamten, die ihn begleiteten, in's Haus. Die Derwische empfingen ihn mit tiefer Ehrfurcht.«

»Der Sultan zog ihr Oberhaupt bei Seite.« »Guter Scheich [34]), sagte er zu ihm, — dir ist vielleicht der Gegenstand, der mich zu dir führt, schon bekannt.« »Ja, mein Fürst, — erwiederte der Derwisch in bescheidenem Tone, — es ist, wenn ich nicht irre, die Krankheit der Prinzessinn, welcher ich diese unverdiente Ehre verdanke.« — »So ist's, — versetzte der Sultan, — du würdest mir das Leben wiedergeben, wenn deine Gebete die Genesung meiner Tochter bewirkten.« »Herr, — entgegnete der Ehrenmann, — wenn Eure Majestät so gnädig seyn will, sie hieherkommen zu lassen; so schmeichle ich mir, daß sie mit Gottes Hülfe und Gnade vollkommen gesund heimkehren soll.«

»Der Fürst, vor Freude außer sich, ließ auf der Stelle seine Tochter holen, welche alsbald, begleitet von einem zahlreichen aus Frauen und Verschnittenen bestehenden Gefolge, erschien, und so verschleiert war, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Das Oberhaupt der Derwische ließ eine Rauchpfanne an das Haupt der Prinzessinn halten, und kaum hatte er die sieben Härchen auf die herbeigebrachten glühenden Kohlen gelegt, als der Geist Maimoun, Sohn Dimdims, ein heftiges Geschrei ausstieß, und, ohne daß man irgend etwas sah, aus der Prinzessinn ausfuhr. Sie faßte sogleich mit der Hand den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte und hob ihn in die Höhe, um zu sehen,

wo sie wäre. »Wo bin ich, — rief sie aus, — wer hat mich hiehergebracht?« — Bei diesen Worten konnte der Sultan das Uebermaaß seiner Freude nicht verbergen, er umarmte seine Tochter und küßte sie auf die Augen; er küßte auch dem Oberhaupte der Derwische die Hand und sagte zu den ihn begleitenden Beamten: »Sagt mir Eure Meinung; welche Belohnung verdient der, welcher meine Tochter auf diese Weise geheilt hat?« Sie erwiederten alle: »er verdient sie zu heirathen.« »Das hatt' ich im Sinn, sagte der Sultan, und ich mache ihn von diesem Augenblicke an zu meinem Schwiegersohn.«

»Bald nachher starb der erste Wesyr. Der Sultan übertrug dem Derwisch sein Amt, und da der Fürst ohne männliche Kinder starb, so wurde der Ehrenmann von der versammelten Priesterschaft und Kriegsmacht einstimmig zum Sultan erklärt und als solcher anerkannt.

Der anbrechende Tag nöthigte Scheherasaden inne zu halten. Der Derwisch schien dem Schachriar der erhaltenen Krone würdig; aber dieser Fürst war begierig zu wissen, ob der Neider vor Kummer gestorben sey und er stand mit dem Entschluß auf, es in der folgenden Nacht zu erfahren.

Zwei und funfzigste Nacht.

»Folgendermaaßen, sagte Scheherasade — fuhr der Kalender in der Geschichte des Neiders und des Beneideten fort:

»Als nun, — sagte er, — der gute Derwisch den Thron seines Schwiegervaters bestiegen hat-

te, bemerkte er eines Tages, da er in der Mitte seines Hofes durch die Hauptstadt zog, unter der Menge, die sich auf seinem Wege drängte, den Neider. Er rief einen der ihn begleitenden Wesyr zu sich heran und sagte ihm ganz leise: »Geh' und bringe dort jenen Mann zu mir; aber hüte dich, ihn zu erschrecken. Der Wesyr gehorchte und als der Neider dem Sultan gegenüber stand, sagte ihm dieser: »Mein Freund, ich bin sehr erfreut dich zu sehen!« — und sodann, indem er sich zu einem Beamten wandte: »Man zahle ihm auf der Stelle tausend Goldstücke aus meinem Schatz. Außerdem gebe man ihm noch aus meinen Vorrathshäusern zwanzig Ladungen der kostbarsten Waaren, und eine hinreichende Wache führe und geleite ihn in seine Heimath. Nachdem er dem Beamten diesen Auftrag gegeben hatte, sagte er dem Neider Lebewohl und zog weiter.

»Als ich nun diese Geschichte dem Geist erzählt hatte, von welchem die Prinzessinn der Ebenholz-Insel ermordet worden war, machte ich folgende Anwendung auf ihn: »O Geist, — sagt' ich zu ihm — du siehst, daß der wohlthätige Sultan sich nicht damit begnügte, zu vergessen, daß es nicht am Neider gelegen hatte, wenn er nicht um's Leben gekommen war; sondern er bewies sich ihm überdieß noch gnädig und sandte ihn mit so vieler Güte heim, wie ich's dir erzählte.« Kurz, ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um ihn zu bitten, er möge doch ein so schönes Beispiel nachahmen und mir verzeihen, und fügte noch folgende Verse hinzu:

»Erlasse mir meine Schuld; denn das thun ja auch die großmüthigen Machthaber.«

»Sollte ich mich auch noch so sehr gegen dich vergangen haben; so sey du gegen mich nicht minder großmüthig.«

»Denn wer Vergebung hofft von dem, der über ihm steht, der verzeihe auch die Fehler dem, der unter ihm ist.«

»Es war mir jedoch nicht möglich ihn zu erweichen. »Alles, was ich für dich thun kann, — sagte er zu mir, — ist, daß ich dir nicht das Leben nehme; aber schmeichle dir nicht, daß ich dich frisch und gesund fortlasse. Ich muß dich fühlen lassen, was mein Zauber vermöge.« Bei diesen Worten packte er mich mit Heftigkeit, trug mich durch das Gewölbe des unterirdischen Palastes, welches sich öffnete, um ihm einen Weg zu bahnen und entführte mich so hoch, daß die Erde mir nur wie eine kleine weiße Wolke vorkam. Von dieser Höhe stürzte er sich wie ein Blitz zur Erde herab und faßte auf dem Gipfel eines Berges Fuß.

»Dort raffte er eine Hand voll Erde auf, sprach, oder murmelte vielmehr, einige Worte darüber, von denen ich nichts verstand, und sagte sodann, indem er mich mit der Erde bewarf: »Lege die Gestalt eines Menschen ab und nimm die eines Affen an.« Hierauf verschwand er und ich blieb allein, in einen Affen verwandelt und vor Schmerz zu Boden gedrückt in einem unbekannten Lande und ohne zu wissen, wie nahe oder wie fern ich mich von den Staaten des Königs, meines Vaters, befände.

»Ich stieg von der Höhe des Berges herab und kam in ein flaches Land, dessen Ende ich erst nach Verlauf eines Monates fand, als ich an's Meeresufer gelangte. Es herrschte eben eine große Windstille und ich sah eine halbe Meile von dem Lande ein Schiff. Um eine so gute Gelegenheit nicht zu versäumen, brach ich einen großen Zweig von einem Baume, zog ihn mir nach in's Meer und setzte mich reitend darauf, in jeder Hand einen Stock zum Rudern haltend.

»In diesem Zustand schwamm ich auf das Schiff zu. Als ich nahe genug war, um erkannt zu werden, gewährte ich den Matrosen und Reisenden, welche auf dem Verdeck erschienen, ein seltsames Schauspiel. Sie betrachteten mich alle mit großer Verwunderung. Inzwischen gelangte ich an Bord und kletterte, indem ich mich an ein Tau hielt, auf das Verdeck. Da ich aber nicht reden konnte, war ich in einer schrecklichen Verlegenheit. In der That, die Gefahr, welche mir damals drohte, war nicht geringer als die, mich in der Gewalt des Geistes zu befinden.

»Die abergläubischen und ängstlichen Kaufleute glaubten, daß ich ihrer Schiffahrt Unglück bringen würde, wenn man mich aufnehme und deshalb sagte einer: »Ich will ihn mit einem Schlägel todt schlagen.« Ein andrer: »Ich will ihm den Leib mit einem Pfeil durchbohren.« Ein dritter: »Man muß ihn in's Meer werfen.« Gewiß würde irgend einer gethan haben, was er sagte, wenn ich mich nicht dem Schiffshauptmann genähert und zu Füßen geworfen hätte; aber da ich ihn in der Stellung eines Bittenden

bei seinem Kleide ergriff, wurde er von diesem Benehmen und von den Thränen, die er aus meinen Augen fließen sah, so gerührt, daß er mich in seinen Schutz nahm und jeden, der mir das geringste Leid zufügen würde, zu bestrafen drohte. Er machte mir sogar tausend Liebkosungen. Ich, von meiner Seite, gab ihm in Ermangelung der Worte, durch meine Geberden alle mir möglichen Zeichen von Erkenntlichkeit.

»Der Wind, welcher auf die Stille folgte, war zwar kein starker, wohl aber ein günstiger; er hielt funfzig Täge ununterbrochen an und ließ uns im Hafen einer schönen, sehr bevölkerten und bedeutenden Handelsstadt vor Anker gehen, die als Hauptstadt eines mächtigen Staates um so ansehnlicher war.

»Unser Schiff war bald von einer Menge kleiner Kähne umgeben, mit Leuten angefüllt, welche kamen, um ihren Freunden zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen, oder Nachricht von solchen zu erhalten, die sie in dem Lande, von welchem jene herkamen, kennen gelernt hatten, andere, aus bloßer Neugier ein Schiff zu sehen, das aus weiter Ferne kam. Es fanden sich auch einige Beamte ein, die von Seite des Sultans mit den Kaufleuten, die wir am Bord hatten, sprechen wollten. Die Kaufleute stellten sich ihm vor und einer der Beamten nahm das Wort und sagte:

»Der Sultan, unser Herr, hat uns beauftragt; euch seine große Freude über eure Ankunft zu bezeigen und euch zu bitten, daß ihr euch die Mühe gebt, auf diese Papierrolle jeder einige Zeilen zu schreiben. Damit ihr wißt, was er

dabei für eine Absicht hat; so sollt ihr erfahren, daß er einen ersten Wesyr hatte, der bei einem sehr großen Geschick in der Leitung der Angelegenheiten, eine ausgezeichnet schöne Hand schrieb. Dieser hohe Staatsbeamte ist vor wenigen Tagen gestorben. Der Sultan ist sehr betrübt darüber und da er die von des Wesyr Hand geschriebenen Schriften nie ohne Bewunderung ansah, so hat er einen feierlichen Schwur abgelegt, seine Stelle nur einem Mann zu geben, der eben so schön schreibt. Viele Leute haben ihre Handschrift eingereicht; aber bis jetzt hat sich im Umfang dieses Reiches niemand gefunden, der würdig geachtet worden wäre, die Stelle des Wesyrs zu erhalten.

»Diejenigen Kaufleute, welche gut genug zu schreiben glaubten, um auf die hohe Würde Anspruch machen zu können, schrieben einer nach dem andern, was ihnen beliebte. Als sie fertig waren; nahte ich mich und nahm die Rolle aus der Hand dessen, der sie hielt. Alle Gegenwärtige, und besonders die Kaufleute, welche geschrieben hatten, bildeten sich ein, daß ich sie zerreißen und in's Meer werfen wollte und erhoben ein lautes Geschrei; aber sie beruhigten sich, als sie sahen, daß ich die Rolle sehr säuberlich hielt und zu verstehen gab, daß ich auch schreiben wolle. Dieß verwandelte ihre Furcht in Bewunderung. Da sie jedoch niemals einen Affen gesehen hatten, der zu schreiben verstanden hätte, und sich nicht überzeugen konnten, daß ich geschickter als andere meiner Gattung wäre, so wollten sie mir

die Rolle aus den Händen reißen; aber der Schiffshauptmann nahm sich wieder meiner an.

»Laßt ihn gewähren, sagte er, er mag schreiben. Wenn er das Papier nur besudelt, so versprech' ich euch, ihn auf der Stelle zu bestrafen; wenn er aber gut schreibt, wie ich hoffe (denn ich habe in meinem Leben keinen geschickteren und gescheuteren Affen gesehen), so erkläre ich, daß ich ihn für meinen Sohn erkennen werde. Ich hatte einen, der lange nicht so viel Verstand besaß, als er.

»Da ich sah, daß sich niemand meinem Vorhaben widersetzte; so ergriff ich die Feder und legte sie erst wieder weg, als ich sechs Arten von Schrift, wie sie bei den Arabern gebräuchlich sind, geschrieben hatte, und jede Art enthielt je zwei oder vier Zeilen aus dem Stegreif zum Lobe des Sultans z. B. in mittlerer Frakturschrift:

»Wenn die Jahrhunderte die Tugenden der Edlen verzeichneten; so würden die Deinigen alle bis jetzt aufgezeichneten austilgen.«

»Möchte doch Gott die Menschen nicht an Dir zu Waisen werden lassen, denn Du bist zugleich Vater und Mutter der Tugenden.«

Hierauf schrieb ich mit der Schrift Nasach [45]) folgende Verse:

»Es gibt keinen, der da schreibt, der dadurch nicht auf irgend eine Art in Versuchung geriethe; er bedenke aber, daß Jahrhunderte aufbewahren, was seine Hände geschrieben haben.«

»Schreibe daher nie etwas anderes, als etwas, was dich nicht gereuen kann, wenn du es

am Tage der Auferstehung wieder sehen sollteſt.«

Dann fügte ich noch mit den Schriftzügen Tamar [36]) Folgendes hinzu:

»Es sey, wenn Du schreibſt, Deine Tinte aus Güte und Edelmuth zusammengesetzt: dann werden sich Schwert und Feder vereinigen, Deinen Ruhm zu behaupten.«

Meine Handschrift verdunkelte nicht nur die der Kaufleute, sondern ich wage zu behaupten, daß man in jenem Lande noch keine so schöne gesehen hatte. Als ich fertig war, nahmen die Beamten die Rolle und trugen sie zum Sultan.

So weit war Scheherasade in ihrer Erzählung gekommen, als sie den Tag anbrechen sah. »Herr, — sagte sie zu Schachriar, — wenn ich Zeit hätte fortzufahren; so würd' ich Eurer Majestät noch erstaunlichere Dinge, als die bereits erzählten, mittheilen.« Der Sultan, der sich vorgenommen hatte, diese ganze Geschichte zu hören, stand auf, ohne zu sagen, was er dachte.

Drei und funfzigſte Nacht.

»Am andern Morgen sagte Dinarsade bei ihrem Erwachen zur Sultaninn: »Ich glaube, meine Schwester, daß der Sultan, mein Gebieter, nicht weniger neugierig iſt als ich, die Folge der Abenteuer des Affen zu erfahren.« »Ihr sollt beide befriedigt werden, erwiederte Scheherasade, und um euch nicht lange warten zu lassen, sage ich Euch, daß der Kalender in seiner Erzählung auf folgende Weiſe fortfuhr:

»Der Sultan schenkte den andern Handschriften keine Aufmerksamkeit; er betrachtete nur die meinige, die ihm so wohl gefiel, daß er zu den Beamten sagte: »Nehmet aus meinen Ställen das schönste und reich gezäumteste Pferd und ein prächtiges Kleid vom reichsten Stoffe um die Person, welche diese sechs Gedichte geschrieben hat, damit zu bekleiden und bringt sie zu mir.

»Bei diesem Befehl des Sultans fingen die Beamten zu lachen an. Dieser Fürst, über ihre Dreistigkeit erzürnt, war im Begriff sie zu bestrafen; aber sie sagten zu ihm: »Herr, wir bitten eure Majestät uns zu verzeihen; diese Schriftzüge sind von keinem Menschen; sondern von einem Affen. »Wie, — rief der Sultan aus; diese sonderbaren Schriftzüge kommen von keiner Menschenhand?« »Nein, Herr, — erwiederte einer der Beamten, wir versichern eure Majestät, daß sie von einem Affen sind, der sie vor unseren Augen geschrieben hat.« Der Sultan fand die Sache zu erstaunlich, als daß er nicht hätte neugierig seyn sollen, mich zu sehen. »Thut, was ich euch befohlen habe; — sagte er zu ihnen, — und bringt mir alsbald einen so seltnen Affen her.

»Die Beamten kehrten zum Schiff zurück und theilten dem Schiffshauptmann den erhaltenen Befehl mit, worauf dieser ihnen sagte, daß der Sultan nur zu gebieten hätte. Sie zogen mir sogleich ein Kleid von sehr reichem Stoffe an und trugen mich an's Land, woselbst sie mich auf das Pferd des Sultans setzten, der mich in seinem Palast erwartete, umgeben von einer großen Anzahl zu seinem Hofe gehöriger Perso-

nen, die er berufen hatte, um mir mehr Ehre zu erweisen.

»Der Zug begann. Der Hafen, die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Fenster, die Terrassen der Paläste und der Häuser, alles war mit einer zahllosen Menge Menschen von beiden Geschlechtern und jedem Alter angefüllt, welche die Neugier aus allen Theilen der Stadt herbeigezogen hatte, um mich zu sehen; denn die Nachricht, daß der Sultan einen Affen zu seinem Wesyr gemacht habe, hatte sich in einem Augenblick verbreitet. Nachdem ich dieser ganzen Volksmasse, welche nicht abließ, durch wiederholtes Geschrei ihre Verwunderung zu bezeigen, ein so neues Schauspiel gewährt hatte, gelangte ich in den Palast des Sultans.

»Ich fand den Fürsten in der Mitte der Großen seines Hofes auf seinem Throne sitzen. Ich machte ihm drei tiefe Verbeugungen und bei der letzten warf ich mich vor ihm nieder und küßte die Erde. Hierauf setzte ich mich auf Affenweise nieder. Die ganze Versammlung konnte nicht müde werden mich zu bewundern und begriff nicht, wie ein Affe sich so gut auf die den Sultanen gebührende Hochachtung verstand und der Sultan war erstaunter als irgend jemand. Kurz, die Audienz-Feierlichkeit würde vollständig gewesen seyn, wenn ich meine Geberden hätte mit einer Anrede begleiten können; aber die Affen haben niemals gesprochen und der Vorzug ein Mensch gewesen zu seyn, gab mir dieses Vorrecht nicht.

»Der Sultan entließ seine Hofleute und be-

hielt niemand bei sich als das Oberhaupt der Verschnittenen, einen kleinen, sehr jungen Sklaven und mich. Er ging aus seinem Audienzsaal in sein Wohnzimmer und ließ sich daselbst Essen auftragen. Als er bei Tafel saß, machte er mir ein Zeichen, daß ich näher kommen und mit ihm essen sollte. Um ihm meinen Gehorsam zu bezeigen, küßte ich die Erde, stand auf und setzte mich an den Tisch. Ich aß mit vieler Zurückhaltung und Bescheidenheit.

»Ehe man abräumte, gewahrte ich ein Schreibzeug; — ich machte ein Zeichen, daß man mir es bringen sollte, und als ich es vor mir hatte, schrieb ich auf einen großen Pfirsisch Verse von meiner Arbeit, welche dem Sultan meine Erkenntlichkeit bezeigten, und sein Erstaunen mehrte sich, als ich ihm den Pfirsisch überreichte und er das darauf Geschriebene las. Nach aufgehobener Tafel brachte man ihm ein besonderes Getränk, wovon er mir ein Glas reichen ließ. Ich empfing das Glas aus seinen Händen, trank und schrieb folgende Verse darauf:

»Man verbrannte mich durch Feuer, um mich zum Sprechen zu bringen; aber ich wurde bereit gefunden, jede Qual zu ertragen.«

»Deshalb werd' ich nun auf den Händen getragen und berühre küssend den Mund der Schönen.«

»Der Sultan las auch diese Verse und sagte: ein Mensch, der im Stande wäre, so etwas zu machen, würde über den größten Männern stehn.

»Der Fürst ließ sich ein Schachbrett bringen und fragte mich durch Zeichen, ob ich das Spiel verstände und mit ihm spielen wollte. Ich küßte

die Erde und gab durch eine Handbewegung zu erkennen, daß ich bereit wäre diese Ehre anzunehmen. Er gewann mir das erste Spiel ab; aber ich gewann das zweite und dritte, und da ich bemerkte, es verursache ihm einigen Verdruß, schrieb ich auf das Schachbrett folgende Verse:

»Zwei Heere bekämpften sich den ganzen Tag hindurch mit zunehmendem Eifer.«

»Als aber die Nacht ihren Schatten über sie ausbreitete, schliefen sie ruhig nebeneinander auf demselben Schlachtfelde.«

»Da so vieles von dem, was ich gethan, dem Sultan alles zu übertreffen schien, was man jemals von der Geschicklichkeit und dem Verstande der Affen gesehen oder gehört hatte; so wollte er nicht alleiniger Zeuge dieser Wunder seyn. Er hatte eine Tochter, die man »Dame der Schönheit« nannte. »Geh', — sagte er zum Oberhaupt der Verschnittenen, welches gegenwärtig und bei dieser Prinzessinn in Diensten war, — geh', bringe deine Gebieterinn hieher, es soll mich freuen sie an dem Vergnügen, das ich genieße, Theil nehmen zu sehen.

»Das Oberhaupt der Verschnittenen ging fort und kam alsbald mit der Prinzessinn zurück. Sie kam mit unverschleiertem Gesicht; aber sie war kaum im Zimmer, als sie sich schnell mit ihrem Schleier bedeckte und zum Sultan sagte: »Herr, Eure Majestät muß sich vergessen haben. Ich bin sehr erstaunt, daß Ihr mich vor Männern erscheinen laßt.« »Wie so, meine Tochter, — erwiederte der Sultan, — du bedenkst nicht, was du sprichst. Hier ist ja nur der kleine Sklave,

dein Hofmeister, der Verschnittene; und ich, die wir sämmtlich die Befugniß haben dein Gesicht zu sehen, demungeachtet verschleierst du dich und machst mir ein Verbrechen daraus, daß ich dich habe hieher kommen lassen.« »Herr, — entgegnete die Prinzessinn, Eure Majestät wird einsehen, daß ich nicht unrecht habe. Hier dieser Affe, obgleich er die Gestalt eines Affen hat, ist doch ein junger Prinz, der Sohn eines großen Königs. Ein Zauber hat ihn in einen Affen verwandelt. Ein Geist, Sohn der Tochter des Eblis, [37]) hat ihm diesen boshaften Streich gespielt, nachdem er auf eine grausame Weise der Prinzessinn der Ebenholz-Insel, der Tochter des Königs Epitimarus, das Leben genommen hatte.

»Der Sultan, über diese Rede erstaunt, wandte sich nach meiner Seite und fragte mich, ohne weiter durch Zeichen mit mir zu sprechen, ob das, was seine Tochter so eben gesagt hätte, wahr sey. Da ich nicht reden konnte, gab ich ihm durch eine Bewegung meiner Hand zu erkennen, daß die Prinzessinn die Wahrheit gesagt hätte. »Meine Tochter, — sagte nun der Sultan, — woher weißt du, daß dieser Prinz durch Zauber in einen Affen verwandelt worden ist?« »Herr, — erwiederte die Prinzessinn, Dame der Schönheit, — Eure Majestät erinnert sich gewiß, daß ich um die Zeit, als ich aufhörte ein Kind zu seyn, eine alte Dame um mich hatte. Sie war eine sehr geschickte Zauberinn und hat mich siebenzig Regeln ihrer Wissenschaft gelehrt, durch deren Kraft ich in einem Augenblick eure Hauptstadt mitten in's Weltmeer, jenseits des

Kaukasus versetzen könnte. Durch diese Wissenschaft erkenne ich alle verzauberte Personen, so wie ich sie nur sehe; ich weiß, wer sie sind und wer sie verzaubert hat; seyd also nicht erstaunt, daß ich diesen Prinzen ungeachtet der Verwandlung erkannt habe, welche ihn verhindert vor euren Augen in natürlicher Gestalt zu erscheinen. »Meine Tochter, — sagte der Sultan, — ich hielt dich nicht für so geschickt.« »Herr, — versetzte die Prinzessinn, das sind wunderbare Dinge, die zu wissen wohl gut ist; aber es schien mir, daß ich mich ihrer nicht rühmen dürfe.« »Weil sich nun die Sache so verhält, — versetzte der Sultan — so kannst du ja wohl den Zauber des Prinzen lösen? »Ja, Herr, — entgegnete die Prinzessinn, — ich kann ihm seine ursprüngliche Gestalt wiedergeben.« »So gib sie ihm wieder, unterbrach sie der Sultan, — du kannst mir keine größere Freude machen; denn ich will, daß er mein Groß-Wesyr seyn und dich heirathen soll.« »Herr, — sagte die Prinzessinn, — ich bin bereit, euch in allem zu gehorchen, was euch belieben wird, mir zu befehlen.«

Indem Scheherasade diese letzten Worte beendigte, bemerkte sie, daß es Tag wurde und hörte auf, die Geschichte des zweiten Kalenders fortzusetzen. Schachriar, welcher vermuthete, daß die Folge der Geschichte nicht minder ergetzlich seyn würde, als das, was er schon davon erfahren hatte, beschloß sie den nächsten Morgen zu hören.

Vier und funfzigste Nacht.

Da die Sultaninn sah, wie begierig ihre Schwester war, zu wissen, auf welche Weise Dame der Schönheit den zweiten Kalender in seinen früheren Zustand zurückversetzte; so sagte sie zu ihr: »Der Kalender nahm seine Erzählung folgendermaaßen wieder auf:

»Die Prinzessinn, Dame der Schönheit, ging in ihr Zimmer und holte ein Messer, auf dessen Klinge Hebräische Worte eingegraben waren. Sie ließ hierauf den Sultan, das Oberhaupt der Verschnittenen, den kleinen Sklaven und mich in einen geheimen Hof des Palastes herabsteigen; dort ließ sie uns unter einer rund herumgehenden Gallerie, trat sodann in die Mitte des Hofes, wo sie einen großen Kreis beschrieb und in ihn mehrere Verse in alten und anderen Arabischen Schriftzeichen, welche man Schriftzeichen der Kleopatra nennt, niederschrieb.

Nachdem sie nun geendet und den Kreis nach gewünschter Weise geordnet hatte, stellte sie sich in die Mitte, woselbst sie Beschwörungen vornahm und Verse aus dem Alkoran hersagte. Nach und nach verdunkelte sich die Luft, so daß es Nacht zu seyn und das Weltgebäude auseinander zu fallen schien. Wir fühlten uns von einem ungeheuern Schrecken befallen, und dieser Schrecken vermehrte sich noch, als wir auf einmal den Geist, Sohn der Tochter des Eblis, unter der Gestalt eines Löwen von furchtbarer Größe erscheinen sahen.

Sobald die Prinzessinn das Ungeheuer ge-

wahrte, sagte sie zu ihm: »Hund, statt vor mir zu kriechen, wagst du es, dich unter dieser fürchterlichen Gestalt zu zeigen, und glaubst mich zu schrecken?« »Und du, — versetzte der Löwe, — du scheust dich nicht gegen den Vertrag zu handeln, den wir miteinander gemacht und durch einen feierlichen Schwur bestätigt haben, uns gegenseitig weder zu schaden noch etwas Böses zuzufügen?« »Ha, Verruchter, — erwiederte die Prinzessinn, — dir hab' ich diesen Vorwurf zu machen.« »Du wirst, — unterbrach sie der Löwe trotzig, — für die mir gemachte Mühe hieherzukommen, bezahlt werden.« Indem er dies sagte, öffnete er einen schrecklichen Rachen und fuhr auf sie los, um sie zu verschlingen. Sie aber war auf ihrer Hut, sprang zurück und hatte Zeit genug, um sich ein Haar auszureißen, welches sie durch ein Paar gesprochene Worte in ein schneidendes Schwert verwandelte, womit sie den Löwen mitten durch den Leib in zwei Theile zerhieb. Die beiden Theile des Löwen verschwanden bis auf den Kopf, der sich in einen großen Skorpion verwandelte. Sogleich verwandelte sich die Prinzessinn in eine Schlange, und bestand einen harten Kampf mit dem Skorpion, der, da er keine Uebermacht gewann, die Gestalt eines Adlers annahm und davon flog. Aber die Schlange nahm nun die Gestalt eines noch gewaltigeren schwarzen Adlers an und verfolgte ihn. Wir verloren beide aus dem Gesicht.

Einige Zeit nach ihrem Verschwinden öffnete sich vor uns die Erde, und es kam eine schwarz und weiße Katze heraus, deren Haar sich über

und über emporsträubte und die auf eine gräßliche Weise miaute. Ihr folgte ganz nahe ein schwarzer Wolf, der ihr keine Ruhe ließ. Die höchst bedrängte Katze verwandelte sich in einen Wurm und befand sich dicht bei einem Granatapfel, der zufällig von einem Granatbaum gefallen war, welcher am Ufer eines ziemlich tiefen, aber nicht sehr breiten Kanales stand. Dieser Wurm durchbohrte den Granatapfel in einem Augenblick und verbarg sich darin. Der Apfel schwoll sogleich zur Größe eines Kürbisses auf, und erhob sich auf das Dach der Gallerie, von wo er, nachdem er sich eine Weile hin und her gerollt hatte, in den Hof fiel und in mehrere Stücke brach.

Der Wolf, der sich inzwischen in einen Hahn verwandelt hatte, warf sich auf die Kerne des Granatapfels und verschluckte einen nach dem andern. Als er keine mehr sah, kam er mit ausgebreiteten Flügeln und großem Geräusch auf uns zu, gleichsam um uns zu fragen, ob keine Kerne mehr übrig wären. Noch einer lag am Ufer des Kanals, den er erblickte, als er sich umdrehte. Er lief schnell hinzu; aber in dem Augenblicke, als er ihn mit dem Schnabel aufpicken wollte, rollte der Kern in den Kanal und verwandelte sich in einen kleinen Fisch.«

»Doch es wird Tag, mein Fürst; — sagte Scheherasade; — wäre er nicht so schnell angebrochen, so bin ich überzeugt, Euer Majestät würde sich an dem, was ich noch erzählt hätte, sehr ergetzt haben.« Nach diesen Worten schwieg sie still und der Sultan stand auf, erfüllt von

allen diesen unerhörten Begebenheiten, die ihm eine große Lust und Ungeduld einflößten, das Ende dieser Geschichte zu hören.

Fünf und funfzigste Nacht.

Scheherasade, um ihrer Schwester Genüge zu leisten, welche neugierig war, die Folge aller dieser Verwandlungen zu erfahren, rief ihr ins Gedächtniß zurück, wo sie in ihrer Erzählung stehen geblieben war, und sagte, indem sie nun ihr Wort an den Sultan richtete; »Herr, der zweite Kalender setzte seine Geschichte folgendermaaßen fort:

»Der Hahn warf sich in den Kanal und verwandelte sich in einen Hecht, der den kleinen Fisch verfolgte. Beide blieben zwei ganze Stunden lang unter dem Wasser, und wir wußten nicht, was aus ihnen geworden war, als wir ein schreckliches Geschrei hörten, das uns zittern machte. Kurze Zeit nachher sahen wir den Geist und die Prinzessinn ganz in Feuer. Sie spieen Flammen gegeneinander, bis sie handgemein wurden. Hierauf vermehrten sich die beiden Feuer, von welchen sich ein dicker und entflammter Rauch sehr hoch erhob. Wir fürchteten mit Grund, daß er den ganzen Palast entzünden möchte; aber wir hatten bald einen dringenderen Grund zur Furcht: denn der Geist, der sich von der Prinzessinn losgemacht hatte, kam bis an die Gallerie, woselbst wir uns befanden, und blies uns Wirbelwinde von Feuer zu. Es war um uns ge-

schehen, wenn die Prinzessinn, die uns zu Hülfe eilte, ihn nicht durch ihr Geschrei genöthigt hätte, sich zu entfernen und sich vor ihr zu hüten. Wie eilig sie aber auch war, konnte sie doch nicht verhindern, daß dem Sultan der Bart verbrannt und das Gesicht beschädigt, daß das Oberhaupt der Verschnittenen erdrückt, und auf der Stelle von den Flammen verzehrt wurde, und daß ein Funke in mein rechtes Auge flog und mich einäugig machte. Der Sultan und ich, wir erwarteten den Tod: aber bald hörten wir schreien: »Sieg, Sieg!« und wir sahen plötzlich die Prinzessinn in ihrer natürlichen Gestalt und den Geist in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die Prinzessinn näherte sich uns, und um keine Zeit zu verlieren, verlangte sie eine Schaale voll Wasser, welche ihr der junge Sklave brachte, der von Feuer nicht beschädigt worden war. Sie nahm die Schaale, und nachdem sie einige Worte darüber gesprochen hatte, besprengte sie mich mit dem Wasser und sagte: »Bist du ein Affe durch Verzauberung, so verändere deine Gestalt und nimm die eines Menschen an, die du früher hattest.« Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so wurde ich ein Mensch, wie ich vor meiner Verwandlung gewesen war; bis auf ein Auge.

Ich schickte mich an, der Prinzessinn zu danken, aber sie ließ mir keine Zeit dazu. Sie wandte sich an den Sultan, ihren Vater, und sagte zu ihm: »Herr, ich habe den Sieg über den Geist davon getragen, wie Ew. Majestät es sehen

kann; aber es ist ein Sieg, der mir theuer zu stehen kommt. Mir bleiben nur noch einige Augenblicke zu leben übrig, und Ihr werdet nicht die Freude haben, die von Euch beabsichtigte Heirath zu schließen. Das Feuer hat mich in diesem schrecklichen Kampf durchdrungen und ich fühle, daß es mich nach und nach verzehrt. Das würde mir nicht begegnet seyn, wenn ich den letzten Kern des Granatapfels bemerkt und ihn gleich den andern verschluckt hätte, als ich mich in einen Hahn verwandelt hatte. Der Geist hatte sich in diesen Kern, als in seine letzte Verschanzung geflüchtet, und hievon hing der Erfolg des Kampfes ab, der glücklich und gefahrlos für mich geendet hätte. Dieser Fehler hat mich genöthigt, meine Zuflucht zum Feuer zu nehmen, um mit diesen mächtigen Waffen zu kämpfen, wie ich es zwischen Himmel und Erde und in eurer Gegenwart gethan habe. Ungeachtet der Gewalt seiner furchtbaren Kunst, und ungeachtet seiner Erfahrung hab' ich dem Geist gezeigt, daß ich mehr wisse als er, ich habe ihn besiegt und in Asche verwandelt. Aber ich kann dem herannahenden Tode nicht entrinnen. . . . .«

Hier unterbrach Scheherasade die Erzählung des zweiten Kalenders, und sagte zum Sultan: »Herr, der anbrechende Tag ermahnt mich, nicht weiter zu erzählen: wenn aber Eure Majestät die Gnade haben will, mich noch bis morgen leben zu lassen, so werdet Ihr das Ende dieser Geschichte erfahren.« Schachriar willigte ein, und stand, seiner Gewohnheit nach, auf,

um die Angelegenheiten seines Reiches zu besorgen.

Sechs und funfzigste Nacht.

Als die Sultaninn erwacht war, nahm sie sogleich das Wort, um in der Geschichte des zweiten Kalenders, wie folget, fortzufahren.

»Edle Frau, — sagte der Kalender zu Sobeiden, — der Sultan ließ die Prinzessinn, Dame der Schönheit, die Erzählung ihres Kampfes vollenden, und als sie geendet hatte, sagte er ihr mit einem Ton, der den lebhaften Schmerz schilderte, von welchem er durchdrungen war: »Meine Tochter, du siehst, in welchem Zustande dein Vater ist. Ach! ich bin erstaunt, daß ich noch lebe. Der Verschnittene, d ein Hofmeister, ist gestorben, und der Prinz, dessen Zauber du so eben gelöst hast, hat ein Auge verloren.« Er konnte nicht mehr sagen, Thränen, Seufzer und Schluchzen benahmen ihm die Sprache. Seine Tochter und ich, wir waren sehr gerührt über seine Betrübniß und wir weinten mit ihm. Während wir uns gleichsam um die Wette betrübten, schrie die Prinzessinn: »Ich brenne, ich brenne!« Sie fühlte, daß das Feuer, welches sie verzehrte, sich nun ihres ganzen Leibes bemächtigte, und sie hörte nicht eher auf zu schreien: »ich brenne!« bis der Tod ihren unerträglichen Schmerzen ein Ende gemacht hatte. Die Wirkung dieses Feuers war so außerordentlich, daß sie in wenig Augenblicken, gleich dem Geist, in Asche verwandelt war.

Ich mag euch nicht sagen, verehrte Frau, wie sehr ich von einem so traurigen Schauspiel gerührt war. Lieber, als meine Wohlthäterinn so elend umkommen zu sehen, wär' ich mein ganzes Leben hindurch Affe oder Hund geblieben. Der Sultan seinerseits, der über alle Begriffe betrübt war, stieß ein klägliches Geschrei aus, indem er sich heftig vor den Kopf und die Brust schlug, bis er, seiner Verzweiflung unterliegend, in Ohnmacht fiel und mich für sein Leben fürchten ließ. Inzwischen liefen die Verschnittenen und die Beamten auf das Geschrei des Sultans herbei, den sie nur mit großer Mühe wieder zu sich brachten. Dieser Fürst und ich, wir hatten nicht nöthig, ihnen eine lange Erzählung von diesem Abenteuer zu machen, um sie von dem Schmerz zu überzeugen, den wir darüber empfanden; die beiden Aschenhaufen, in welche die Prinzessinn und der Geist verwandelt worden waren, machten ihnen das Geschehene nur allzubegreiflich. Da der Sultan sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, war er genöthigt, sich auf seine Verschnittene zu stützen, um wieder in seine Zimmer zu gelangen.

Sobald sich die Nachricht von einer so traurigen Begebenheit im Palast und in der Stadt verbreitet hatte, beklagte jedermann das Unglück der Prinzessinn, Dame der Schönheit, und nahm an der Betrübniß des Sultans Theil. Sieben Tage lang beging man alle Feierlichkeiten der tiefsten Trauer. Die Asche des Geistes wurde den Winden übergeben, die der Fürstinn in ein kostbares Gefäß gesammelt, um sie darin

aufzubewahren; und dieses Gefäß wurde in einem prächtigen Grabmal aufbewahrt, welches an demselben Ort, wo man die Asche gesammelt hatte, errichtet wurde.

»Der Kummer, welchen der Sultan über den Verlust seiner Tochter empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, einen Monat lang das Bett zu hüten. Er war noch nicht gänzlich genesen, als er mich rufen ließ. »Prinz,— sagte er zu mir,— hört den Befehl, den ich euch zu geben habe; es gilt euer Leben, wenn ihr ihn nicht ausführt.« Ich versicherte ihn, daß ich pünktlich gehorchen würde. Hierauf nahm er das Wort und sagte: »Ich hatte immer in einer vollkommnen Glückseligkeit gelebt und kein Unfall hatte sie gestört; durch eure Ankunft ist das Glück, dessen ich genoß, entschwunden. Meine Tochter ist gestorben, ihr Hofmeister lebt nicht mehr und mir ist das Leben nur durch ein Wunder gegönnt. Ihr allein seyd die Ursache so vieler Unglücksfälle, über welche ich mich unmöglich zu trösten vermag. Darum zieht in Frieden von hinnen, aber unverzüglich: ich selbst würde sterben, wenn ihr länger hier verweilt: denn ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart Unglück bringt; das ist alles, was ich euch zu sagen hatte. Reiset, und hütet euch, jemals wieder in meinen Staaten zu erscheinen; keine Rücksicht würde mich hindern, es euch bereuen zu lassen.« Ich wollte reden; aber er schloß mir den Mund durch Worte voll Zornes und ich war genöthigt, mich aus seinem Pallast zu entfernen.

»Von aller Welt zurückgestoßen, verjagt und

verlassen und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte, ehe ich die Stadt verließ, ging ich in ein Bad, ließ mir Bart und Augenbraunen scheeren und wählte die Tracht eines Kalenders. Ich machte mich auf den Weg und beweinte minder mein eigenes Elend, als das der schönen Prinzessinn, deren Tod ich veranlaßt hatte. Ich durchstrich mehrere Länder, ohne mich zu erkennen zu geben; endlich faßte ich den Entschluß, mich nach Bagdad zu begeben, in der Hoffnung, mich dem Beherrscher der Gläubigen vorstellen zu lassen und durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte sein Mitleid zu erregen. Diesen Abend bin ich hier angekommen und die erste Person, die mir bei meiner Ankunft aufstieß, war der Kalender, unser Bruder, der vor mir gesprochen hat. Ihr wißt das Uebrige, edle Frau, und warum ich die Ehre habe, mich in eurem Hause zu befinden.«

Als der zweite Kalender mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Sobeïde, an welche er das Wort gerichtet hatte, zu ihm: »Es ist gut; geht nun, wohin ihr wollt, ich gebe euch dazu meine Erlaubniß.« Anstatt aber fortzugehen, bat er die Dame, ihm dieselbe Gunst zu erweisen, wie dem ersten Kalender, neben welchen er sich setzte.

»Aber Herr,— sagte Scheherasade nach diesen letzten Worten, — es ist Tag und mir deshalb nicht erlaubt fortzufahren. Ich wage zu versichern, daß so angenehm auch die Geschichte des zweiten Kalenders ist, die des dritten nicht minder schön genannt werden mag. Eure Majestät gehe mit sich zu Rathe, ob sie die Geduld haben

wird, sie zu hören. Der Sultan, neugierig zu wissen, ob sie wunderbarer wäre, als die erste, stand auf, entschlossen das Leben Scheherasadens noch zu verlängern, obgleich der von ihm bewilligte Aufschub bereits seit mehreren Tagen verflossen war.

Anmerkungen.

1) Der weiße und schwarze Widder bezieht sich wohl auf eine mythische Vorstellung von Tag und Nacht.

2) Serendib ist die Insel Zeilan.

3) Dilaram bedeutet Ruhe des Herzens. E. G.

4) Dschakmak ist ein Feuerzeug mit einem Flintenschlosse. E. G.

5) Moslim (in der Mehrzahl Moslemin), ist das Partizip von salama, sich Gott widmen; davon auch Islam diese Religion heißt. Entstellung des ersten ist unser Muselmann.

6) Kubbay Chiramant: worin, nach dem Glauben der Türken, Adam begraben ist. E. G.

7) Diese Lehren Mahomeds finden sich nicht im Koran, also wohl in den Ueberlieferungen, der Sunna. Noch ist Sprichwort:

Utlub al gâr qabl addar
warrafyq qabl attaryq.

d. i. bekümmere dich um den Nachbar, bevor du ein Haus kaufst, und um den Gefährten, bevor du dich auf den Weg begibst.

8) Basar (nicht Arabisch) ist eine Markthalle mit

Kaufläden, wo mehr die von einer Art in Reihen beisammen stehen.

9) Harem, so viel als Serar, Serail, leitet sich von harema, abgesondert seyn.

10) Die Urschrift erzählt noch einen Urtheilspruch des Papagai's in einer Streitigkeit zwischen einem jungen Mann und einer Buhlerinn. Die Unanständigkeit dieser Geschichte erlaubt aber nicht, sie zu übersetzen. E. G.

11) Uebersetzt nach der Arabischen Urschrift, die Jonathan Scott, in Ouseley's oriental Collections, bekannt machte, aus einer Handschrift der Tausend und eine Nacht in Besitz des Professors der Hebräischen Sprache Dr. White zu Oxford, der dieses Werk fast vollständig hat. E. G.

12) Szófi, heißt eine Art von Geistlichen, die wollene Kleidung tragen. E. G. Von szafa, rein seyn.

13) Chorasan ist eine Persische Landschaft, im nördlichen Theile dieses Reichs, und gegenwärtig den Afghanen und mehreren abtrünnigen Fürsten unterworfen. Einige Kreise derselben stehen jedoch unter der Herrschaft des Feth Aly Schach. E. G.

14) Der Arabische Text bei Scott gibt Chansade'n nicht den Titel Königinn, sondern nennt sie nur Gariat, d. h. eine Sklavinn. E. G.

15) In der Urschrift heißt es: »er biß sich in die Finger.« E. G.

16) Diese, in der Tunesischen Handschrift so erwähnte Geschichte vom Krokodil kommt nicht weiter vor.

17) Emir, d. i. Fürst, heißen die vornehmsten Hausbeamten der Chalyfen; und noch jetzt in Konstantino-

pel die Groß-Würden-Träger der Krone. E. G. Von amara, befehlen.

18) Auch diese Geschichte von Imma und Aleka kommt nicht weiter vor.

19) Diese Verse in der Urschrift hat auch Galland schon übersetzt, weniger verkürzt, als gewöhnlich.

20) Die Schwierigkeit der Mittheilungen zwischen den verschiedenen Ländern des Orients, macht diese Lüge der Königinn viel weniger unwahrscheinlich, als sie in Europa seyn würde.

21) Durch diese Farben unterscheiden sich im Allgemeinen die Turbane dieser verschiedenen Glaubensgenossen.

22) Nach dem Tode Mahomeds (im J. Chr. 634), welcher den Titel Chalyf (Statthalter) Gottes annahm, nannte der von den Muselmännern erwählte Abubeker (sein Schwiegervater) sich Chalyf (Statthalter) des Propheten, und dazu emir el mûmenyn, d. i. Beherrscher der Gläubigen. (Daher unser Admiral von Emir albachar, Befehlshaber auf dem Meere.)

Diesen Titel behielten alle folgenden Oberhäupter des Islam während der sechs ersten Jahrhunderte der Hedschra.

Harûn Arreschyd, der fünfte Chalyf aus dem Hause der Abassyden, ist geboren zu Rey im J. 148 der Hedschra (765 — 6 von Christi Geburt). Bevor er den Thron bestieg, zeichnete er sich durch mehrere Siege aus, welche er über die Griechen des Weströmischen Reichs erfocht. Als Chalyf, seit dem Jahre 170 (am 14. September 786), täuschte er nicht die gute Meinung, welche seine ersten Unternehmungen von ihm erregt hatten. Er beruhigte die aufrührerischen Provinzen, belohnte sol-

nen Lehrer Yahia den Barmekyden, dem er große Verpflichtungen hatte, den er aber nachmals mit großer Härte umbringen ließ (792). Mehr als einmal gab das Weströmische Reich, indem es den von ihm auferlegten Zins verweigerte, dem Chalyfen Gelegenheit, seine Macht zu entwickeln, um es wieder zum Gehorsam zu bringen. (Er beherrschte einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa, von Spanien bis in Indien.)

Harun schickte einen Gesandten an Karl den Großen (807), und auf der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich noch ein Schachspiel, welches er diesem Fürsten zum Geschenke darbringen ließ.

Der Chalyf beschützte die Künste und Wissenschaften, welche er selber mit Erfolg trieb.

Er starb zu Thûs, im J. 193 der Hedschra (am 24. März 809). — Man wirft ihm einige treulose Handlungen vor. E. G. — Arraschyd ist die richtige Aussprache von al Raschyd (wie eddin von el din), und dieser Beiname bedeutet der Gerade, Gerechte. — Man unterscheidet drei Stämme der Chalyfen (d. h. Nachfolger): 1) die Raschedi's, d. h. die von der graden Linie, weil sie alle Verwandte oder Verschwägerte Mahomeds waren. Die meisten von ihnen hatten ihren Sitz zu Medina in Arabien. Damaskus in Syrien war der Sitz der Chalyfen des zweiten Stammes, der Ommiaden, die von 661 bis 749 herrschten. Hierauf kam der Thron an das Geschlecht der Abassyden, aus welchem sieben und dreißig Chalyfen herrschten. Der Hauptsitz ihres Reichs war Bagdad, in Irak, unweit des alten Babylons, am östlichen Ufer des Tigris. Die Macht

dieser Abassyden wurde durch die in Spanien, Afrika und Arabien sich aufwerfenden Chalyfen geschwächt, und erloſch gänzlich im J. 1258. Ein Abkömmling dieſes Geſchlechts, der nach Aegypten entfloh, wurde dort von den Mameluken als Oberhaupt anerkannt, aber bloß in Religionsſachen, und erhielt den Namen Chalyf, bis zur Eroberung der Ottomanen, im J. 1517. G.

13) Sobeide bedeutet Milchſchaum, Amine die Treue, Szafie die Reine. In der Tuneſiſchen Handſchrift haben dieſe drei Schweſtern keine Namen, und werden nur durch ihre Verrichtung im Hauſe unterſchieden, Szafie als Pförtnerinn, Amine als Haushälterinn und Einkäuferinn, Sobeide als Hausfrau.

14) Die Kalender ſind Geiſtliche von ziemlich ausſchweifender Art, welche die Türkei und Perſien durchſtreichen; ihr Witz verſchafft ihnen oft eine gute Aufnahme. Sie haben eine Kopftracht von ſonderbarer Form. F. G.

Sie heißen ſo von ihrem Stifter, Kalenderi. Dieſen Schüler rühmen ſie als einen trefflichen Arzt und großen Weltweiſen, im Beſitz übernatürlicher Kräfte, durch welche er Wunder that. Er ging baarhaupt und den Leib mit Wunden bedeckt; er hatte kein Hemde und gar keine andere Kleidung, als ein Thierfell über der Schulter; an ſeinem Gürtel trug er einige hellgeſchliffene Steine, und an ſeinen Armen ſehr glänzende falſche Steine. Seine Schüler lieben die Luſt und das Vergnügen; ſie leben ſorglos, unbekümmert um Wiſſenſchaft, und ihr Wahlſpruch iſt: »Heute gehört uns; morgen gehört ihm: wer weiß, ob er's erlebt?« Dieſem Grundſatz

um die Angelegenheiten seines Reiches zu besorgen.

Sechs und funfzigste Nacht.

Als die Sultaninn erwacht war, nahm sie sogleich das Wort, um in der Geschichte des zweiten Kalenders, wie folget, fortzufahren.

»Edle Frau, — sagte der Kalender zu Sobeiden, — der Sultan ließ die Prinzessinn, Dame der Schönheit, die Erzählung ihres Kampfes vollenden, und als sie geendet hatte, sagte er ihr mit einem Ton, der den lebhaften Schmerz schilderte, von welchem er durchdrungen war: »Meine Tochter, du siehst, in welchem Zustande dein Vater ist. Ach! ich bin erstaunt, daß ich noch lebe. Der Verschnittene, dein Hofmeister, ist gestorben, und der Prinz, dessen Zauber du so eben gelöst hast, hat ein Auge verloren.« Er konnte nicht mehr sagen, Thränen, Seufzer und Schluchzen benahmen ihm die Sprache. Seine Tochter und ich, wir waren sehr gerührt über seine Betrübniß und wir weinten mit ihm. Während wir uns gleichsam um die Wette betrübten, schrie die Prinzessinn: »Ich brenne, ich brenne!« Sie fühlte, daß das Feuer, welches sie verzehrte, sich nun ihres ganzen Leibes bemächtigte, und sie hörte nicht eher auf zu schreien: »ich brenne!« bis der Tod ihren unerträglichen Schmerzen ein Ende gemacht hatte. Die Wirkung dieses Feuers war so außerordentlich, daß sie in wenig Augenblicken, gleich dem Geist, in Asche verwandelt war.

Ich mag euch nicht sagen, verehrte Frau, wie sehr ich von einem so traurigen Schauspiel gerührt war. Lieber, als meine Wohlthäterinn so elend umkommen zu sehen, wär' ich mein ganzes Leben hindurch Affe oder Hund geblieben. Der Sultan seinerseits, der über alle Begriffe betrübt war, stieß ein klägliches Geschrei aus, indem er sich heftig vor den Kopf und die Brust schlug, bis er, seiner Verzweiflung unterliegend, in Ohnmacht fiel und mich für sein Leben fürchten ließ. Inzwischen liefen die Verschnittenen und die Beamten auf das Geschrei des Sultans herbei, den sie nur mit großer Mühe wieder zu sich brachten. Dieser Fürst und ich, wir hatten nicht nöthig, ihnen eine lange Erzählung von diesem Abenteuer zu machen, um sie von dem Schmerz zu überzeugen, den wir darüber empfanden; die beiden Aschenhaufen, in welche die Prinzessinn und der Geist verwandelt worden waren, machten ihnen das Geschehene nur allzubegreiflich. Da der Sultan sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, war er genöthigt, sich auf seine Verschnittene zu stützen, um wieder in seine Zimmer zu gelangen.

Sobald sich die Nachricht von einer so traurigen Begebenheit im Palast und in der Stadt verbreitet hatte, beklagte jedermann das Unglück der Prinzessinn, Dame der Schönheit, und nahm an der Betrübniß des Sultans Theil. Sieben Tage lang beging man alle Feierlichkeiten der tiefsten Trauer. Die Asche des Geistes wurde den Winden übergeben, die der Fürstinn in ein kostbares Gefäß gesammelt, um sie darin

aufzubewahren; und dieses Gefäß wurde in einem prächtigen Grabmal aufbewahrt, welches an demselben Ort, wo man die Asche gesammelt hatte, errichtet wurde.

»Der Kummer, welchen der Sultan über den Verlust seiner Tochter empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, einen Monat lang das Bett zu hüten. Er war noch nicht gänzlich genesen, als er mich rufen ließ. »Prinz,— sagte er zu mir,— hört den Befehl, den ich euch zu geben habe; es gilt euer Leben, wenn ihr ihn nicht ausführt.« Ich versicherte ihn, daß ich pünktlich gehorchen würde. Hierauf nahm er das Wort und sagte: »Ich hatte immer in einer vollkommnen Glückseligkeit gelebt und kein Unfall hatte sie gestört; durch eure Ankunft ist das Glück, dessen ich genoß, entschwunden. Meine Tochter ist gestorben, ihr Hofmeister lebt nicht mehr und mir ist das Leben nur durch ein Wunder gegönnt. Ihr allein seyd die Ursache so vieler Unglücksfälle, über welche ich mich unmöglich zu trösten vermag. Darum zieht in Frieden von hinnen, aber unverzüglich: ich selbst würde sterben, wenn ihr länger hier verweilt: denn ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart Unglück bringt; das ist alles, was ich euch zu sagen hatte. Reiset, und hütet euch, jemals wieder in meinen Staaten zu erscheinen; keine Rücksicht würde mich hindern, es euch bereuen zu lassen.« Ich wollte reden; aber er schloß mir den Mund durch Worte voll Zornes und ich war genöthigt, mich aus seinem Palast zu entfernen.

»Von aller Welt zurückgestoßen, verjagt und

verlassen und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte, ehe ich die Stadt verließ, ging ich in ein Bad, ließ mir Bart und Augenbraunen scheeren und wählte die Tracht eines Kalenders. Ich machte mich auf den Weg und beweinte minder mein eigenes Elend, als das der schönen Prinzessinn, deren Tod ich veranlaßt hatte. Ich durchstrich mehrere Länder, ohne mich zu erkennen zu geben; endlich faßte ich den Entschluß, mich nach Bagdad zu begeben, in der Hoffnung, mich dem Beherrscher der Gläubigen vorstellen zu lassen und durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte sein Mitleid zu erregen. Diesen Abend bin ich hier angekommen und die erste Person, die mir bei meiner Ankunft aufstieß, war der Kalender, unser Bruder, der vor mir gesprochen hat. Ihr wißt das Uebrige, edle Frau, und warum ich die Ehre habe, mich in eurem Hause zu befinden.«

Als der zweite Kalender mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Sobeïde, an welche er das Wort gerichtet hatte, zu ihm: »Es ist gut; geht nun, wohin ihr wollt, ich gebe euch dazu meine Erlaubniß.« Anstatt aber fortzugehen, bat er die Dame, ihm dieselbe Gunst zu erweisen, wie dem ersten Kalender, neben welchen er sich setzte.

»Aber Herr, — sagte Scheherasade nach diesen letzten Worten, — es ist Tag und mir deshalb nicht erlaubt fortzufahren. Ich wage zu versichern, daß so angenehm auch die Geschichte des zweiten Kalenders ist, die des dritten nicht minder schön genannt werden mag. Eure Majestät gehe mit sich zu Rathe, ob sie die Geduld haben

wird, sie zu hören. Der Sultan, neugierig zu wissen, ob sie wunderbarer wäre, als die erste, stand auf, entschlossen das Leben Scheherasadens noch zu verlängern, obgleich der von ihm bewilligte Aufschub bereits seit mehreren Tagen verflossen war.

Anmerkungen.

1) Der weiße und schwarze Widder bezieht sich wohl auf eine mythische Vorstellung von Tag und Nacht.

2) Serendib ist die Insel Zeilan.

3) Dilaram bedeutet Ruhe des Herzens. E. G.

4) Dschakmak ist ein Feuerzeug mit einem Flintenschlosse. E. G.

5) Moslim (in der Mehrzahl Moslemin), ist das Partizip von salama, sich Gott widmen; davon auch Islam diese Religion heißt. Entstellung des ersten ist unser Mufelmann.

6) Kubbay Chiramant: worin, nach dem Glauben der Türken, Adam begraben ist. E. G.

7) Diese Lehren Mahomeds finden sich nicht im Koran, also wohl in den Ueberlieferungen, der Sunna. Noch ist Sprichwort:

Utlub al gâr qabl addar
warrafyq qabl attaryq.

d. i. bekümmere dich um den Nachbar, bevor du ein Haus kaufst, und um den Gefährten, bevor du dich auf den Weg begibst.

8) Basar (nicht Arabisch) ist eine Markthalle mit

Kaufläden, wo meist die von einer Art in Reihen beisammen stehen.

9) Harem, so viel als Serar, Serail, leitet sich von harema, abgesondert seyn.

10) Die Urschrift erzählt noch einen Urtheilsspruch des Papagai's in einer Streitigkeit zwischen einem jungen Mann und einer Buhlerinn. Die Unanständigkeit dieser Geschichte erlaubt aber nicht, sie zu übersetzen. E. G.

11) Uebersetzt nach der Arabischen Urschrift, die Jonathan Scott, in Ouseley's oriental Collections, bekannt machte, aus einer Handschrift der Tausend und eine Nacht in Besitz des Professors der Hebräischen Sprache Dr. White zu Oxford, der dieses Werk fast vollständig hat. E. G.

12) Szôfi, heißt eine Art von Geistlichen, die wollene Kleidung tragen. E. G. Von ſzâfâ, rein seyn.

13) Chorasan ist eine Persische Landschaft, im nördlichen Theile dieses Reichs, und gegenwärtig den Afghanen und mehreren abtrünnigen Fürsten unterworfen. Einige Kreise derselben stehen jedoch unter der Herrschaft des Feth Aly Schach. E. G.

14) Der Arabische Text bei Scott gibt Chansade'n nicht den Titel Königinn, sondern nennt sie nur Gariat, d. h. eine Sklavinn. E. G.

15) In der Urschrift heißt es: »er biß sich in die Finger.« E. G.

16) Diese, in der Tunesischen Handschrift so erwähnte Geschichte vom Krododil kommt nicht weiter vor.

17) Emir, d. i. Fürst, heißen die vornehmsten Hausbeamten der Chalyfen; und noch jetzt in Konstantino-

pel die Groß-Würden-Träger der Krone. E. G. Von amara, befehlen.

18) Auch diese Geschichte von Imma und Ateka kommt nicht weiter vor.

19) Diese Verse in der Urschrift hat auch Galland schon übersetzt, weniger verkürzt, als gewöhnlich.

20) Die Schwierigkeit der Mittheilungen zwischen den verschiedenen Ländern des Orients, macht diese Lüge der Königinn viel weniger unwahrscheinlich, als sie in Europa seyn würde.

21) Durch diese Farben unterscheiden sich im Allgemeinen die Turbane dieser verschiedenen Glaubensgenossen.

22) Nach dem Tode Mahomeds (im J. Chr. 634), welcher den Titel Chalyf (Statthalter) Gottes annahm, nannte der von den Muselmännern erwählte Abubeker (sein Schwiegervater) sich Chalyf (Statthalter) des Propheten, und dazu emir el mûmenyn, d. i. Beherrscher der Gläubigen. (Daher unser Admiral von Emir albachar, Befehlshaber auf dem Meere.)

Diesen Titel behielten alle folgenden Oberhäupter des Islam während der sechs ersten Jahrhunderte der Hedschra.

Harûn Arreschyd, der fünfte Chalyf aus dem Hause der Abassyden, ist geboren zu Rey im J. 148 der Hedschra (765 — 6 von Christi Geburt). Bevor er den Thron bestieg, zeichnete er sich durch mehrere Siege aus, welche er über die Griechen des Weström. Reichs erfocht. Als Chalyf, seit dem Jahre 170 (am 14. September 786), täuschte er nicht die gute Meinung, welche seine ersten Unternehmungen von ihm erregt hatten. Er beruhigte die aufrührerischen Provinzen, belohnte sol-

nen Lehrer Yahia den Barmekyden, denn er große Verpflichtungen hatte, den er aber nachmals mit großer Härte umbringen ließ (792). Mehr als einmal gab das Weströmische Reich, indem es den von ihm auferlegten Zins verweigerte, dem Chalyfen Gelegenheit, seine Macht zu entwickeln, um es wieder zum Gehorsam zu bringen. (Er beherrschte einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa, von Spanien bis in Indien.)

Harun schickte einen Gesandten an Karl den Großen (807), und auf der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich noch ein Schachspiel, welches er diesem Fürsten zum Geschenke darbringen ließ.

Der Chalyf beschützte die Künste und Wissenschaften, welche er selber mit Erfolg trieb.

Er starb zu Thus, im J. 193 der Hedschra (am 24. März 809). — Man wirft ihm einige treulose Handlungen vor. E. G. — Arraschyd ist die richtige Aussprache von al Raschyd (wie eddin von el din), und dieser Beiname bedeutet der Gerade, Gerechte. — Man unterscheidet drei Stamme der Chalyfen (d. h. Nachfolger): 1) die Raschedi's, d. h. die von der graden Linie, weil sie alle Verwandte oder Verschwägerte Mahomeds waren. Die meisten von ihnen hatten ihren Sitz zu Medina in Arabien. Damaskus in Syrien war der Sitz der Chalyfen des zweiten Stammes, der Ommiaden, die von 661 bis 749 herrschten. Hierauf kam der Thron an das Geschlecht der Abassyden, aus welchem sieben und dreißig Chalyfen herrschten. Der Hauptsitz ihres Reichs war Bagdad, in Irak, unweit des alten Babylons, am östlichen Ufer des Tigris. Die Macht

dieser Abassyden wurde durch die in Spanien, Afrika und Arabien sich aufwerfenden Chalyfen geschwächt, und erloſch gänzlich im J. 1258. Ein Abkömmling dieſes Geſchlechts, der nach Aegypten entfloh, wurde dort von den Mameluken als Oberhaupt anerkannt, aber bloß in Religionsſachen, und erhielt den Namen Chalyf, bis zur Eroberung der Ottomanen, im J. 1517. G.

13) Sobelde bedeutet Milchſchaum, Amine die Treue, Szafie die Reine. In der Tuneſiſchen Handſchrift haben dieſe drei Schweſtern keine Namen, und werden nur durch ihre Verrichtung im Hauſe unterſchieden, Szafie als Pförtnerinn, Amine als Haushälterinn und Einkäuferinn, Sobelde als Hausfrau.

14) Die Kalender ſind Geiſtliche von ziemlich ausſchweifender Art, welche die Türkei und Perſien durchſtreichen; ihr Witz verſchafft ihnen oft eine gute Aufnahme. Sie haben eine Kopftracht von ſonderbarer Form. F. G.

Sie heißen ſo von ihrem Stifter, Kalenderi. Dieſen Schüler rühmen ſie als einen trefflichen Arzt und großen Weltweiſen, im Beſitz übernatürlicher Kräfte, durch welche er Wunder that. Er ging baarhaupt und den Leib mit Wunden bedeckt; er hatte kein Hemde und gar keine andere Kleidung, als ein Thierfell über der Schulter; an ſeinem Gürtel trug er einige hellgeſchliffene Steine, und an ſeinen Armen ſehr glänzende falſche Steine. Seine Schüler lieben die Luſt und das Vergnügen; ſie leben ſorglos, unbekümmert um Wiſſenſchaft, und ihr Wahlſpruch iſt: »Heute gehört uns; morgen gehört ihm: wer weiß, ob er's erlebt?« Dieſem Grundſatz

gemäß, bringen sie all ihre Zeit mit Essen und Trinken hin. Bei den Reichen suchen sie sich durch ihre Erzählungen und Späße angenehm zu machen, damit man ihnen gütlich thue. Die meisten sind Landstreicher, denen das Wirthshaus eben so heilig ist, als die Moschee. G.

24)a) (Seite 146) Giafar, vom Geschlechte der Barmekyden. Harun gab ihm seine Schwester Abassa zur Gemahlinn, unter der Bedingung, nicht die Freuden der Liebe zu genießen. Dieser Befehl wurde bald vergessen, und beide hatten einen Sohn, den sie heimlich nach Mekka sandten und dort aufziehen ließen. Als der Chalyf dies erfuhr, verlor Giafar die Gunst seines Herrn, und bald darauf das Leben; und Abassa wurde aus dem Palaste gejagt und gerieth ins tiefste Elend. G. — Mesrur bedeutet: der Erfreute; von Sarra.

25) Mussul, die seit dem Mittelalter an die Stelle von Ninive getretene Stadt; von welcher wohl der Musselin seinen Namen hat, wie der Damast von Damaskus.

26) Chan, so viel als Karawanserai (vergl. Anmerk. 42. im I. Bande), ist ein Gebäude, das als Magazin und Herberge für die Kaufleute dient; die Karawanen werden darin umsonst oder für einen mäßigen Preis aufgenommen. G.

27) Beherrscher der Gläubigen: über diesen Titel des Chalyfen vergl. Anmerk. 22.

28) Der Koran, von den Arabern alkuran ulasym, auch asscheryl, die hehre Lesung genennt, ist von Abubeker, dem Nachfolger Mahomeds verfaßt, nach den Aussprüchen, welche er von dem Propheten gehört hatte.

Dieses Buch ist in Rücksicht des Wohlklanges der Rede das bewundernswürdigste Denkmal der Arabischen Literatur, weil alle Reichthümer ihrer Sprache darin entfaltet sind. Er ist in hundert und vierzehn Kapitel getheilt, welche zusammen sechstausend sechshundert sechs und sechzig Verse enthalten. Diese Kapitel sind nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach ihrer Länge geordnet. In einigen findet man eine wahre und reine Sittenlehre, und manche gesetzliche Bestimmungen voll Weisheit; in vielen andern aber eine wunderliche Mischung von lächerlichen Gesetzen, geschichtlichen Ueberlieferungen, sinnlosen Mährchen, und Deklamationen in allerlei Formen gegen die Götzendiener, die Juden und die Christen. E. G.

29) Häufig findet man in den Schriften der Morgenländer diese seitdem von Rousseau ausgesponnene Idee, daß die Fürsten, die Großen und die Reichen ein Handwerk erlernen sollen. Die meisten Sultane selber lernen irgend eine Kunst. Wir verweisen hierüber auf eine Erzählung, am Ende dieses Werks, aus dem noch ungedruckten Theile der Tausend und eine Nacht, wo die Entwickelung dieser Lehre unter anziehenden Formen in Handlung gesetzt ist. E. G.

30) Ueber den Iblis vergl. Anmerk. 10. im ersten Bande.

31) Derwis oder Derwisch. Dieser Name, welcher arm bedeutet, entspricht bei den Mahomedanern dem eines Mönchs bei den Christen. Die Derwische legen die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Mewelewa, ihr Stifter, hat ihnen jedoch

erlaubt, in die Welt zurückzukehren und sich sogar, wenn ihre Schwäche es verlangt, zu verheirathen. Sie tragen grobe Hemden von Rasch und haben nur einen Mantel von grobem Tuch, in welchen sie sich hüllen. Sie gehen baarfuß und mit entblößter Brust; ihr Gürtel ist ein lederner Riemen mit Schnallen von Elfenbein, Porphyr u. s. w. Außer dem im Alkoran vorgeschriebenen Fasten, beobachten sie noch alle Donnerstage welche; es ist ihnen dann nicht erlaubt, vor Sonnenuntergang zu essen.

31) Der Getreue.
33) Der Wohlgefällige.
34) Copirschrift.
35) Große Frakturschrift.
36) Name des Satans.
37) Der Wohlgefällige.

Inhalt des zweiten Bändchens.

	Seite
15. Nacht.	1
16. Nacht.	10
* Geschichte des Prinzen von Karisme und der Prinzessinn von Georgien.	10
17. Nacht.	13
* Der Schuster und die Königstochter.	46
18. Nacht.	52
* Der Holzhauer und der Geist.	53
* Der König Papagoi.	58
19. Nacht.	61
* Geschichte Mahmuds.	62
Geschichte des bestraften Wehrs.	68
20. Nacht.	70
21. Nacht.	77
22. Nacht.	78
23. Nacht.	83
24. Nacht.	87
25. Nacht.	94
26. Nacht.	98
Geschichte des jungen Königs der Schwarzen Inseln.	100
27. Nacht.	102
28. Nacht.	105
29. Nacht.	112
30. Nacht.	116
31. Nacht.	121
32. Nacht.	125

Seite
Geschichte der drei Kalender, Königssöhne, und der fünf Frauen zu Bagdad. 126
33. Nacht. 129
34. Nacht. 131
35. Nacht. 137
36. Nacht. 141
37. Nacht. 145
38. Nacht. 148
39. Nacht. 154
40. Nacht. 157
41. Nacht. 164
Geschichte des ersten Kalenders und Königssohnes 167
42. Nacht. 170
43. Nacht. 177
44. Nacht. 183
Geschichte des zweiten Kalenders und Königssohnes 184
45. Nacht. 186
46. Nacht. 187
47. Nacht. 193
48. Nacht. 197
49. Nacht. 202
50. Nacht. 204
Geschichte des Neiders und des Beneideten . 208
51. Nacht. 210
52. Nacht. 214
53. Nacht. 221
54. Nacht. 228
55. Nacht. 231
56. Nacht. 234
Anmerkungen. 239

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Drittes Bändchen

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

— I —

Tausend und Eine Nacht.

Drittes Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Arabian nights.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer

Tunesischen Handschrift

ergänzt

und

vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen

und Karl Schall.

Drittes Bändchen.

Wien, 1826.

Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

892.78
A65
tH12
1826
v.3

Deutsche
5-22-50
D5596

Sieben und funfzigste Nacht.

»Ich möchte wohl, sagte Schachriar gegen Ende der Nacht, — die Geschichte des dritten Kalenders hören.« »Herr, — erwiederte Scheherasade, — ich gehorche Eurem Befehl.« Der dritte Kalender, — fügte sie hinzu, — als er nun sah, daß die Reihe zu reden an ihn käme, wandte sich, gleich den andern an Sobeïde'n und begann seine Erzählung auf folgende Weise:

6-5-50

Geschichte
des dritten Kalenders, eines Königssohnes.

»Hochgeschätzte Frau, was ich euch zu erzählen habe, ist sehr verschieden von dem, was ihr eben gehört habt. Die beiden Prinzen, welche vor mir sprachen, haben jeder ein Auge durch eine Wirkung ihres Geschicks verloren, ich aber verlor das Meinige nur durch meine Schuld, nur, indem ich mich in mein eigenes Unglück stürzte, wie ihr es aus der Folge meiner Rede erfahren werdet.«

»Ich heiße Agib [1]) und bin der Sohn eines Königs, der sich Kassib nannte. Nach seinem Tode nahm ich meine Staaten in Besitz und wählte dieselbe Stadt, in welcher er gewohnt hatte, auch zu meinem Wohnort. Diese Stadt liegt am Ufer des Meeres, sie hat einen der schönsten und sichersten Häfen mit einem Arsenal, welches groß genug ist, um das Nöthige zur Bewaffnung von hundert Kriegsschiffen zu enthalten, die immer bereit sind, wenn's Noth thut, Dienste zu leisten; um funfzig Kauffarteischiffe auszurüsten und eben so viele kleine, leichte, zu Spazierfahrten und Vergnügungen auf dem Wasser bestimm-

te Fahrzeuge. Mein Königreich bestand aus mehreren schönen Provinzen des festen Landes und einer großen Anzahl beträchtlicher Inseln, die fast alle im Angesicht meiner Hauptstadt lagen.

»Ich besuchte zuerst die Provinzen; ließ hierauf meine ganze Flotte bewaffnen und ausrüsten und landete auf meinen Inseln, um mir durch meine Gegenwart die Herzen meiner Unterthanen zu gewinnen und sie in ihrer Pflicht zu bestärken. Einige Zeit, nachdem ich wieder heimgekommen war, wiederholte ich jene Reisen, die mir einige Kenntniß von der Schiffahrt verschafften, und mir einen solchen Geschmack daran einflößten, daß ich beschloß, jenseits meiner Inseln Entdeckungen zu machen. Zu diesem Zweck ließ ich nur zehn Schiffe ausrüsten. Ich schiffte mich ein, und wir gingen unter Segel. Vierzig Tage hindurch war unsere Schiffahrt glücklich; aber in der ein und vierzigsten Nacht wurde der Wind ungünstig und selbst zu einem so heftigen Sturme, daß wir nahe daran waren zu Grunde zu gehen. Doch nichts desto weniger legte sich bei Tagesanbruch der Wind, die Wolken zerstreuten sich und da die Sonne wieder schönes Wetter herbeigeführt hatte, so landeten wir an einer Insel, auf welcher wir zwei Tage verweilten, um Erfrischungen einzunehmen. Als dies geschehen war, gingen wir wieder in See. Nach zehntägiger Fahrt hofften wir Land zu sehen, denn durch den Sturm, den wir erlitten hatten, war ich von meinem Vorsatz abgekommen, und hatte den Weg nach meinen Staaten nehmen lassen, als ich bemerkte, daß mein Steuermann mich

wußte, wo wir waren. Wirklich berichtete am zehnten Tage ein Matrose, der den Befehl hatte, sich auf der Höhe des großen Mastes umzuschauen, daß er rechts und links nur Meer und Himmel gesehen, die den Horizont begränzten, aber, daß er vor sich auf der Seite unsers Vordertheils eine große Schwärze bemerkt hätte.

»Der Steuermann veränderte bei diesem Bericht seine Farbe, warf mit der einen Hand den Turban auf das Verdeck und rief, indem er sich mit der andern in's Gesicht schlug, aus: »Ach, mein König, wir sind verloren! Keiner von uns vermag der Gefahr zu entrinnen, in welcher wir uns befinden, und mit aller meiner Erfahrung steht es nicht in meiner Macht uns davor zu bewahren. Indem er diese Worte sagte, fing er an zu weinen wie ein Mensch der seinen Untergang für unvermeidlich hält, und seine Verzweiflung verbreitete Schrecken durch das ganze Schiff. Ich fragte ihn, welchen Grund er habe so zu verzweifeln. »Ach Herr! — erwiederte er mir, — der Sturm, den wir erlitten haben, hat uns so von unserem Wege abgebracht, daß wir uns morgen Mittag bei jener Schwärze befinden werden, die nichts anderes ist als der schwarze Berg; und das ist der Magnetberg, welcher von jetzt an eure ganze Flotte an sich zieht, wegen der Nägel und alles zum Bau der Schiffe gehörigen Eisenwerks. Wenn wir uns morgen in einer gewissen Entfernung befinden werden, wird die Kraft des Magneten so groß seyn, daß sich alle Nägel losmachen und sich an den Berg heften und eure Schiffe auseinander fallen und unter-

gehen werden. Da der Magnet die Kraft besitzt das Eisen an sich zu ziehen und sich durch diese Anziehung zu stärken; so ist dieser Berg auf der Seeseite mit Nägeln von einer Anzahl durch ihn untergegangener Schiffe bedeckt, was diese Kraft zu gleicher Zeit erhält und mehrt. Dieser Berg, sagte der Steuermann, ist sehr steil und auf dem Gipfel steht ein Dom von seinem Erz, von eben solchen Säulen gestützt; oben auf dem Dom sieht man ein Roß, auch von Erz, welches einen Reiter trägt, dessen Brust von einer bleiernen Platte bedeckt ist, auf welcher talismanische Zeichen eingegraben sind. Es geht die Sage, daß dieses Standbild die Hauptursache von dem Verderben so vieler Schiffe und so vieler Menschen ist, die an diesem Ort zu Grunde gegangen sind und daß es nicht aufhören wird unheilbringend für alle diejenigen zu seyn, die das Unglück haben sich ihm zu nahen, bis es umgestürzt werden wird.

»Als der Steuermann so gesprochen hatte, fing er wieder an zu weinen und seine Thränen erregten die der ganzen Mannschaft. Ich selbst zweifelte nicht, daß ich dem Ende meiner Tage ganz nahe wäre. Keiner unterließ jedoch an seine Erhaltung zu denken und deshalb alle möglichen Maaßregeln zu ergreifen, und bei der Ungewißheit des Unfalls machten sich alle gegenseitig zu Erben durch Testamente zu Gunsten derer, die sich retten würden.

»Am andern Morgen sahen wir den schwarzen Berg offen vor uns liegen, und das, was wir davon gehört hatten, ließ ihn uns viel schrecklicher finden, als er wirklich war. Gegen Mit-

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

— I —

Tausend und Eine Nacht.

Drittes Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Arabian nights.

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal

aus einer

Tunesischen Handschrift

ergänzt

und

vollständig übersetzt

von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen

und Karl Schall.

Drittes Bändchen.

Wien, 1826.

Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

892.78
A65
+H12
1826
v.3

Deutsche
5-22-50
70596

Sieben und funfzigste Nacht.

»Ich möchte wohl, sagte Schachriar gegen Ende der Nacht, — die Geschichte des dritten Kalenders hören.« »Herr, — erwiederte Scheherasade, — ich gehorche Eurem Befehl.« Der dritte Kalender, — fügte sie hinzu, — als er nun sah, daß die Reihe zu reden an ihn käme, wandte sich, gleich den andern an Sobeïde'n und begann seine Erzählung auf folgende Weise:

6-5-50 CGK

Geſchichte
des dritten Kalenders, eines Königsſohnes.

»Hochgeſchätzte Frau, was ich euch zu erzählen habe, iſt ſehr verſchieden von dem, was ihr eben gehört habt. Die beiden Prinzen, welche vor mir ſprachen, haben jeder ein Auge durch eine Wirkung ihres Geſchicks verloren, ich aber verlor das Meinige nur durch meine Schuld, nur, indem ich mich in mein eigenes Unglück ſtürzte, wie ihr es aus der Folge meiner Rede erfahren werdet.«

»Ich heiße Agib [1]) und bin der Sohn eines Königs, der ſich Kaſſib nannte. Nach ſeinem Tode nahm ich meine Staaten in Beſitz und wählte dieſelbe Stadt, in welcher er gewohnt hatte, auch zu meinem Wohnort. Dieſe Stadt liegt am Ufer des Meeres, ſie hat einen der ſchönſten und ſicherſten Häfen mit einem Arſenal, welches groß genug iſt, um das Nöthige zur Bewaffnung von hundert Kriegsſchiffen zu enthalten, die immer bereit ſind, wenn's Noth thut, Dienſte zu leiſten; um funfzig Kauffarteiſchiffe auszurüſten und eben ſo viele kleine, leichte, zu Spazierfahrten und Vergnügungen auf dem Waſſer beſtimm-

te Fahrzeuge. Mein Königreich bestand aus mehreren schönen Provinzen des festen Landes und einer großen Anzahl beträchtlicher Inseln, die fast alle im Angesicht meiner Hauptstadt lagen.

»Ich besuchte zuerst die Provinzen; ließ hierauf meine ganze Flotte bewaffnen und ausrüsten und landete auf meinen Inseln, um mir durch meine Gegenwart die Herzen meiner Unterthanen zu gewinnen und sie in ihrer Pflicht zu bestärken. Einige Zeit, nachdem ich wieder heimgekommen war, wiederholte ich jene Reisen, die mir einige Kenntniß von der Schiffahrt verschafften, und mir einen solchen Geschmack daran einflößten, daß ich beschloß, jenseits meiner Inseln Entdeckungen zu machen. Zu diesem Zweck ließ ich nur zehn Schiffe ausrüsten. Ich schiffte mich ein, und wir gingen unter Segel. Vierzig Tage hindurch war unsere Schiffahrt glücklich; aber in der ein und vierzigsten Nacht wurde der Wind ungünstig und selbst zu einem so heftigen Sturme, daß wir nahe daran waren zu Grunde zu gehen. Doch nichts desto weniger legte sich bei Tagesanbruch der Wind, die Wolken zerstreuten sich und da die Sonne wieder schönes Wetter herbeigeführt hatte, so landeten wir an einer Insel, auf welcher wir zwei Tage verweilten, um Erfrischungen einzunehmen. Als dies geschehen war, gingen wir wieder in See. Nach zehntägiger Fahrt hofften wir Land zu sehen, denn durch den Sturm, den wir erlitten hatten, war ich von meinem Vorsatz abgekommen, und hatte den Weg nach meinen Staaten nehmen lassen, als ich bemerkte, daß mein Steuermann mich

wußte, wo wir waren. Wirklich berichtete am zehnten Tage ein Matrose, der den Befehl hatte, sich auf der Höhe des großen Mastes umzuschauen, daß er rechts und links nur Meer und Himmel gesehen, die den Horizont begränzten, aber, daß er vor sich auf der Seite unsers Vordertheils eine große Schwärze bemerkt hätte.

»Der Steuermann veränderte bei diesem Bericht seine Farbe, warf mit der einen Hand den Turban auf das Verdeck und rief, indem er sich mit der andern in's Gesicht schlug, aus: »Ach, mein König, wir sind verloren! Keiner von uns vermag der Gefahr zu entrinnen, in welcher wir uns befinden, und mit aller meiner Erfahrung steht es nicht in meiner Macht uns davor zu bewahren. Indem er diese Worte sagte, fing er an zu weinen wie ein Mensch der seinen Untergang für unvermeidlich hält, und seine Verzweiflung verbreitete Schrecken durch das ganze Schiff. Ich fragte ihn, welchen Grund er habe so zu verzweifeln. »Ach Herr! — erwiederte er mir, — der Sturm, den wir erlitten haben, hat uns so von unserem Wege abgebracht, daß wir uns morgen Mittag bei jener Schwärze befinden werden, die nichts anderes ist als der schwarze Berg; und das ist der Magnetberg, welcher von jetzt an eure ganze Flotte an sich zieht, wegen der Nägel und alles zum Bau der Schiffe gehörigen Eisenwerks. Wenn wir uns morgen in einer gewissen Entfernung befinden werden, wird die Kraft des Magneten so groß seyn, daß sich alle Nägel losmachen und sich an den Berg heften und eure Schiffe auseinander fallen und unter-

gehen werden. Da der Magnet die Kraft besitzt das Eisen an sich zu ziehen und sich durch diese Anziehung zu stärken; so ist dieser Berg auf der Seeseite mit Nägeln von einer Anzahl durch ihn untergegangener Schiffe bedeckt, was diese Kraft zu gleicher Zeit erhält und mehrt. Dieser Berg, sagte der Steuermann, ist sehr steil und auf dem Gipfel steht ein Dom von seinem Erz, von eben solchen Säulen gestützt; oben auf dem Dom sieht man ein Roß, auch von Erz, welches einen Reiter trägt, dessen Brust von einer bleiernen Platte bedeckt ist, auf welcher talismanische Zeichen eingegraben sind. Es geht die Sage, daß dieses Standbild die Hauptursache von dem Verderben so vieler Schiffe und so vieler Menschen ist, die an diesem Ort zu Grunde gegangen sind und daß es nicht aufhören wird unheilbringend für alle diejenigen zu seyn, die das Unglück haben sich ihm zu nahen, bis es umgestürzt werden wird.

»Als der Steuermann so gesprochen hatte, fing er wieder an zu weinen und seine Thränen erregten die der ganzen Mannschaft. Ich selbst zweifelte nicht, daß ich dem Ende meiner Tage ganz nahe wäre. Keiner unterließ jedoch an seine Erhaltung zu denken und deshalb alle möglichen Maaßregeln zu ergreifen, und bei der Ungewißheit des Unfalls machten sich alle gegenseitig zu Erben durch Testamente zu Gunsten derer, die sich retten würden.

»Am andern Morgen sahen wir den schwarzen Berg offen vor uns liegen, und das, was wir davon gehört hatten, ließ ihn uns viel schrecklicher finden, als er wirklich war. Gegen Mit-

tag kamen wir ihm so nahe, daß uns widerfuhr, was der Steuermann uns prophezeit hatte. Wir sahen die Nägel und alles Eisenwerk der Flotte dem Berge zufliegen, an welchen sie sich, durch die Heftigkeit der Anziehungskraft, mit fürchterlichem Lärm fest hefteten. Die Schiffe zerfielen und sanken in's Meer, welches an diesem Ort so tief war, daß wir seine Tiefe mit dem Senkblei nicht würden haben ermessen können. Alle meine Leute ertranken; aber Gott hatte Mitleid mit mir und vergönnte mir mich zu retten, indem ich mich eines Bretes bemächtigte, welches vom Winde gerade an den Fuß des Berges getrieben wurde. Ich that mir nicht den geringsten Schaden, da mein Glücksstern mich an einer Stelle landen ließ, wo ich Stufen fand, um auf den Gipfel zu steigen.

Scheherasade wollte in dieser Erzählung fortfahren, aber der anbrechende Tag legte ihr Stillschweigen auf. Der Sultan schloß wohl aus diesem Anfang, daß die Sultaninn ihn nicht betrogen hätte. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er sie diesen Tag noch nicht sterben ließ.

Acht und funfzigste Nacht.

»Um Gotteswillen, meine Schwester, — rief am folgenden Morgen Dinarsade, — fahre, ich beschwöre dich, in der Erzählung des dritten Kalenders fort.« »Der Prinz, meine liebe Schwester, — versetzte Scheherasade, — erzählte folgendermaaßen weiter:«

»Beim Anblick dieser Stufen (denn es war

weder rechts noch links ein Raum, wohin man die Füße setzen und folglich sich retten konnte), dankte ich Gott und rief, indem ich zu steigen anfing, seinen heiligen Namen an. Die Treppe war sehr schmal, so steil und so schwer zu ersteigen, daß ein nur einigermaßen heftiger Wind mich umgeworfen und in's Meer gestürzt hätte. Doch ich gelangte endlich ohne Unfall an's Ziel, ich trat in den Dom, warf mich auf die Erde und dankte Gott für die mir erwiesene Gnade.

Ich brachte die Nacht unter dem Dom zu. Im Schlaf erschien mir ein ehrwürdiger Greis und sagte zu mir: »Höre, Agib, wenn du erwacht seyn wirst, so grabe die Erde unter deinen Füßen auf. Du wirst dann einen Bogen von Erz und drei bleierne Pfeile finden, die unter gewissen Gestirnständen verfertigt sind, um das menschliche Geschlecht von so vielen ihm drohenden Uebeln zu befreien. Schieße die drei Pfeile auf das Standbild ab; der Reiter wird in das Meer fallen und das Roß auf deine Seite, und du mußt es dann an derselben Stelle begraben, wo du den Bogen und die Pfeile gefunden hast. Wenn das geschehen ist, wird das Meer bis zum Fuß des Domes und bis zur Höhe des Berges anschwellen. Ist es nun so hoch gestiegen, so wirst du einen Kahn landen sehen, in welchem sich nur ein einziger Mann mit einem Ruder in jeder Hand befinden wird. Dieser Mann wird von Erz, aber von dem, welchen du heruntergeschossen hast, verschieden seyn. Besteige sein Schiff ohne den Namen Gottes auszusprechen und überlaß dich seiner Führung,

»Er wird dich in zehn Tagen in ein anderes »Meer bringen, wo du das Mittel finden wirst, »frisch und gesund heimzukehren, wenn du nur, »wie ich dir schon gesagt habe, während der gan»zen Reise den Namen Gottes nicht aussprichst.«

»So lauteten die Worte des Greises. Sobald ich erwacht war, stand ich, durch die Erscheinung sehr getröstet, auf und unterließ nicht zu thun, was dieser Greis mir befohlen hatte. Ich grub Bogen und Pfeile aus und schoß nach dem Reiter. Durch den dritten Pfeil stürzte ich ihn ins Meer und das Pferd fiel auf meine Seite. Ich vergrub es an der Stelle des Bogens und der Pfeile und das Meer schwoll inzwischen an und erhob sich nach und nach. Als es bis auf die Höhe des Berges und an den Fuß des Domes gestiegen war, erblickte ich von ferne einen Kahn, der auf mich zu kam. Ich dankte Gott, da ich sah, daß sich Alles meinem Traum gemäß begab.

»Endlich landete der Kahn und ich sah auf ihm den Mann von Erz, ganz wie er mir war geschildert worden. Ich schiffte mich ein und hütete mich wohl den Namen Gottes auszusprechen; ich sprach sogar kein anderes Wort. Ich setzte mich nieder und der Mann von Erz fing wieder an zu rudern, indem er sich von dem Berge entfernte. Er ruderte ohne aufzuhören bis zum neunten Tage, an welchem ich Inseln sah, die mich hoffen ließen, daß ich bald aus der Gefahr, welche ich zu fürchten hatte, entkommen würde. Das Uebermaaß meiner Freude ließ mich das gegebene Verbot vergessen: »Gott sey gebenedeit, rief ich aus; — Gott sey gelobt!«

»Ich hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als der Kahn mit dem Mann von Erz in's Meer versank. Ich erhielt mich auf dem Wasser und schwamm den übrigen Theil des Tages hindurch auf das Land zu, das mir das nächste schien. Es folgte eine sehr dunkle Nacht und da ich nicht mehr wußte, wo ich war; so schwamm ich auf Gerathewohl. Endlich erschöpften sich aber meine Kräfte, ich begann an meiner Rettung zu verzweifeln, als der Wind heftiger wurde und eine berghohe Woge mich an eine Küste warf, an welcher sie mich ließ. Ich eilte an's Land zu kommen, aus Furcht, daß mich eine andre Woge zurückwerfen möchte, und das erste, was ich that, war, daß ich mich auskleidete, das Wasser aus meinen Kleidern wand und sie dann, um sie zu trocknen, auf dem Sande ausbreitete, der noch von der Hitze des Tages erwärmt war.

»Am folgenden Tage hatte die Sonne meine Kleider bald getrocknet. Ich zog mich wieder an und ging vorwärts um zu sehen, wo ich war. Ich war nicht lange gegangen, als ich erkannte, daß ich mich auf einer wüsten, aber sehr angenehm kleinen Insel befand, auf welcher es mehrere Arten von fruchttragenden und wilden Bäumen gab. Aber ich bemerkte, daß sie bedeutend entfernt vom festen Lande war, was meine Freude über meine Rettung aus dem Meere sehr verminderte. Nichts destoweniger überließ ich Gott die Sorge, über mein Schicksal nach seinem Willen zu schalten, als ich ein Fahrzeug erblickte, welches mit vollen Segeln vom festen

Lande kam und sein Vordertheil auf die Insel gerichtet hatte, auf welcher ich mich befand.«

»Da ich nicht zweifelte, daß es dort vor Anker gehen würde und ich nicht wußte, ob die darauf befindlichen Leute Freunde oder Feinde wären; so glaubte ich mich nicht sogleich zeigen zu müssen. Ich stieg auf einen sehr belaubten Baum, von welchem ich ohne Gefahr ihr Benehmen sehen konnte. Das Schiff fuhr in eine kleine Bucht, woselbst zehn Sklaven an's Land stiegen, die eine Schaufel und andere zum Aufgraben der Erde geschickte Werkzeuge trugen. Sie gingen nach der Mitte der Insel, ich sah sie dort verweilen und eine Zeit lang graben, und dem Anschein nach erhoben sie eine Fallthüre. Sie kehrten hierauf zu ihrem Fahrzeug zurück, schifften mehrere Arten von Mundvorrath und Hausgeräth aus, jeder belud sich und trug seine Last an die Stelle, wo sie die Erde aufgegraben hatten; dort stiegen sie hinab, was mich vermuthen ließ, daß daselbst ein unterirdischer Raum wäre. Ich sah sie nochmals zum Schiff gehen und kurze Zeit nachher mit einem Greise zurückkehren, der einen sehr wohlgebildeten jungen Menschen von vierzehn oder funfzehn Jahren mit sich führte. Sie stiegen alle hinab, wo die Fallthüre aufgehoben worden war; und als sie wieder herauf gekommen waren, die Fallthüre niedergelassen, sie wieder mit Erde bedeckt hatten und sich wieder auf den Weg nach der Bucht begaben, wo das Schiff sich befand, bemerkte ich, daß der junge Mensch nicht bei ihnen war, woraus ich schloß, daß er in dem unterir-

dischen Raum geblieben wäre, ein Umstand, der mich in Erstaunen setzte.

»Der Greis und die Sklaven schifften sich ein und das unter Segel gegangene Schiff nahm den Weg wieder nach dem festen Lande. Als es so fern war, daß die Mannschaft mich nicht gewahr werden konnte, stieg ich vom Baum herab und begab mich eilig an die Stelle, wo ich hatte graben sehen. Ich grub nun auch, bis ich einen Stein fand, der zwei oder drei Fuß im Gevierte hatte, ich hob ihn auf und sah, daß er den Eingang zu einer Treppe bedeckte, die auch von Stein war. Ich stieg herab und fand unten ein großes Zimmer, in welchem ich einen Fußteppich sah und ein Sofa mit einem anderen Teppich und mit Kissen von einem reichen Stoffe versehen, auf welchem der junge Mensch mit einem Fächer in der Hand saß. Ich unterschied alle diese Sachen bei dem Licht zweier Kerzen, eben so auch Früchte und Blumentöpfe, die bei ihm standen. Der junge Mensch war erschrocken mich zu sehen, um ihn jedoch zu beruhigen, sagte ich zu ihm beim Eintreten: »Wer ihr auch seyd, Herr, fürchtet nichts, ein Königssohn und König wie ich, ist nicht fähig, euch die geringste Beleidigung zuzufügen. Es ist im Gegentheil allem Anschein nach euer gutes Geschick, welches mich hiehergebracht hat, um euch aus diesem Grabe zu bringen, in welches man euch, wie es scheint, aus mir unbekannten Ursachen, lebendig begraben hat. Was mich jedoch befremdet und was ich nicht begreifen kann — (denn ich muß euch nur sagen, daß ich alles mit angesehen habe, was

euch seit eurer Ankunft auf dieser Insel begegnet ist), — ist, daß es mir so vorkam, als hättet ihr euch ohne Widerstand hieher begraben lassen.«

Scheherasade schwieg an dieser Stelle und der Sultan erhob sich von seinem Lager, sehr ungeduldig zu erfahren, warum dieser junge Mensch auf einer wüsten Insel so verlassen worden wäre, was er in der folgenden Nacht zu hören hoffte.

Neun und funfzigste Nacht.

Dinarsade rief, als es Zeit war, die Sultaninn, und Scheherasade fuhr, ohne sich bitten zu lassen, in der Erzählung des dritten Kalenders, wie folget, fort:

»Der junge Mensch, — sagte der dritte Kalender, — beruhigte sich bei diesen Worten und bat mich mit lächelnder Miene mich zu ihm zu setzen. Als ich mich gesetzt hatte, sagte er zu mir: »Prinz, ich will euch etwas erzählen, was euch durch seine Seltsamkeit überraschen wird. Mein Vater ist ein Juwelenhändler, der durch seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit in seinem Gewerbe sich große Reichthümer erworben hat. Er hat eine große Menge von Sklaven und von Geschäftsführern, die auf ihnen gehörigen Schiffen Seereisen machen, um die Verbindungen zu unterhalten, die er mit vielen Höfen hat, welche er mit den gewünschten Edelsteinen versorgt. Er war lange verheirathet ohne Kinder zu haben, als ihm träumte, daß er einen Sohn bekommen, dessen Leben aber nicht von langer

Dauer seyn würde, worüber er sich bei seinem Erwachen sehr grämte. Einige Tage nachher verkündete ihm meine Mutter, daß sie schwanger sey und die Zeit, zu welcher sie empfangen zu haben glaubte, stimmte sehr mit derjenigen überein, zu welcher mein Vater seinen Traum gehabt hatte. Sie kam mit mir nach neun Monden nieder und das verursachte in der Familie eine große Freude. Mein Vater, der den Augenblick meiner Geburt beobachtet hatte, befragte die Sterndeuter, die ihm sagten: »Euer Sohn »wird ohne Unfall funfzehn Jahre leben. Aber »alsdann wird er Gefahr laufen das Leben zu »verlieren und es wird schwer seyn, daß er dieser Gefahr entgeht. Wenn jedoch sein günstiges Geschick es will, daß er nicht umkommt; »so wird sein Leben von langer Dauer seyn. Zu »dieser Zeit, — fügten sie hinzu, — wird die erzene Bildsäule, welche auf der Höhe des Magnetberges steht, von dem Prinzen Agib, Sohn »des Königs Kassib, in's Meer gestürzt werden, »und die Gestirne sagen, daß funfzig Tage nachher euer Sohn von diesem Prinzen getödtet »werden soll.«

Da diese Prophezeiung mit dem Traume meines Vaters übereinstimmte, so wurde er lebhaft darüber bestürzt und betrübt. Er unterließ jedoch nicht, viel Sorge für meine Erziehung zu tragen; bis zu diesem Jahre, welches das funfzehnte meines Lebens ist. Gestern erfuhr er, daß vor zehn Tagen der Reiter von Erz von dem Prinzen, den ich euch vorhin genannt habe, in's Meer gestürzt worden sey. Diese Nachricht hat

ihm so viele Thränen gekostet und so viel Unruhe gemacht, daß er in seinem gegenwärtigen Zustand gar nicht zu erkennen ist. Die Vorhersagung der Sterndeuter berücksichtigend, hat er Mittel gesucht, mein Horoskop Lügen zu strafen, und mir das Leben zu erhalten. Seit langer Zeit hat er die Vorsicht gebraucht, mir diese Wohnung bauen zu lassen, in welcher ich verborgen bleiben soll, bis nach dem Umsturz der Bildsäule funfzig Tage verflossen sind. Darum ist er nun, als er erfahren hatte, daß dieser Umsturz vor zehn Tagen erfolgt wäre, hieher geeilt, und hat mir versprochen, mich in vierzig Tagen wieder abzuholen. Was mich betrifft, — fügte er hinzu, — so hab' ich gute Hoffnung, und ich glaube nicht, daß der Prinz Agib mich in der Mitte einer wüsten Insel unter der Erde aufsuchen wird. Dieß, Herr, ist, was ich euch zu sagen habe.«

»Während der Sohn des Juwelenhändlers mir seine Geschichte erzählte, spottete ich über die Sterndeuter, die prophezeit hatten, ich würde ihm das Leben nehmen; denn ich fühlte mich doch so weit von der Erfüllung dieser Prophezeiung entfernt, daß ich, als er kaum aufgehört hatte zu reden, mit Entzücken zu ihm sagte: »Mein lieber Herr, habt Vertrauen auf Gottes Güte und fürchtet nichts: denkt, daß ihr eine Schuld zu bezahlen hattet, und daß ihr jetzt davon frei seyd. Ich bin sehr erfreut, daß ich mich, nachdem ich Schiffbruch gelitten habe, glücklicherweise hier befinde, um euch gegen diejenigen zu vertheidigen, die euch an's Leben

wollen. Ich werde während der viezig Tage, welche die eitlen Berechnungen der Sterndeuter euch fürchten lassen, nicht von euch weichen. Ich werde euch, während dieser Zeit, alle Dienste leisten, die ich zu leisten vermag. Nachmals werd' ich die Gelegenheit benutzen, auf's feste Land zu kommen, indem ich mich mit eurer und eures Vaters Erlaubniß auf eurem Fahrzeug einschiffe; und bin ich dann in mein Königreich zurückgekehrt, so werd' ich niemals die Verpflichtung vergessen, die ich gegen euch habe, und ich werde mich bemühen, euch auf schuldige Weise meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.«

»Ich beruhigte durch diese Rede den Sohn des Juwelenhändlers, und erwarb mir sein Vertrauen. Ich hütete mich wohl, aus Besorgniß, ihn zu erschrecken, ihm zu sagen, daß ich dieser Agis wäre, den er fürchte, und ich nahm mich sehr in Acht, die geringste Vermuthung davon in ihm zu veranlassen. Wir unterhielten uns bis in die Nacht von verschiedenen Gegenständen, und ich bemerkte, daß der junge Mensch viel Verstand hatte. Wir aßen zusammen von seinen Mundvorräthen. Er hatte deren eine so große Menge, daß er am Ende der vierzig Täge noch einen Ueberrest davon gehabt haben würde, wenn er auch noch andere Gäste als mich gehabt hätte. Nach dem Abendbrot führen wir noch einige Zeit in unsrer Unterhaltung fort, und legten uns dann nieder.

»Den folgenden Morgen reichte ich ihm, nachdem er aufgestanden war, einen Becher mit Wasser. Er wusch sich; ich bereitete das Mittagessen,

und trug es auf, als es Zeit war. Nach der Mahlzeit erfand ich ein Spiel, um uns nicht bloß an diesem Tage, sondern auch an den folgenden die lange Weile zu vertreiben. Ich bereitete das Abendbrot eben so, wie ich das Mittagbrot bereitet hatte. Wir aßen zu Abend, und legten uns nieder, wie am vergangenen Tage. Wir hatten Zeit genug, um ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Ich bemerkte, daß er Zuneigung zu mir fühlte, und ich, meinerseits, fühlte zu ihm eine so starke, daß ich oft zu mir selbst sagte, daß die Sterndeuter, welche dem Vater gesagt hatten, daß sein Sohn von meinen Händen getödtet werden würde, Betrüger wären, und daß es nicht möglich sey, daß ich so eine abscheuliche Handlung begehen könne. Kurz, verehrte Frau, wir brachten neun und dreißig Tage auf das angenehmste von der Welt an diesem unterirdischen Orte zu.

»Der vierzigste kam. Als der junge Mensch des Morgens erwachte, sagte er mit einem Entzücken, das er nicht bemeistern konnte, zu mir: »Prinz, da ist nun der vierzigste Tag gekommen und ich bin, dem Himmel und euer guten Gesellschaft sey's gedankt, noch nicht gestorben. Mein Vater wird nicht unterlassen, euch alsbald seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und euch alle nöthigen Mittel und Bequemlichkeiten zur Heimkehr in euer Königreich zu verschaffen. Doch bitt' ich euch, daß ihr inzwischen die Güte habt, Wasser zu wärmen, damit ich mir in dem tragbaren Bade den ganzen Leib waschen kann, ich will mich reinigen und die Kleider

wechseln, um meinen Vater besser zu empfangen.« Ich setzte Wasser an's Feuer, und als es lau war, füllte ich damit das Bad. Der junge Mensch setzte sich hinein und ich selbst wusch und rieb ihn. Er stieg heraus, legte sich in sein von mir bereitetes Bett und ich deckte ihn mit seiner Decke zu. Nachdem er sich ausgeruht und einige Zeit geschlafen hatte, sagte er zu mir: »Mein Prinz, seyd so gut und bringt mir eine Melone und Zucker, damit ich davon esse, um mich zu erfrischen.«

»Von mehreren Melonen, die wir noch hatten, wählte ich die beste und legte sie auf einen Teller, und da ich kein Messer fand, um sie zu zerschneiden, fragte ich den jungen Menschen, ob er nicht wüßte, wo eines läge. »Es liegt eins, — erwiederte er mir, — auf dem Gesims hier über meinem Kopf.« In der That erblickte ich es dort; aber ich beeilte mich zu sehr, es zu ergreifen, und während ich es in der Hand hatte, verwickelte sich mein Fuß dermaßen in die Decke, daß ich ausglitt und so unglücklich auf den jungen Mann fiel, daß ich ihm das Messer in's Herz stieß. Er starb augenblicklich.

»Bei diesem Schauspiel stieß ich ein schreckliches Geschrei aus. Ich zerschlug mir Kopf, Gesicht und Brust. Ich zerriß mein Kleid und warf mich auf die Erde mit unaussprechlicher Betrübniß und Reue. »Ach, — rief ich aus, — es fehlten ihm nur einige Stunden, um aus der Gefahr befreit zu seyn, gegen welche er einen Zufluchtsort gesucht hatte; und während ich selbst darauf rechne, daß die Gefahr vorbei ist, werde ich

sein Mörder, und mache die Prophezeiung zur Wahrheit. Aber, Herr, — fügte ich hinzu, indem ich Haupt und Hände zum Himmel erhob, — vergib mir; und bin ich strafbar wegen seines Todes, so laß mich nicht länger leben.«

Da Scheherasade bei dieser Stelle den Tag anbrechen sah, so war sie genöthigt, diese traurige Erzählung zu unterbrechen. Der Sultan von Indien war davon bewegt, und da er einige Unruhe darüber fühlte, was wohl aus dem Kalender werden würde, so hütete er sich wohl, Scheherasade'n, die ihm allein aus der Noth der Neugier helfen konnte, an diesem Tage tödten zu lassen.

Sechzigste Nacht.

Die Sultaninn, von ihrer Schwester aufgefordert, zu berichten, was sich nach dem Tode des jungen Menschen begab, nahm das Wort und erzählte folgendermaaßen weiter:

»Edle Frau, — fuhr der dritte Kalender fort, indem er sich an Sobeïden wandte, — nach dem Unglück, welches mir eben widerfahren war, hätte ich mich ohne Schrecken dem Tode hingegeben, wenn er sich mir dargeboten hätte. Aber das Böse wie das Gute begegnet uns nicht immer, wenn wir es wünschen. Da ich nun bedachte, daß meine Thränen und mein Schmerz den jungen Menschen nicht wieder in's Leben zurückzubringen vermöchten, und daß ich, da die vierzig Tage zu Ende gingen, von seinem Vater überrascht werden könnte, so verließ ich diesen

unterirdischen Aufenthalt und stieg die Treppe hinauf. Ich ließ den großen Stein auf den Eingang nieder, und bedeckte ihn mit Erde.

»Ich war kaum fertig, als ich, nach der Seite des festen Landes auf das Meer blickend, das Fahrzeug gewahrte, welches den jungen Menschen abzuholen kam. Indem ich mich nun mit mir berieth, was ich zu thun hätte, sagte ich zu mir selbst: »Wenn ich mich sehen lasse, läßt mich der Greis sicher durch seine Sklaven festnehmen und vielleicht niedermetzeln, wenn er seinen Sohn in dem Zustand sieht, in welchen ich ihn versetzt habe. Alles, was ich anführen könnte, um mich zu rechtfertigen, wird ihn nicht von meiner Unschuld überzeugen. Es ist besser, da mir dazu das Mittel zu Gebote steht, mich seiner Rache zu entziehen, als mich ihr auszusetzen.« Es stand nahe bei dem unterirdischen Orte ein großer Baum, dessen dichtes Laub mir ganz geeignet schien, mich zu verbergen. Ich stieg hinauf, und ich hatte mich kaum so gesetzt, daß ich nicht gesehen werden konnte, als ich das Fahrzeug an derselben Stelle anhalten sah, wo es das erstemal angehalten hatte.

»Der Greis und die Sklaven stiegen alsbald an's Land und näherten sich der unterirdischen Wohnung, mit Mienen, welche zu erkennen gaben, daß sie einige Hoffnung hatten; als sie aber die frisch geschaufelte Erde sahen, veränderten sich ihre Gesichter, besonders das des Greises. Sie hoben den Stein auf, und stiegen hinab. Sie rufen den jungen Menschen bei seinem Namen, er antwortet nicht, ihre Furcht

verdoppelt sich; sie suchen ihn, und finden ihn endlich auf sein Bette hingestreckt, das Messer mitten in seinem Herzen: denn ich hatte nicht den Muth gehabt, es herauszuziehen. Bei diesem Anblick schrieen sie vor Schmerz laut auf, welches den meinigen vermehrte; der Greis sank ohnmächtig nieder, seine Sklaven, um ihm Luft zu verschaffen, trugen ihn auf ihren Armen die Treppe hinauf, und legten ihn an den Fuß des Baumes, auf welchem ich saß, aber ihrer Bemühungen ungeachtet, blieb dieser unglückliche Vater lange in diesem Zustand und ließ sie mehr als einmal an seinem Leben verzweifeln.

»Er kam jedoch aus dieser langen Ohnmacht wieder zu sich. Hierauf brachten die Sklaven den Leichnam seines Sohnes herbei, mit seinen schönsten Kleidern angethan, und als das für ihn gemachte Grab fertig war, ließ man ihn hinab. Der Greis, von zwei Sklaven unterstützt, und mit einem in Thränen gebadeten Gesicht, warf zuerst ein wenig Erde auf ihn, worauf die Sklaven das Grab zufüllten.

Als dies geschehen war, wurde alles Geräth aus der unterirdischen Wohnung geholt, und mit dem übriggebliebenen Mundvorrath eingeschifft. Hierauf wurde der Greis, der sich, von Schmerzen niedergedrückt, nicht aufrecht erhalten konnte, auf eine Art von Tragbahre gelegt und in das Schiff gebracht, welches wieder unter Seegel ging. Es entfernte sich in kurzer Zeit von der Insel, und ich verlor es aus dem Gesicht.«

Der Tag, welcher schon das Zimmer des Sultans von Indien zu erhellen begann, nö

thigte Scheherasade'n, hier inne zu halten. Schachriar stand wie gewöhnlich auf, und verlängerte aus derselben Ursache, wie am vorigen Morgen, das Leben der Sultaninn, welche er bei Dinarsade'n ließ.

Ein und sechzigste Nacht.

Als am folgenden Morgen Scheherasade die Erzählung der Abenteuer des dritten Kalenders fortsetzte, sagte sie: »Wisse, meine Schwester, daß der Prinz Sobeide'n und ihrer Gesellschaft folgendermaaßen weiter erzählte:

»Nach der Abreise, des Greises, seiner Sklaven und des Schiffes, blieb ich allein auf der Insel; brachte die Nacht in der unterirdischen Wohnung zu, die nicht wieder verschlossen worden war, und am Tage ging ich auf der Insel umher, und verweilte, wenn ich der Ruhe bedurfte, an den Orten, die sich zum Ausruhen am meisten eigneten.

»Ich führte dieses langweilige Leben einen ganzen Monat lang. Nach Verfluß dieser Zeit bemerkte ich, daß die See beträchtlich abnahm und daß die Insel größer wurde: das feste Land schien sich zu nähern. In der That wurde das Wasser so niedrig, daß nur ein kleiner Meeresarm zwischen mir und dem festen Lande war. Ich ging durch, und das Wasser reichte mir nur bis an die Hälfte der Beine. Ich ging so lange längs des flachen Meeresufers und auf dem Sande, daß ich davon sehr müde wurde. Endlich erreichte ich einen festeren Boden und

ich war schon ziemlich fern vom Meere, als ich sehr weit von mir etwas, wie ein großes Feuer, erblickte, was mir einige Freude machte. »Ich werde irgend jemand finden, — sagt' ich zu mir, — und es ist nicht möglich, daß sich dieß Feuer von selbst entzündet hat.« Aber als ich näher kam, schwand mein Irrthum, und ich erkannte bald, wie das, was ich für Feuer gehalten hatte, ein Schloß von rothem Kupfer war, welches die Sonnenstrahlen von fern wie entflammt erscheinen ließen.

»Ich verweilte bei diesem Schloß und setzte mich sowohl um seinen bewundernswürdigen Bau zu betrachten, als um mich von meiner Müdigkeit ein wenig auszuruhen. Ich hatte diesem prächtigen Gebäude noch nicht alle Aufmerksamkeit geschenkt, die es verdiente, als ich zehn sehr wohlgebildete junge Männer erblickte, die von einem Spaziergang zu kommen schienen. Was mich aber sehr überraschte, war, daß sie alle auf dem rechten Auge blind waren. Sie begleiteten einen Greis von hohem Wuchs und ehrwürdigem Ansehen.

»Ich war nicht wenig erstaunt, so viele Einäugige auf einmal, und alle desselben Auges beraubt, zu sehen. Während ich hin und her sann, durch welches Abenteuer sie sich wohl könnten zusammengefunden haben, redeten sie mich an, und bezeigten mir ihre Freude, mich zu sehen. Nach den ersten Begrüßungen fragten sie mich, was mich hergeführt habe. Ich antwortete ihnen, daß meine Geschichte ein wenig lang sey, und daß ich ihnen nach ihrem Wunsch vollstän-

dige Auskunft geben würde, wenn sie die Güte haben wollten, sich zu setzen. Sie setzten sich, und ich erzählte ihnen, was mir seit der Abreise aus meinem Königreich bis zu jener Zeit begegnet war, worüber sie sehr erstaunten.

»Nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, baten mich diese jungen Herren, mit ihnen in das Schloß zu treten. Ich nahm ihr Anerbieten an; wir gingen durch eine Reihe von sehr schön eingerichteten Sälen, Vorzimmern, Zimmern und Kabinetten, und kamen in einen großen Saal, in welchem sich rundum zehn kleine und von einander getrennte Sofa's befanden, sowohl um sich bei Tage darauf auszuruhen, als um bei Nacht darauf zu schlafen. In der Mitte dieses Runds stand ein elftes, weniger hohes Sofa von derselben Farbe, worauf sich der erwähnte Greis setzte, und die zehn jungen Herren setzten sich auf die zehn anderen.

»Da jedes Sofa nur für eine Person eingerichtet war, so sagte einer der jungen Leute zu mir: »Freund, setzt euch auf den Teppich in der Mitte des Raumes, und fragt nach nichts, was uns betrifft, noch weniger nach der Ursache unserer Blindheit auf dem rechten Auge; begnügt euch mit dem Sehen und treibt eure Neugier nicht weiter.«

»Der Greis blieb nicht lange sitzen, er stand auf, und ging hinaus; aber er kam nach einigen Augenblicken zurück, und brachte das Abendbrot der zehn Herren, von denen er jedem seinen Antheil besonders vorlegte. Er brachte auch mir den meinigen, den ich gleich den übrigen allein.

verzehrte, und zu Ende der Mahlzeit reichte eben derselbe Greis jedem von uns eine Schaale mit Wein.

»Meine Geschichte war ihnen so außerordentlich vorgekommen, daß ich sie ihnen zu Ende der Mahlzeit wiederholen mußte, und sie gab Veranlassung zu einer Unterredung, welche einen großen Theil der Nacht hindurch währte.

«Einer der Herren, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß es schon spät sey, sagte zu dem Greise: »Ihr seht, daß es Schlafenszeit ist, und bringt uns nichts, um unsre Pflicht zu erfüllen.« Nach diesen Worten stand der Greis auf, und ging in ein Kabinett, aus welchem er nach und nach zehn Becken brachte, wovon jedes mit einem blauen Stoff bedeckt war. Er stellte vor jeden Herrn eines nebst einem großen Licht.

»Sie hoben die Decke von ihren Becken, in welchen Asche, Kohlenstaub und Schwarz zum Schwarzmachen lag. Sie mischten alle diese Dinge durcheinander, und begannen sich damit das Gesicht zu bereiben und zu besudeln, so, daß sie abscheulich anzusehen waren. Nachdem sie sich auf diese Weise schwarz gemacht hatten, fingen sie an zu weinen und zu klagen und sich vor den Kopf und die Brust zu schlagen, indem sie unaufhörlich schrieen: »Das ist die Frucht unseres Müßigganges und unserer Ausschweifungen!«

»Sie brachten die ganze Nacht mit dieser seltsamen Beschäftigung zu. Endlich hörten sie damit auf, worauf ihnen der Greis Wasser brachte,

womit sie sich Gesicht und Hände wuschen; sie zogen auch ihre schmutzig gewordenen Kleider aus und andere an, so daß es nun schien, als hätten sie gar nichts von den erstaunlichen Dingen gethan, deren Zuschauer ich war.

»Urtheilt, verehrte Frau, von dem Zwang, in welchem ich mich diese ganze Zeit über befand. Ich war tausendmal in Versuchung, das Stillschweigen zu brechen, welches diese Herren mir auferlegt hatten, und ihnen Fragen vorzulegen, und es war mir unmöglich, den übrigen Theil der Nacht zu schlafen.

»Bald nachdem wir am folgenden Morgen aufgestanden waren, gingen wir aus, um frische Luft zu schöpfen; da sagte ich zu ihnen: »Meine Herren, ich erkläre, daß ich dem Gesetz entsage, welches ihr mir gestern Abend auferlegt habt, ich kann es nicht beobachten. Ihr seyd kluge Leute und habt Alle ungemein viel Verstand, das habt ihr mir hinlänglich bewiesen, und demungeachtet hab' ich euch Handlungen begehen sehen, deren nur Unsinnige fähig sind. Was für ein Unglück mir auch widerfahren möge, ich kann es nicht unterlassen euch zu fragen, weshalb ihr euch das Gesicht mit Asche, Kohle und schwarzer Farbe beschmutzt habt, endlich, weshalb ihr alle einäugig seyd. Davon muß etwas sehr Sonderbares die Ursache seyn, und deshalb beschwöre ich euch, meine Neugier zu befriedigen.« Auf so dringende Anmuthungen erwiederten sie nichts, als daß der Gegenstand meiner Fragen mich nichts anginge, daß ich nicht den geringsten An-

theil daran hätte, und daß ich mich dabei beruhigen sollte.«

Wir brachten damit den Tag zu, uns von gleichgültigen Dingen zu unterhalten, und als es Nacht geworden war, brachte, nachdem Jeder abgesondert zu Abend gegessen hatte, der Greis wieder die blauen Becken; die jungen Herren beschmutzten sich, weinten, schlugen sich, und schrieen: »Das ist die Frucht unseres Müßiggangs und unserer Ausschweifungen.« Am folgenden Tage und in den folgenden Nächten thaten sie dasselbe.

»Auf die Dauer konnt' ich meiner Neugier nicht widerstehen und ich bat sie sehr ernsthaft sie zu befriedigen, oder mir den Weg anzuzeigen, auf welchem ich in mein Königreich zurückkehren könnte: denn ich sagte ihnen, daß es mir nicht möglich wäre, länger bei ihnen zu verweilen und alle Nächte ein so außerordentliches Schauspiel zu sehen, ohne daß ich dessen Ursachen erfahren dürfte.

»Einer der Herren antwortete mir statt der anderen: »Verwundert euch nicht über unser Benehmen in Betreff eurer; wenn wir bisher euren Bitten noch nicht nachgegeben haben; so ist das aus reiner Freundschaft für euch geschehen, und um euch den Kummer zu ersparen, in denselben Zustand versetzt zu werden, in welchem ihr uns seht. Wenn ihr unser unglückliches Geschick erleiden wollt; so braucht ihr es nur zu sagen und wir werden euch die gewünschte Auskunft geben.« Ich sagte ihnen, daß ich auf Alles gefaßt sey. »Noch ein Mal«, — sagte derselbe

Herr, — rathen wir euch eure Neugier zu mäßigen; es handelt sich um den Verlust eures rechten Auges. »Das thut nichts, erwiederte ich, — ich erkläre euch, daß ich euch von aller Schuld frei spreche, wenn mir dieses Unglück begegnet und daß ich es nur mir selbst zuschreiben werde.« Er stellte mir noch vor, daß, wenn ich ein Auge verloren hätte, ich nicht darauf rechnen dürfte bei ihnen zu bleiben, wenn ich etwa diesen Gedanken hegte, da ihre Anzahl vollzählig wäre und nicht vermehrt werden könnte. Ich sagte ihnen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde mich niemals von so wackeren, lieben Leuten, wie sie, zu trennen, daß, wenn jedoch diese Trennung nothwendig wäre, ich mich bereit erklärte, mich auch ihr zu unterwerfen, weil ich wünschte, daß sie mir, zu was für einem Preise es auch sey, mein Verlangen gewährten.

»Die zehn Herren, welche sahen, daß ich unerschütterlich in meinem Entschluß war, nahmen einen Hammel, den sie erwürgten: und nachdem sie ihm die Haut abgezogen hatten, überreichten sie mir das Messer, dessen sie sich bedient hatten, und sagten zu mir: »Nehmt dieses Messer, es wird euch bei der Gelegenheit, wovon wir euch bald mehr sagen werden, Dienste leisten. Wir werden euch in diese Haut einnähen, mit welcher ihr euch umhüllen müßt; nachher werden wir euch auf dem Platz lassen und fortgehen. Alsdann wird ein Vogel von einer ungeheuren Größe, den man Roch [2]) nennt, in der Luft erscheinen, Euch für einen Hammel ansehen,

auf euch herabschießen und euch bis in die Wolken entführen. Laßt euch aber dadurch nicht schrecken! Er wird seinen Flug zur Erde richten und euch auf den Gipfel eines Berges niedersetzen. Sobald ihr euch auf der Erde fühlen werdet, zerschlitzt die Haut mit dem Messer und enthüllt euch. Wenn euch der Roch gesehen haben wird, wird er aus Furcht davon fliegen und euch frei lassen. Haltet euch nicht auf, geht weiter, bis ihr zu einem Schloß von bewundernswerther Größe gelangt, welches ganz mit Goldplatten, Smaragden und andern kostbaren Edelsteinen bedeckt ist. Zeigt euch an der Thüre, die immer offen ist und geht hinein. Wir alle, so viel wir hier sind, sind in diesem Schloß gewesen. Wir sagen euch nichts von dem, was wir dort gesehen haben, noch was uns dort begegnet ist; ihr werdet es selbst erfahren. Was wir euch sagen können, ist, daß es jedem von uns das rechte Auge gekostet hat; und die Buße, von welcher ihr Zeuge gewesen seyd, ist uns auferlegt, weil wir dort gewesen sind. Die besondere Geschichte eines jeden von uns ist voll außerordentlicher Abenteuer und man würde ein dickes Buch davon machen können; aber wir können euch nicht mehr hierüber sagen.

Hier unterbrach Scheherasade ihre Erzählung und sagte zum Sultan von Indien: »Herr, da meine Schwester mich heute ein wenig früher als gewöhnlich geweckt hat; so fürchtete ich Eure Majestät zu langweilen; aber der Tag bricht zu gelegener Zeit an und gebietet mir Stillschweigen. Die Neugier Schachriars siegte nochmals über den grausamen Schwur, den er gethan hatte.

Zwei und sechzigste Nacht.

Dinarsade erwachte in dieser Nacht nicht so früh als in der vorhergehenden; sie unterließ jedoch nicht die Sultaninn vor Tage zu rufen und sie zu bitten, daß sie mit der Geschichte des dritten Kalenders fortfahren möge. Scheherasade begann demnach zu erzählen, indem sie den Kalender weiter zu Sobeide'n sprechen ließ:

»Verehrte Frau, da nun einer der zehn einäugigen Herren, so, wie ich euch berichtete, zu mir gesprochen hatte, hüllte ich mich, mit dem erhaltenen Messer versehen, in die Haut des Hammels, und nachdem sich die jungen Herren die Mühe gegeben hatten mich einzunähen, so ließen sie mich auf dem Platz und gingen in den Saal. Der Roch, von welchem sie mir gesagt hatten, zögerte nicht sich sehen zu lassen; er schoß auf mich herab, packte mich mit seinen Klauen wie einen Hammel und trug mich auf die Höhe eines Berges.

»Als ich mich auf der Erde fühlte, unterließ ich nicht, mich des Messers zu bedienen; ich zerschlitzte die Haut, enthüllte mich und erschien vor dem Roch, der davon flog, sobald er mich erblickte. Dieser Roch ist ein weißer Vogel von einer ungeheuren Größe und Dicke. Was seine Stärke betrifft, so ist diese so groß, daß er Elephanten aus den Ebenen wegholt und sie zum Futter für sich auf die Gipfel der Berge trägt.

»Bei meiner Ungeduld in das Schloß zu gelangen, verlor ich keine Zeit und schritt so rüstig vorwärts, daß ich in weniger als einem halben

Tage dort anlangte und ich kann sagen, daß ich es noch schöner fand, als es mir geschildert worden war. Die Thüre war offen. Ich trat in einen viereckigen und so großen Hof, daß ich um mich her neun und neunzig Thüren von Sandel- und Aloeholz und eine goldene erblickte, ohne die zu mehreren prächtigen Treppen zu rechnen, welche in die obern Gemächer führten und noch andere, die ich nicht sah. Die erwähnten hundert Thüren führten in Gärten, oder in mit Reichthümern angefüllte Speicher, oder endlich an Orte, welche erstaunliche Dinge enthielten.

»Ich sah gerade vor mir eine offne Thüre, durch welche ich in einen großen Saal trat, worin vierzig junge Damen von so vollkommener Schönheit saßen, daß selbst die Einbildungskraft sich nichts Schöneres vorzustellen vermag. Sie waren prächtig gekleidet und standen alle zusammen auf, als sie mich erblickten, und, ohne meine Begrüßung abzuwarten, riefen sie mir mit großen Freudensbezeigungen zu: »Edler Herr, seyd willkommen!« und eine unter ihnen, welche das Wort für die anderen nahm, sagte: »Seit langer Zeit erwarten wir einen Ritter wie ihr. Euer Aussehen zeigt uns hinlänglich, daß ihr alle guten Eigenschaften besitzt, die wir irgend wünschen können, und wir hoffen, daß ihr unsre Gesellschaft nicht unangenehm und euer unwürdig finden werdet.«

»Nach vielem Widerstand von meiner Seite wurd' ich von ihnen gezwungen, mich an einen Platz zu setzen, der über die übrigen etwas erhaben war, und da ich zu erkennen gab, daß

mir das unangenehm wäre, sagten sie zu mir: »das ist euer Platz, ihr seyd von diesem Augenblick an unser Herr und unser Richter und wir sind eure Sklavinnen, bereit eure Befehle zu empfangen.«

»Nichts auf der Welt, edle Frau, — setzte mich je so in Erstaunen als die Geschäftigkeit, womit diese schönen Mädchen sich beeiferten mir alle erdenkliche Dienste zu leisten. Die eine trug heißes Wasser herzu und wusch mir die Füße; eine andere goß mir ein wohlriechendes Wasser auf die Hände; jene brachten mir alles zu meiner Umkleidung Nöthige; diese trugen mir einen prächtigen Imbiß auf; andere endlich kamen mit dem Glase in der Hand, um mir einen köstlichen Wein einzuschenken, und das alles geschah ohne alle Verwirrung mit einer bewundernswerthen Ordnung und Einigkeit und auf eine Art, die mich bezauberte. Ich aß und trank, worauf alle Damen, die sich rund um mich her gesetzt hatten, eine Erzählung meiner Reise von mir verlangten. Ich stattete ihnen einen Bericht von meinen Abentenern ab, der bis zum Anbruche der Nacht währte.«

Da Scheherasade hier inne hielt, fragte sie ihre Schwester um die Ursache. »Siehst du nicht daß es Tag ist? — erwiederte die Sultaninn; — warum hast du mich nicht eher geweckt?« Der Sultan, dem die Ankunft des Kalenders im Palast der vierzig schönen Damen angenehme Dinge versprach, wollte sich nicht des Vergnügens berauben, diese zu hören und schob den Tod der Sultaninn noch auf.

Drei und sechzigste Nacht.

Dinarsade war in dieser Nacht nicht früher wach, als in der vorhergegangenen, und es war beinahe Tag, als sie die Sultaninn aufforderte, ihr zu erzählen, was sich ferner in dem schönen Schloß begeben hätte. »Das will ich dir sagen, — entgegnete Scheherasade, — und sich an den Sultan wendend, fuhr sie fort: »Herr, der Kalender erzählte folgendermaaßen weiter:

»Als ich mit meiner Geschichte zu Ende war, blieben einige von den Damen, die mir am nächsten saßen, bei mir, um mich zu unterhalten, während andere, da sie sahen, daß es Nacht geworden war, aufstanden, um Kerzen zu holen. Sie brachten deren eine erstaunliche Menge, welche die Helle des Tages wundersam ersetzten; aber sie stellten sie so symmetrisch, daß es schien, als könnte man nicht weniger wünschen.

Andere Damen besetzten einen Tisch mit trocknen Früchten, Konfekt und anderen zum Trinken reizenden Speisen und einen Schenktisch mit mehreren Sorten Wein und gebrannten Wassern, und endlich erschienen andere mit musikalischen Instrumenten. Als alles bereit war, luden sie mich ein, mich zu Tisch zu setzen. Die Damen setzten sich zu mir, und wir tafelten ziemlich lange. Diejenigen, welche die Instrumente spielen und mit ihren Stimmen begleiten sollten, standen auf und ließen mich ein treffliches Konzert hören. Die andern begannen eine Art von Ball und tanzten nach einander, je zwei und zwei, mit der lieblichsten Anmuth von der Welt.

»Es war schon nach Mitternacht, als diese Ergetzlichkeiten aufhörten. Hierauf nahm eine der Damen das Wort und sagte zu mir: »Ihr seyd von dem Wege ermüdet, den ihr heute gemacht habt, es ist Zeit, daß ihr euch ausruhet. Euer Gemach ist bereitet, aber ehe ihr euch dorthin begebt, wählt aus uns allen die, welche euch am besten gefällt und nehmt sie mit euch zu Bette.« Ich antwortete, daß ich mich wohl hüten würde, die vorgeschlagene Wahl zu treffen, daß sie alle gleich schön, gleich geistreich und meiner Verehrung und meiner Dienste gleich würdig wären und daß ich nicht die Unhöflichkeit begehen würde eine der anderen vorzuziehen.

»Dieselbe Dame, welche zu mir gesprochen hatte, sagte: »Wir sind vollkommen von eurer Höflichkeit überzeugt und wir merken wohl, daß die Befürchtung, Eifersucht unter uns zu erregen, euch zurückhält; aber diese Rücksicht hindere euch nicht, wir versichern euch, daß das Glück der von euch Erwählten keine Eifersüchtige machen wird, denn wir sind übereingekommen, daß wir nächtlich eine nach der andern dieselbe Ehre genießen werden und daß nach Verfluß von vierzig Tagen die Reihe wieder von vorn anfangen soll. Wählt also frei und verliert nicht die Zeit, die ihr der euch so nöthigen Ruhe widmen sollt.

»Ich mußte ihren Bitten nachgeben und reichte der Dame, welche im Namen der andern gesprochen hatte, meine Hand. Sie gab mir die ihrige und man führte uns in ein prächtiges Gemach. Dort ließ man uns allein und die übrigen Damen begaben sich in ihre Zimmer.....«

»Doch es ist Tag, mein Fürst, — sagte Scheherasade zum Sultan — und Euer Majestät wird mir wohl erlauben den Prinzen Kalender bei seiner Dame zu lassen.«

Schachriar antwortete nichts; aber er sagte im Aufstehen zu sich selbst: »Man muß gestehen, daß die Erzählung vollkommen schön ist; ich würde das größte Unrecht von der Welt begehen, wenn ich mir nicht die Frist gönnte, sie bis zu Ende zu hören.

Vier und sechzigste Nacht.

Am anderen Morgen sagte die Sultaninn bei ihrem Erwachen zu Dinarsade'n: »Höre nun, auf welche Weise der dritte Kalender den Faden seiner wunderbaren Geschichte wieder aufnahm:«

»Ich hatte, — sagte er, — mich am folgenden Morgen kaum angekleidet, als die neun und dreißig anderen Damen in mein Gemach kamen, alle anders geschmückt, als am vorhergegangenen Tage. Sie wünschten mir einen guten Morgen und erkundigten sich nach meinem Befinden. Hierauf führten sie mich in's Bad, wo sie selbst mich wuschen, mir wider meinen Willen alle dort nöthige Dienste leisteten und mich nach dem Herausstiegen, ein noch prächtigeres Kleid, als das erste, anziehen ließen.

»Wir brachten fast den ganzen Tag bei der Tafel zu und als die Schlafstunde gekommen war, baten sie mich wieder eine von ihnen zur Bettgesellschaft zu wählen. Kurz, verehrte Frau, um euch nicht durch Wiederholung derselben Sa-

che zu langweilen, will ich euch nur sagen, daß ich ein ganzes Jahr mit den vierzig Damen zubrachte, indem ich eine nach der anderen in mein Bett aufnahm und daß während dieser ganzen Zeit dies wollüstige Leben nicht durch den geringsten Verdruß unterbrochen wurde.

»Am Ende des Jahres, (nichts konnte mich mehr in Erstaunen setzen), kamen die vierzig Damen eines Morgens, statt sich mir mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit zu zeigen und mich zu fragen, wie ich mich befände, in Thränen gebadet in mein Gemach. Sie umarmten mich zärtlich, eine nach der andern, und sagten zu mir: »Lebt wohl, lieber Prinz, — lebt wohl, wir müssen euch verlassen.« Ihre Thränen rührten mich. Ich bat sie, mir die Ursach' ihrer Betrübniß und dieser Trennung, von welcher sie sprächen, zu sagen. »Im Namen Gottes, meine schönen Damen, — fügte ich hinzu, — belehrt mich, ob es in meiner Macht steht, euch zu trösten, oder ob meine Hülfe nichts vermag.« Statt mir bestimmt zu antworten, sagten sie: »Wollte Gott, daß wir euch nie gesehen und gekannt hätten! Mehrere Ritter haben uns vor euch die Ehre erzeigt uns zu besuchen; aber kein einziger hatte diese Liebenswürdigkeit, diese Sanftmuth, diese Fröhlichkeit und diese Verdienste, die ihr besitzt. Wir wissen nicht wie wir ohne euch leben sollen.« Als sie ausgeredet hatten, fingen sie wieder bitterlich zu weinen an. »Meine liebenswürdigen Damen, — erwiederte ich, — ich bitte euch, laßt mich nicht länger schmachten: sagt mir die Ursach' eures Schmerzes.« — »Ach, —

entgegneten sie, — was wäre sonst wohl fähig uns zu betrüben, als die Nothwendigkeit uns von euch zu trennen? Vielleicht werden wir uns niemals wiedersehen! Wenn ihr es jedoch wolltet und dazu Gewalt genug über euch hättet; so wär' es nicht unmöglich, daß wir uns wieder vereinigten.« »Meine Damen, — versetzte ich, — ich begreife nichts von dem, was ihr sagt, und ich bitte euch deutlicher zu mir zu sprechen.« »Nun, — sagte die eine von ihnen, — um euch Genüge zu leisten, sagen wir euch, daß wir alle Prinzessinnen und Königstöchter sind. Wir leben hier zusammen so angenehm wie ihr es gesehen habt, aber am Ende jedes Jahres sind wir verbunden uns zur Erfüllung unerläßlicher Pflichten, die wir nicht offenbaren dürfen, auf vierzig Tage zu entfernen, worauf wir wieder in dieses Schloß zurückkehren. Gestern endete das Jahr und wir müssen euch heute verlassen, das ist die Ursach' unsrer Betrübniß. Ehe wir abreisen werden, werden wir euch alle Schlüssel übergeben und besonders die zu den hundert Thüren, hinter welchen ihr Manches finden werdet, um eure Neugier zu befriedigen und eure Einsamkeit während unsrer Abwesenheit zu versüßen. Aber zu eurem Wohl und unserem besonderen Vortheil empfehlen wir euch, daß ihr euch hütet die goldne Thüre zu öffnen. Oeffnet ihr sie, so werden wir uns niemals wiedersehen und diese Befürchtung vermehrt unsern Schmerz. Wir hoffen, daß ihr den Rath, den wir euch geben, benutzen werdet. Es handelt sich um die Ruhe und das Glück eures Lebens, bedenkt das wohl. Wenn ihr eurer un-

bedachtsamen Neugier nachgäbet, würdet ihr euch großen Schaden zufügen. Wir beschwören euch demnach diesen Fehltritt nicht zu begehen und uns den Trost zu gewähren, daß wir euch in vierzig Tagen hier wieder finden. Wir könnten wohl den Schlüssel zu der goldenen Thüre mit uns nehmen; aber es hieße einen Prinzen wie ihr seyd, beleidigen, wenn man an seiner Behutsamkeit und Zurückhaltung zweifeln wollte.«

Scheherasade wollte fortfahren; aber sie sah den Tag anbrechen. Der Sultan, neugierig zu wissen, was der Kalender nach der Abreise der vierzig Damen allein im Schlosse machen würde, verschob es bis auf den anderen Tag sich darüber aufzuklären.

Fünf und sechzigste Nacht.

Da die willfährige Dinarsade lange vor Tagesanbruch erwacht war: so rief sie die Sultaninn und sagte zu ihr: »Bedenke, meine Schwester, daß es Zeit ist, dem Sultan, unserem Herrn, die Folge der Geschichte zu erzählen, die du begonnen hast. »Scheherasade wandte sich nun an Schachriar mit den Worten: »Herr, Eure Majestät wisse, daß der Kalender seine Erzählung auf folgende Weise fortsetzte:«

»Edle Frau, — sagte er, — die Reden dieser schönen Prinzessinnen verursachten mir einen wahrhaften Schmerz. Ich unterließ nicht, ihnen zu erkennen zu geben, daß ihre Abwesenheit mir vielen Kummer verursachen würde und ich dankte ihnen für ihre guten Rathschläge. Ich gab ihnen

die Versicherung, daß ich sie benutzen und noch schwierigere Dinge thun würde, um mir das Glück zu verschaffen den Ueberrest meiner Tage mit Damen von so seltnen Verdiensten zubringen zu können. Unser Abschied war der zärtlichste von der Welt, ich umarmte sie Alle, eine nach der andern.

»Als sich diejenige nahte, die ich am meisten liebte, um Abschied zu nehmen, kämpfte ihr Herz den mächtigsten Kampf der Liebe.«

»Ihren Augen entquollen Perlen, zu denen sich meine Thränen, gleich weißem Karneol, gesellten.«

»Auf ihren Busen rollten sie dahin, dort gleichsam ein Halsband bildend.«

»Die Damen gingen fort und ich blieb allein im Schlosse.

»Die Annehmlichkeit der Gesellschaft, die gute Kost, die Konzerte, die Vergnügungen hatten mich das Jahr hindurch so beschäftigt, daß ich nicht die geringste Zeit noch Lust hatte, die Wunder zu sehen, die sich in diesem Zauberpalast befinden konnten. Ich hatte selbst auf tausend sehr merkwürdige Gegenstände nicht geachtet, die mir täglich vor die Augen kamen; so sehr war ich von der Schönheit der Damen und von der Freude, sie bloß mit der Sorge mir zu gefallen, beschäftigt zu sehen, bezaubert gewesen. Ich war über ihre Abreise innig betrübt, und obgleich ihre Abwesenheit nur vierzig Tage dauern sollte; so schien es mir doch, als sollt' ich, ohne sie, ein Jahrhundert zubringen.

»Ich versprach mir wohl, daß ich ihren wich-

tigen Rath, die goldne Thür nicht zu öffnen, nicht vergessen wollte, aber da es mir, dies ausgenommen, erlaubt war, meine Neugier zu befriedigen; so nahm ich den ersten der nach der Ordnung aufgereihten Schlüssel zu den anderen Thüren.

»Ich öffnete die erste Thüre und trat in einen Fruchtgarten, dem, wie ich glaube, keiner in der ganzen Welt zu vergleichen ist. Ich bin der Meinung, daß selbst der, welchen unsere Religion uns nach dem Tode verspricht, ihn nicht übertreffen kann. Die Symmetrie, die Reinlichkeit, die bewundernswerthe Anordnung der Bäume, der Ueberfluß und die Verschiedenheit von tausend Früchten unbekannter Art, ihre Frische, ihre Schönheit, alles entzückte meine Augen. Ich darf nicht vergessen, euch, verehrte Frau, zu bemerken, daß dieser köstliche Garten auf sehr seltsame Weise gewässert wurde; mit Kunst und Gleichmaaß gegrabene Rinnen leiteten Wasser im Ueberfluß zu den Wurzeln der Bäume, die dessen bedurften, um ihre ersten Blätter und Blüthen zu treiben, andere führten denen, deren Früchte schon angesetzt hatten, ein geringeres Maaß zu; andere noch weniger denen, deren Früchte schon größer wurden, andere leiteten nur das nothwendige zu denen, deren Früchte schon die gehörige Größe erlangt hatten und nur die Reife erwarteten; aber diese Größe übertraf bei weitem die der gewöhnlichen Früchte unserer Gärten. Die anderen Rinnen endlich, welche an die Bäume reichten, deren Frucht schon reif war, enthielten nur so viel Feuchtigkeit als nöthig war, sie, ohne

daß sie verderben, in demselben Zustand zu erhalten. Ich konnte nicht müde werden einen so schönen Ort zu betrachten und zu bewundern, und ich hätte ihn niemals verlassen, wenn ich nicht von da an eine größere Meinung von den anderen noch nicht gesehenen Dingen gefaßt hätte. Ich ging aus dem Garten, ganz voll von seinen Wundern, verschloß die Thüre und öffnete die folgende.

»Statt des Fruchtgartens fand ich einen in seiner Art nicht minder seltsamen Blumengarten. Er enthielt ein geräumiges Stück Land, nicht mit derselben Verschwendung bewässert, als das vorige, sondern mit größerer Ersparniß, um jeder Blume nicht mehr Wasser zu spenden als sie bedurfte. Die Rose, der Jasmin, das Veilchen, die Narcisse, die Hyacinthe, die Anemone, die Tulpe, die Ranunkel, die Nelke, die Lilie und eine Menge anderer Blumen, welche anderwärts nur zu verschiedenen Zeiten blühen, standen dort zugleich in der Blüthe und nichts war süßer als die Luft, welche man in diesem Garten einathmete.

»Ich eröffnete die dritte Thüre, und fand ein sehr weitläufiges Vogelhaus. Es war mit dem feinsten, seltensten Marmor von mehreren Farben gepflastert. Der Käfig war von Sandel- und Aloeholz und umschloß eine große Menge von Nachtigallen, Distelfinken, Zeisigen, Lerchen und anderen noch gesangreicheren Vögeln, von denen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Gefäße, in welchen sich ihr Futter und ihr Wasser befand, waren vom kostbarsten Jaspis und

Achat. Uebrigens herrschte in diesem Vogelhaus die größte Reinlichkeit; seinem Umfange nach glaubte ich, daß nicht weniger als hundert Personen nöthig wären, um es so reinlich zu erhalten, als es war, und doch sah ich hier eben so wenig irgend jemand, als in den Gärten, in denen ich gewesen war, und in welchen nicht ein einziges Unkraut, noch irgend etwas Ueberflüssiges meine Augen beleidigt hatte. Die Sonne war schon untergegangen und ich ging fort, entzückt von dem Gesange dieser Menge Vögel, die sich den bequemsten Fleck zur Nachtruhe aussuchten. Ich begab mich in mein Gemach, entschlossen, an den folgenden Tagen die anderen Thüren, die hundertste ausgenommen, zu öffnen.

»Am folgenden Tage unterließ ich nicht, die vierte Thüre zu öffnen. Wenn das, was ich am vorigen Tage gesehen hatte, fähig gewesen war, mich in Erstaunen zu setzen, so riß mich das, was ich nun sah, zum Entzücken hin. Ich trat in einen großen Hof, der mit einem Gebäude von wunderseltner Bauart umgeben war, dessen nähere Beschreibung ich unterlasse, um nicht zu weitläufig zu werden. Dieses Gebäude hatte vierzig offene Thüren, jede führte zu einem Schatz, und mehrere dieser Schätze waren mehr werth, als die größten Königreiche. Der erste enthielt ganze Haufen von Perlen und — was allen Glauben übersteigt, — die kostbarsten, groß wie Taubeneier, überstiegen an Zahl die mittelmäßigen. Im zweiten Schatz befanden sich Diamanten, Karfunkel und Rubinen, im dritten Smaragden, im vierten Gold in Stangen, im

fünften gemünztes Gold, im sechsten Silber in Stangen, in den beiden folgenden gemünztes Silber. Die anderen enthielten Amethyste, Chrysolite, Topase, Opale, Türkisse, Hyacinthe und alle andere Edelsteine, die wir kennen, ohne vom Achat, Jaspis und Karneol zu reden. Derselbe Schatz enthielt einen Vorrath nicht bloß von Korallen zweigen, sondern von Korallen bäumen.

»Erfüllt von Erstaunen und Bewunderung rief ich nach der Betrachtung aller dieser Reichthümer aus: »Nein, wenn die Schätze aller Könige des Weltalls an einem einzigen Ort zusammengehäuft wären, so würden sie diesen nicht gleich kommen. Wie groß ist mein Glück, alle diese Güter mit so vielen liebenswürdigen Prinzessinnen zu besitzen.«

»Ich werde mich nicht dabei aufhalten, verehrte Frau, euch eine ausführliche Beschreibung aller der seltnen und kostbaren Dinge zu machen, die ich an den folgenden Tagen sah. Ich begnüge mich, euch zu sagen, daß ich nicht weniger als neun und dreißig Tage brauchte, um die neun und neunzig Thüren zu öffnen, und Alles, was sich meinem Anblick darbot, zu bewundern. Es blieb nur noch die hundertste Thüre übrig, deren Eröffnung mir verboten war . . . .«

Der Tag, welcher das Zimmer des Sultans von Indien erhellte, legte hier Scheherasade'n Stillschweigen auf. Aber diese Erzählung ergetzte Schachriar zu sehr, als daß er nicht hätte wünschen sollen, in der folgenden Nacht den Verfolg zu hören. Mit diesem Entschluß stand er auf.

Sechs und sechzigste Nacht.

Dinarsade, die nicht weniger lebhaft, als Schachriar, zu erfahren wünschte, welche Wunder der Schlüssel zur hundertsten Thüre verschließen könnte, weckte die Sultanin sehr früh, und bat sie, die erstaunliche Geschichte des dritten Kalenders zu beenden. »Er setzte sie, — sagte Scheherasade — auf folgende Weise fort:«

»Der vierzigste Tag seit der Abreise der reizenden Prinzessinnen war nun da. Wenn ich an diesem Tage die Selbstbeherrschung hatte, die ich haben sollte, so wäre ich heute der glücklichste aller Menschen, statt daß ich nun der unglücklichste bin. Die Damen sollten am folgenden Tage ankommen, und die Freude, sie wiederzusehen, sollte meiner Neugier Zügel anlegen; aber aus einer Schwäche, die ich mir niemals werde verzeihen können, unterlag ich der Versuchung des Bösen, der mir keine Ruhe ließ, bis ich mich selbst dem Kummer überliefert hatte, den ich erlitt.

»Ich öffnete die verhängnißvolle Thüre, die ich versprochen hatte, nicht zu öffnen. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle gesetzt, als ein sehr angenehmer, aber meiner Natur widerwärtiger Geruch mich ohnmächtig hinsinken ließ. Ich kam jedoch wieder zu mir, und statt diese Warnung zu benutzen, die Thüre zu verschließen und auf immer die Lust zur Befriedigung meiner Neugier zu verlieren, trat ich ein. Nachdem ich einige Zeit lang gewartet hatte, bis dieser Geruch durch die frische Luft gemäßigt wurde, machte er mir keine Beschwerde mehr.

Ich fand einen weiten, wohlgewölbten Raum, dessen Pflaster mit Saffran bestreut war. Mehrere Leuchter von massivem Golde mit angezündeten Kerzen, die den Geruch von Aloë und grauem Ambra verbreiteten, dienten zur Beleuchtung, welche durch goldne und silberne Lampen noch vermehrt wurde, die mit einem aus verschiedenen Arten von Wohlgerüchen bereiteten Oel angefüllt waren. Unter einer großen Menge von Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, erblickte ich ein schwarzes Pferd, das schönste und wohlgebauteste von der Welt. Ich näherte mich ihm, um es genau zu betrachten; ich sah, daß es einen Sattel und einen Zaum von massivem Golde und trefflicher Arbeit hatte, daß seine Krippe auf der einen Seite mit geschältem Grase und mit Sesam [3]), und auf der anderen mit Rosenwasser angefüllt war. Ich nahm es beim Zügel und führte es heraus, um es beim Tageslicht zu betrachten. Ich setzte mich darauf und wollte vorwärts reiten; aber da es sich nicht vom Fleck rührte, schlug ich es mit einer Gerte, die ich in seinem prächtigen Stall gefunden hatte. Kaum fühlte es den Schlag, als es mit schrecklichem Getöse zu wiehern begann, hierauf seine Flügel ausbreitete, die ich vorher nicht bemerkt hatte, und sich zu unabsehbarer Höhe in die Luft erhob. Ich dachte nur daran, fest zu sitzen, und ungeachtet des Schreckens, das mich befiel, saß ich nicht übel. Es nahm hierauf seinen Flug wieder gegen die Erde, flog auf das Terrassen-Dach eines Schlosses, woselbst es mich, ohne daß es mir die Zeit gönnte, den Fuß auf die Erde zu

setzen, so heftig schüttelte, daß ich hinten herab fiel, und mir sodann mit der Spitze seines Schweifes das rechte Auge ausschlug.

So wurd' ich einäugig. Nun erinnerte ich mich wohl an das, was mir die zehn jungen Herren prophezeit hatten. Das Pferd flog davon. Ich stand auf, sehr betrübt über das Unglück, welches ich mir selbst zugezogen hatte. Ich stieg von der Terrasse, die Hand auf meinem Auge, welches mich sehr schmerzte, herab, und gelangte in einen Saal, der mich durch zehn in einen Kreis gestellte Sofa's und ein anderes höheres in der Mitte erkennen ließ, daß dieses Schloß dasselbe war, aus welchem mich der Roch davongetragen hatte.

Die zehn einäugigen jungen Herren waren nicht im Saal. Ich erwartete sie dort, und sie kamen kurze Zeit nachher mit dem Greise. Sie schienen weder über meine Wiederkehr, noch über den Verlust meines Auges erstaunt. »Es thut uns sehr leid, — sagten sie zu mir, — euch nicht auf solche Weise über eure Rückkehr Glück wünschen zu können, wie es uns lieb wäre: aber wir sind nicht an eurem Unglück Schuld.« »Ich würde Unrecht haben, euch deshalb anzuklagen, — erwiederte ich ihnen; — ich habe mir es selbst zugezogen, und nur ich habe gefehlt.« »Wenn es der Trost der Unglücklichen ist, — versetzten sie, — ihres Gleichen zu haben: so kann ihn unser Beispiel euch gewähren. Alles, was euch begegnet ist, ist auch uns begegnet. Wir haben ein ganzes Jahr lang alle Arten von Vergnügungen genossen, und würden sie noch genießen,

wenn wir nicht während der Abwesenheit der Prinzessinnen die goldne Thüre geöffnet hätten. Ihr seyd nicht klüger gewesen als wir, und habt dieselbe Strafe erlitten. Wir möchten euch gern unter uns aufnehmen, damit ihr an unserer Buße, deren Dauer wir nicht wissen, Theil nehmen könntet: aber wir haben euch schon die Ursachen mitgetheilt, die uns daran verhindern. Deshalb verlaßt uns, geht an den Hof von Bagdad, dort werdet ihr denjenigen finden, der über euer Schicksal entscheiden wird.«

»Sie belehrten mich über den Weg, den ich zu nehmen hätte, und ich trennte mich von ihnen. Ich ließ mir unterwegs den Bart und die Augenbraunen scheeren und kleidete mich als Kalender. Seit langer Zeit bin ich auf dem Wege. Endlich bin ich nun heute beim Eintritt der Nacht in diese Stadt gekommen. Ich habe am Thore diese Kalender, meine Mitbrüder, gefunden, die hier eben so fremd sind, als ich. Wir sind alle drei sehr erstaunt gewesen, uns auf demselben Auge blind zu sehen. Wir hatten jedoch keine Zeit, uns über dieses gemeinsame Unglück zu unterhalten. Uns blieb nur so viel, euch, verehrte Frau, um den Beistand anzuflehen, den ihr uns so großmüthig gewährt habt.«

Als der dritte Kalender seine Geschichte beendet hatte, nahm Sobeïde das Wort und sagte, indem sie sich zu ihm und zu seinen Mitbrüdern wandte: »Ihr seyd frei, alle drei, geht wohin es euch beliebt.« Aber Einer von ihnen erwiederte: »Edle Frau, wir bitten euch, uns unsere Neugier zu verzeihen, und uns zu erlauben, die

Geschichte dieser Herren mit anzuhören, die noch nicht gesprochen haben.« Hierauf sagte die Dame, sich zu dem Chalyfen, dem Wesyr Giafar und Mesrur wendend, die sie nicht für das erkannte, was sie waren: »Es ist nun an euch, mir eure Geschichte zu erzählen; redet!«

Der Groß-Wesyr Giafar, der immer das Wort geführt hatte, erwiederte Sobeïde'n: »Edle Frau, um euch zu gehorchen, können wir nur wiederholen, was wir schon gesagt haben, ehe wir eintraten. Wir sind, — fuhr er fort, — Kaufleute aus Mussul und kommen nach Bagdad, um unsere Waaren zu verhandeln, die in dem Khan, in welchem wir wohnen, in Verwahrung liegen. Wir haben heute mit mehreren anderen Personen unseres Gewerbes, bei einem Kaufmann dieser Stadt zu Mittag gegessen, der, nachdem er uns mit köstlichen Speisen und ausgesuchten Weinen bewirthet hatte, Tänzer und Tänzerinnen und Musiker kommen ließ. Der große Lärm, den wir alle zusammen machten, hat die Schaarwache herbeigezogen, die einen Theil der Gesellschaft festnahm. Was uns betrifft, so waren wir so glücklich, uns zu retten; da es jedoch schon spät und die Thüre unseres Khans verschlossen war, so wußten wir nicht, wo wir hin sollten. Der Zufall hat gewollt, daß wir durch eure Straße gekommen sind, und daß wir hörten, wie ihr euch hier ergetztet: das hat uns bestimmt, an eure Thüre zu klopfen. Dieß, edle Frau, ist der Bericht, den wir euch, eurem Befehl gemäß, abzustatten haben.«

Nachdem Sobeïde diese Rede gehört hatte,

schien sie unschlüssig, was sie sagen sollte. Die Kalender bemerkten dieß, und baten sie, den drei Kaufleuten aus Mussul dieselbe Güte zu erweisen, welche sie ihnen erwiesen hätte. »Nun wohl, — sagte sie, — ich willige darein. Ich will, daß ihr mir alle auf gleiche Weise verpflichtet seyd. Ich begnadige euch, aber unter der Bedingung, daß ihr alle sogleich diese Wohnung verlaßt, und hingeht, wohin es euch beliebt. Da Sobeide diesen Befehl in einem Ton gegeben hatte, welcher bewies, daß sie Gehorsam verlange, so gingen der Chalyf, der Wesyr, Mesrur, die drei Kalender und der Lastträger von dannen, ohne etwas zu erwiedern: denn die Gegenwart der sieben bewaffneten Sklaven erhielt sie in Ehrfurcht. Als sie aus dem Hause waren, und man die Thüre verschlossen hatte, sagte der Chalyf zu den Kalendern, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben: »Und ihr, meine Herren, die ihr fremd und erst in dieser Stadt angelangt seyd, wohin wollt ihr jetzt gehen, da es noch nicht Tag ist?« »Herr, — erwiederten sie ihm, — das setzt uns in Verlegenheit.« »Folgt uns, — sagte der Chalyf, — wir wollen euch aus dieser Verlegenheit ziehen.« Nach diesen Worten sprach er leise zu dem Wesyr, und sagte zu ihm: »Bringe sie zu dir, und morgen früh zu mir! Ich will ihre Geschichten aufschreiben lassen, sie verdienen wohl einen Platz in den Jahrbüchern meines Reiches.«

Der Wesyr Giafar nahm die drei Kalender mit sich; der Lastträger begab sich nach Hause, und der Chalyf, von Mesrur begleitet, in seinen

Pallast. Er legte sich nieder, aber er konnte kein Auge zuthun, so sehr war sein Geist von allen den außerordentlichen Dingen beunruhigt, die er gesehen und gehört hatte. Vorzüglich bekümmerte es ihn sehr, zu wissen, wer Sobeide wäre, welchen Grund sie haben könnte, die beiden schwarzen Hündinnen so übel zu behandeln, und weshalb Amine einen zerschlagenen Busen hätte. Er war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als der Tag anbrach. Er stand auf, begab sich in das Zimmer, woselbst er Rath hielt und Gehör gab, und setzte sich auf seinen Thron.

Der Wesyr kam kurze Zeit nachher, ihm, wie gewöhnlich, seine Ehrfurcht zu bezeigen. »Wesyr, — sagte der Chalyf zu ihm, »die Angelegenheiten, welche wir jetzt abzumachen haben, sind nicht so dringend; die der drei Damen und der zwei Hündinnen sind es mehr: Mein Geist beruhigt sich nicht, bis ich nicht von so vielen Dingen, die mich in Erstaunen setzen, vollkommen unterrichtet bin. Geh', laß die Damen kommen, und bringe zugleich die Kalender her. Eile und erinnere dich, daß ich deine Rückkehr mit Ungeduld erwarte.«

Der Wesyr, welcher die kochende Lebhaftigkeit seines Herrn kannte, eilte ihm zu gehorchen. Er ging zu den Damen, und theilte ihnen auf eine sehr höfliche Weise den Befehl des Chalyfen mit, sie zu diesem zu führen, ohne jedoch mit ihnen von dem zu reden, was in der Nacht bei ihnen vorgefallen war. Die Damen verschleierten sich und gingen mit dem Wesyr, der im Vorbeigehen die drei Kalender aus seiner Wohnung

holte, welche inzwischen schon davon unterrichtet waren, daß sie den Chalyfen gesehen und mit ihm gesprochen hatten, ohne ihn zu kennen. Der Wesyr führte sie in den Palast und entledigte sich seines Auftrages so schnell, daß der Chalyf sehr zufrieden war. Dieser Fürst ließ, um den Wohlanstand vor allen gegenwärtigen Hausbeamten zu beobachten, die drei Damen hinter die Thür des Saales stellen, der in sein Gemach führte, und behielt die drei Kalender bei sich, welche durch ihre Ehrfurchtsbezeigungen hinlänglich zu erkennen gaben, daß sie wohl wußten, vor wem sie die Ehre hatten zu erscheinen.

Als die Damen Platz genommen, wandte sich der Chalyf zu ihnen und sagte: »Meine Damen, indem ich euch sage, daß ich mich in der vergangenen Nacht als Kaufmann verkleidet bei euch eingeführt habe, werd' ich euch ohne Zweifel beunruhigen; ihr werdet fürchten, mich beleidigt zu haben, und vielleicht glauben, daß ich euch nur deshalb habe hieher kommen lassen, um euch Zeichen meines Unwillens zu geben; seyd jedoch überzeugt, daß ich das Vergangene vergessen habe, und daß ich sogar mit eurer Aufführung sehr zufrieden bin. Ich wünschte, alle Damen in Bagdad besäßen so viel Klugheit, als ihr mir gezeigt habt. Ich werde mich immer der Mäßigung erinnern, womit ihr die von uns begangene Unhöflichkeit aufnahmt. Ich war damals Kaufmann von Mussul, aber jetzt bin ich Harun Arreschyd, der fünfte Chalyf des glorreichen Hauses Abbas, welches die Stelle unsers großen Propheten einnimmt. Ich habe euch nur hieher be-

schieden, um zu wissen wer ihr seyd, und warum die eine von euch, nachdem sie die beiden schwarzen Hündinnen gemißhandelt hatte, mit ihnen weinte? Ich bin nicht minder neugierig, zu wissen, warum der Busen der anderen ganz mit Narben bedeckt ist.«

Obgleich der Chalyf diese Worte sehr deutlich ausgesprochen hatte, und die drei Damen sie vollkommen verstanden: so unterließ der Wesyr Giafar doch nicht, sie ihnen feierlich-herkömmlich zu wiederholen.

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade, »es ist Tag. Wenn Eure Majestät will, daß ich Ihr den Verfolg erzähle: so müßt Ihr die Güte haben, mein Leben noch bis morgen zu verlängern.« Der Sultan willigte darein, indem er wohl vermuthete, daß Scheherasade ihm die Geschichte Sobeïdens erzählen würde, welche zu hören er nicht wenig Lust hatte.

Sieben und sechzigste Nacht.

»Meine liebe Schwester, — rief Dinarsade gegen Ende der Nacht, — erzähle uns, ich bitte dich, — die Geschichte Sobeïdens; denn diese Dame erzählte sie ohne Zweifel dem Chalysen.« »Das that sie,« erwiederte Scheherasade. Als sie der Fürst durch seine mitgetheilte Rede beruhigt hatte, genügte sie seinem Verlangen auf folgende Weise:

Geschichte Sobeïdens.

»Beherrscher der Gläubigen, — sagte sie, — die Geschichte, welche ich euch zu erzählen habe, ist eine der erstaunlichsten die jemals erzählt worden sind. Die beiden schwarzen Hündinnen und ich, wir sind drei von demselben Vater und von derselben Mutter gezeugte und geborene Schwestern und ihr sollt erfahren durch welchen seltsamen Zufall sie in Hündinnen verwandelt worden sind. Die beiden bei mir wohnenden und gegenwärtigen Damen sind auch meine Schwestern von deinselben Vater; aber von einer anderen Mutter. Die, deren Busen mit Narben bedeckt ist, heißt Amine, die andere Safie und ich Sobeïde.«

»Nach unseres Vaters Tode wurde das Vermögen, welches er uns hinterlassen hatte, zu gleichen Theilen unter uns getheilt und als meine beiden Schwestern im Besitz ihres Erbtheils waren, trennten sie sich und bezogen mit ihrer Mutter eine besondere Wohnung. Meine anderen Schwestern und ich, wir blieben bei unserer Mutter, die noch lebte und die bei ihrem Sterben jeder von uns tausend Zechinen hinterließ.«

»Als wir unser Eigenthum in Empfang genommen hatten, verheiratheten sich meine beiden älteren Schwestern; denn ich bin die jüngste, folgten ihren Männern und ließen mich allein. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung verkaufte der Mann der ältesten, alles, was er an Gütern und beweglichem Eigenthum besaß und mit dem daraus gelösten Gelde und dem meiner Schwester reisten sie beide nach Afrika. Dort verschwendete der Mann in Schwelgereien sein eigenes und das von meiner Schwester ihm zugebrachte Vermögen, und als er sich nun in das größte Elend versetzt sah, fand er einen Vorwand sie zu verstoßen und that es.«

»Sie kehrte nach Bagdad zurück, nicht ohne auf einer so langen Reise unglaubliche Unfälle erlitten zu haben und nahm ihre Zuflucht zu mir in einem Zustand, der des Mitleids so werth war, daß er es den härtesten Herzen eingeflößt hätte. Ich nahm sie mit aller der Liebe auf, die sie von mir erwarten konnte; ich fragte sie um die Ursach' ihrer unglücklichen Lage und sie erzählte mir weinend von der schlechten Aufführung und der üblen Behandlung ihres Mannes. Ich war von ihrem Unglück gerührt und weinte mit ihr. Hierauf führte ich sie in's Bad, gab ihr von meinen Kleidern und sagte zu ihr: »Du bist meine älteste Schwester und ich betrachte dich wie meine Mutter. Während deiner Abwesenheit hat Gott das wenige mir zugefallene Vermögen und die davon gemachte Anwendung, Seidenwürmer zu füttern und aufzuerziehen, gesegnet. Du kannst darauf rechnen, daß ich nichts

besitze, was nicht auch dir gehört und womit du mir nicht gleich mir schalten könntest.«

»Mehrere Monate lang blieben und lebten wir zusammen in gutem Verständniß. Während wir uns oft von unserer dritten Schwester unterhielten und verwundert waren, keine Nachrichten von ihr zu erhalten, kam sie in eben so schlechtem Zustande an, als die älteste. Ihr Mann hatte sie auf gleiche Weise behandelt und ich nahm sie mit gleicher Freundschaft auf.«

»Einige Zeit nachher sagten mir meine beiden Schwestern, unter dem Vorwand, daß sie mir zur Last wären, sie hätten beide die Absicht, sich wieder zu verheirathen. Ich erwiederte ihnen, daß, wenn sie keine anderen, als die angegebenen Ursachen hätten, sie ganz ruhig bei mir bleiben könnten und daß mein Vermögen hinreiche, uns alle drei standesmäßig zu erhalten.« Aber, — fügte ich hinzu — ich fürchte vielmehr, daß ihr wirklich eine Neigung habt euch wieder zu verheirathen. Wenn das der Fall wäre; so würd' es mich, — das gesteh' ich euch, — sehr in Erstaunen setzen. Wie könnt ihr nach eurer Erfahrungen über die wenige Genugthuung, welche der Ehestand gewährt, ein zweites Mal daran denken? Ihr wißt wie selten es ist, einen vollkommen wackern Ehemann zu finden. Glaubt mir und laßt uns unser Leben so angenehm als möglich fortsetzen.«

»Alles, was ich ihnen sagte, war unnütz. Sie hatten einmal den Entschluß zu einer zweiten Heirath gefaßt und sie führten ihn aus. Aber nach einigen Monaten kamen sie wieder zu mir

und machten mir tausend Entschuldigungen, daß sie nicht meinem Rath gefolgt wären. »Du bist unsere jüngste Schwester; aber du bist verständiger als wir. Wenn du uns noch in deinem Hause annehmen und wie deine Sklavinnen betrachten willst; so werden wir keinen so großen Fehltritt wieder begehen.« Meine lieben Schwestern, — antwortete ich ihnen, — ich habe mich seit unserer letzten Trennung in Hinsicht auf euch nicht verändert, kommt und genießt mit mir, was ich habe. Ich umarmte sie und wir blieben, wie sonst, beisammen.«

»Nachdem wir ein Jahr in vollkommener Eintracht verlebt hatten und ich sah, wie mein kleines Vermögen durch Gott gesegnet worden war, faßte ich den Entschluß eine Seereise zu machen, um an Handel etwas zu wagen. Zu diesem Zweck begab ich mich mit meinen beiden Schwestern nach Balsora, woselbst ich ein ganz ausgerüstetes Schiff kaufte und es mit Waaren belud, die ich von Bagdad hatte kommen lassen. Wir gingen bei günstigem Wind unter Segel und kamen bald aus dem Persischen Meerbusen. Als wir auf offenem Meere waren, nahmen wir den Weg nach Indien und nach zwanzigtägiger Fahrt sahen wir Land. Es war ein hoher Berg, an dessen Fuß wir eine sehr ansehnlich aussehende Stadt erblickten. Da wir frischen Wind hatten, gelangten wir bei guter Zeit in den Hafen, woselbst wir ankerten.«

»Ich hatte nicht die Geduld abzuwarten, bis meine Schwestern im Stande waren mich zu begleiten; ich stieg allein an's Land und ging gera-

dem nach dem Stadtthor. Ich sah dort eine zahlreiche Wache von sitzenden und stehenden Leuten mit einem Stock in der Hand. Sie sahen aber so scheußlich aus, daß ich darüber erschrak. Da ich jedoch bemerkte, daß sie sich nicht rührten und nicht einmal die Augen bewegten, so beruhigte ich mich, und als ich ihnen näher kam, sah ich, daß sie versteinert waren.«

»Ich ging in die Stadt und durch mehrere Straßen, wo ich hier und da Menschen in allen Arten von Stellungen fand, die alle bewegungslos und versteinert waren. Im Viertel der Kaufleute fand ich den größten Theil der Läden verschlossen und in den offenen sah ich ebenfalls versteinerte Personen. Ich sah nach den Schornsteinen und da kein Rauch heraus kam, schloß ich, daß in, wie außer den Häusern, alles in Stein verwandelt wäre.«

»Als ich auf einen großen Platz in der Mitte der Stadt gekommen war, bemerkte ich eine große, mit Goldplatten bedeckte Thüre, deren beide Flügel offen waren. Ein Vorhang von seidnem Stoff schien vorgezogen und eine Lampe hing über der Thüre. Nachdem ich das Gebäude betrachtet hatte, zweifelte ich nicht, daß es der Palast des Fürsten wäre, der in diesem Lande herrschte. Ich ging näher, erstaunte wie ich war, kein lebendes Wesen getroffen zu haben und hoffte eins zu finden. Ich hob den Vorhang auf und, was mein Erstaunen vermehrte, ich sah im Vorhof nur einige versteinerte Thürhüter oder Wachsoldaten, theils stehend, theils sitzend, theils liegend.«

»Ich ging durch einen großen Hof, in welchem viele Leute waren, einige schienen zu gehen, andere zu kommen, und doch rührten sie sich nicht von der Stelle, weil sie eben so versteinert waren wie die, welche ich schon gesehen hatte. Ich kam in einen zweiten und dritten Hof; aber überall war nur eine Einöde und es herrschte ein furchtbares Stillschweigen.«

Als ich in einen vierten Hof gelangt war, sah ich vor mir ein sehr schönes Gebäude, dessen Fenster mit Gittern von massivem Golde verschlossen waren. Ich hielt es für die Wohnung der Königinn und ging hinein. In einem großen Saale fand ich mehrere versteinerte schwarze Verschnittene. Ich ging hierauf in ein sehr prächtig eingerichtetes Zimmer und sah eine ebenfalls in Stein verwandelte Dame. An einer Krone auf ihrem Haupte und an einem Halsbande von sehr runden Perlen, die größer als Haselnüsse waren, erkannte ich, daß es die Königinn wäre. Ich betrachtete die Perlen näher und es schien mir, daß man nichts Schöneres sehen könnte.

»Ich bewunderte eine Zeitlang die Reichthümer und die Pracht dieses Zimmers, und vorzüglich den Fußteppich, die Kissen und das Sofa, welches mit einem Indischen Stoff überzogen war, in welchem auf Goldgrund, silberne Gestalten von Menschen und Thieren mit bewundernswürdiger Arbeit gewebt waren.«

Scheherasade würde weiter erzählt haben; aber die Tageshelle nöthigte sie inne zu halten. Der Sultan war durch die Erzählung sehr ergötzt. »Ich muß wissen,« — sagte er beim Auf-

stehen, — »was diese erstaunliche Menschenversteinerung bezweckt.«

Acht und sechzigste Nacht.

Dinarsade, welcher der Anfang von Sobeïdens Geschichte sehr gefallen hatte, unterließ nicht, die Sultaninn vor Tagesanbruch zu wecken und sie zu bitten, ihr doch zu erzählen, was Sobeïde noch in jenem seltsamen Palast sah. »Höre, — erwiederte Scheherasade, — wie diese Dame in der Erzählung ihrer Geschichte fortfuhr:«

»Herr, — sagte sie zum Chalifen, — aus dem Zimmer der versteinerten Königinn ging ich in mehrere andere schöne und prächtige Zimmer und Kabinette, die mich in ein Gemach von außerordentlicher Größe führten, worin auf einigen Stufen ein Thron von massivem Golde stand, geschmückt mit großen eingefaßten Smaragden, und auf dem Throne befand sich ein Bett, auf welchem eine Stickerei von Perlen glänzte. Was mich aber mehr als alles übrige in Erstaunen setzte, war ein glänzendes Licht, welches über dem Bett ausströmte. Neugierig zu wissen, woher es käme, stieg ich hinauf und sah auf einem kleinen Sessel einen Diamanten von der Größe eines Straußeneies und von so schönem Wasser, daß ich auch nicht den geringsten Fehler an ihm bemerkte. Er glänzte so, daß ich seinen Glanz, wenn ich ihn im Tageslicht betrachtete, nicht auszuhalten vermochte.«

»Es befand sich am Kopfkissen auf jeder Seite

ein großes angezündetes Licht, dessen Gebrauch ich nicht einsah. Dieser Umstand ließ mich jedoch vermuthen, daß es noch irgend ein lebendes Wesen in diesem prächtigen Palast gebe; denn ich konnte nicht glauben, daß diese Lichter sich von selbst angezündet erhalten könnten. Mehrere andere Seltenheiten ließen mich in diesem Zimmer verweilen, welches der erwähnte Diamant allein unschätzbar machte.«

»Da alle Thüren offen oder nur angelehnt waren, so ging ich noch durch andere Zimmer, die ich nicht minder schön fand als die bereits gesehenen. Ich ging bis in die Speise- und Geräthe-Kammern, die mit unendlichen Reichthümern angefüllt waren, und ich beschäftigte mich so sehr mit allen diesen Wundern, daß ich mich selbst vergaß. Ich dachte weder an mein Schiff noch an meine Schwestern: sondern bloß an die Befriedigung meiner Neugier. Inzwischen kam die Nacht heran, und da ihre Annäherung mir verkündete, daß es Zeit wäre mich fort zu begeben, so wollte ich meinen Weg wieder durch die Höfe nehmen, durch welche ich gekommen war; aber es war mir nicht leicht, ihn wiederzufinden. Ich verirrte mich in den Gemächern, und als ich mich wieder in dem großen Thronzimmer mit dem Bett, dem großen Diamanten und den angezündeten Lichtern befand, beschloß ich, die Nacht daselbst zuzubringen, und die Rückkehr zu meinem Schiff bis an den anderen Morgen zu verschieben. Ich warf mich auf das Bett, nicht ohne einige Angst, mich in einem so öden

Ort allein zu sehen, und es war ohne Zweifel diese Furcht, die mich am Schlafen hinderte.«

»Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, als ich eine Stimme, wie die eines Mannes hörte, der den Alkoran auf dieselbe Art und Weise und mit demselben Ton las, wie er in unsern Tempeln gelesen wird. Dies verursachte mir viel Freude; ich stand sogleich auf, nahm ein Licht, um mir zu leuchten, und ging auf der Seite, auf welcher ich die Stimme hörte, von Zimmer zu Zimmer. Ich blieb vor der Thüre eines Kabinetts stehen, aus welchem sie unbezweifelt kam. Ich stellte das Licht auf die Erde, und als ich durch eine Spalte blickte, schien es mir ein Betzimmer zu seyn. Es befanden sich darin in der That, wie in unseren Tempeln, eine Blende, welche bezeichnete, wohin man sich beim Gebet wenden sollte, aufgehangene und angezündete Lampen, und zwei Leuchter mit großen ebenfalls angezündeten Kerzen von weißem Wachs.«

»Ich sah auch einen kleinen Teppich ausgebreitet, von der Form derer, die man bei uns auszubreiten pflegt, um sich darauf zu setzen und zu beten. Ein junger Mann von gutem Gesichte saß auf dem Teppich, und las mit großer Aufmerksamkeit laut im Alkoran, der vor ihm auf einem kleinen Pulte lag. Bei diesem Anblick forschte ich, von Bewunderung hingerissen, in meinem Geist, wie es möglich wäre, daß er der einzige Lebende in einer Stadt sey, wo alle übrigen Menschen versteinert wären, und ich zweifelte nicht, daß darin etwas sehr Wunderbares läge.«

»Da die Thüre nur angelehnt war, so öffnete

ich sie. Ich trat ein, und vor der Blende stehen bleibend, sprach ich mit lauter Stimme folgendes Gebet: »Gelobt sey Gott, der uns durch »glückliche Seefahrt begünstigt hat. Erzeige uns »die Gnade uns bis zur Heimkehr in unser Land »eben so zu beschützen! Höre mich Herr, und erhöre mein Gebet.«

»Der junge Mann sah mich an und sagte zu mir: »Meine gute Dame, ich bitte euch mir zu sagen, wer ihr seyd und was euch in diese verödete Stadt geführt hat. Zum Lohn dafür sollt ihr erfahren, wer ich bin, was mir begegnet ist, aus welcher Ursach' die Bewohner dieser Stadt in dem Zustande sind, in welchem ihr sie gesehen habt und warum ich allein in einem so schrecklichen Unglück frisch und gesund bin.«

»Ich erzählte ihm mit wenigen Worten, woher ich käme, was mich zu dieser Reise veranlaßt hätte und wie ich nach zwanzigtägiger Schiffahrt glücklich angelangt wäre. Zuletzt bat ich ihn nun, seinerseits das mir gegebene Versprechen zu erfüllen und ich bezeigte ihm, wie sehr ich über die schreckliche Verödung erstaunt wäre, die ich überall auf meinem Wege bemerkt hätte.«

»Meine liebe Dame, — sagte der junge Mann, — geduldet euch einen Augenblick.« Bei diesen Worten machte er den Alkoran zu, steckte ihn in ein kostbares Futteral und legte ihn in die Blende. Während dem hatte ich Zeit ihn aufmerksam zu betrachten und ich fand ihn so schön und so anmuthig, daß ich Bewegungen fühlte, die ich früher noch nie gefühlt hatte. Er ließ mich neben sich setzen und eh' er zu reden begann,

konnte ich mich nicht erwehren, ihm mit einer Miene, die ihm die Gesinnungen, welche er mir eingeflößt hatte, zu erkennen gab, zu sagen: »Liebenswürdiger Herr, theurer Gegenstand meiner Seele, man kann nicht mit größerer Ungeduld als ich es thue, die Aufklärung über so viele erstaunliche Dinge erwarten, welche meine Blicke seit meinem ersten Schritt in diese Stadt geschaut haben, und meine Neugier kann nicht schnell genug befriedigt werden. Redet, ich beschwöre euch; erzählt mir, durch welches Wunder ihr allein unter einer solchen Menge an einem so unerhörten Tode verstorbener Personen noch am Leben seyd.«

Hier unterbrach sich Scheherasade und sagte zu Schachriar: »Herr, Eure Majestät bemerkt vielleicht nicht, daß es Tag ist. Wenn ich fortführe zu erzählen, würd' ich eure Geduld mißbrauchen.« Der Sultan stand auf, entschlossen in der nächsten Nacht die Folge dieser merkwürdigen Geschichte zu hören.

Neun und sechzigste Nacht.

Dinarsade bat ihre Schwester in der folgenden Nacht die Erzählung Sobeïdens wieder aufzunehmen und zu berichten, was sich zwischen ihr und dem jungen Mann begab, den sie in jenem so schön von ihr geschilderten Palast fand. Ich werde dir Genüge leisten, erwiederte die Sultaninn. Sobeïde setzte ihre Erzählung in folgenden Worten fort:

»Verehrte Frau, — sagte der junge Mann zu mir, — ihr habt mir durch euer Gebet hinläng-

lich gezeigt, daß ihr die Erkenntniß des wahren Gottes besitzt. Ihr sollt eine sehr merkwürdige Wirkung von seiner Macht und seiner Größe erfahren. Wißt, daß diese Stadt diese Hauptstadt eines mächtigen Königreichs war, dessen Namen der König, mein Vater, führte. Dieser Fürst, sein ganzer Hof, die Bewohner der Stadt und alle seine anderen Unterthanen waren Magier und Anbeter des Feuers und des Nardoun des alten Königs der Riesen, die sich gegen Gott empört hatten.«

»Obgleich von götzendienerischen Eltern abstammend, hab' ich doch das Glück gehabt, in meiner Jugend zur Hofmeisterinn eine gute muselmännische Dame zu haben, die den Alkoran auswendig wußte und sehr gut auslegte. »Mein Prinz, — sagte sie oft zu mir, — es gibt nur einen wahren Gott; hütet euch, andere anzuerkennen und anzubeten.« Sie lehrte mich Arabisch lesen, und das Buch, welches sie mir zur Uebung gab, war der Alkoran. Sobald ich sie zu begreifen vermochte, erklärte sie mir alle Punkte dieses trefflichen Buchs und flößte mir, ohne Wissen meiner Eltern, allen seinen Geist ein. Sie starb, aber erst nachdem sie mir allen den Unterricht ertheilt hatte, dessen ich bedurfte, um vollkommen von den Wahrheiten der muselmännischen Religion überzeugt zu seyn. Seit ihrem Tode bin ich fest bei den Gesinnungen geblieben, die sie mir eingeflößt hat, und habe den falschen Gott Nardoun und die Anbetung des Feuers verabscheut.

»Vor drei Jahren und einigen Monaten ließ

sich plötzlich durch die ganze Stadt eine gewaltige Stimme hören und zwar so deutlich, daß niemand eines der von ihr gesprochenen folgenden Worte verlor:

»Einwohner, laßt ab von der Anbetung Nardouns und des Feuers. Betet den einigen Gott an, der da barmherzig ist.«

»Dieselbe Stimme ließ sich drei Jahr hintereinander hören; aber da sich niemand bekehrte, so wurden am letzten Tage des dritten Jahres um drei oder vier Uhr des Morgens alle Einwohner in einem Augenblick, jeder in dem Zustande und in der Stellung, worin er sich eben befand, in Stein verwandelt. Den König, meinen Vater, traf dasselbe Loos; er wurde zu schwarzem Stein, so wie man ihn noch an einem Ort dieses Palastes sieht, und die Königinn, meine Mutter, hatte ein gleiches Schicksal.«

»Ich bin der einzige, den Gott mit dieser schrecklichen Züchtigung verschont hat, und seit dieser Zeit fahre ich fort ihm mit größerer Inbrunst als je zu dienen und ich bin überzeugt, daß er nur euch, meine schöne Frau, zu meinem Troste schickt, wofür ich ihm innigst danke; denn ich gestehe euch, daß mich diese Einsamkeit sehr langweilt.«

»Diese ganze Erzählung und vorzüglich diese letzten Worte entflammten mich vollends für ihn. »Prinz, — sagte ich zu ihm, — es ist nicht zu bezweifeln, mich hat die Vorsehung in euren Hafen gebracht, um euch die Gelegenheit zu verschaffen, euch aus einem so traurigen Orte zu entfernen.

Das Schiff, in welchem ich gekommen bin, kann euch überzeugen, daß ich zu Bagdad, allwo ich andere recht beträchtliche Güter zurückgelassen habe, in einigem Ansehn stehe. Ich wage es, euch dort einen Zufluchtsort anzubieten, bis der mächtige Beherrscher der Gläubigen, der Verweser des großen Propheten, welchen ihr anerkennt, euch alle gebührende Ehre erwiesen hat. Dieser berühmte Fürst wohnt in Bagdad, und sobald er eure Ankunft in seiner Hauptstadt erfahren haben wird, wird er euch zu erkennen geben, daß man seinen Beistand nicht vergebens ansteht. Es ist nicht möglich, daß ihr länger in einer Stadt bleibt, in welcher euch alle Gegenstände unerträglich seyn müssen. Mein Schiff ist zu euren Diensten und ihr könnt unumschränkt darüber gebieten. Er nahm das Anerbieten an, und wir brachten den übrigen Theil der Nacht damit zu, uns von unserer Einschiffung zu unterhalten.

»Sobald der Tag anbrach, gingen wir aus dem Palast, und begaben uns in den Hafen, wo wir meine Schwestern, den Schiffshauptmann und meine Sklaven sehr um mich besorgt fanden. Nachdem ich den Prinzen meinen Schwestern vorgestellt hatte, erzählte ich ihnen, was mich verhindert hätte, am vergangenen Tage zum Schiff zurückzukehren, wie ich den jungen Prinzen getroffen, seine Geschichte und die Ursache der Verödung einer so schönen Stadt.

»Die Matrosen brachten mehrere Tage damit zu, die mitgebrachten Waaren aus- und an ihrer Stelle alles das einzuladen, was der Palast

kostbares an Edelsteinen, Gold und Silber enthielt. Wir ließen das Hausgeräth und eine Menge Goldschmidtsarbeit zurück, weil wir sie nicht fortbringen konnten; denn wir hätten mehrere Schiffe dazu gebraucht, um alle die Reichthümer, die wir vor Augen hatten, nach Bagdad zu bringen.

»Nachdem wir nun das Schiff mit allen den Sachen, die wir mitnehmen wollten, beladen hatten, nahmen wir soviel Mundvorrath und Wasser ein, als zu unserer Reise nöthig erachtet wurde. Was den Mundvorrath betraf, so war uns noch viel von dem übrig geblieben, den wir in Bassora eingeschifft hatten. Endlich segelten wir mit einem Winde, wie wir ihn nur wünschen konnten, ab.«

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war. Sie hörte auf zu reden und der Sultan stand auf, ohne etwas zu sagen, nahm sich aber vor, die Geschichte Sobeïdens und des jungen, so wunderbar erhaltenen Prinzen bis zu Ende zu hören.

Siebzigste Nacht.

Gegen Ende der folgenden Nacht weckte Dinarsade, ungeduldig den Erfolg von Sobeïdens Seefahrt zu erfahren, die Sultaninn. »Meine liebe Schwester, — sagte sie zu ihr, — fahre, — ich bitte dich, — in der gestrigen Erzählung fort und sage uns, ob der junge Prinz und Sobeïde glücklich in Bagdad anlangten.« »Ihr sollt es erfahren, — erwiederte Scheherasade; — Sobeïde

erzählte, sich immer an den Sultan wendend, folgendermaaßen weiter:

»Herr,« sagte sie, »der junge Prinz, meine Schwestern und ich, wir unterhielten uns täglich angenehm mit einander; aber ach! unsere Einigkeit dauerte nicht lange! Meine Schwestern wurden eifersüchtig über das Verständniß, welches sie zwischen dem jungen Prinzen und mir bemerkten und fragten mich eines Tages boshafterweise: was wir mit ihm anfangen würden, wenn wir in Bagdad angelangt wären. Ich merkte wohl, daß sie diese Frage nur darum an mich richteten, um meine Gesinnungen zu entdecken. Ich antwortete ihnen deshalb, indem ich die Sache scherzhaft zu nehmen schien, daß ich ihr zu meinem Gatten nehmen würde und sagte zum Prinzen, mich zu ihm wendend: »Mein Prinz, ich bitte euch einzuwilligen. Sobald wir in Bagdad seyn werden, ist meine Absicht euch meine Person anzubieten um eure ergebenste Sklavinn zu seyn, euch Dienste zu leisten und euch als den unumschränkten Herrn meines Willens anzuerkennen.«

»Verehrte Frau, — erwiederte der Prinz, — ich weiß nicht, ob ihr scherzt; was aber mich betrifft; so erkläre ich euch sehr ernsthaft vor euren beiden Frauen Schwestern, daß ich von diesem Augenblick an aus gutem Herzen das Anerbieten annehme, welches ihr mir macht, nicht um euch als eine Sklavinn, sondern als meine Dame und meine Herrinn zu betrachten, und ich begebe mich jedes Anspruchs auf eine Herrschaft über eure Handlungen.« Meine Schwestern veränderten bei

dieſer Rede die Farbe und ich bemerkte ſeit dieſer Zeit, daß ſie nicht mehr dieſelben Geſinnungen als ſonſt für mich hegten.

»Wir waren im Perſiſchen Meerbuſen und näherten uns Baſſora, wo ich, bei dem guten Winde, den wir hatten, am folgenden Tage anzulangen hoffte. Aber in der Nacht, während ich ſchlief, paßten meine Schweſtern ihre Zeit ab und warfen mich ins Meer; den Prinzen ertränkten ſie auf gleiche Weiſe. Ich erhielt mich einige Zeit über dem Waſſer und glücklicher oder vielmehr wunderbarer Weiſe fand ich Grund. Ich ging auf etwas Schwarzes zu, das ich, ſo viel mir die Dunkelheit zu unterſcheiden vergönnte, für Land hielt. In der That erreichte ich ein Ufer und der anbrechende Tag ließ mich erkennen, daß ich mich auf einer kleinen wüſten Inſel, ungefähr zwanzig Meilen von Baſſora befand. Ich hatte meine Kleider ſchnell an der Sonne getrocknet und bemerkte im Gehen mehrere Arten von Früchten und auch ſüßes Waſſer, was mir einige Hoffnung zur Erhaltung meines Lebens gab. Ich ruhte mich im Schatten aus, als ich eine ſehr dicke und lange, geflügelte Schlange gewahrte, die, ſich rechts und links heftig hin und her bewegend und mit ausgeſtreckter Zunge auf mich zu kam, woraus ich ſchloß, daß irgend ein Uebel ſie bedrängte. Ich ſtand auf und hatte Mitleid mit ihr, als ich gewahrte, daß ſie von einer noch dickeren Schlange verfolgt wurde, welche ſie beim Schwanz hielt und ſich anſtrengte ſie zu verſchlingen. Statt zu fliehen hatte ich die Dreiſtigkeit und den Muth einen zufällig neben mir

liegenden Stein zu ergreifen. Ich warf ihn mit aller meiner Kraft gegen die dickere Schlange, traf sie an den Kopf und zerschmetterte diesen. Als die andere sich befreit sah, breitete sie ihre Flügel aus und flog davon; ich betrachtete sie lange in der Luft als etwas Außerordentliches; als ich sie aber aus dem Gesicht verloren hatte, setzte ich mich wieder an einem anderen Fleck in den Schatten und entschlief.

»Stellt euch vor, wie groß bei meinem Erwachen mein Erstaunen war, neben mir eine schwarze Frau mit lebhaften und angenehmen Zügen zu sehen, welche an einem Bande zwei Hündinnen von derselben Farbe hielt. Ich richtete mich auf und fragte sie, wer sie wäre. »Ich bin, — erwiderte sie, — die Schlange, welche ihr vor kurzem von ihrem gefährlichsten Feinde befreit habt. Ich habe geglaubt den wichtigen Dienst, der mir von euch geleistet worden ist, nicht besser vergelten zu können als wenn ich thäte, was ich gethan habe. Ich wußte um den Verrath eurer Schwestern, und habe, um euch zu rächen, sobald ich durch eure großmüthige Hülfe frei war, mehrere meiner Genossinnen, welche gleich mir Feen sind, herbeigerufen; wir haben die ganze Ladung eures Schiffes in eure Vorrathshäuser in Bagdad getragen und es hierauf versenkt. Diese beiden schwarzen Hündinnen sind eure Schwestern, denen ich diese Gestalt gegeben habe. Diese Züchtigung ist aber nicht hinreichend und ihr müßt sie noch auf die Art, die ich euch sagen werde, behandeln.«

»Bei diesen Worten umfaßte die Fee mich fest

mit dem einen Arm und die beiden Hündinnen mit dem andern und brachte uns so nach Bagdad, wo ich in meinem Vorrathshause alle die Reichthümer fand, mit welchen mein Schiff beladen gewesen war. Ehe sie mich verließ, übergab sie mir die beiden Hündinnen und sagte zu mir: »Bei der Strafe, gleich ihnen in eine Hündinn »verwandelt zu werden, befehle ich euch im Na»men dessen, der die Meere bewegt, alle Nächte »jeder eurer Schwestern hundert Peitschenhiebe »zu geben um sie wegen des Verbrechens zu be»strafen, welches sie an eurer Person und dem »von ihnen ertränkten Prinzen begangen haben.« Ich war genöthigt ihr zu versprechen, daß ich ihren Befehl erfüllen würde.

»Seit jener Zeit hab' ich sie jede Nacht mit Widerwillen auf eben diese Weise, von welcher Eure Majestät Zeuge gewesen ist, behandelt. Ich bezeuge ihnen durch meine Thränen mit wie vielen Schmerzen und wie ungern ich mich einer so grausamen Verpflichtung entledige und ihr seht wohl, daß ich hierin mehr zu beklagen, als zu tadeln bin. Wenn es noch etwas mich Betreffendes gibt, wovon ihr unterrichtet zu seyn wünscht; so wird euch meine Schwester Amine durch die Erzählung ihrer Geschichte darüber aufklären.«

Nachdem der Chalyf Sobeïden mit Bewunderung angehört hatte, ließ er durch den Groß-Wesyr die anmuthige Amine um die Gefälligkeit ersuchen, ihm doch zu erklären, warum sie mit Narben bezeichnet wäre.

Aber Herr, — sagte Scheherasade bei dieser Stelle, — es ist Tag und ich darf Eure Majestät

nicht länger aufhalten. Schachriar, überzeugt, daß die Geschichte, welche Scheherasade zu erzählen hatte, die Entwickelung der vorhergegangenen enthalten würde, sagte zu sich selbst: »Ich muß mir das Vergnügen ganz gewähren.« Er stand auf, mit dem Entschluß, die Sultaninn diesen Tag noch leben zu lassen.

Ein und siebzigste Nacht.

Dinarsade wünschte leidenschaftlich Aminens Geschichte zu hören und deshalb erwachte sie sehr früh und beschwor die Sultaninn ihr zu erzählen, warum der Busen der liebenswürdigen Amine ganz mit Narben bedeckt sey. »Ich bin bereit, — erwiederte Scheherasade, — und um keine Zeit zu verlieren, sollst du wissen, daß Amine, sich an den Chalyfen wendend, ihre Geschichte, wie folget, begann:

Geſchichte Aminens.

»Beherrſcher der Gläubigen, — ſagte ſie, — um nicht Dinge zu wiederholen, von welchen Eure Majeſtät ſchon durch die Erzählung meiner Schweſter unterrichtet iſt, ſag' ich euch nur, daß meine Mutter, nachdem ſie ein Haus gemiethet hatte, um in ihrem Wittwenſtande für ſich zu leben, mich einem der reichſten Erben dieſer Stadt zur Frau gab.

»Das erſte Jahr unſerer Ehe war noch nicht verfloſſen, als ich Wittwe wurde, und zum Beſitz des ganzen Vermögens meines Gatten kam, welches ſich auf achtzigtauſend Zeckinen belief. Die bloßen Zinſen dieſer Summe reichten übrigens zu meinem ſehr anſtändigen Lebensunterhalt vollkommen hin. Ich hatte mir jedoch, ſobald die erſten ſechs Monate meiner Trauer um waren, zehn verſchiedene Anzüge von ſo großer Pracht machen laſſen, daß jeder auf zehntauſend Zeckinen zu ſtehen kam, und ich fing an, ſie am Ende des Jahres zu tragen [4]).

»Als ich eines Tages mit häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt war, wurde mir geſagt, daß eine Frau mich zu ſprechen verlange. Ich

befahl sie vorzulassen. Es war eine schon sehr bejahrte Person. Sie grüßte mich, indem sie die Erde küßte, und sagte zu mir, auf den Knien bleibend: »Meine gute Dame, ich bitte euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, euch zu belästigen; das Zutrauen, welches ich zu eurer Menschenliebe habe, macht mich so dreist. Wißt, verehrte Frau, daß ich eine vaterlose Tochter habe, die sich heute verheirathen soll, daß wir beide hier fremd sind, und in dieser Stadt nicht die geringste Bekanntschaft haben. Das setzt uns sehr in Verlegenheit; denn wir möchten gern der zahlreichen Familie, mit welcher wir uns verbinden sollen, zeigen, daß wir keine Unbekannte sind, und hier etwas gelten. Wenn ihr nun, meine gütige Frau, die Gefälligkeit haben wolltet, diese Hochzeit mit eurer Gegenwart zu beehren, so würden wir euch um so mehr verpflichtet seyn, da die Frauen unsers Landes daraus folgern würden, daß wir hier nicht als Elende angesehen sind, wenn sie erfahren, daß eine Person von eurem Range es nicht verschmäht hätte, uns eine so große Ehre zu erweisen. Aber ach! wenn ihr unsere Bitte unerfüllt laßt, welche Kränkung für uns! Wir wissen dann nicht, an wen wir uns wenden sollen.«

»Diese Rede, bei welcher die arme Frau Thränen vergoß, bewegte mich zum Mitleiden. »Meine theure Mutter, — sagte ich zu ihr, — betrübt euch nicht; ich will euch gern die gewünschte Freude machen, sagt mir nur, wohin ich kommen soll, und laßt mir Zeit, mich ein wenig festlich zu kleiden.« Die alte Frau war über diese

Antwort vor Freuden außer sich, und schneller, mir die Füße zu küssen, als ich, es abzuwehren. »Meine liebreiche Frau, — versetzte sie als sie aufstand, — Gott wird euch für die Güte belohnen, die ihr euren Dienerinnen erweist, und euer Herz eben so mit Freude erfüllen, wie ihr das unsrige damit erfüllt. Noch ist es nicht nöthig, daß ihr euch so bemüht; es genügt, daß ihr gegen Abend zu der Stunde, zu welcher ich euch abholen werde, mit mir kommt. Lebt wohl, verehrte Frau, — fügte sie hinzu, — auf die Ehre euch wiederzusehen.«

Sobald sie mich verlassen hatte, wählte ich dasjenige von meinen Kleidern, das mir am meisten gefiel, mit einem Halsband von großen Perlen, Armbändern, Ringen und Ohrgehängen von den schönsten und glänzendsten Diamanten. Ich hatte eine Ahndung von dem, was mir begegnen sollte.

»Es begann Nacht zu werden, als die alte Frau mit freudigem Gesicht zu mir kam. Sie küßte mir die Hand und sagte zu mir: »Meine liebe Frau, die Verwandtinnen meines Schwiegersohnes, welche die ersten Damen der Stadt sind, haben sich bereits versammelt. Beliebt's euch, so kommt: ich bin bereit, euch zu geleiten.« Wir machten uns sogleich auf den Weg; sie ging vor mir her, und ich folgte ihr mit einer großen Anzahl mir angehöriger wohlgekleideter Sklavinnen. In einer sehr breiten, frisch gekehrten und besprengten Straße hielten wir vor einer großen Thüre an, die von einer großen Laterne erleuchtet war, deren Licht mich über der Thüre folgende aus goldnen Buchstaben bestehende In-

schrift lesen ließ: »Hier ist die ewige Wohnung der Ergetzungen und der Freude.« Die alte Frau klopfte an, und man öffnete sogleich.

»Man führte mich an's Ende des Hofes und in einen großen Saal, in welchem ich von einer jungen, unvergleichlich schönen Dame empfangen wurde. Sie kam mir entgegen, und nachdem sie mich umarmt und genöthigt hatte, mich auf ein Sofa zu setzen, wobei sich ein mit Diamanten besetzter Thron von kostbarem Holz befand, sagte sie zu mir: »Verehrte Frau, man hat euch hieher geladen, um einer Hochzeit beizuwohnen; aber ich hoffe, daß diese Hochzeit eine andere seyn wird, als ihr euch einbildet. Ich habe einen Bruder, welcher der wohlgebildetste und vollkommenste aller Männer ist; er ist von dem Bild, das er von euren Reizen hat entwerfen hören, so entzückt, daß sein Schicksal von euch abhängt, und daß er sehr unglücklich seyn wird, wenn ihr nicht Mitleiden mit ihm habt. Er kennt den Rang, den ihr in der Welt behauptet, und ich kann euch versichern, daß der seinige einer Verbindung mit euch nicht unwürdig ist. Wenn meine Bitten etwas über euch vermögen: so füge ich sie zu den seinigen, und bitte euch, sein Anerbieten, euch zu seiner Gattinn zu machen, nicht zu verwerfen.«

»Seit dem Tode meines Mannes hatte ich noch nicht daran gedacht, mich wieder zu verheirathen; aber ich hatte nicht die Kraft, einer so schönen Person eine abschlägige Antwort zu geben. Sobald ich durch ein Stillschweigen und ein

erröthendes Gesicht in die Sache eingewilligt hatte, klatschte die junge Dame mit den Händen und sogleich öffnete sich ein Kabinett, aus welchem ein junger Mann von so majestätischem und dabei so anmuthigem Aussehen trat, daß ich mich glücklich schätzte, eine so schöne Eroberung gemacht zu haben. Er nahm neben mir Platz, und ich erkannte aus der Unterhaltung, die wir mit einander hatten, daß seine Verdienste noch die Schilderung übertrafen, welche mir seine Schwester davon gemacht hatte.

»Als sie nun sah, daß wir mit einander zufrieden waren, klatschte sie zum zweitenmal mit den Händen, und es trat ein Kadi [5]) ein, welcher unsern Heirathskontrakt aufsetzte, ihn unterzeichnete, und ihn auch von vier Zeugen, die er mitbrachte, unterzeichnen ließ. Das einzige, was mein Mann von mir verlangte, war, daß ich mich nicht sehen lassen und mit keinem Mann, außer ihm, sprechen sollte, und er schwur mir, daß ich, wenn ich diese Bedingung erfüllte, alle Ursach haben sollte, mit ihm zufrieden zu seyn. So wurde unsere Heirath beschlossen und vollzogen, und ich war die Hauptschauspielerinn bei der Hochzeit, zu welcher ich nur als Gast war eingeladen worden.

»Einen Monat nach unserer Verheirathung, als ich eben einigen Stoff brauchte, bat ich meinen Mann um die Erlaubniß, ausgehen und den Einkauf machen zu dürfen. Er gab dazu seine Einwilligung, und ich nahm zu meiner Begleitung die alte zum Hause gehörige Frau, von welcher ich schon gesprochen habe, und zwei mei-

ner Sklavinnen mit. Als wir auf der Straße der Kaufleute waren, ſagte die alte Frau zu mir: »Meine theure Gebieterinn, da ihr einen ſeid'nen Stoff ſucht, ſo muß ich euch zu einem jungen Kaufmann führen, den ich kenne; er hat dergleichen von allen Gattungen, und ohne euch damit zu ermüden, daß ihr von Laden zu Laden lauft, kann ich euch verſichern, daß ihr bei ihm finden werdet, was ihr nirgends anders findet.« Ich ließ mich führen, und wir traten in den Laden eines jungen, recht wohlgebildeten Kaufmannes. Ich ſetzte mich und ließ ihm durch die alte Frau ſagen, er ſolle mir ſeine ſchönſten ſeidenen Stoffe zeigen. Die Alte wollte, daß ich ihm das ſelbſt ſagen ſollte; aber ich erwiederte ihr, daß es eine meiner Heirathsbedingungen ſey, mit keinem anderen Mann, als mit dem meinigen, zu ſprechen, und daß ich nicht dagegen handeln dürfte.

»Der Kaufmann zeigte mir mehrere Stoffe und ich ließ ihn nach dem Preiſe des einen fragen, der mir am beſten gefiel. Er entgegnete der Alten: Er iſt mir weder um Gold noch um Silber feil; aber ich will ihr ein Geſchenk damit machen, wenn ſie mir erlaubt, ſie auf die Wange zu küſſen. Ich befahl der Alten ihm zu ſagen, daß es ſehr dreiſt von ihm wäre mir dieſen Vorſchlag zu machen. Aber ſtatt mir zu gehorchen ſtellte ſie mir vor, daß das, was der Kaufmann verlange, keine ſehr wichtige Sache ſey, daß ich ja nicht zu ſprechen, ſondern bloß die Wange hinzuhalten brauchte und daß es ſchnell abgemacht ſeyn würde. Ich hatte ſo große Luſt den Stoff zu beſitzen, daß ich einfältig genug war, dieſen Rath

zu befolgen. Die alte Frau und meine Sklavinnen stellten sich vor mich, damit man mich nicht sehen könnte und ich entschleierte mich; aber statt mich zu küssen, biß mich der Kaufmann bis aufs Blut. Mein Schmerz und mein Erstaunen war so groß, daß ich ohnmächtig nieder sank und dem Kaufmann Zeit genug ließ seinen Laden zu schließen und die Flucht zu ergreifen. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, fühlte ich, daß meine Wange ganz mit Blut bedeckt war. Die alte Frau und meine Sklavinnen hatten Sorge getragen, sie alsbald mit meinem Schleier zu bedecken, damit die Leute, die herzuliefen, nichts gewahr werden und glauben möchten, es sey nur eine Ohnmacht, die mich befallen hätte.«

Indem Scheherasade diese letzten Worte sprach, sah sie das Tageslicht und schwieg. Der Sultan fand das, was er eben gehört hatte, sehr außerordentlich und stund auf, sehr neugierig die Folge zu hören.

Zwei und siebzigste Nacht.

Scheherasade richtete am frühen Morgen das Wort an Dinarsade'n: »Höre, — sagte sie zu ihr — meine Schwester, wie Amine ihre Erzählung fortsetzte:

»Die Alte, welche mich begleitete — erzählte sie weiter — war im höchsten Grade über den Unfall bestürzt, den ich erlitten hatte und bemühte sich mich zu beruhigen. Meine gute Gebieterinn — sagte sie zu mir, ich bitte euch um Vergebung, ich bin Schuld an diesem Unglück; ich habe euch

zu diesem Kaufmann geführt, weil er mein Landsmann ist und ich ihn niemals eines so boshaften Streiches fähig gehalten haben würde; aber betrübt euch nicht; verlieren wir keine Zeit, kehren wir nach Hause zurück; ich werde euch ein Mittel geben, welches euch in drei Tagen so vollkommen heilen wird, daß man nicht die geringste Spur sehen soll. Meine Ohmacht hatte mich so geschwächt, daß ich kaum gehen konnte. Ich gelangte jedoch bis in meine Wohnung, aber ich wurde zum zweitenmal ohnmächtig, als ich in mein Zimmer trat. Inzwischen wendete die Alte ihr Mittel an; ich kam wieder zu mir selbst und legte mich in's Bett.

»Als es Nacht geworden war, kam mein Mann. Er sah, daß ich den Kopf verhüllt hatte und fragte mich, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß es ein Kopfschmerz sey und glaubte, daß er nun nicht weiter forschen würde; aber er nahm ein Wachslicht und da er sah, daß ich an der Wange verwundet war, fragte er mich, woher diese Wunde käme. Obgleich ich eben kein großes Verbrechen begangen hatte; so konnte ich mich doch nicht entschließen ihm die Sache zu gestehen; solch' ein Geständniß einem Manne zu machen, schien mir die Schicklichkeit zu verletzen. Ich sagte ihm, daß, als ich mit seiner Erlaubniß ausgegangen wäre um einen Seidenstoff zu kaufen, ein mit Holz beladener Lastträger in einem engen Gäßchen so nahe bei mir vorbeigegangen sey, daß mir ein Scheit Holz eine Schramme geritzt hätte, die aber wenig bedeute.

»Diese Ursach' versetzte meinen Mann in Zorn.

Solch' eine Handlung, — sagte er zu mir, — soll nicht ungestraft bleiben. Ich werde morgen dem Polizeimeister Befehl ertheilen, alle diese flegelhaften Lastträger fest zu nehmen und sie alle hängen zu lassen.

»In der Furcht, die ich hatte, den Tod so vieler Unschuldigen zu verursachen, sagte ich zu ihm: »Herr, es würde mir sehr leid thun, wenn eine so große Ungerechtigkeit begangen würde; hütet euch ja sie zu begehen; ich würde mich der Vergebung unwerth achten, wenn ich dieses Unglück veranlaßt hätte.« »Sagt mir also aufrichtig, — versetzte er, — was ich von eurer Verwundung denken soll.«

»Ich erwiederte ihm, daß ich durch die Unachtsamkeit eines auf seinem Esel reitenden Besenverkäufers dazu gekommen wäre; daß er hinter mir geritten sey und den Kopf auf eine andere Seite gewendet und daß sein Esel mich so heftig gestoßen hätte, daß ich auf die Erde und mit der Backe auf Glas gefallen wäre. »Wenn das ist, — sagte nun mein Mann, — so soll die Sonne morgen früh nicht aufgehen, ohne daß der Groß-Wesyr Giafar von dieser Unverschämtheit benachrichtigt ist. Er wird alle diese Besenverkäufer tödten lassen.« »Im Namen Gottes, Herr, unterbrach ich ihn, — ich bitte euch ihnen zu vergeben, sie sind nicht strafbar.« »Aber, Frau — sagte er, — was soll ich denn glauben? Redet, ich will durchaus aus eurem Munde die Wahrheit erfahren.« »Herr, — entgegnete ich ihm, — es ist mir eine Betäubung zugestoßen und ich bin gefallen; so ist die Sache.«

»Bei dirſen letzten Worten verlor meiu Mann die Geduld. »Ha, — rief er aus, — nun hab' ich lange genug Lügen angehört.« Indem er dieß ſagte, klatſchte er mit den Händen und es traten drei Sklaven herein. »Reißt ſie aus dem Bette, — ſagte er zu ihnen, — und legt ſie ausgeſtreckt mitten ins Zimmer.« Die Sklaven erfüllten ſeinen Befehl und als mich der eine beim Kopf, der andere bei den Beinen hielt, befahl er dem dritten einen Säbel zu holen, und als dieſer ihn gebracht hatte, ſagte er zu ihm: »Hau' zu, ſchlag ihr den Kopf ab und wirf ihn in den Tigris. Er ſoll den Fiſchen zur Nahrung dienen; dieß iſt die Beſtrafung, welche ich diejenigen Perſonen erleiden laſſe, denen ich mein Herz geſchenkt habe und die treulos gegen mich ſind.« Da er ſah, daß der Sklave nicht zu gehorchen eilte, fuhr er fort: »So hau doch zu. Wer hält dich auf? Was erwarteſt du?« »Gnädige Frau, — ſagte hierauf der Sklave zu mir, — der letzte Augenblick eures Lebens iſt ganz nahe; bedenkt, ob ihr noch irgend etwas vor eurem Tode anzuordnen wünſcht.«

»Ich bat um die Erlaubniß ein Wort ſagen zu dürfen. Sie wurde mir bewilligt. Ich erhob das Haupt und ſagte, indem ich meinen Gatten ſehr zärtlich betrachtete: »Ach, in welchen Zuſtand ſeh' ich mich verſetzt! Ich muß alſo in meinen ſchönſten Tagen ſterben!« Ich wollte mehr ſagen; aber meine Thränen und Seufzer hinderten mich daran. Das Alles rührte meinen Gatten nicht. Im Gegentheil; er machte mir Vorwürfe, auf welche jede Erwiederung unnütz geweſen wäre.

Geschichte Aminens.

»Beherrscher der Gläubigen, — sagte sie, — um nicht Dinge zu wiederholen, von welchen Eure Majestät schon durch die Erzählung meiner Schwester unterrichtet ist, sag' ich euch nur, daß meine Mutter, nachdem sie ein Haus gemiethet hatte, um in ihrem Wittwenstande für sich zu leben, mich einem der reichsten Erben dieser Stadt zur Frau gab.

»Das erste Jahr unserer Ehe war noch nicht verflossen, als ich Wittwe wurde, und zum Besitz des ganzen Vermögens meines Gatten kam, welches sich auf achtzigtausend Zeckinen belief. Die bloßen Zinsen dieser Summe reichten übrigens zu meinem sehr anständigen Lebensunterhalt vollkommen hin. Ich hatte mir jedoch, sobald die ersten sechs Monate meiner Trauer um waren, zehn verschiedene Anzüge von so großer Pracht machen lassen, daß jeder auf zehntausend Zeckinen zu stehen kam, und ich fing an, sie am Ende des Jahres zu tragen [4]).

»Als ich eines Tages mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt war, wurde mir gesagt, daß eine Frau mich zu sprechen verlange. Ich

befahl sie vorzulassen. Es war eine schon sehr bejahrte Person. Sie grüßte mich, indem sie die Erde küßte, und sagte zu mir, auf den Knien bleibend: »Meine gute Dame, ich bitte euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, euch zu belästigen; das Zutrauen, welches ich zu eurer Menschenliebe habe, macht mich so dreist. Wißt, verehrte Frau, daß ich eine vaterlose Tochter habe, die sich heute verheirathen soll, daß wir beide hier fremd sind, und in dieser Stadt nicht die geringste Bekanntschaft haben. Das setzt uns sehr in Verlegenheit; denn wir möchten gern der zahlreichen Familie, mit welcher wir uns verbinden sollen, zeigen, daß wir keine Unbekannte sind, und hier etwas gelten. Wenn ihr nun, meine gütige Frau, die Gefälligkeit haben wolltet, diese Hochzeit mit eurer Gegenwart zu beehren, so würden wir euch um so mehr verpflichtet seyn, da die Frauen unsers Landes daraus folgern würden, daß wir hier nicht als Elende angesehen sind, wenn sie erfahren, daß eine Person von eurem Range es nicht verschmäht hätte, uns eine so große Ehre zu erweisen. Aber ach! wenn ihr unsere Bitte unerfüllt laßt, welche Kränkung für uns! Wir wissen dann nicht, an wen wir uns wenden sollen.«

»Diese Rede, bei welcher die arme Frau Thränen vergoß, bewegte mich zum Mitleiden. »Meine theure Mutter, — sagte ich zu ihr, — betrübt euch nicht; ich will euch gern die gewünschte Freude machen, sagt mir nur, wohin ich kommen soll, und laßt mir Zeit, mich ein wenig festlich zu kleiden.« Die alte Frau war über diese

Antwort vor Freuden außer sich, und schneller, mir die Füße zu küssen, als ich, es abzuwehren. »Meine liebreiche Frau, — versetzte sie als sie aufstand, — Gott wird euch für die Güte belohnen, die ihr euren Dienerinnen erweist, und euer Herz eben so mit Freude erfüllen, wie ihr das unsrige damit erfüllt. Noch ist es nicht nöthig, daß ihr euch so bemüht; es genügt, daß ihr gegen Abend zu der Stunde, zu welcher ich euch abholen werde, mit mir kommt. Lebt wohl, verehrte Frau, — fügte sie hinzu, — auf die Ehre euch wiederzusehen.«

Sobald sie mich verlassen hatte, wählte ich dasjenige von meinen Kleidern, das mir am meisten gefiel, mit einem Halsband von großen Perlen, Armbändern, Ringen und Ohrgehängen von den schönsten und glänzendsten Diamanten. Ich hatte eine Ahndung von dem, was mir begegnen sollte.

»Es begann Nacht zu werden, als die alte Frau mit freudigem Gesicht zu mir kam. Sie küßte mir die Hand und sagte zu mir: »Meine liebe Frau, die Verwandtinnen meines Schwiegersohnes, welche die ersten Damen der Stadt sind, haben sich bereits versammelt. Beliebt's euch, so kommt: ich bin bereit, euch zu geleiten.« Wir machten uns sogleich auf den Weg; sie ging vor mir her, und ich folgte ihr mit einer großen Anzahl mir angehöriger wohlgekleideter Sklavinnen. In einer sehr breiten, frisch gekehrten und besprengten Straße hielten wir vor einer großen Thüre an, die von einer großen Laterne erleuchtet war, deren Licht mich über der Thüre folgende aus goldnen Buchstaben bestehende In-

ſchrift leſen ließ: »Hier iſt die ewige Wohnung der Ergetzungen und der Freude.« Die alte Frau klopfte an, und man öffnete ſogleich.

»Man führte mich an's Ende des Hofes und in einen großen Saal, in welchem ich von einer jungen, unvergleichlich ſchönen Dame empfangen wurde. Sie kam mir entgegen, und nachdem ſie mich umarmt und genöthigt hatte, mich auf ein Sofa zu ſetzen, wobei ſich ein mit Diamanten beſetzter Thron von koſtbarem Holz befand, ſagte ſie zu mir: »Verehrte Frau, man hat euch hieher geladen, um einer Hochzeit beizuwohnen; aber ich hoffe, daß dieſe Hochzeit eine andere ſeyn wird, als ihr euch einbildet. Ich habe einen Bruder, welcher der wohlgebildetſte und vollkommenſte aller Männer iſt; er iſt von dem Bild, das er von euren Reizen hat entwerfen hören, ſo entzückt, daß ſein Schickſal von euch abhängt, und daß er ſehr unglücklich ſeyn wird, wenn ihr nicht Mitleiden mit ihm habt. Er kennt den Rang, den ihr in der Welt behauptet, und ich kann euch verſichern, daß der ſeinige einer Verbindung mit euch nicht unwürdig iſt. Wenn meine Bitten etwas über euch vermögen: ſo füge ich ſie zu den ſeinigen, und bitte euch, ſein Anerbieten, euch zu ſeiner Gattinn zu machen, nicht zu verwerfen.«

»Seit dem Tode meines Mannes hatte ich noch nicht daran gedacht, mich wieder zu verheirathen; aber ich hatte nicht die Kraft, einer ſo ſchönen Perſon eine abſchlägige Antwort zu geben. Sobald ich durch ein Stillſchweigen und ein

erröthendes Geſicht in die Sache eingewilligt hatte, klatſchte die junge Dame mit den Händen und ſogleich öffnete ſich ein Kabinett, aus welchem ein junger Mann von ſo majeſtätiſchem und dabei ſo anmuthigem Ausſehen trat, daß ich mich glücklich ſchätzte, eine ſo ſchöne Eroberung gemacht zu haben. Er nahm neben mir Platz, und ich erkannte aus der Unterhaltung, die wir mit einander hatten, daß ſeine Verdienſte noch die Schilderung übertrafen, welche mir ſeine Schweſter davon gemacht hatte.

»Als ſie nun ſah, daß wir mit einander zufrieden waren, klatſchte ſie zum zweitenmal mit den Händen, und es trat ein Kadi [5]) ein, welcher unſern Heirathskontrakt aufſetzte, ihn unterzeichnete, und ihn auch von vier Zeugen, die er mitbrachte, unterzeichnen ließ. Das einzige, was mein Mann von mir verlangte, war, daß ich mich nicht ſehen laſſen und mit keinem Mann, außer ihm, ſprechen ſollte, und er ſchwur mir, daß ich, wenn ich dieſe Bedingung erfüllte, alle Urſach haben ſollte, mit ihm zufrieden zu ſeyn. So wurde unſere Heirath beſchloſſen und vollzogen, und ich war die Hauptſchauſpielerinn bei der Hochzeit, zu welcher ich nur als Gaſt war eingeladen worden.

»Einen Monat nach unſerer Verheirathung, als ich eben einigen Stoff brauchte, bat ich meinen Mann um die Erlaubniß, ausgehen und den Einkauf machen zu dürfen. Er gab dazu ſeine Einwilligung, und ich nahm zu meiner Begleitung die alte zum Hauſe gehörige Frau, von welcher ich ſchon geſprochen habe, und zwei mei-

ner Sklavinnen mit. Als wir auf der Straße der Kaufleute waren, ſagte die alte Frau zu mir: »Meine theure Gebieterinn, da ihr einen ſeid'nen Stoff ſucht, ſo muß ich euch zu einem jungen Kaufmann führen, den ich kenne; er hat dergleichen von allen Gattungen, und ohne euch damit zu ermüden, daß ihr von Laden zu Laden lauft, kann ich euch verſichern, daß ihr bei ihm finden werdet, was ihr nirgends anders findet.« Ich ließ mich führen, und wir traten in den Laden eines jungen, recht wohlgebildeten Kaufmannes. Ich ſetzte mich und ließ ihm durch die alte Frau ſagen, er ſolle mir ſeine ſchönſten ſeidenen Stoffe zeigen. Die Alte wollte, daß ich ihm das ſelbſt ſagen ſollte; aber ich erwiederte ihr, daß es eine meiner Heirathsbedingungen ſey, mit keinem anderen Mann, als mit dem meinigen, zu ſprechen, und daß ich nicht dagegen handeln dürfte.

»Der Kaufmann zeigte mir mehrere Stoffe und ich ließ ihn nach dem Preiſe des einen fragen, der mir am beſten gefiel. Er entgegnete der Alten: Er iſt mir weder um Gold noch um Silber feil; aber ich will ihr ein Geſchenk damit machen, wenn ſie mir erlaubt, ſie auf die Wange zu küſſen. Ich befahl der Alten ihm zu ſagen, daß es ſehr dreiſt von ihm wäre mir dieſen Vorſchlag zu machen. Aber ſtatt mir zu gehorchen ſtellte ſie mir vor, daß das, was der Kaufmann verlange, keine ſehr wichtige Sache ſey, daß ich ja nicht zu ſprechen, ſondern bloß die Wange hinzuhalten brauchte und daß es ſchnell abgemacht ſeyn würde. Ich hatte ſo große Luſt den Stoff zu beſitzen, daß ich einfältig genug war, dieſen Rath

zu befolgen. Die alte Frau und meine Sklavinnen stellten sich vor mich, damit man mich nicht sehen könnte und ich entschleierte mich; aber statt mich zu küssen, biß mich der Kaufmann bis aufs Blut. Mein Schmerz und mein Erstaunen war so groß, daß ich ohnmächtig nieder sank und dem Kaufmann Zeit genug ließ seinen Laden zu schließen und die Flucht zu ergreifen. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, fühlte ich, daß meine Wange ganz mit Blut bedeckt war. Die alte Frau und meine Sklavinnen hatten Sorge getragen, sie alsbald mit meinem Schleier zu bedecken, damit die Leute, die herzuliefen, nichts gewahr werden und glauben möchten, es sey nur eine Ohnmacht, die mich befallen hätte.«

Indem Scheherasade diese letzten Worte sprach, sah sie das Tageslicht und schwieg. Der Sultan fand das, was er eben gehört hatte, sehr außerordentlich und stand auf, sehr neugierig die Folge zu hören.

Zwei und siebzigste Nacht.

Scheherasade richtete am frühen Morgen das Wort an Dinarsade'n: »Höre, — sagte sie zu ihr — meine Schwester, wie Amine ihre Erzählung fortsetzte:

»Die Alte, welche mich begleitete — erzählte sie weiter — war im höchsten Grade über den Unfall bestürzt, den ich erlitten hatte und bemühte sich mich zu beruhigen. Meine gute Gebieterinn — sagte sie zu mir, ich bitte euch um Vergebung, ich bin Schuld an diesem Unglück; ich habe euch

zu diesem Kaufmann geführt, weil er mein Landsmann ist und ich ihn niemals eines so boshaften Streiches fähig gehalten haben würde; aber betrübt euch nicht; verlieren wir keine Zeit, kehren wir nach Hause zurück; ich werde euch ein Mittel geben, welches euch in drei Tagen so vollkommen heilen wird, daß man nicht die geringste Spur sehen soll. Meine Ohnmacht hatte mich so geschwächt, daß ich kaum gehen konnte. Ich gelangte jedoch bis in meine Wohnung, aber ich wurde zum zweitenmal ohnmächtig, als ich in mein Zimmer trat. Inzwischen wendete die Alte ihr Mittel an; ich kam wieder zu mir selbst und legte mich in's Bett.

»Als es Nacht geworden war, kam mein Mann. Er sah, daß ich den Kopf verhüllt hatte und fragte mich, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß es ein Kopfschmerz sey und glaubte, daß er nun nicht weiter forschen würde; aber er nahm ein Wachslicht und da er sah, daß ich an der Wange verwundet war, fragte er mich, woher diese Wunde käme. Obgleich ich eben kein großes Verbrechen begangen hatte; so konnte ich mich doch nicht entschließen ihm die Sache zu gestehen; solch' ein Geständniß einem Manne zu machen, schien mir die Schicklichkeit zu verletzen. Ich sagte ihm, daß, als ich mit seiner Erlaubniß ausgegangen wäre um einen Seidenstoff zu kaufen, ein mit Holz beladener Lastträger in einem engen Gäßchen so nahe bei mir vorbeigegangen sey, daß mir ein Scheit Holz eine Schramme geritzt hätte, die aber wenig bedeute.

»Diese Ursach' versetzte meinen Mann in Zorn.

Solch' eine Handlung, — sagte er zu mir, — soll nicht ungestraft bleiben. Ich werde morgen dem Polizeimeister Befehl ertheilen, alle diese flegelhaften Lastträger fest zu nehmen und sie alle hängen zu lassen.

»In der Furcht, die ich hatte, den Tod so vieler Unschuldigen zu verursachen, sagte ich zu ihm: »Herr, es würde mir sehr leid thun, wenn eine so große Ungerechtigkeit begangen würde; hütet euch ja sie zu begehen; ich würde mich der Vergebung unwerth achten, wenn ich dieses Unglück veranlaßt hätte.« »Sagt mir also aufrichtig, — versetzte er, — was ich von eurer Verwundung denken soll.«

»Ich erwiederte ihm, daß ich durch die Unachtsamkeit eines auf seinem Esel reitenden Besenverkäufers dazu gekommen wäre; daß er hinter mir geritten sey und den Kopf auf eine andere Seite gewendet und daß sein Esel mich so heftig gestoßen hätte, daß ich auf die Erde und mit der Backe auf Glas gefallen wäre. »Wenn das ist, — sagte nun mein Mann, — so soll die Sonne morgen früh nicht aufgehen, ohne daß der Groß-Wesyr Giafar von dieser Unverschämtheit benachrichtigt ist. Er wird alle diese Besenverkäufer tödten lassen.« »Im Namen Gottes, Herr, unterbrach ich ihn, — ich bitte euch ihnen zu vergeben, sie sind nicht strafbar.« »Aber, Frau — sagte er, — was soll ich denn glauben? Redet, ich will durchaus aus eurem Munde die Wahrheit erfahren.« »Herr, — entgegnete ich ihm, — es ist mir eine Betäubung zugestoßen und ich bin gefallen; so ist die Sache.«

»Bei diesen letzten Worten verlor mein Mann die Geduld. »Ha, — rief er aus, — nun hab' ich lange genug Lügen angehört.« Indem er dieß sagte, klatschte er mit den Händen und es traten drei Sklaven herein. »Reißt sie aus dem Bette, — sagte er zu ihnen, — und legt sie ausgestreckt mitten ins Zimmer.« Die Sklaven erfüllten seinen Befehl und als mich der eine beim Kopf, der andere bei den Beinen hielt, befahl er dem dritten einen Säbel zu holen, und als dieser ihn gebracht hatte, sagte er zu ihm: »Hau' zu, schlag ihr den Kopf ab und wirf ihn in den Tigris. Er soll den Fischen zur Nahrung dienen; dieß ist die Bestrafung, welche ich diejenigen Personen erleiden lasse, denen ich mein Herz geschenkt habe und die treulos gegen mich sind.« Da er sah, daß der Sklave nicht zu gehorchen eilte, fuhr er fort: »So hau doch zu. Wer hält dich auf? Was erwartest du?« »Gnädige Frau, — sagte hierauf der Sklave zu mir, — der letzte Augenblick eures Lebens ist ganz nahe; bedenkt, ob ihr noch irgend etwas vor eurem Tode anzuordnen wünscht.«

»Ich bat um die Erlaubniß ein Wort sagen zu dürfen. Sie wurde mir bewilligt. Ich erhob das Haupt und sagte, indem ich meinen Gatten sehr zärtlich betrachtete: »Ach, in welchen Zustand seh' ich mich versetzt! Ich muß also in meinen schönsten Tagen sterben!« Ich wollte mehr sagen; aber meine Thränen und Seufzer hinderten mich daran. Das Alles rührte meinen Gatten nicht. Im Gegentheil; er machte mir Vorwürfe, auf welche jede Erwiederung unnütz gewesen wäre.

Er sagte mir folgende Verse vor:

»Wenn ich bei der, die ich liebe, einen Mitgenossen (Nebenbuhler) habe; so wird meine Seele die Liebe meiden, sollte ich auch vor Sehnsucht vergehn.«

»Mein Trost würde seyn, daß ich eines edlen Todes stürbe *), denn es ist ohnedem kein Heil bei einer Liebe, bei welcher ein Gegner (Nebenbuhler), ist.«

»Sage der, die meine Verbindung verschmähet, mich betrogen, und einen andern Geliebten außer mir erwählt hat: ich bin deiner überdrüssig geworden, ehe du meiner satt wurdest, und was zwischen uns vorgefallen, ist hiermit genug.«

Als ich dieses hörte, o Beherrscher der Gläubigen, weinte ich bitterlich, sah ihn schmerzlich an und sang folgende Verse:

»Du hast in mir Liebe erweckt, während du ruhig bliebst: du verursachst meinen thränenwunden Augen schlaflose Nächte und du genießest den Schlaf.«

»Du hast dich zwischen meine Augen und den Schlaf gestellt; denn mein Herz kann dich nicht vergessen und meine Thränen lassen sich nicht verbergen.«

»Du hast mir heilig Treue gelobt, als du aber mein Herz besaßest, hintergingst du mich.«

»Ich liebte dich, weil ich ein unverständiges Mädchen war, ich kannte noch nicht die Liebe,

*) Der Tod auf dem Schlachtfelde und der Tod aus unglücklicher Liebe gelten bei den Arabern für gleich achtungswerthe und edle Todesarten.

strafe mich also nicht mit dem Tode; denn ich bin erst ein Lehrling.«

Dann fügte ich noch folgende Verse hinzu:

»Mit der ganzen Last der Sehnsucht hast Du mich beladen und ich bin kaum fähig, meine Gewande zu tragen!«

»Ich würde mich nicht wundern, wenn der Schmerz mich tödtete; aber erstaunen muß ich, daß mein Körper, seitdem ich dich sah, noch zu erkennen ist.«

Als er mich angehört hatte, redete er mich zornig an, überhäufte mich mit Vorwürfen, und sang:

»Die Liebe zu einem Andern hat dich von mir abgewandt und du bist zuerst erkaltet; wahrlich so war ich nicht.«

»Wohlan ich werde von dir gehn, da du mein Bleiben verabscheu'st und werde das Leben ohne dich ertragen können, wie du es ohne mich erträgst.«

»Statt dir werde ich ein Wesen finden, das mich lieben kann, aber unsern Bruch schreibe ich dir allein zu, nicht mir.«

Ich nahm nun zum Bitten meine Zuflucht; aber er hörte nicht darauf und befahl dem Sklaven seine Schuldigkeit zu thun. In diesem Augenblick trat die alte Frau, welche die Amme meines Mannes gewesen war, in's Zimmer und warf sich ihm zu Füßen, um zu versuchen, ob sie ihn besänftigen könnte: »Mein Sohn, — sagte sie zu ihm, — zum Lohn dafür, daß ich euch gesäugt und erzogen habe, beschwöre ich euch, mir ihre Begnadigung zu bewilligen. Bedenkt,

daß wer da tödtet, getödtet wird, daß ihr unren Ruf beflecken und die Achtung der Menschen verlieren werdet. Was werden sie nicht von einem so blutdürstigen Zorne sagen?« Sie sprach diese Wort auf eine so rührende Weise aus und begleitete sie mit so vielen Thränen, daß sie einen starken Eindruck auf meinen Gatten machten. »Nun wohl, — sagte er zu der Amme, — dir zu Liebe schenk' ich ihr das Leben. Aber sie soll Zeichen tragen, die sie an ihr Verbrechen erinnern.«

»Nach diesen Worten gab mir, auf seinen Befehl, ein Sklave aus allen Kräften mit einem biegsamen Röhrchen, welches Haut und Fleisch wegriß, so viel Schläge auf die Rippen und die Brust, daß ich davon die Besinnung verlor. Hierauf ließ er mich von denselben Sklaven, den Dienern seiner Wuth, in ein Haus bringen, woselbst die Alte mich sehr sorgfältig pflegte. Ich mußte vier Monate lang das Bett hüten. Endlich genas ich, aber die Narben, welche ihr gestern saht, sind mir wider meinen Willen geblieben. Sobald ich im Stande war auszugehen, wollte ich in mein Haus zurückkehren, welches ich von meinem ersten Mann ererbt hatte, aber ich fand nur die leere Stelle. Mein zweiter Gatte hatte sich im Uebermaaß seines Zornes nicht damit begnügt es niederreißen zu lassen, er hatte sogar die ganze Straße, auf welcher es stand, auf gleiche Weise vernichtet. Diese Gewaltsamkeit war ohne Zweifel eine unerhörte; aber gegen wen sollte ich klagen? Der Urheber hatte Maaßregeln genommen, sich zu verbergen und ich

konnte nicht herausbringen, wer er wäre. Ueberdem, wenn ich es auch herausgebracht hätte, sah ich nicht, daß die mir widerfahrne Behandlung von einer unumschränkten Gewalt kam? Hätte ich's wagen können, mich darüber zu beklagen?

»Trostlos, aller Habe beraubt, nahm ich meine Zuflucht zu meiner lieben Schwester Sobeïde, welche Eurer Majestät ihre Geschichte erzählt hat, und unterrichtete sie von meinem Unglück. Sie nahm mich mit ihrer gewöhnlichen Güte auf, und ermahnte mich, mein Leiden standhaft zu ertragen. »So ist die Welt, — sagte sie, — sie nimmt uns gewöhnlich unsere Güter oder unsere Freunde, oder unsere Liebhaber und oft alles zusammen.« Um mir zugleich zu beweisen, was sie mir sagte, erzählte sie mir den durch die Eifersucht ihrer Schwestern verursachten Verlust des jungen Prinzen. Sie berichtete hierauf, auf welche Weise sie in Hündinnen verwandelt worden wären. Endlich, nachdem sie mir tausend Zeichen ihrer Freundschaft gegeben hatte, stellte sie mir meine jüngste Schwester vor, die nach dem Tode meiner Mutter zu ihr gezogen war.

»So beschlossen wir nun, Gott dafür dankend, daß er uns alle drei zusammengeführt habe, frei zu leben, ohne uns jemals zu trennen. Seit langer Zeit führen wir dieses ruhige Leben, und da ich die Hauswirthschaft besorge, so mach' ich mir ein Vergnügen daraus, selbst die nöthigen Vorräthe einzukaufen. In dieser Absicht ging ich gestern aus, und ließ das Eingekaufte durch einen Lastträger tragen, der ein Mann von Geist und

angenehmer Laune war, und den wir zu unserer Belustigung bei uns behielten. Nun fanden sich noch, beim Einbruch der Nacht, drei Kalender ein und baten uns, ihnen bis diesen Morgen ein Obdach zu gewähren. Wir nahmen sie unter einer Bedingung auf, die sie eingingen, und nachdem wir sie an unserer Tafel hatten niedersitzen lassen, bewirtheten sie uns mit einem Konzert nach ihrer Weise; als wir an unsere Hausthür klopfen hörten. Es waren drei Kaufleute aus Mussul, von sehr gutem Aussehen, die von uns dieselbe Begünstigung verlangten, wie die drei Kalender, und denen wir sie unter derselben Bedingung bewilligten. Sie wurde jedoch weder von den Kalendern noch von den Kaufleuten erfüllt; obgleich wir nun aber sowohl im Stande, als berechtigt waren, sie zu bestrafen: so begnügten wir uns damit, von ihnen die Erzählung ihrer Geschichte zu verlangen, und beschränkten unsere Rache darauf, sie sodann fortzuschicken, und sie des von uns verlangten Obdachs zu berauben.«

Der Chalyf Harun Arreschyd war sehr zufrieden, erfahren zu haben, was er wissen wollte, und gab laut die Bewunderung zu erkennen, in welche er durch alles Gehörte versetzt worden war. . . .

»Aber, Herr, — sagte hier Scheherasade, — der anbrechende Tag erlaubt mir nicht, Eurer Majestät zu erzählen, was der Chalyf that, um der Verzauberung der beiden schwarzen Hündinnen ein Ende zu machen.« Schachriar, hieraus schließend, daß die Sultaninn in der folgenden

Nacht die Geschichte der fünf Damen und der drei Kalender beendigen werde, ließ sie noch am Leben.

Drei und siebzigste Nacht.

»Im Namen Gottes,« meine Schwester, — rief Dinarsade vor Tagesanbruch, ich bitte dich, uns zu erzählen, wie die beiden schwarzen Hündinnen ihre menschliche Gestalt wieder erhielten, und was aus den drei Kalendern wurde.« »Ich werde deine Neugier befriedigen, — erwiederte Scheherasade.« Sie wandte hierauf ihre Worte an Schachriar, und fuhr folgendermaaßen fort:

»Herr, da der Chalyf nun seiner Neugier Genüge geleistet hatte, so wollte er den drei Prinzen Kalendern Beweise seiner Größe und Großmuth geben, und auch die drei Damen durch Wirkungen seiner Güte erfreuen. Ohne seine Worte erst vom Groß-Wesyr wiederholen zu lassen, sagte er selbst zu Sobeide'n: »Geehrte Frau, hat denn die Fee, welche sich euch zuerst als Schlange zeigte, und euch ein so strenges Gesetz auferlegte, euch nichts von ihrem Aufenthalt gesagt, oder euch vielmehr nicht versprochen, euch wieder zu besuchen und den beiden Hündinnen ihre menschliche Gestalt wiederzugeben?

»Beherrscher der Gläubigen, — antwortete Sobeide, — ich habe vergessen Eurer Majestät zu sagen, daß die Fee mir ein kleines Bündelchen Haare gab, und mir dabei sagte, daß ich einst ihrer Gegenwart benöthigt seyn würde, und wenn ich dann nur zwei dieser Härchen verbrennen wollte: so würde sie in demselben Augenblick

bei mir seyn, befände sie sich auch eben jenseits des Kaukasus.« »Wo habt ihr das Bündelchen Haare?« — versetzte der Chalyf. Sie erwiederte, daß sie seit jener Zeit es immer sorgfältig bei sich trage. Sie brachte es in der That zum Vorschein, und indem sie den Vorhang, der sie verbarg, ein wenig öffnete, zeigte sie es dem Chalyfen. »Wohlan, — erwiederte dieser, — wir wollen die Fee kommen lassen; ihr könnt sie nicht zu gelegenerer Zeit rufen, da ich es wünsche.«

Sobeide willigte darein, man brachte Feuer und sie verbrannte das ganze Bündelchen Haare. Auf der Stelle wurde der Palast erschüttert und die Fee erschien vor dem Chalyfen in der Gestalt einer sehr prächtig gekleideten Dame. »Beherrscher der Gläubigen, — sagte sie zu diesem Fürsten, — ihr seht mich bereit, eure Befehle zu empfangen. Die Dame, welche mich auf euren Befehl hieher rief, hat mir einen wichtigen Dienst geleistet. Um ihr dafür meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, hab' ich sie wegen der Treulosigkeit ihrer Schwestern gerächt, indem ich diese in Hündinnen verwandelte, wenn Eure Majestät es jedoch wünscht, so will ich ihnen ihre natürliche Gestalt wiedergeben.«

»Schöne Fee, — erwiederte der Chalyf, — ihr könnt mir keine größere Freude machen, erweist ihnen diese Gunst, ich werde nachher Mittel suchen, sie über eine so harte Buße zu trösten; vorher aber hab' ich noch eine Bitte an euch, zu Gunsten der Dame, die von einem unbekannten Mann so grausam gemißhandelt worden ist. Da ihr so eine Menge von Dingen wißt, so glaub'

ich, daß auch dieß euch nicht unbekannt ist; erzeigt mir den Gefallen und nennt mir den Barbaren, der sich nicht damit begnügte, eine so große Barbarei auszuüben: sondern der seine Frau noch obendrein ihres ganzen Besitzthums beraubt hat. Ich erstaune, daß eine so ungerechte so unmenschliche, meine Machtvollkommenheit so verletzende Handlung nicht zu meiner Kenntniß gelangt ist.«

»Um Eurer Majestät gefällig zu seyn, erwiederte die Fee, werd' ich die beiden Hündinnen in ihren früheren Zustand zurückversetzen, die Dame so von ihren Narben heilen, daß man gar nicht bemerken soll, daß sie jemals geschlagen worden ist, und sodann werd' ich euch denjenigen nennen, der sie so hat mißhandeln lassen.«

Der Chalyf ließ die beiden Hündinnen bei Sobeide'n holen und als sie da waren, brachte man der Fee, ihrem Verlangen gemäß, eine mit Wasser angefüllte Schaale. Sie sprach darüber Worte, die niemand verstand und besprengte sodann Aminen und die beiden Hündinnen. Sie wurden in zwei Damen von erstaunlicher Schönheit verwandelt und Aminens Wunden verschwanden. Hierauf sagte die Fee zum Chalyfen: »Beherrscher der Gläubigen, ich muß euch jetzt entdecken wer der unbekannte Mann ist, den ihr zu kennen verlangt. Er ist euch sehr nahe verwandt, denn es ist der Prinz Amin [6]), euer ältester Sohn, Bruder des jüngeren, des Prinzen Mamoun [7]). Da er sich nach der Erzählung, die man ihm von ihrer Schönheit gemacht hatte, leidenschaftlich in diese Dame verliebt, so lockte

er sie unter einem Vorwand zu sich und heirathete sie. In Hinsicht auf die Streiche, die er ihr hat geben lassen, ist er auf gewisse Weise zu entschuldigen. Sie war in der That ein wenig zu leichtsinnig und ihre Entschuldigungen waren wohl dazu geeignet, ihn glauben zu machen, daß in der That etwas Schlimmeres vorgefallen wäre, als es wirklich der Fall war. Das ist Alles, was ich zur Befriedigung eurer Neugier sagen kann.« Nach diesen Worten grüßte sie den Chalyfen und verschwand.

Dieser Fürst, mit Bewunderung erfüllt und zufrieden mit den Verwandlungen, die er eben veranlaßt hatte, beging nun Handlungen, von welchen ewig die Rede seyn wird. Zuerst ließ er den Prinzen Amin, seinen Sohn, rufen, sagte ihm, daß er um seine heimliche Verheirathung und die Ursach' der Verwundung Aminens wisse. Der Prinz wartete nicht auf den Befehl seines Vaters, sie wiederzunehmen; sondern nahm sie auf der Stelle wieder.

Der Chalyf erklärte hierauf, daß er sein Herz und seine Hand Sobeïde'n gebe und schlug die drei andern Schwestern den drei Kalendern und Königssöhnen vor, die sie mit vielem Dank zu Frauen nahmen. Der Chalyf wies jedem einen prächtigen Palast in Bagdad an; erhob sie zu den ersten Würden seines Reiches und nahm sie in seinen Rath. Der erste Kadi Bagdads, der mit Zeugen herbeigeholt wurde, setzte die Heirathskontrakte auf, und dem berühmten Chalyfen Harun-Arreschyd wurden tausend Segenswünsche gespendet, da er das Glück so vieler Perso-

nen machte, die unglaublichen Unglücksfälle erlitten hatten.

Es war noch nicht Tag, als Scheherasade diese Geschichte beendigte, die so oft war unterbrochen und fortgesetzt worden. Dies gab ihr Veranlassung, eine neue anzufangen. Indem sie also ihre Worte an den Sultan richtete, begann sie, wie folget:

Geschichte
Sindbad's, des Seefahrers.

Herr, unter der Regierung eben dieses Chalifen Harun-Alreschyd, von welchem ich so eben sprach, lebte in Bagdad ein armer Lastträger, Namens Hindbad. An einem ganz vorzüglich heißen Tage trug er eine sehr schwere Bürde von einem Ende der Stadt zum andern. Er war von dem bereits zurückgelegten Wege sehr ermüdet, und hatte noch eine tüchtige Strecke zu gehen, als er in eine Straße kam, auf welcher ein sanfter Zephyr wehte, und deren Pflaster mit Rosenwasser besprengt war. Da er keinen günstigeren Wind erwarten konnte, um sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln: so legte er in der Nähe eines großen Hauses seine Bürde auf die Erde und setzte sich darauf.

Plötzlich wurden seine Geruchsnerven von einem ausgesuchten Wohlgeruch gereizt, der, von Alos und Räucherwerk herstammend, aus den Fenstern eines Hauses kam, und vermischt mit dem des Rosenwassers, die Luft durchbalsamte. Ueberdem hörte er im Innern ein Konzert von

verschiedenen Instrumenten, begleitet von dem harmonischen Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel. Dieser anmuthige Gesang und der riechbare Dampf mehrerer Fleischspeisen ließen ihn dort irgend ein Fest vermuthen, bei welchem man sich ergetzte. Er wollte wissen, wer in diesem Hause wohnte, das ihm nicht recht bekannt war, weil er keine Veranlassung gehabt hatte, oft auf diese Straße zu kommen. Um seine Neugier zu befriedigen, näherte er sich einigen prächtig gekleideten Dienern, die er an der Thüre sah, und fragte einen unter ihnen, wie der Hausherr heiße. »Wie, — erwiederte der Diener — ihr wohnt in Bagdad und wißt nicht, daß dieß die Wohnung des Herrn Sindbad, des Seefahrers, ist, dieses berühmten Reisenden, der alle Meere durchschifft hat, welche die Sonne beleuchtet?« Der Träger, welcher von Sindbad's Reichthümern wohl hatte reden hören, konnte sich nicht enthalten, einen Mann zu beneiden, dessen Zustand ihm eben so glücklich vorkam, als er den seinigen beklagenswerth fand. Da sein Geist durch diese Betrachtungen erbittert ward, erhob er seine Augen gen Himmel und sagte laut genug, um gehört zu werden: »Mächtiger Schöpfer aller Dinge, erwäge den Unterschied zwischen mir und Sindbad; ich erleide täglich tausend Beschwerden und habe große Mühe, mich und meine Familie von schlechtem Gerstenbrot zu ernähren, während der glückliche Sindbad mit Verschwendung unermeßliche Reichthümer vergeudet, und ein Leben voll Lust und Freude führt! Was hat er gethan, um von dir ein so

angenehmes Loos zu erhalten? Was hab' ich gethan, um ein so hartes zu verdienen?« Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, wie ein Mensch, der sich seinem Schmerz und seiner Verzweiflung gänzlich überläßt.

Er war noch mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als er aus dem Hause einen Diener auf sich zukommen sah, der ihn heftig beim Arm ergriff und zu ihm sagte: »Kommt, folgt mir, Herr Sindbad, mein Gebieter, will mit euch sprechen.«

Der in diesem Augenblicke anbrechende Tag verhinderte Scheherasade'n, diese Erzählung fortzusetzen, die sie jedoch in der nächsten Nacht auf folgende Weise wieder aufnahm:

Vier und siebzigste Nacht.

Herr, Eure Majestät kann sich leicht vorstellen, daß Hindbad nicht wenig über die Worte des Dieners erstaunte. Nach dem, was dieser gesprochen hatte, durfte er fürchten, daß Sindbad ihn holen ließ, um ihm irgend eine üble Behandlung widerfahren zu lassen, und er wollte sich damit entschuldigen, daß er seine Bürde nicht mitten auf der Straße liegen lassen könnte: aber der Diener Sindbad's gab ihm die Versicherung, daß man darauf Acht haben würde, und drang so in ihn, daß der Lastträger sich genöthigt sah, seinen Bitten nachzugeben.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, in welchem eine große Anzahl von Personen um eine, mit allen Arten von Speisen besetzte Tafel

saß. Auf dem Ehrenplatz erblickte er eine ansehnliche, wohlgestaltete, und durch einen langen, weißen Bart ehrwürdige Person, hinter welcher eine Menge Hausbediente aller Art standen, die sehr eifrig waren, sie zu bedienen. Diese Person war Sindbad. Der Lastträger, dessen Bestürzung sich bei dem Anblick so vieler Leute und eines so prächtigen Festes vermehrte, grüßte zitternd die Gesellschaft. Sindbad sagte ihm, er möge näher kommen, und nachdem er ihn zu seiner Rechten hatte niedersitzen lassen, legte er ihm selbst Speise vor und ließ ihm einen trefflichen Wein reichen, mit welchem der Schenktisch in Ueberfluß besetzt war.

Als Sindbad gegen Ende der Mahlzeit bemerkte, daß seine Gäste nicht mehr aßen, nahm er das Wort, wendete sich zu Hindbad und sagte: »Wie ist dein Name, mein Bruder?« »Herr, — erwiederte jener — ich nenne mich Hindbad, den Lastträger.« »Ich bin sehr erfreut dich zu sehen, — versetzte Sindbad, — und ich stehe dir dafür, daß auch die Gesellschaft dich mit Vergnügen sieht; aber ich wünschte von dir selbst zu hören, was du vorhin auf der Straße gesagt hast.« Sindbad hatte nämlich, eh' er sich zu Tische setzte, durchs Fenster die ganze Rede des Lastträgers gehört, und war dadurch veranlaßt worden, ihn rufen zu lassen.

Bei diesem Begehren senkte Hindbad voll Verwirrung sein Haupt und entgegnete: »Herr, ich gestehe euch, daß meine Müdigkeit mich übellaunig gemacht hatte, und da sind mir denn einige unbedachte Worte entwischt, die ich euch

mir zu verzeihen bitte.« »O glaube nicht, — verſetzte Sindbad, — daß ich ungerecht genug ſey, um deshalb Unwillen zu hegen. Ich verſetze mich in deine Lage, und ſtatt dir dein Murren vorzuwerfen, beklag' ich dich; aber ich muß dir einen Irrthum benehmen, in welchem du dich, in Betreff meiner, zu befinden ſcheinſt. Du bildeſt dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne Mühe und Arbeit alle die Bequemlichkeiten und die Ruhe erlangt habe, deren du mich genießen ſiehſt; enttäuſche dich: ich bin zu einem ſo glücklichen Zuſtand erſt gekommen, nachdem ich jahrelang alle Mühſeligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche ſich die Einbildungskraft nur vorſtellen kann. Ja, ihr Herren, — fügte er hinzu, indem er ſich an die Geſellſchaft wandte, — ich kann euch verſichern, dieſe Mühſeligkeiten ſind ſo außerordentlich, daß ſie fähig wären, den habſüchtigſten Menſchen die böſe Luſt zu nehmen, die Meere zu durchſchiffen, um Reichthümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht nur verworren von meinen ſeltſamen Abenteuern und von den Gefahren, die ich auf meinen ſieben Reiſen erlitten habe, reden hören; ich will euch darüber einen treuen Bericht abſtatten, und ich glaube, daß es euch nicht unlieb ſeyn wird, ihn zu vernehmen.«

Da Sindbad ſeine Geſchichte hauptſächlich des Laſtträgers wegen erzählen wollte, ſo befahl er, eh' er anfing, man ſolle die Bürde, die jener auf der Straße hatte liegen laſſen, an den Ort tragen, wohin Hindbad es verlangte. Hierauf begann er folgendermaaßen:

Erste Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach Sumatra.

»Ich hatte von meiner Familie ein beträchtliches Vermögen ererbt, dessen größten Theil ich in den Ausschweifungen meiner Jugend verschwendete; aber, in mich selbst zurückkehrend, kam ich von meiner Verblendung zurück und erkannte, daß die Reichthümer vergänglich wären, und ihr Ende bald abzusehen sey, wenn man sie so schlecht als ich zu Rathe hielte. Ich bedachte überdem, daß ich in einem regellosen Leben unglücklicherweise die Zeit verschwendete, die doch das köstlichste Ding auf der Welt ist. Auch erwog ich noch, daß Armuth im Alter das bedauernswertheste Elend sey. Ich erinnerte mich jener Worte des großen Salomo, die ich einst von meinem Vater hatte anführen hören: »Es ist minder traurig, begraben als arm zu seyn.«

»Durch alle diese Betrachtungen veranlaßt, raffte ich die Trümmer meines Erbes zusammen. Ich versteigerte auf offenem Markt, was ich an beweglichem Eigenthum besaß. Sodann verband ich mich mit einigen Kaufleuten, die

über Meer handelten. Ich berieth mich mit denen, die mir geeignet schienen, mir guten Rath zu ertheilen. Endlich beschloß ich, das wenige mir übrig gebliebene Geld zu benutzen, und sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht ihn auszuführen. Ich begab mich nach Balsora [8]), woselbst ich mich mit mehreren Kaufleuten auf einem Fahrzeug einschiffte, welches wir auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet hatten.

»Wir gingen unter Segel und nahmen unsern Weg nach Ostindien durch den Persischen Meerbusen, welcher rechts durch die Arabischen, und links durch die Persischen Küsten gebildet wird, und dessen größte Breite, nach der gewöhnlichen Meinung, siebzig Meilen beträgt. Außerhalb dieses Meerbusens ist das Ostmeer, welches auch das Indische heißt, sehr ausgedehnt; es ist von der einen Seite durch die Küsten Abyssiniens begränzt, und bis zu den Inseln Vakvak [9]) 4500 Meilen lang. Ich wurde Anfangs von der sogenannten Seekrankheit befallen; aber meine Gesundheit stellte sich bald wieder her, und seit der Zeit bin ich immer von dieser Krankheit verschont geblieben.

»Im Verlauf unsrer Seereise landeten wir an mehreren Inseln, woselbst wir unsre Waaren verkauften, oder vertauschten. Als wir eines Tages unter Segel waren, überfiel uns eine Windstille, ganz in der Nähe einer kleinen, mit dem Wasser fast horizontalen Insel, die wegen ihrer Grüne einer Wiese glich. Der Schiffshauptmann ließ die Segel einziehen und erlaubte denjenigen Personen der Mannschaft, welche Lust dazu hat-

ten, an das Land zu steigen. Ich gehörte zu diesen. Aber während wir uns mit Essen und Trinken vergnügten und uns von den Beschwerlichkeiten des Meeres ausruhten, erzitterte plötzlich die Insel, und gab uns einen heftigen Stoß.

Bei diesen Worten hielt Scheherasade inne, weil der Tag anbrach; doch nahm sie in der folgenden Nacht ihre Erzählung wieder auf.

Fünf und siebzigste Nacht.

Herr, sagte sie, Sindbad fuhr folgendermaaßen in seiner Erzählung fort: »Man bemerkte die Erschütterung der Insel auf dem Schiff, von welchem man uns zurief, daß wir uns schnell wieder einschiffen möchten, daß wir sonst alle umkommen würden, weil das, was wir für eine Insel gehalten hatten, der Rücken eines Wallfisches sey. Die Gewandtesten retteten sich in das Boot, andere warfen sich in's Meer, um zu schwimmen. Was mich betraf, so war ich noch auf der Insel, oder vielmehr auf dem Wallfisch, als dieser sich in das Meer tauchte und mir blieb nur so viel Zeit, als ich bedurfte, um mich an ein Stück Holz zu halten, welches, um Feuer zu machen, aus dem Schiff mitgenommen worden war. Dazwischen wollte der Schiffshauptmann, nachdem er die Leute im Boot an Bord genommen und einige der Schwimmenden aufgefischt hatte, einen frischen Wind benutzen, der sich eben erhob, ließ die Segel aufziehen und benahm mir dadurch die Hoffnung, das Schiff zu erreichen.

»Ich blieb also den Wellen preisgegeben, und, hin und her geworfen, kämpft' ich mit ihnen den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Am andern Morgen hatte ich keine Kräfte mehr und ich verzweifelte daran, dem Tode zu entgehen, als eine Woge mich glücklicherweise an eine Insel warf. Das Ufer war hoch und steil und ich würde viele Mühe gehabt haben, es zu erklimmen, hätten mir nicht einige Baumwurzeln geholfen, welche das Schicksal zu meinem Heil dort aufbewahrt hatte. Ich streckte mich auf die Erde, wo ich halbtodt liegen blieb, bis es heller Tag wurde und die Sonne aufging.

»Obgleich ich nun durch die Meeresarbeit sehr geschwächt war, weil ich seit dem vorigen Tage keine Nahrung zu mir genommen hatte; so schleppte ich mich doch fort, um einige eßbare Kräuter zu suchen. Ich fand welche und war so glücklich, auch eine Quelle trefflichen Wassers zu finden, die zu meiner Erfrischung nicht wenig beitrug. Als ich nun wieder zu Kräften gekommen war, ging ich weiter landeinwärts, ohne jedoch einen bestimmten Weg zu verfolgen.

»Ich kam auf eine schöne Ebene, auf welcher ich ein weidendes Pferd erblickte. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wendete ich meine Schritte nach dieser Seite; denn ich wußte nicht, ob ich nicht viel eher meinem Verderben als einer Gelegenheit, mein Leben zu sichern, entgegen ging. Als ich näher kam, sah' ich, daß das Pferd eine an einen Pfahl gebundene Stute war. Ihre Schönheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich, aber während ich sie betrachtete, hörte ich

die Stimme eines unter der Erde sprechenden Mannes. Einen Augenblick nachher kam dieser Mann zum Vorschein und auf mich zu, und fragte mich, wer ich wäre. Ich erzählte ihm mein Abentener, worauf er mich bei der Hand nahm und mich in eine Höhle führte, in welcher sich mehrere Personen befanden, die nicht weniger erstaunt waren, mich zu sehen, als ich es war, sie dort zu finden.

»Ich aß von einigen Speisen, die sie mir vorsetzten und als ich sie hierauf gefragt hatte, was sie an einem Orte machten, der mir so wüst vorkam, erwiederten sie, daß sie Stallleute des Königs Maha-radjah [10]), des Beherrschers dieser Insel wären, daß sie jedes Jahr, zu jeder Jahreszeit des Königs Stuten dorthin zu führen pflegten, um sie von einem aus dem Meere kommenden Seepferd bespringen zu lassen; daß das Seepferd, nachdem es die Stuten besprungen hätte, sich anschickte, sie zu verschlingen, daß sie es aber durch ihr Geschrei verhinderten und in's Meer zurückzukehren nöthigten; daß wenn die Stuten trächtig wären, sie dieselben zurückführten, daß die dann von ihnen geworfenen Pferde für den König bestimmt wären und Seepferde genannt würden. Sie fügten hinzu, daß der folgende Tag zu ihrer Abreise bestimmt wäre und daß ich, einen Tag später angekommen, unfehlbar hätte umkommen müssen, weil ich zu den sehr entfernten Wohnungen ohne Führer nicht hätte gelangen können.

»Während sie mich so unterhielten, stieg das Seepferd aus dem Meere, wie sie es mir erzählt hatten, warf sich auf die Stute, belegte sie und

wollte sie nachher verschlingen; aber bei dem großen Lärm, den die Stalleute machten, ließ es seine Beute fahren und tauchte sich wieder in's Meer.«

»Am andern Tage machten sie sich mit den Stuten auf den Weg zur Hauptstadt und ich begleitete sie. Bei unsrer Ankunft fragte mich der König Maha-radjah, dem ich vorgestellt wurde, wer ich wäre und welches Abenteuer mich in seine Staaten gebracht hätte. Als ich seine Neugier vollständig befriedigt hatte, versicherte er mich, daß er sehr viel Theil an meinem Unglück nähme; zugleich befahl er, daß man Sorge für mich tragen und mich mit allem Nöthigen versehen sollte. Seine Befehle wurden auf solche Weise befolgt, daß ich alle Ursach' hatte, mit seiner Großmuth und der Pünktlichkeit seiner Beamten zufrieden zu seyn.

»Da ich Kaufmann war; so besuchte ich meine Standesgenossen. Vorzüglich suchte ich die Fremden auf, um von ihnen Nachrichten aus Bagdad zu erhalten und einen zu finden, mit dem ich dorthin zurückreisen könnte. Die Hauptstadt des Königs Maha-radjah liegt am Meeresufer und hat einen schönen Hafen, in welchem täglich Schiffe aus verschiedenen Weltgegenden landen. Ich suchte auch die Gesellschaft der Indischen Weisen und erfreute mich daran, sie reden zu hören; doch verhinderte mich das nicht, dem Könige regelmäßig meine Aufwartung zu machen, noch mich mit den Befehlshabern und den kleinen ihm tributpflichtigen Königen zu unterhalten, die um seine Person waren. Sie legten mir tausend Fragen über mein Vaterland vor und da ich mich

meinerſeits von den Sitten und Geſetzen ihrer Staaten unterrichten wollte, ſo befragte ich ſie um Alles, was mir meiner Neugier werth ſchien.

»Es befindet ſich unter der Herrſchaft des Königs Maha-radjah eine Inſel Namens Caſſel. Man hatte mich verſichert, daß man daſelbſt allnächtlich einen Paukenton höre, was bei den Matroſen die Meinung veranlaßt hat, Degal [11]) habe dort ſeinen Aufenthalt. Ich bekam Luſt, Zeuge dieſes Wunders zu ſeyn, und ich ſah auf meiner Reiſe Fiſche von 100 und 200 Ellen Länge, die mehr Furcht einjagen als Gefahr bringen. Sie ſind ſo ſchüchtern, daß ſie die Flucht ergreifen, wenn man auf Stücke Holz ſchlägt. Ich ſah auch noch andere, nur eine Elle lange Fiſche, deren Kopf dem der Nachteulen glich.

»Als ich nach meiner Rückkehr eines Tages im Hafen war, landete eben ein Schiff. Sobald es geankert hatte, fing man an die Waaren auszuladen und die Kaufleute, denen ſie gehörten, ließen ſie in die Vorrathshäuſer bringen. Indem ich meine Augen auf einige Ballen und die darauf befindliche, den Namen des Eigenthümers bezeichnende, Schrift warf, ſah ich den meinigen darauf. Nachdem ich ſie aufmerkſam betrachtet hatte, zweifelte ich nicht mehr, daß es dieſelben wären, die ich auf das Schiff hatte laden laſſen, auf welchem ich von Balſora abgefahren war. Ich erkannte auch den Schiffshauptmann; da ich aber überzeugt war, daß er mich für todt hielt, ſo fragt' ich ihn, wem die Ballen gehörten, die ich ſähe. »Ich hatte auf meinem Schiff, — er-

wiederte er mir, — einen Kaufmann aus Bagdad, der sich Sindbad nannte.«

»Eines Tages, als wir, — wie es uns vorkam, — in der Nähe einer Insel waren, landete er mit mehreren Reisenden auf dieser vermeintlichen Insel, die nichts anderes als ein auf der Oberfläche des Wassers schlafender Wallfisch von ungeheurer Größe war. Kaum fühlte dieser sich von dem auf seinem Rücken angezündeten Feuer erwärmt, als er anfing sich zu bewegen und sich ins Meer zu tauchen. Der größte Theil der auf ihm befindlichen Personen ertrank und der unglückliche Sindbad war unter dieser Zahl. Diese Ballen gehörten ihm und ich habe beschlossen, sie zu verhandeln und sobald ich Jemanden von seiner Familie treffe, diesem den aus dem Capital gezogenen Gewinn einzuhändigen.«

»Hauptmann, — sagte ich hierauf zu ihm, — ich bin dieser Sindbad, den ihr für todt haltet und der es nicht ist. Diese Ballen sind mein Gut und meine Waare.«

Scheherasade erzählte in dieser Nacht nicht weiter; aber sie fuhr in der nächsten, wie folget, fort:

Sechs und siebzigste Nacht.

Sindbad sagte, seine Geschichte fortsetzend, zu seiner Gesellschaft:

Als mich der Schiffshauptmann so reden hörte, rief er aus: »Wem soll man heut' zu Tage noch trauen? Treu' und Glauben sind nicht mehr unter den Menschen zu finden. Ich habe mit meinen

eignen Augen Sindbad umkommen sehen, die Reisenden, die ich an Bord hatte, sahen es gleich mir und doch wagt ihr zu sagen, daß ihr dieser Sindbad seyd! Welche Kühnheit! Eurem Aussehen nach sollte man euch für einen rechtschaffenen Mann halten, und doch sagt ihr eine abscheuliche Unwahrheit; um euch eines Gutes zu bemächtigen, welches euch nicht gehört. »Geduldet euch, — entgegnete ich dem Hauptmann, — und habt die Güte anzuhören, was ich euch zu sagen habe.« »Nun wohlan, — versetzte er, — was habt ihr zu sagen? Redet, ich höre.« Hierauf erzählte ich ihm, auf welche Art ich mich gerettet und durch welches Abenteuer ich die Stallleute des Königs Maha-radjah getroffen hätte und von ihnen an dessen Hof geführt worden wäre.

»Er fühlte sich durch meine Worte erschüttert und war bald überzeugt, daß ich kein Betrieger wäre; denn es kamen Leute, die mich erkannten, mich lebhaft begrüßten und mir ihre Freude, mich wieder zu sehen, bezeigten. Endlich erkannte auch er mich und sagte zu mir, indem er sich an meinen Hals warf: »Gott sey dafür gelobt, daß ihr einer so großen Gefahr glücklich entgangen seyd; ich kann euch die Freude, die ich darüber empfinde, nicht genugsam ausdrücken. Hier ist euer Gut, nehmt es, es gehört euch; macht damit, was euch beliebt.« Ich dankte ihm, lobte seine Rechtlichkeit und um sie zu belohnen, bat ich ihn, einige Waaren anzunehmen, die ich ihm anbot; aber er schlug sie aus.

»Ich wählte das Kostbarste aus meinen Ballen und machte dem König Maha-radjah ein Ge-

schenk damit. Da dieser Fürst von meinem Unfall unterrichtet war; so fragte er mich, wo ich so seltne Dinge her hätte. Ich erzählte ihm, durch welchen Zufall ich wieder zu ihrem Besitz gekommen wäre; er hatte die Güte, mir darüber seine Freude zu bezeigen; er nahm mein Geschenk an und machte mir weit beträchtlichere. Hierauf nahm ich Abschied von ihm und schiffte mich auf demselben Fahrzeuge wieder ein; aber vor meiner Einschiffung vertauschte ich die mir übrig gebliebenen Waaren gegen andere Landeserzeugnisse. Ich nahm Aloe und Sandelholz mit mir, Kampfer, Muskatennüsse, Gewürznägelein, Pfeffer und Ingwer. Wir schifften bei mehrern Inseln vorbei und landeten endlich in Balsora, von wo ich in diese Stadt mit dem Werth von ungefähr tausend Zeckinen heimkehrte und meine Familie mit allen Entzückungen einer wahren und aufrichtigen Freundschaft wieder sah. Ich kaufte Sklaven von beiden Geschlechtern, schöne Landgüter und machte ein ansehnliches Haus. Auf solche Weise richtete ich mich ein, entschlossen die erlittenen Uebel zu vergessen und die Freuden des Lebens zu genießen.«

Nachdem Sindbad hier inne gehalten hatte, befahl er den Tonkünstlern ihr durch seine Erzählung unterbrochenes Konzert wieder anzufangen. Man fuhr mit Essen und Trinken bis zum Abend fort, und als es Zeit war, auseinander zu gehen, ließ sich Sindbad eine Börse von hundert Zeckinen bringen und sagte, indem er sie dem Lastträger gab, zu diesem: »Nimm, Hindbad, geh' nach Hause und komme morgen wieder,

um die Folge meiner Abenteuer zu hören.« Der Lastträger entfernte sich sehr bestürzt über die Ehre und das Geschenk, die ihm zu Theil geworden waren. Der Bericht, den er davon zu Hause abstattete, war seiner Frau und seinen Kindern sehr angenehm und sie unterließen nicht, Gott für das Gute zu danken, was seine Fürsorge ihnen durch Sindbad hatte zukommen lassen.

Sindbad kleidete sich am folgenden Tag netter als am vorhergegangenen und kehrte zu dem freigebigen Reisenden zurück, der ihn mit freundlichem Gesicht und tausend Liebkosungen aufnahm. Sobald alle Gäste beisammen waren, wurde aufgetragen und lange Zeit getafelt. Nach beendetem Male nahm Sindbad das Wort und sagte, indem er sich an die Gesellschaft wandte: »Ihr Herren, ich bitte euch, mir Gehör zu gönnen und die Abenteuer meiner zweiten Reise anzuhören; sie sind eurer Aufmerksamkeit werther, als die der ersten.« Alle schwiegen und Sindbad ließ sich folgendermaaßen vernehmen:

Zweite Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach Ceylon.

»Nach meiner ersten Reise, — wie ich die Ehre hatte, euch gestern zu sagen, — hatte ich den Entschluß gefaßt, den Ueberrest meiner Tage ruhig in Bagdad zuzubringen. Aber es währte nicht lange, so langweilte mich das müßige Leben; ich bekam wieder Lust, auf's Neue über Meer zu reisen und zu handeln; ich kaufte Waaren ein, die sich zu dem beabsichtigten Handel eigneten, und reiste zum zweitenmal mit Kaufleuten ab, deren Rechtlichkeit mir bekannt war. Wir schifften uns auf einem guten Fahrzeuge ein und nachdem wir uns Gott befohlen hatten, begannen wir unsere Seefahrt.

Wir schifften von Inseln zu Inseln und machten sehr vortheilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages landeten wir an einer dieser Inseln, die mit verschiedenen Gattungen von Fruchtbäumen bedeckt, übrigens aber so öde war, daß wir auf ihr weder Häuser noch Einwohner entdeckten. Wir gingen und schöpften Luft auf den Wiesen und längs der Bäche, welche sie bewässerten.

Während Einige sich damit begnügten, Blu-

men, Andere, Früchte zu pflücken, nahm ich mir von dem mitgenommenen Mundvorrath und Wein und setzte mich an ein fließendes Wasser unter den schönen Schatten hoher Bäume. Ich hielt von dem, was ich hatte, eine ziemlich gute Mahlzeit, nach welcher der Schlaf sich meiner bemächtigte. Ich kann euch nicht sagen, wie lange ich schlief; aber als ich erwachte, sah' ich das Schiff nicht mehr vor Anker.«

Hier war Scheherasade genöthigt, ihre Erzählung zu unterbrechen, weil sie sah, daß der Tag anbrach; aber in der nächsten Nacht fuhr sie folgendermaaßen in der Erzählung von Sindbad's zweiter Reise fort:

Sieben und siebzigste Nacht.

»Ich war sehr erstaunt, das Schiff nicht mehr vor Anker zu sehen; ich stand auf, sah mich überall um und gewahrte keinen einzigen von den Kaufleuten, die mit mir ans Land gestiegen waren. Ich sah nur das Schiff in so weiter Ferne segeln, daß ich es bald nachher aus dem Gesichte verlor.

»Ihr mögt euch die Betrachtungen denken, die ich in einem so traurigen Zustande anstellte. Ich meinte vor Schmerzen zu vergehen, ich stieß ein schreckliches Geschrei aus, ich schlug mich vor die Brust und den Kopf und warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in einer tödtlichen Verwirrung trauriger Gedanken liegen blieb. Hundertmal warf ich mir vor, mich nicht mit meiner ersten Reise begnügt zu haben, die mir doch

auf immer die Reiselust benommen haben sollte. Aber all' mein Bedauern war unnütz und alle meine Reue unzeitig.

»Endlich ergab ich mich in den Willen Gottes, und ohne zu wissen, was aus mir werden würde, stieg ich auf einen hohen Baum, von welchem ich mich nach allen Seiten umsah, ob nichts zu entdecken wäre, was mir einige Hoffnung geben könnte. Indem ich die Augen auf das Meer warf, sah ich nur Wasser und Himmel; da ich aber auf der Landseite etwas Weißes erblickte, stieg ich vom Baume herab und ging mit dem, was ich an Lebensmitteln übrig hatte, auf jenen Gegenstand zu, der so entfernt war, daß ich ihn nicht erkennen konnte.

»Als ich nun in die gehörige Nähe kam, bemerkte ich, daß es eine weiße Kugel von wundersamem Umfang war. So wie ich ihr ganz nahe kam, berührte ich sie und fand sie sehr sanft. Ich ging rund um sie herum, um zu sehen, ob sie keine Oeffnung habe. Ich konnte keine entdecken und sie war so glatt, daß es mir unmöglich schien, hinauf zu steigen. Sie konnte wohl funfzig Schritte im Umkreis haben.

»Die Sonne war eben im Begriff unterzugehen; da verfinsterte sich plötzlich der Himmel als wenn er von einer dicken Wolke bedeckt würde. Wenn ich aber über diese Dunkelheit erstaunte, so erstaunte ich noch mehr, als ich sah, daß das, was sie verursachte, ein Vogel von außerordentlicher Größe war, der nach meiner Seite flog. Ich erinnerte mich eines Vogels, Roch genannt, von welchem ich die Matrosen oft hatte

reden hören, und ich dachte mir, daß die große Kugel, die ich so bewundert hatte, ein Ei dieses Vogels seyn müsse. In der That ließ er sich nieder und setzte sich darauf, wie um es auszubrüten. Als ich ihn kommen sah, drückte ich mich ganz nahe an das Ei, so daß ich einen der Füße des Vogels vor mir hatte, der so groß wie ein dicker Baumstamm war. Ich band mich daran fest mit der Leinwand, mit welcher mein Turban umwickelt war, in der Hoffnung, daß der Roch, wenn er den folgenden Tag davon flöge, mich aus dieser wüsten Insel forttrüge. In der That flog, nachdem ich die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, mit Tagesanbruch der Vogel davon, entführte mich so hoch, daß ich die Erde nicht mehr sah, und stürzte sich hierauf plötzlich mit solcher Schnelle herab, daß ich die Besinnung verlor. Als der Roch sich niedergelassen hatte und ich mich auf der Erde sah, knüpfte ich schnell den Knoten auf, der mich an seinen Fuß befestigte. Kaum hatt' ich mich losgemacht, so hieb er mit dem Schnabel nach einer Schlange von unerhörter Länge. Er packte sie und flog sogleich davon.

Der Ort, an welchem er mich ließ, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit so hohen und so steilen Bergen umgeben, daß sie sich in die Wolken verloren und es keinen Pfad gab, sie zu besteigen. Das war eine neue Verlegenheit für mich, und wenn ich diesen Ort mit der wüsten Insel verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich bey dem Tausche keinen Gewinn.

In diesem Thal umhergehend, bemerkte ich,

daß es mit Diamanten von erstaunlicher Größe besäet war. Ich ergetzte mich sehr, sie zu betrachten; aber bald sah ich in der Ferne Gegenstände, welche dieses Ergetzen sehr verringerten, und die ich nicht ohne Schrecken seheu konnte. Es war eine große Anzahl Schlangen von solcher Dicke und Länge, daß sich keine unter ihnen befand, die nicht einen Elephanten verschluckt hätte. Sie zogen sich den Tag über in ihre Höhlen zurück, wo sie sich vor dem Roch, ihrem Feinde, verbargen, und kamen nur des Nachts zum Vorschein.

»Ich brachte den Tag damit zu, im Thal umherzugehen und mich von Zeit zu Zeit an den bequemsten Stellen auszuruhen. Inzwischen ging die Sonne unter und bei Anbruch der Nacht ging ich in eine Höhle, in der ich sicher zu seyn glaubte. Ich versperrte ihren engen und niedrigen Eingang mit einem Stein, der groß genug war, um mich vor den Schlangen zu sichern, der aber doch nicht so dicht schloß, um nicht einiges Licht einzulassen. Ich aß zum Abendbrot einen Theil meines Mundvorraths, bei dem Geräusch der Schlangen, welche nun zu erscheinen begannen. Ihr schreckliches Gezisch jagte mir eine ungemeine Furcht ein, und erlaubte mir nicht, — wie ihr's euch wohl denken könnt, — die Nacht sehr ruhig zuzubringen. Bei Anbruch des Tages entfernten sich die Schlangen; ich trat nun zitternd aus meiner Höhle und ich kann sagen, daß ich eine lange Zeit auf Diamanten ging, ohne die mindeste Luſt dazu zu verspüren. Endlich setzt' ich mich nieder, und trotz der Unruhe, die mich

bewegte, da ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, entschlief ich, nach nochmals von meinem Vorrath eingenommener Mahlzeit. Aber kaum war ich entschlummert, als etwas in meiner Nähe mit großem Geräusch niederfiel und mich erweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch, und in demselben Augenblick sah ich mehrere andere an verschiedenen Orten von den Felsen herabrollen.

»Ich hatte immer für ein zur Lust ersonnenes Mährchen gehalten, was ich von Matrosen und anderen Personen von dem Thale der Diamanten und von der Geschicklichkeit erzählen hörte, deren sich mehrere Kaufleute bedienten, um diese kostbaren Steine daher zu bekommen; nun sah ich wohl, daß sie mir die Wahrheit gesagt hatten. In der That begeben sich diese Kaufleute in die Nähe dieses Thals, zu der Zeit, wenn die Adler Junge haben. Sie zerschneiden Fleisch in große Stücke, die sie dann in das Thal werfen und worin die Diamanten, auf deren Spitze die Stücke fallen, nun fest kleben. Die Adler, welche in diesem Lande stärker sind als anderswo, stürzen sich auf die Stücke Fleisch, und tragen sie durch die Luft auf die Höhe der Felsen in ihre dort befindlichen Nester zum Futter für ihre Jungen. Hierauf nöthigen die Kaufleute, die zu den Nestern laufen, durch ihr Geschrei die Adler, sich zu entfernen, und nehmen die am Fleisch klebenden Diamanten. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel gibt, die Diamanten aus diesem Thal zu bekommen, da es ein Abgrund ist, in den man nicht hinabsteigen kann [12]).

»Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir nicht möglich seyn würde, aus diesem Abgrund herauszukommen, den ich wie mein Grab ansah; nun aber änderte sich meine Meinung, und was ich eben gesehen hatte, gab mir Veranlassung, das Mittel zur Erhaltung meines Lebens zu ersinnen. . . . .«

Der bei diesen Worten anbrechende Tag legte Scheherasade'n Stillschweigen auf, aber sie setzte in der folgenden Nacht diese Erzählung fort.

Acht und siebzigste Nacht.

»Herr,« sagte sie, indem sie sich immer an den Sultan von Indien wandte, Sindbad erzählte der ihm zuhörenden Gesellschaft die Abenteuer seiner zweiten Reise auf folgende Weise weiter: »Ich fing nun an, — sagte er, — die größten Diamanten, die sich meinen Augen darboten, aufzusammeln, und ich füllte damit den ledernen Sack [13]), der mir zur Aufbewahrung meines Mundvorraths gedient hatte. Ich nahm hierauf dasjenige Stück Fleisch, welches mir das längste schien, band es mit der Leinwand meines Turbans fest um meinen Leib, und legte mich nun in diesem Zustand auf den Bauch, nachdem ich den ledernen Beutel so fest an meinen Gürtel gebunden hatte, daß er nicht herabfallen konnte.

»Kaum war ich in dieser Lage, als die Adler kamen und jeder sich eines Stückes Fleisch bemächtigte, das er davon trug. Einer der stärksten, der mich eben so mit dem Stück Fleisch,

welches ich mir umgebunden hatte, emporhob, trug mich auf die Höhe des Berges bis in sein Nest. Die Kaufleute schrieen nun, um die Adler zu verscheuchen, und nachdem sie sie genöthigt hatten, ihre Beute zu lassen, näherte sich mir einer, wurde aber von Furcht befallen, als er mich sah. Er faßte sich jedoch, und statt sich zu erkundigen, durch welches Abenteuer ich mich dort befand, fing er an mit mir zu zanken, indem er mich fragte, warum ich ihn seines Gutes beraube. »Wenn ihr mich besser kennen gelernt habt, — sagte ich zu ihm, so werdet ihr menschlicher mit mir sprechen. Tröstet euch, — fügte ich hinzu, ich habe Diamanten für euch und mich, mehr als alle die andern Kaufleute zusammen haben können. Wenn sie welche haben so haben sie sie nur durch Zufall; ich aber habe im Thalgrunde selbst diejenigen ausgewählt, die ich hier in diesem Beutel mitbringe.« Indem ich dieses sagte, zeigte ich ihm denselben. Ich hatte noch nicht aufgehört zu reden, als die anderen Kaufleute sich um mich her versammelten, sehr erstaunt mich zu sehen. Ich vermehrte ihr Erstaunen durch die Erzählung meiner Geschichte. Sie bewunderten weit weniger die Erfindung meiner List, als die Dreistigkeit, sie auszuführen.

Sie führten mich in ihre gemeinschaftliche Wohnung, und als ich dort meinen Beutel in ihrer Gegenwart öffnete, überraschte sie die Größe meiner Diamanten, und sie gestanden mir, daß sie an allen Höfen, wo sie gewesen wären, nicht einen einzigen ähnlichen gesehen hätten. Ich bat den Kaufmann, dem das Nest gehörte, in

welches mich der Adler getragen hatte, (denn jeder Kaufmann hatte das seinige,) ich bat ihn, sag' ich, sich so viel Diamanten auszuwählen, als ihm beliebte. Er begnügte sich damit, einen einzigen, und noch dazu einen von den minder großen zu nehmen, und da ich in ihn drang, er möge mir doch vergönnen, ihm noch mehrere zu geben und nicht befürchten, mir dadurch Unrecht zu thun, erwiederte er mir: »Nein, ich bin mit diesem einen vollkommen zufrieden, denn er ist kostbar genug, um mir von nun an die Mühe zu ersparen, andere Reisen zur Begründung meines kleinen Glückstandes zu machen.

»Ich brachte die Nacht mit den Kaufleuten zu, denen ich meine Geschichte zum zweitenmale erzählte, um denjenigen Genüge zu leisten, die sie noch nicht gehört hatten. Ich konnte meine Freude nicht mäßigen, wenn ich bedachte, daß ich den Gefahren, wovon ich euch erzählt habe, entgangen wäre. Der Zustand, in welchem ich mich befand, schien mir ein Traum zu seyn und ich konnte gar nicht glauben, daß ich nichts mehr zu befürchten hätte.

»Die Kaufleute hatten nun schon mehrere Tage lang Fleisch in das Thal geworfen und da jeder mit den ihm zugefallenen Diamanten zufrieden schien, reisten wir am andern Tage alle miteinander ab und gingen über hohe Berge, auf welchen es Schlangen von wundersamer Größe gab, denen wir glücklich entkamen. Wir erreichten den ersten Hafen, von wo wir nach der Insel Niha schifften, auf welcher der Baum wächst, woraus man den Kampfer erhält und der so dick und so

belaubt ist, daß sich in seinem Schatten hundert Menschen mit Bequemlichkeit aufhalten können. Der Saft, aus welchem sich der Kampfer bildet, fließt aus einer oben am Baum gemachten Oeffnung und wird in einem Gefäß aufgefangen, in welchem er gerinnt und zu dem wird, was man Kampfer nennt. Wenn ihm der Saft auf diese Weise entzogen ist, so vertrocknet der Baum und stirbt ab.

»Auf derselben Insel gibt es Nashörner, Thiere, welche kleiner als der Elephant und größer als der Büffel sind und auf der Nase ein Horn haben, das ungefähr eine Elle lang ist. Dieses Horn ist dicht und in der Mitte von einem Ende zum andern durchschnitten. Man sieht auf ihm weiße Züge, welche die Gestalt eines Menschen darstellen. Das Nashorn kämpft mit dem Elephanten, stößt ihm sein Horn in den Bauch, hebt ihn empor und trägt ihn auf seinem Kopfe; da ihm aber das Blut und das Fett über die Augen rinnen und es blind machen, so fällt es auf die Erde; und, — was euch in Erstaunen setzen wird, — der Roch kommt, packt beide mit seinen Klauen und fliegt mit ihnen davon, seine Jungen zu füttern.

»Ich übergehe mehrere andere Merkwürdigkeiten dieser Insel mit Stillschweigen, weil ich euch zu langweilen befürchte. Ich tauschte daselbst gute Handelswaaren gegen einige Diamanten ein. Von dort schifften wir nach andern Inseln und nachdem wir endlich mehrere Handelsstädte des festen Landes berührt hatten, landeten wir in Balsora, von wo ich mich nach Bag-

dad begab. Ich theilte dort bedeutende Almosen unter die Armen aus und genoß auf eine ehrenvolle Weise den Ueberrest meiner großen Reichthümer, die ich mit so vielen Beschwerden erworben und hingebracht hatte.«

So erzählte Sindbad seine zweite Reise. Er ließ dem Hindbad wieder hundert Zeckinen geben und lud ihn auf den andern Tag ein, um den Bericht von seiner dritten Reise zu hören. Die Gäste gingen nach Hause und kamen am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder, eben so wie der Lastträger, der sein vergangenes Elend schon vergessen hatte. Man setzte sich zu Tisch und als die Mahlzeit zu Ende war, bat Sindbad um Gehör und erzählte auf folgende Art seine dritte Reise.

Dritte Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach Selahath.

»Ich hatte bald in den Genüssen des Lebens, das ich führte, die Erinnerung an jene Gefahren verloren, denen ich auf meinen beiden Reisen ausgesetzt gewesen war; aber noch in der Blüthe meiner Jahre, langweilte mich das ruhige Leben, und mich über die neuen Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, betäubend, reiste ich von Bagdad mit reichen Landeswaaren ab, die ich nach Balsora bringen ließ. Dort schiffte ich mich wieder mit anderen Kaufleuten ein. Wir fuhren lange umher und landeten in mehreren Häfen, wo wir beträchtliche Handelsgeschäfte machten.

»Als wir eines Tages auf offenem Meer waren, wurden wir von einem schrecklichen Sturm hin und her geworfen und verloren unsern Weg. Der Sturm hielt mehrere Tage an und trieb uns vor den Hafen einer Insel, in welchem der Schiffshauptmann sehr gern nicht gelandet wäre; aber wir waren wohl gezwungen, dort vor Anker zu gehen. Als die Segel eingezogen waren, sagte uns der Hauptmann: »Diese Insel und einige andere benachbarte Inseln sind von

ganz behaarten Wilden [14]) bewohnt, die uns bestürmen werden. Ob sie nun gleich Zwerge sind; so will doch unser Unglück, daß wir nicht den geringsten Widerstand leisten; denn sie kommen in größerer Anzahl als die Heuschrecken und wenn es uns begegnen sollte, einen zu tödten; so würden sie sich alle über uns her werfen und umbringen.«

Neun und siebzigste Nacht.

»Diese Rede ihres Hauptmannes, — sagte Sindbad, — versetzte die ganze Mannschaft des Schiffes in eine große Bestürzung und wir erkannten bald, daß er nur zu wahr gesprochen hatte. Wir sahen eine zahllose Menge scheußlicher, nur zwei Fuß hoher Wilden erscheinen, deren ganzer Körper mit rothen Haaren bedeckt war. Sie warfen sich ins Wasser, schwammen auf uns zu und umgaben in kurzer Zeit unser Schiff. Sie redeten uns an, als sie sich näherten; aber wir verstanden ihre Sprache nicht. Sie hielten sich am Bord und Tauwerk des Schiffes fest und kletterten von allen Seiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelle auf das Verdeck, daß man gar nicht sah, ob sie ihre Füße aufsetzten.

»Wir sahen diese Kletterei mit dem Schrecken, den ihr euch vorstellen könnt, ohne daß wir wagten, uns in Vertheidigungsstand zu setzen, oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, um es zu versuchen, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten, welches wir für unheilbringend hielten. Sie zogen in der That die Segel auf, machten das Anker-

tan los, ohne sich die Mühe zu geben, den Anker herauszuziehen und nachdem sie das Schiff ans Land gebracht hatten, nöthigten sie uns alle auszusteigen. Das Schiff brachten sie nun nach einer anderen Insel, von welcher sie hergekommen waren. Alle Reisende vermeiden sorgfältig die, auf welcher wir uns befanden, und es war sehr gefährlich, dort anzuhalten aus einem Grunde, den ihr erfahren sollt; aber wir mußten unser Uebel mit Geduld ertragen.

»Wir entfernten uns vom Ufer und gingen landeinwärts. Wir fanden einige Früchte und Kräuter, von welchen wir aßen, um den letzten Augenblick unsers Lebens so lange als möglich zu verschieben; denn wir erwarteten Alle einen sichern Tod. Im Gehen sahen wir ziemlich fern ein großes Gebäude, nach welchem wir unsere Schritte richteten. Es war ein wohl gebauter Palast, welcher eine Thüre von Ebenholz mit zwei Flügeln hatte, die wir öffneten, indem wir sie aufstießen. Wir traten in den Hof und sahen in gerader Ansicht ein weitläufiges Wohngebäude mit einer Vorhalle, in welcher auf der einen Seite ein Haufen von Menschenknochen und auf der anderen eine Menge Bratspieße lag. Wir zitterten bei diesem Anblick, und da wir vom Gehen müde waren, versagten uns unsere Füße den Dienst, wir fielen, von tödtlichem Schrecken befallen, auf die Erde und blieben dort eine lange Zeit unbeweglich liegen.

»Die Sonne ging unter und, während wir uns in dem kläglichen Zustande befanden, den ich euch beschrieben habe, erhebte die Erde, die

Thüre des Wohngebäudes öffnete sich mit grossem Geräusch und es trat die schreckliche Gestalt eines schwarzen Mannes von der Größe eines Palmbaums heraus. Er hatte mitten auf der Stirn ein einziges, rothes und gleich einer brennenden Kohle glühendes Auge; sehr lange und spitze Vorderzähne ragten aus seinem Munde hervor, der nicht weniger gespalten war, als der eines Kameels, und die Unterlippe hing ihm bis auf die Brust. Seine Ohren glichen denen eines Elephanten und bedeckten seine Schultern. Er hatte Nägel so krumm und lang wie die Klauen der schrecklichsten wilden Thiere. Bei dem Anblick eines so fürchterlichen Riesen verloren wir alle die Besinnung und blieben wie todt.

»Endlich kamen wir wieder zu uns und sahen ihn unter der Vorhalle sitzen und uns mit seinem einen Auge aufmerksam betrachten. Als er uns wohl beschaut hatte, kam er auf uns zu, und als er uns nahe war, streckte er seine Hand nach mir aus, packte mich beim Halsgenick und drehte mich nach allen Seiten wie ein Schlächter, der einen Hammel handhabt. Nachdem er mich aufmerksam betrachtet und gesehen hatte, daß ich sehr mager und nur aus Haut und Knochen zusammengesetzt war, ließ er mich wieder los. Er packte die andern der Reihe nach, prüfte sie auf dieselbe Weise, und da der Schiffshauptmann der fetteste von der ganzen Mannschaft war, so hielt er ihn mit einer Hand, so wie ich einen Sperling gehalten haben würde, steckte ihm einen Spieß durch den Leib, und nachdem er hierauf ein großes Feuer angezündet hatte, briet er ihn

und aß ihn, in seinem Wohngebäude, in welches er zurückging, zum Abendbrot. Nach beendigter Mahlzeit kam er wieder in die Vorhalle, in welcher er sich niederlegte und einschlief; worauf er mit einem Geräusch, stärker als das des Donners, schnarchte. Sein Schlaf währte bis zum anderen Morgen. Was uns betraf, so war es uns nicht möglich, irgend einer Ruhe zu genießen, und wir brachten die Nacht in möglichst grausamer Unruhe zu. Als der Tag angebrochen war, erwachte der Riese, stand auf, ging hinaus und ließ uns im Palast.

»Als wir ihn fern glaubten, brachen wir das traurige Stillschweigen, welches wir die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten und ließen, uns einander um die Wette betrübend, den Palast von Klagen und Seufzern wiederhallen. Obgleich wir zahlreich genug waren und nur einen einzigen Feind hatten; so kam uns doch nicht sogleich der Gedanke ein, uns von ihm durch den Tod zu befreien. Dieses Unternehmen, obschon schwer auszuführen, mußte uns doch natürlicherweise in den Sinn kommen.

»Wir berathschlagten noch über mehrere andere Pläne, bestimmten uns jedoch für keinen und indem wir uns dem unterwarfen, was es Gott gefallen würde, über uns zu verhängen, brachten wir den Tag damit zu, die Insel zu durchstreifen, indem wir uns, wie am vergangenen, von Früchten und Kräutern nährten. Gegen Abend suchten wir irgend einen Schutzort, fanden aber keinen und waren genöthigt, wider Willen in den Palast zurückzukehren.

»Der Riese unterließ nicht herzukommen und wieder einen unserer Gefährten zum Abendbrot zu verzehren; worauf er einschlief und bis Tagesanbruch schnarchte. Er ging hierauf fort und verließ uns wie am vorigen Tage. Unsere Lage schien uns so gräßlich, daß mehrere unserer Gefährten auf dem Punkt waren, sich lieber ins Meer zu stürzen, als einen so seltsamen Tod zu erwarten, und diese regten die andern auf, ihrem Rathe zu folgen. Aber einer unter uns, der das Wort nahm, sagte: »Es ist uns verbothen, uns selbst den Tod zu geben, und wär' es auch erlaubt, ist es nicht vernünftiger, auf Mittel zu denken, uns von dem Barbaren zu erlösen, der uns einen so traurigen Tod bereitet?«

Da mir ein Anschlag eingefallen war, theilte ich ihn meinen Genossen mit, die ihn billigten. »Meine Brüder, — sagt' ich zu ihnen, — ihr wißt, daß längs des Meeres viel Waldung ist; wenn ihr mir glaubt, so laßt uns mehrere Flöße bauen, die uns tragen können, und wenn sie fertig sind, wollen wir sie an der Küste lassen, bis wir es für die rechte Zeit halten, uns ihrer zu bedienen. Inzwischen werden wir ausführen, was ich euch vorgeschlagen habe, um uns vom Riesen los zu machen; gelingt unser Vorhaben, so können wir hier geduldig abwarten, bis irgend ein Schiff vorüberfährt, das uns von dieser bösen Insel fortschafft; verfehlen wir im Gegentheil unsern Streich, so machen wir uns schnell auf unsere Flöße und fahren ab. Ich gestehe, daß wir Gefahr laufen, das Leben zu verlieren, wenn wir uns auf so gebrechlichen Fahrzeugen der

Wuth der Wellen aussetzen; aber sollten wir auch umkommen, ist es nicht doch noch angenehmer, uns im Meer begraben zu lassen, als in den Eingeweiden dieses Ungeheuers, das schon zwei von unsern Gefährten verzehrt hat?« Mein Rath fand allgemeinen Beifall und wir bauten Flöße zu drei Personen.

»Gegen Ende des Tages kehrten wir in den Palast zurück und bald nach uns kam auch der Riese hinein. Wir mußten uns entschließen, noch einen unserer Gefährten braten zu sehen. Doch wir rächten uns an der Grausamkeit des Riesen auf folgende Weise. Als er sein abscheuliches Abendessen verzehrt hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Sobald wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, nahmen neun der kühnsten von uns und ich, jeder einen Spieß, hielten die Spitze ins Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße in's Auge, welches wir ihm ausstachen [15]).

»Der Schmerz, welchen der Riese empfand, ließ ihn ein schreckliches Geschrei ausstoßen. Ungestüm erhob er sich und streckte die Hände nach allen Seiten aus, um einen von uns zu erfassen und seiner Wuth zu opfern; aber wir hatten Zeit genug, uns von ihm zu entfernen und uns an Stellen auf die Erde zu werfen, wo er uns nicht unter seinen Füßen finden konnte. Nachdem er uns vergebens gesucht hatte, fand er tappend die Thüre und ging mit furchtbarem Geheul hinaus.

Achtzigste Nacht.

»Wir verließen den Palast gleich dem Riesen, — fuhr Sindbad fort, — und begaben uns ans Meeresufer, an den Ort, wo unsere Flöße waren. Wir brachten sie sogleich ins Wasser und warteten, bis es Tag war, um uns auf sie zu werfen, falls wir dem Riesen mit einigen Begleitern seiner Art kommen sähen; doch schmeichelten wir uns, daß, wenn er nicht bald nach Sonnenuntergang erscheinen und wir sein Geheul, das immerfort zu unsern Ohren drang, nicht mehr hören würden, dies für einen Beweis gelten könnte, daß er sein Leben verloren hätte, und in diesem Fall nahmen wir uns vor, auf der Insel zu bleiben und uns nicht auf unsere Flöße zu wagen. Aber kaum war es Tag, so erblickten wir unsern grausamen Feind von zwei ihn führenden, gleich großen Riesen begleitet und von sehr vielen andern, die mit schnellen Schritten vor ihm her gingen.

»Bei diesem Anblick zögerten wir nicht, uns auf unsere Flöße zu werfen und uns durch starkes Rudern vom Ufer zu entfernen. Die Riesen, welche das bemerkten, versahen sich mit großen Steinen, liefen an's Ufer, gingen selbst bis an den halben Leib ins Wasser und warfen so geschickt nach uns, daß mit Ausnahme des Floßes, auf welchem ich mich befand, alle andere davon zertrümmert wurden. Die darauf befindlichen Menschen ertranken; ich und meine beiden Gefährten aber, da wir aus Leibeskräften ruderten, waren am fernsten und außerhalb der Wurfweite.

»Als wir auf das offene Meer kamen, wurden wir das Spielwerk des Windes und der Wellen, die uns von einer Seite zur andern warfen, und wir brachten diesen Tag und die folgende Nacht in einer grausamen Ungewißheit über unser Schicksal zu; aber am folgenden Tage hatten wir das Glück, an eine Insel getrieben zu werden, auf welche wir uns mit vieler Freude retteten. Wir fanden daselbst treffliche Früchte, die uns zur Wiedererlangung unserer verlornen Kräfte treffliche Dienste leisteten.

Gegen Abend schliefen wir am Meeresufer ein, wir wurden aber von dem Geräusch aufgeweckt, welches eine Schlange, lang wie ein Palmbaum, im Kriechen mit ihren Schuppen machte. Sie war uns so nahe, daß sie einen meiner Gefährten, trotz seinem Geschrei und seiner Anstrengung, sich los zu machen, verschlang, nachdem sie ihn vorher wiederholentlich geschüttelt und gegen die Erde geschmettert hatte. Mein anderer Gefährte und ich, wir ergriffen sogleich die Flucht, und obgleich wir ziemlich fern waren; so hörten wir doch einige Zeit nachher ein Geräusch, welches uns vermuthen ließ, daß die Schlange die Knochen des von ihr überfallenen Unglücklichen wieder von sich gäbe. »O Gott, — rief ich da aus, — was für Dingen sind wir ausgesetzt! Gestern freuten wir uns darüber, unser Leben der Grausamkeit des Riesen und der Wuth der Wellen entzogen zu haben und nun sind wir nicht minder in eine schreckliche Gefahr gerathen!«

»Im Umhergehen bemerkten wir einen dicken

und hohen Baum, auf welchen wir, unsrer Sicherheit wegen, die folgende Nacht zuzubringen beschlossen. Wir aßen wieder Früchte wie am vorigen Tage und gegen Abend kletterten wir auf den Baum. Bald hörten wir nun die Schlange, die zischend bis an den Fuß des Baumes kam. Sie erhob sich am Stamm und, da sie meinen unter mir sitzenden Gefährten erreichte, so verschlang sie ihn auf einmal und entfernte sich sodann.

»Ich blieb bis der Tag anbrach auf dem Baum, und stieg sodann mehr todt als lebendig herab. Ich konnte in der That kein anderes Schicksal, als das meiner beiden Gefährten erwarten, und da mir dieser Gedanke Schaudern erregte, so machte ich einige Schritte, um mich ins Meer zu stürzen. Da es aber doch angenehm ist, so lange als möglich zu leben; so widerstand ich diesem Anfall von Verzweiflung und unterwarf mich dem Willen Gottes, der nach seinem Gutdünken über unser Leben schaltet.

»Ich unterließ jedoch nicht, eine große Menge kleines Holz und trockenes Gestrüpp und Dorngebüsch zu sammeln. Ich machte daraus mehrere Bündel, aus welchen ich einen großen Kreis um den Baum bildete und einige überqueer oben drüber band, um meinen Kopf zu decken. Hierauf sperrte ich mich beim Anbruch der Nacht in diesen Kreis, mit dem traurigen Trost, nichts zur Vermeidung des mich bedrohenden grausamen Schicksals vernachlässigt zu haben. Die Schlange unterließ nicht, wiederzukommen und den Baum zu umkreisen, indem sie mich zu ver-

schlingen suchte; was ihr jedoch, wegen des von mir aufgebauten Walles, nicht gelingen konnte, und sie geberdete sich vergebens bis an den Morgen gleich einer Katze, welche eine Maus belagert, die sich in einem unüberwindlichen Zufluchtsort befindet. Endlich, bei Tagesanbruch, entfernte sie sich; aber ich wagte mich vor Sonnenaufgang nicht aus meiner Festung.

»Ich war von der Arbeit, zu welcher mich die Schlange genöthigt hatte, so ermüdet, und ich hatte von ihrem verpesteten Athem so gelitten, daß es mir schien, der Tod sey diesem Schrecknis vorzuziehen und ohne mich meiner Ergebung am vorhergegangenen Tage zu erinnern, lief ich ans Meer, um mich köpflings hinein zu stürzen.«

Ein und achtzigste Nacht.

»Gott ward von meiner Verzweiflung gerührt; in dem Augenblick, in welchem ich mich in's Meer stürzen wollte, erblickte ich in ziemlicher Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen und ließ die Leinwand meines Turbans wehen, damit man mich bemerken sollte. Das war nicht unnütz, die ganze Mannschaft gewahrte mich und der Schiffshauptmann schickte mir das Boot. Als ich am Bord war, fragte mich der Hauptmann und die Matrosen mit vielem Eifer, welches Abenteuer mich auf diese wüste Insel geführt hätte, und als ich ihnen erzählt hatte, was mir begegnet war, sagten mir die ältesten, daß sie mehrmals hätten von Riesen erzählen hören.

welche diese Insel bewohnten, daß man sie versichert hätte, es wären Menschenfresser und sie verzehrten die Menschen sowohl roh als gebraten. In Betreff der Schlangen, setzten sie hinzu, daß sie im Ueberfluß auf dieser Insel wären, daß sie sich bei Tage verbärgen und nur des Nachts zum Vorschein kämen. Nachdem sie mir zu erkennen gegeben hätten, wie sehr sie sich freuten, mich so vielen Gefahren entgangen zu sehen, so beeilten sie sich, da sie nicht zweifelten, daß ich hungerte, mich mit dem Besten, was vorräthig war, zu bewirthen; und der Hauptmann, da er sah, daß meine Kleidungsstücke ganz zerlumpt waren, hatte die Großmuth, mir einen von seinen Anzügen geben zu lassen.

»Wir durchschifften einige Zeit das Meer, berührten mehrere Inseln und landeten endlich auf der Insel Selahath, von woher man das Sandelholz bezieht. Wir fuhren in den Hafen und ankerten daselbst. Die Kaufleute fingen an ihre Waaren auszuladen, um sie zu verkaufen oder zu vertauschen. Während dieß geschah, rief der Schiffshauptmann mich zu sich und sagte zu mir: »Bruder, ich habe in meiner Verwahrung Waaren, welche einem Kaufmann gehören, der einige Zeit auf meinem Schiff gereist ist. Da dieser Kaufmann nicht mehr lebt; so verhandle ich sie, um seinen Erben Rechnung abzulegen, wenn ich einen von diesen treffe. Die Ballen, die er meinte, waren schon auf dem Verdeck. Er zeigte sie mir und sagte. »Dieß hier sind die bewußten Waaren, ich hoffe, daß ihr so gut seyn und die Last übernehmen werdet, sie zu verhandeln; ihr sollt

dann für eure Bemühung den gebührenden Lohn empfangen. Ich willigte darein und dankte ihm dafür, daß er mir Gelegenheit verschaffte, nicht unthätig zu bleiben.

»Der Schiffsschreiber verzeichnete alle Ballen nebst den Namen der Kaufleute, welchen sie gehörten. Da er den Hauptmann fragte, wie er denn diejenigen, mit welchen er mich eben beauftragt hätte, eintragen sollte, erwiederte ihm jener: Tragt sie unter dem Namen Sindbad's, des Seefahrers, ein. Ich konnte mich nicht ohne Bewegung nennen hören, und als ich den Hauptmann näher ins Gesicht faßte, erkannte ich ihn für den, der mich während meiner zweiten Reise auf der wüsten Insel, als ich am Ufer des Baches eingeschlafen war, verlassen hatte und wieder unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten, oder suchen zu lassen. Ich hatte ihn nicht sogleich erkannt, weil seine Person sich seit unserer Trennung sehr verändert hatte.

»Daß er, der mich für todt hielt, mich nicht erkannte, ist nicht zu verwundern. »Hauptmann, — sagte ich zu ihm, — nannte sich der Kaufmann, dem diese Ballen gehörten, Sindbad?« »ja, — entgegnete er — » so nannte er sich, er war aus Bagdad und hatte sich in Balsora auf meinem Fahrzeug eingeschifft. Als wir eines Tages an einer Insel aus Land stiegen, um Wasser zu schöpfen und einige Erfrischungen einzunehmen, ging ich, — ich weiß selbst nicht mehr, aus welchem Irrthum, — wieder unter Segel, ohne darauf zu achten, daß er sich nicht mit den andern eingeschifft hatte. Wir hatten

guten, und so frischen Wind, daß es uns unmöglich war, das Schiff umzuwenden, um ihn abzuholen.« »Ihr haltet ihn also für todt? — frägte ich. »Ganz gewiß,« — versetzte er. »Wohlan, Hauptmann, — entgegnete ich, — öffnet die Augen und erkennt jenen Sindbad, den ihr auf der wüsten Insel gelassen habt. Ich schlief am Ufer eines Baches ein und als ich erwachte, sah' ich von der Mannschaft niemand mehr.« Bei diesen Worten betrachtete mich der Hauptmann genau. . . . .«

Zwei und achtzigste Nacht.

»Nach einem Weilchen erkannte mich der Hauptmann endlich. »Gott sey gelobt, rief er, mich umarmend, aus, — ich bin höchlich erfreut, daß euer glückliches Geschick mein Unrecht gut gemacht hat. Hier sind eure Waaren, die ich immer sorgfältig aufbewahrt und zum Theil in den Häfen, wo wir gelandet sind, verhandelt habe. Ich übergebe sie euch, nebst dem dafür Gelösten. Ich nahm sie in Empfang und bezeigte dem Hauptmann die ihm gebührende Erkenntlichkeit.

»Von der Insel Selahath steuerten wir nach einer andern Insel, woselbst ich mich mit Gewürznägelein, Zimmt und anderen Spezereien versah. Als wir von dort weiter segelten, sahen wir eine 20 Ellen lange und 20 Ellen breite Schildkröte [16]), auch bemerkten wir einen kalbartigen Fisch, der Milch gab und dessen Haut so hart ist, daß man Schilder daraus zu machen pflegt. Ich sah einen anderen, welcher die Ge-

stalt und die Farbe eines Kameels hatte. Endlich nach langer Schifffahrt kam ich in Balsora an und kehrte von dort nach Bagdad mit so vielen Reichthümern zurück, daß ich ihre Anzahl gar nicht wußte. Ich gab wieder den Armen einen beträchtlichen Theil davon und kaufte noch mehrere große Landgüter zu den schon erworbenen.«

So beendigte Sindbad die Geschichte seiner dritten Reise. Er ließ hierauf dem Hindbad wieder hundert Zeckinen geben und lud ihn auf den folgenden Tag zur Erzählung seiner vierten Reise ein. Hindbad und die übrige Gesellschaft begaben sich nach Hause, und am folgenden Tage setzte, nach beendetem Mittagmahl, Sindbad die Erzählung seiner Abenteuer fort.

Vierte Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln.

»Die Reize, — sagte er, — der Vergnügungen und Ergetzlichkeiten, denen ich mich nach meiner dritten Reise ergab, waren nicht mächtig genug, um mich von ferneren Reisen zurückzuhalten. Ich ließ mich aufs neue von der Leidenschaft, Handel zu treiben und neue Dinge zu sehen, hinreißen, brachte meine Geschäfte in Ordnung, und nachdem ich einen Vorrath von Waaren beisammen hatte, der sich zum Absatz für die Orte eignete, welche ich zu besuchen beabsichtigte, reiste ich ab. Ich nahm den Weg nach Persien; durchstreifte mehrere Provinzen dieses Landes und gelangte in einen Seehafen, wo ich mich einschiffte. Wir gingen unter Segel, und hatten bereits mehrere Häfen des festen Landes und östlicher Inseln berührt, als wir eines Tages bei einer bedeutenden Ueberfahrt von einem Windstoß überrascht wurden, welcher den Schiffshauptmann zwang, die Segel zu streichen, und alle nöthige Befehle zur Vermeidung der uns

drohenden Gefahr zu geben. Aber alle unsere Vorsichtsmaaßregeln waren unnütz, die Schiffswendung mißlang, die Segel zerrissen in tausend Fetzen und das Schiff, welches nicht mehr zu regieren war, gerieth auf eine Reihe verborgner Felsen, und scheiterte dermaaßen, daß eine große Anzahl von Kaufleuten und Matrosen ertrank und die Ladung unterging. . . . .«

Drei und achtzigste Nacht.

»Ich war gleich mehreren andern Kaufleuten und Matrosen so glücklich, ein Bret zu ergreifen. Wir alle wurden durch einen Meerstrom auf eine vor uns liegende Insel getrieben. Dort fanden wir Früchte und Quellwasser, wodurch unsere Kräfte wieder hergestellt wurden. Wir hielten selbst unsere Nachtruhe an der Stelle, an welche uns das Meer geworfen hatte; ohne über das, was wir ferner thun sollten, einen Entschluß zu fassen. Daran verhinderte uns die Niedergeschlagenheit, in welche unser Unglück uns versetzt hatte.

»Sobald am folgenden Tage die Sonne aufgegangen war, entfernten wir uns vom Ufer und erblickten, landeinwärts gehend, Wohnungen, zu welchen wir uns hinbegaben. Bei unserer Ankunft kam eine große Menge Schwarzen auf uns zu, sie umgaben uns, bemächtigten sich unserer Personen, theilten sich gewissermaaßen in uns und führten uns sodann in ihre Häuser.

»Ich wurde nebst fünf meiner Gefährten an denselben Ort gebracht. Man nöthigte uns als-

bald zum Sitzen, setzte uns ein gewisses Kraut vor, und forderte uns durch Zeichen auf, davon zu essen. Meine Gefährten bedachten nicht, daß diejenigen, welche uns das Kraut vorsetzten, nicht davon aßen; sie zogen nur ihren heftigen Hunger zu Rathe und warfen sich mit Begierde über diese Speise her. Ich, der ich eine Hinterlist ahndete, wollte nicht einmal davon kosten, und befand mich wohl dabei; denn bald nachher wurd' ich gewahr, daß meine Gefährten den Verstand verloren, und nicht wußten, was sie sprachen.

»Man trug mir hierauf mit Kokusöl zubereiteten Reiß auf, und meine Gefährten, die nun völlig verrückt waren, aßen davon übermenschlich. Auch ich aß davon, aber sehr wenig. Die Schwarzen hatten uns das Kraut vorgesetzt, um uns den Verstand zu verwirren und uns dadurch den Kummer zu benehmen, den uns das traurige Bewußtseyn unserer Lage verursachen mußte, und sie gaben uns den Reiß, um uns zu mästen. Da sie Menschenfresser waren, so war es ihre Absicht, uns, wenn wir fett seyn würden, zu verzehren. Das widerfuhr meinen Gefährten, die ihr Schicksal nicht ahndeten, weil sie ihren gesunden Verstand verloren hatten. Da ich des meinigen noch mächtig war, so könnt ihr euch wohl denken, ihr Herren, daß ich, statt gleich den andern fett zu werden, noch magerer wurde, als ich schon war. Die Todesfurcht, die mich nicht verließ, verwandelte alle Nahrungsmittel, die ich zu mir nahm, in Gift. Ich verfiel in eine Entkräftung, die mir sehr heilsam war; denn

nachdem die Schwarzen meine Gefährten getödtet und verzehrt hatten, so ließen sie es dabei bewenden, und da sie sahen, wie vertrocknet, abgemagert und krank ich war, so verschoben sie meinen Tod auf eine andere Zeit.

»Ich hatte jedoch viel Freiheit, und man gab auf mein Thun und Lassen fast gar nicht Acht. Das gab mir Gelegenheit, mich eines Tages von den Wohnungen der Schwarzen zu entfernen und mich zu retten. Ein Greis, der mich sah und der mein Vorhaben merkte, rief mir aus Leibeskräften zu, ich möchte zurückkommen; aber statt ihm zu gehorchen, verdoppelte ich meine Schritte und war ihm bald aus dem Gesicht. Es war niemand in den Wohnungen, als dieser Greis, alle anderen Schwarzen waren abwesend, und sollten erst gegen Abend wieder heimkehren, was ziemlich oft der Fall war; da ich nun also sicher war, daß sie nicht mehr Zeit haben würden, mir nachzulaufen, wenn sie meine Flucht erführen: so ging ich, bis es Nacht wurde. Erst dann hielt ich mit Gehen inne, um ein wenig Ruhe und einige mitgenommene Lebensmittel zu genießen. Aber ich machte mich bald wieder auf den Weg und ging, die bewohnten Orte vermeidend, sieben Tage in einem fort. Ich lebte von Kokusnüssen, die mir zugleich Speise und Trank gewährten.

»Am achten Tage gelangte ich in die Nähe des Meeres, und sah nun auf einmal Menschen, weiß wie ich, die damit beschäftigt waren, Pfeffer einzusammeln, den es dort in großer Menge gab. Ihre Beschäftigung war mir von guter

Vorbedeutung, und ich stand nicht an, mich ihnen zu nähern.«

Vier und achtzigste Nacht.

»Die Leute, welche den Pfeffer einsammelten, kamen mir entgegen. Sobald sie mich sahen, fragten sie mich auf Arabisch, wer ich wäre und woher ich käme. Höchlich erfreut, sie meine Sprache reden zu hören, befriedigte ich ihre Neugier, indem ich ihnen erzählte, auf welche Art ich Schiffbruch gelitten hätte, auf diese Insel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen wäre,

»Aber diese Schwarzen, — sagten sie zu mir, — sind Menschenfresser; durch welches Wunder seyd ihr ihrer Grausamkeit entgangen?« Ich erzählte ihnen, was ich euch so eben erzählt habe, und sie waren nicht wenig darüber verwundert.

»Ich blieb bei ihnen, bis sie die gewünschte Menge Pfeffer zusammengebracht hatten, worauf ich mich mit ihnen auf ihrem Fahrzeuge einschiffte und wir nach der Insel segelten, von woher sie gekommen waren. Sie stellten mich ihrem Könige vor, der ein guter Fürst war. Er hatte die Geduld, die Erzählung meines Abenteuers anzuhören, und sie überraschte ihn. Er ließ mir hierauf Kleider geben, und befahl, man solle für mich sorgen.

»Die Insel, auf welcher ich mich befand, war sehr bevölkert, hatte Ueberfluß an allen Arten von Dingen, und in der Stadt, welche der König bewohnte, wurde großer Handel getrieben.

Dieser angenehme Zufluchtsort fing an, mich über mein Unglück zu trösten, und die Güte des großmüthigen Fürsten für mich machte meine Zufriedenheit vollkommen. Es stand in der That niemand besser bei ihm, und es gab folglich niemanden am Hofe und in der Stadt, der nicht gesucht hätte, mir Vergnügen zu machen. So wurd' ich also bald mehr wie ein Eingeborner der Insel, als wie ein Fremder angesehen.

»Ich bemerkte etwas mir sehr Auffallendes; alle Leute, der König selbst, ritten ohne Zaum und ohne Steigbügel. Ich nahm mir die Freiheit, ihn eines Tages zu befragen, warum Se. Majestät sich dieser Dinge nicht bediene. Er antwortete mir, daß ich von Dingen spräche, die man in seinen Staaten nicht kenne.

»Ich ging sogleich zu einem Handwerker, ließ bei ihm das hölzerne Gestell eines Sattels nach einem von mir gemachten Modell verfertigen, überzog es dann selbst mit Leder, stopfte es mit Haaren aus und zierte es mit einer goldnen Stickerei. Sodann wandt' ich mich an einen Schlosser, der mir nach einer vorgezeichneten Form ein Gebiß und auch Steigbügel verfertigte.

»Als diese Sachen in gehörigem Zustande waren, bracht' ich sie zum Könige und versuchte sie auf einem seiner Pferde. Der Fürst bestieg das Thier und war so zufrieden mit dieser Erfindung, daß er mir seine Freude durch große Geschenke bezeigte. Ich konnte mich nicht erwehren, mehrere Sättel für seine Minister und seine vornehmsten Hausbeamten zu machen, die mich alle so beschenkten, daß ich in kurzer Zeit reich

wurde. Ich verfertigte dergleichen auch für die angesehensten Personen der Stadt, was mich in großen Ruf brachte, und mir allgemeine Achtung erwarb.

»Der König, dem ich sehr pünktlich meinen Hof machte, sagte eines Tages zu mir: »Sindbad, ich liebe dich und weiß, daß alle meine Unterthanen, die dich kennen, dich nach meinem Beispiel lieben. Ich hab' eine Bitte an dich, die du mir gewähren mußt.« »Herr, — erwiederte ich, — es gibt nichts, was ich nicht bereit wäre zu thun, um Eurer Majestät meinen Gehorsam zu bezeigen; Ihr habt ganz und gar über mich zu gebieten.« »Ich will dich verheirathen, — sagte der König, — damit diese Heirath dich in meinen Staaten festhalte, und du nicht mehr an dein Vaterland denkst.« Da ich dem Willen des Fürsten nicht zu widerstreben wagte, so gab er mir zur Frau eine edle, schöne, kluge und reiche Dame seines Hofes. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten zog ich zu der Dame, mit welcher ich eine Zeit lang in einer vollkommenen Einigkeit lebte. Demungeachtet war ich mit meinem Zustand unzufrieden, und es war meine Absicht, mich bei der ersten Gelegenheit davon zu machen und nach Bagdad heimzukehren, dessen Andenken meine Lage, so vortheilhaft sie auch war, nicht in mir vertilgen konnte.

»Solche Gesinnungen hegt' ich, als die Frau eines meiner Nachbarn, mit welchem ich einen sehr engen Freundschaftsbund geschlossen hatte, erkrankte und starb. Ich ging zu ihm, um ihn zu trösten, und fand ihn in die tiefste Betrübniß

versunken. »Gott erhalte euch, — so redete ich ihn an, — und schenke euch ein langes Leben.« »Ach! — entgegnete er, — wie wollt' ihr denn, daß mir die Gnade, die ihr mir wünscht, zu Theil wird? Ich habe nur noch eine Stunde zu leben.« »O, — erwiederte ich, — setzt euch doch keinen so traurigen Gedanken in den Kopf, ich hoffe, das wird nicht stattfinden und ich werde noch lange Zeit das Vergnügen haben, euch zu besitzen.« »Ich wünsche, daß euer Leben von langer Dauer sey, — versetzte er, — was mich betrifft, so ist's aus mit mir und ich benachrichtige euch, daß man mich heute mit meiner Frau begräbt. So will es der von unseren Vorältern auf dieser Insel eingeführte und unverletzlich beibehaltene Gebrauch; der lebende Mann wird mit der todten Frau, die todte Frau mit dem lebenden Mann begraben. Nichts kann mich retten; alle Verheirathete sind diesem Gesetz unterworfen [17]).«

»In dem Augenblick, in welchem er mich von dieser seltsamen Barberei unterrichtete, deren Bericht mich grausam erschreckte, kamen Verwandte, Freunde und Nachbarn insgesammt, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Man bekleidete die Frau mit ihren reichsten Kleidern, wie an ihrem Hochzeitstage, und schmückte sie mit allem ihrem Geschmeide.

»Hierauf hob man sie auf eine offene Bahre und der Leichenzug begann. Der Mann folgte an der Spitze der Leidtragenden der Leiche seiner Frau. Man nahm den Weg auf einen hohen Berg, und als man daselbst angelangt war, er-

hob man einen großen Stein, der die Oeffnung eines tiefen Brunnens bedeckte, und man ließ die Leiche herab, ohne ihr etwas von ihren Kleidungsstücken oder von ihrem Geschmeide zu nehmen. Hierauf umarmte der Mann seine Verwandten und Freunde und ließ sich ohne Widerstand auf eine Bahre setzen, worauf man einen Krug mit Wasser neben ihn stellte, sieben kleine Brote dazu legte, und ihn sodann auf die nämliche Art wie seine Frau herabließ. Der sich weit ausdehnende Berg gränzte ans Meer und der Brunnen war sehr tief. Nach beendigter Feierlichkeit hob man den Stein wieder auf die Oeffnung.

»Es ist wohl unnöthig, euch zu sagen, daß ich ein sehr trauriger Zeuge dieser Leichenfeier war. Alle andern dabei gegenwärtigen Personen schienen dagegen kaum davon gerührt zu werden, weil sie gewohnt waren, dergleichen oft zu sehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem König meine Gedanken darüber zu sagen. »Herr, — sagte ich zu ihm, — ich kann mich nicht genugsam über den seltsamen, in euren Staaten herrschenden Gebrauch verwundern, die Lebendigen mit den Todten zu begraben! Ich bin weit umhergereist, ich habe Menschen aus einer Unzahl von Völkern kennen gelernt und niemals von einem solchen Gesetz reden hören.« »Was willst du, Sindbad, — antwortete mir der König, — es ist ein gemeinsames Gesetz, dem ich selbst unterworfen bin, und wenn die Königinn, meine Gemahlinn, früher stirbt als ich: so werd' ich lebendig mit ihr begraben.« »Aber,

Herr, — entgegnete ich, — dürft' ich Eure Majestät fragen, ob auch die Fremden verpflichtet sind, diesen Gebrauch zu beobachten.« »Ohne Zweifel, — versetzte der König, indem er über den Beweggrund meiner Frage lachte; — sie sind nicht ausgenommen, sobald sie auf dieser Insel verheirathet sind.«

»Ich ging mit dieser Antwort betrübt nach Hause. Die Furcht, daß meine Frau eher als ich sterben und man mich mit ihr lebendig begraben möchte, ließ mich sehr niederschlagende Betrachtungen anstellen. Wie war aber diesem Uebel abzuhelfen? Ich mußte mich in Geduld fassen und in den Willen Gottes ergeben. Demungeachtet zitterte ich bei der geringsten Unpäßlichkeit meiner Frau; aber ach! ich hatte bald den ganzen Schrecken! Sie wurde wirklich krank und starb in wenigen Tagen. . . .«

Fünf und achtzigste Nacht.

»Stellt euch meinen Schmerz vor! Lebendig begraben zu werden schien mir kein minder beklagenswerthes Loos, als den Menschenfressern zur Speise zu dienen, und doch mußt' ich d'ran. Der König wollte mit seinem ganzen Hofe den Leichenzug mit seiner Gegenwart beehren, und auch die angesehensten Personen der Stadt erzeigten mir die Ehre, meinem Begräbniß beizuwohnen.

»Als Alles zu der Feierlichkeit bereit war, legte man den Leichnam meiner Frau auf eine Bahre, angethan mit allem ihrem Geschmeide

und ihren prächtigsten Kleidern. Der Zug begann. Als zweiter Schauspieler dieses kläglichen Trauerspiels, folgte ich unmittelbar hinter der Bahre meiner Frau, die Augen in Thränen gebadet und mein unglückliches Geschick beklagend. Eh' wir an den Berg kamen, wollte ich einen Versuch auf den Geist der Zuschauer machen. Ich wandte mich zuerst an den König, hierauf an die, welche in meiner Nähe waren, und mich vor ihnen bis auf die Erde bückend, um den Saum ihres Kleides zu küssen, bat ich sie, Mitleid mit mir zu haben. »Bedenket, — sagte ich, — daß ich ein Fremder bin, der keinem so strengen Gesetz unterworfen seyn sollte, und daß ich eine andre Frau und Kinder in meinem Vaterlande habe.« Doch auf wie rührende Weise ich auch diese Worte sagte, niemand wurde dadurch bewegt; man beeilte sich im Gegentheil, die Leiche meiner Frau in den Brunnen herabzulassen, und man ließ mich gleich nachher in einer andern offnen Bahre, mit einem mit Wasser angefüllten Gefäß und sieben Broten herab. Als nun endlich diese für mich so traurige Feierlichkeit vorbei war, legte man ohne Rücksicht auf das Uebermaaß meines Schmerzes und auf mein klägliches Geschrei, den Stein wieder auf die Oeffnung des Brunnens.

»Mich dem Grunde nähernd, erkannte ich mit Hülfe eines von oben einfallenden geringen Lichtes die Anlage und Beschaffenheit dieses Ortes. Es war eine sehr weite Höhle, die wohl funfzig Ellen tief seyn mochte. Ein unausstehlicher Gestank verbreitete sich von einer zahllosen Menge

von Leichen, die ich rechts und links erblickte; es kam mir sogar vor, als hörte ich von einigen der zuletzt lebendig herabgelassenen die letzten Seufzer. Demungeachtet stieg ich, sobald ich unten war, sogleich von der Bahre und entfernte mich von den Leichen, indem ich mir die Nase zuhielt. Ich warf mich auf die Erde und blieb lange, in Thränen ertränkt, liegen. Hierauf, mein trauriges Schicksal bedenkend, sagte ich zu mir: »Es ist wahr, daß Gott über uns nach den Rathschlüssen seiner Vorsehung schaltet; aber, armer Sindbad, ist es nicht deine Schuld, daß du dich dahin gebracht siehst, eines so seltsamen Todes zu sterben? Wollte Gott, du wärst in einem der Schiffbrüche umgekommen, denen du entgangen bist! du brauchtest dann nicht eines so langsamen und schrecklichen Todes zu sterben; aber du hast ihn durch deinen verdammten Geiz verdient! Unglücklicher! Solltest du nicht lieber daheim bleiben, und die Früchte deiner Anstrengungen in Ruhe genießen?«

»Dies waren die unnützen Klagen, von welchen ich die Höhle wiederhallen ließ, indem ich mich aus Wuth und Verzweiflung vor den Kopf und die Brust schlug und mich ganz und gar den traurigsten Gedanken überließ. Demungeachtet, — muß ich's euch gestehen? — statt mir den Tod zu Hülfe zu rufen, regte sich doch, so elend ich auch war, die Liebe zum Leben in mir, und trieb mich an, meine Tage zu verlängern. Tappend und mir die Nase zuhaltend, holte ich das Brod und Wasser aus meiner Bahre, und aß und trank davon.

»Obgleich die in der Grotte herrschende Dunkelheit so groß war, daß man Tag und Nacht nicht unterscheiden konnte, so fand ich doch meine Bahre wieder, und es schien mir, als ob die Höhle geräumiger und mit Leichen angefüllter wäre, als ich anfangs geglaubt hatte. Ich lebte einige Tage von meinem Brot und Wasser; da ich aber endlich nichts mehr hatte, so bereitete ich mich zum Tode. . . .«

Sechs und achtzigste Nacht.

»Ich erwartete nur den Tod, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ eine Leiche und eine lebende Person herab. Der Todte war ein Mann. Es ist natürlich, in äußersten Fällen, äußerste Entschlüsse zu fassen. Während man die Frau herabließ, nahte ich mich dem Ort, an welchen ihre Bahre zu stehen kommen sollte und als ich sah, daß man die Oeffnung des Brunnens wieder bedeckte, gab ich der Unglücklichen mit einem großen Knochen, dessen ich mich bemächtigt hatte, zwei oder drei starke Schläge auf den Kopf. Sie wurde davon betäubt, oder ich schlug sie vielmehr todt; und da ich diese unmenschliche Handlung nur beging, um das auf der Bahre befindliche Brot und Wasser zu benutzen, so hatte ich Vorrath auf einige Tage. Nach Verlauf dieser Zeit ließ man wieder eine todte Frau und einen lebenden Mann herab, den ich auf dieselbe Weise tödtete, und so fehlte es mir durch die wiederholte Anwendung desselben Mittels niemals an Lebensmitteln.

»Eines Tages, als ich eben wieder eine Frau in jene Welt geschickt hatte, hörte ich schnaufen, und gehen. Ich ging auf die Seite zu, von welcher das Geräusch herkam, hörte bei meiner Annäherung stärker schnaufen und es schien mir, als sähe ich etwas, was die Flucht ergriff. Ich folgte dieser Art von Schatten, die auf Augenblicke still stand und im Fliehen immer um so stärker schnaufte, je näher ich ihr kam. Ich verfolgte sie so lange und so weit, daß ich endlich ein Licht, gleich einem Stern erblickte. Ich fuhr fort auf das Licht zuzugehen, verlor es zuweilen, durch Hindernisse, die es verbargen, fand es aber immer wieder und entdeckte endlich, daß es durch eine Oeffnung des Felsen kam, die groß genug war, um durchzukommen.

»Nach dieser Entdeckung blieb ich eine Weile stehen, um mich von meinem heftigen Gange zu erholen, und als ich hierauf bis zu der Oeffnung gekommen war, ging ich durch und befand mich nun am Meeresufer. Stellt euch das Uebermaaß meiner Freude vor; es war so groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, was ich sähe, sey kein Traum. Als ich mich von der Wirklichkeit der Sache überzeugt hatte und meine Sinne wieder in ihrem natürlichen Zustand waren, begriff ich wohl, daß das Ding, welches ich hatte schnaufen hören und welchem ich gefolgt war, ein aus dem Meer gekommenes Thier wäre, welches in die Höhle zu kommen pflegte, um sich daselbst von den Leichen zu nähren.

Ich untersuchte den Berg und fand, daß er

zwischen der Stadt und dem Meere lag, doch ohne Verbindung durch einen Weg, weil er so steil war, daß ihn die Natur unbesteiglich gemacht hatte. Ich warf mich am Ufer nieder, um Gott für die mir eben erwiesene Gnade zu danken. Hierauf kehrte ich in die Höhle zurück, um mir Brot zu holen, welches ich bei Tageslicht mit größerem Appetit aß, als ichs je seit meiner Einsperrung in diesen finsteren Ort gegessen hatte.

»Ich ging nochmals in die Höhle und sammelte tappend alle Diamanten, Rubinen, Perlen, goldene Armbänder, kurz alle reiche Stoffe, die ich unter meinen Händen fand, zusammen, und trug das Alles ans Meeresufer. Ich machte mehrere Ballen daraus, die ich säuberlich mit Stricken umband, welche zum Herablassen der Bahren gedient hatten und sich in großer Menge vorfanden. Ich ließ die Ballen in Erwartung einer guten Gelegenheit am Ufer, ohne zu befürchten, daß der Regen sie verderben könnte; denn es war eben nicht Regenzeit.

»Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen erblickte ich ein Schiff, welches eben aus dem Hafen kam und bei dem Ort, an dem ich mich befand, vorbeisegelte. Ich winkte mit der Leinwand meines Turbans und schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen. Man hörte mich und schickte das Boot ab, um mich zu holen. Auf die Frage der Matrosen, durch welchen Unfall ich mich an diesem Ort befände, erwiederte ich, daß ich mich vor zwei Tagen mit den Waaren, welche sie sähen, aus einem Schiff-

bruch gerettet hätte. Zum Glück für mich, begnügten sich diese Leute, ohne den Ort, wo ich mich befand, zu untersuchen, mit meiner Antwort und nahmen mich nebst meinen Ballen mit sich.

»Als wir an Bord gekommen waren, hatte der Schiffshauptmann, der über die mir verursachte Freude vergnügt und mit dem Befehl des Schiffes beschäftigt war, ebenfalls die Güte, sich mit meinem vorgegebenen Schiffbruch abspeisen zu lassen. Ich bot ihm einige meiner Edelsteine an; er wollte sie aber nicht annehmen.

»Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei, unter andern bei der Insel Racous (Schelleninsel,) welche, bei regelmäßigem Winde, zehn Tagereisen von der Insel Serendyb [18]) und sechs von der Insel Kela entfernt ist, an welcher letzteren wir landeten [19]). Man findet daselbst Bleigruben, Indianische Röhre und treffliches Kampfer.

»Der König der Insel Kela ist sehr reich, sehr mächtig und seine Gewalt erstreckt sich über die ganze Schelleninsel, welche zwei Tagereisen im Umfang hat und deren Einwohner noch so barbarisch sind, daß sie Menschenfleisch fressen. Nachdem wir auf dieser Insel große Handelsgeschäfte gemacht hatten, gingen wir wieder unter Segel und landeten an mehreren anderen Häfen. Endlich langte ich mit unermeßlichen Reichthümern, deren nähere Schilderung unnütz wäre, glücklich in Bagdad an. Um Gott für die mir erwiesenen Gnaden zu danken, vertheilte ich große Almosen, sowohl zum Un-

terhalt mehrer Moscheen, als auch vieler Armen, und widmete mich ganz und gar meinen Verwandten und Freunden, indem ich mit ihnen gut tafelte und mich ergetzte.«

Sindbad beendigte hier die Erzählung seiner vierten Reise, welche bei seinen Zuhörern noch mehr Bewunderung erregte, als die drei vorhergegangenen. Er machte dem Hindbad ein neues Geschenk von hundert Zechinen, und lud ihn, gleich den andern, ein, am folgenden Tage zu derselben Stunde wieder zum Mittagmahl zu ihm zu kommen, um den Bericht von seiner fünften Reise zu hören. Hindbad und die andern Gäste beurlaubten sich und gingen nach Hause.

Als sie am anderen Tage alle beisammen waren, setzten sie sich zu Tische, und am Ende des Mahles, welches nicht länger als die früheren dauerte, fing Sindbad auf folgende Weise die Erzählung seiner fünften Reise an:

Fünfte Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln.

»Noch, — sagte er, hatten die Vergnügungen Reize genug für mich, um aus meinem Gedächtniß alle erlittenen Beschwerden und Uebel auszulöschen, ohne mir die Lust zu neuen Reisen zu benehmen; ich kaufte demnach Waaren ein, ließ sie einpacken und auf Wagen laden, und reiste nach dem nächsten Seehafen. Dort nahm ich mir die Zeit, um nicht von einem Schiffshauptmann abzuhangen und um ein Fahrzeug ganz zu meinem Befehle zu haben, mir eins auf meine Kosten bauen und ausrüsten zu lassen. Sobald es vollendet war, ließ ich es beladen, schiffte mich darauf ein, und da mein Vorrath von Waaren zu einer vollständigen Ladung nicht hinreichte, so nahm ich Kaufleute von verschiedenen Völkern mit ihren Waaren an Bord.

»Wir gingen bei dem ersten guten Winde unter Segel und suchten das Weite. Der erste Ort, woselbst wir nach einer langen Fahrt landeten,

war eine wüste Insel, auf welcher wir das Ei eines Rochs, von derselben Größe, wie das bereits erwähnte, fanden. Es enthielt einen kleinen Roch, der eben auskriechen wollte und dessen Schnabel bereits zum Vorschein kam.«

Sieben und achtzigste Nacht.

»Die Kaufleute, die sich mit mir eingeschifft hatten und mit mir ans Land gestiegen waren, zerschlugen das Ei mit starken Axtschlägen und machten eine Oeffnung, aus welcher sie den kleinen Roch stückweise herausholten und braten ließen. Ich hatte sie ernstlich gewarnt, das Ei nicht anzurühren; aber sie wollten mich nicht hören. Kaum hatten sie ihr Mahl beendet, als in der Luft, ziemlich fern von uns, zwei dicke Wolken erschienen. Der Hauptmann, den ich zur Leitung meines Schiffes in Sold genommen hatte, wußte aus Erfahrung, was die Wolken zu bedeuten hätten, verkündete, daß es die Aeltern des kleinen Rochs wären und drang in uns, uns auf das schnellste wieder einzuschiffen, um das Unglück, welches er vorher sah, zu vermeiden. Wir beeiferten uns, seinem Rathe zu folgen, und gingen eilig unter Segel.

»Inzwischen nahten sich die beiden Roche und stießen ein schreckliches Geschrei aus, als sie sahen, daß das Ei zerbrochen und ihr Junges nicht mehr darin war. Sie flogen, in der Absicht sich zu rächen, wieder nach der Seite, von welcher sie hergekommen waren, und verschwanden uns auf einige Zeit, während wir mit vollen Segeln

uns zu entfernen und das, was nicht ausblieb, zu vermeiden strebten.«

»Sie kamen zurück, und wir bemerkten, daß jedes von ihnen in seinen Klauen ein Felsstück von ungeheurer Größe hielt. Als sie gerade über meinem Schiffe waren, hielten sie still, und in der Luft schwebend, ließ eines von ihnen sein Felsstück fallen; aber durch die Geschicklichkeit des Steuermannes, der das Schiff durch eine Wendung des Steuerruders ablenkte, fiel es seitwärts ins Meer, welches sich auf eine Weise öffnete, daß wir fast bis auf seinen Grund sahen; aber der andere Vogel ließ sein Felsstück so genau auf die Mitte des Schiffes fallen, daß es in tausend Stücke zerschmettert wurde. Die Matrosen und die Reisenden wurden alle todt geschlagen, oder ins Meer versenkt. Auch ich sank unter, als ich aber wieder übers Wasser kam, hatte ich das Glück ein Stück des Wrackes zu ergreifen. Indem ich nun bald mit der einen, bald mit der andern Hand ruderte, ohne das, woran ich mich hielt, loszulassen, gelangte ich endlich, bei günstigem Strom und Wind, an eine Insel mit sehr steilem Ufer. Ich überstieg jedoch diese Schwierigkeit und rettete mich.

»Ich setzte mich in das Gras, um mich ein wenig von meiner Ermüdung auszuruhen, stand sodann auf und ging landeinwärts, um das Land zu erkunden. Es kam mir vor, als ob ich in einem köstlichen Garten wäre; überall sah ich Bäume, theils mit reifen, theils mit unreifen Früchten belastet, und Bäche von süßem, klarem Wasser, die sich angenehm schlängelten. Ich

aß von den Früchten, die mir trefflich' mundeten, und trank von dem Waſſer, das mich zum Trinken einlud.

»Als es Nacht geworden war, legte ich mich an einer ziemlich bequemen Stelle ins Gras; aber ich ſchlief keine ganze Stunde und mein Schlaf wurde oft durch den Schreck unterbrochen, mich an einem ſo einſamen Orte allein zu ſehen. So brachte ich den größten Theil der Nacht damit zu, mich auf das heftigſte zu betrüben und mir die Thorheit vorzuwerfen, nicht lieber daheim geblieben zu ſeyn, als dieſe letzte Reiſe unternommen zu haben. Dieſe Betrachtungen brachten mich ſo weit, daß ich einen Anſchlag gegen mein eigenes Leben machte: aber das Tageslicht zerſtreute meine Verzweiflung. Ich ſtand auf und ging, nicht ohne einige Furcht, unter den Bäumen umher.

»Nachdem ich wieder ein Weilchen landeinwärts gegangen war, gewahrte ich einen Greis, der mir ſehr gebrechlich ſchien. Er ſaß am Ufer eines Baches, und meine erſte Vermuthung war, daß er, gleich mir Schiffbruch gelitten hätte. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, worauf er bloß mit dem Kopfe nickte. Ich fragte ihn, was er dort machte; aber anſtatt mir zu antworten, machte er mir bloß ein Zeichen, daß ich ihn auf meine Schulter laden und durch den Bach tragen ſollte, in der Abſicht, — wie er mir zu verſtehen gab, — Früchte zu pflücken.

»Da ich glaubte, daß er dieſer meiner Dienſtleiſtung bedürfte, ſo lud ich ihn auf meinen Rücken und trug ihn durch den Bach. »Steigt her-

ab,« — sagte ich hierauf, indem ich mich bückte ihm auf die Erde zu helfen. Statt sich aber auf diese niederzulassen, (ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke), schlang dieser Greis, den ich für so hinfällig gehalten hatte, seine Beine, — deren Haut, wie ich bemerkte, der einer Kuh glich — mit Leichtigkeit um meinen Hals, setzte sich rittlings auf meine Schultern und preßte mir die Gurgel so heftig zusammen, als wollte er mich erdrosseln. In diesem Augenblick ergriff mich ein so heftiger Schreck, daß ich in Ohnmacht fiel...«

Acht und achtzigste Nacht.

»Ungeachtet meiner Ohnmacht,« sagte Sindbad, »blieb der lästige Greis fortwährend fest auf meinem Halse und streckte bloß die Beine ein wenig aus, um mich wieder zu mir selber kommen zu lassen. Als ich mich wieder erholt hatte, stemmte er einen seiner Füße heftig gegen meinen Magen, und mich mit dem andern stark in die Seite schlagend, zwang er mich wider Willen zum Aufstehen. Als ich nun aufgestanden war, mußte ich unter den Bäumen umhergehen und dann und wann anhalten, damit er Früchte, die wir fanden, brechen und verzehren konnte. Er ließ den ganzen Tag über nicht locker [20]), und als ich mich in der Nacht ausruhen wollte, streckte er sich, meinen Hals fortwährend umschlossen haltend, mit mir auf die Erde. Jeden Morgen stieß er mich, um mich zu erwecken, und nöthigte mich sodann, indem er

mich mit seinen Füßen drückte, zum Aufstehen und Gehen. Stellt euch, ihr Herren, die Beschwerlichkeit einer solchen Last vor, von der ich mich nicht loszumachen vermochte.

»Eines Tages, als ich auf meinem Wege einige trockne Flaschenkürbisse fand, die von einem Baume, der welche trug, herabgefallen waren, nahm ich einen ziemlich großen, und nachdem ich ihn wohl gereinigt hatte, drückte ich den Saft mehrerer Weintrauben hinein, die auf der Insel im Ueberflusse wuchsen und die wir auf jedem Schritte fanden. Als ich nun den Kürbis damit angefüllt hatte, legte ich ihn an eine Stelle, an welche, durch meine List dahin gebracht, mich der Greis einige Tage nachher leiten mußte. Dort nahm ich den Kürbis, setzte ihn an meinen Mund und trank von einem vortrefflichen Weine, der mich auf einige Zeit den auf mir lastenden tödtlichen Verdruß vergessen ließ. Dies gab mir Kraft, und ich wurde dadurch sogar so lustig, daß ich im Gehen zu singen und zu springen begann.

»Der Greis, der die Wirkung bemerkte, welche das Getränk auf mich gemacht hatte, und fühlte, daß ich ihn viel leichter als gewöhnlich trug, machte mir ein Zeichen, daß ich ihm zu trinken geben sollte; ich reichte ihm den Flaschenkürbis, er nahm ihn, und da der Saft ihm gut schmeckte, so trank er ihn aus, bis auf den letzten Tropfen. Es war genug, um ihn zu berauschen; auch berauschte er sich wirklich, und da ihm der Weindunst schnell in den Kopf stieg, so fing er an auf seine Weise zu singen und sich auf meinen Schul-

tern hin und her zu bewegen. Die Erschütterungen, die er dadurch veranlaßte, machten, daß er das Genossene wieder von sich gab, und seine Beine erschlafften nach und nach, so daß ich, bemerkend, daß er mich nicht mehr drückte, ihn auf die Erde warf, wo er bewegungslos liegen blieb. Ich nahm nun einen sehr großen Stein und zerschmetterte ihm den Kopf damit.

»Ich empfand eine sehr große Freude darüber, mich auf immer von diesem vermaledeiten Greise befreit zu haben, und ich ging an das Meeresufer, woselbst ich Leute aus einem Schiffe fand, welches dort geankert hatte, um frisches Wasser und einige Erfrischungen einzunehmen. Sie waren sehr erstaunt mich zu sehen, und die näheren Umstände meines Abenteuers zu hören. »Ihr waret,« — sagten sie — »dem Alten des Meeres in die Hände gefallen, und ihr seyd der erste, den er nicht erdrosselt hat; niemals hat er die, deren er sich bemächtigt hatte, eher losgelassen, als bis sie von ihm erstickt worden waren; er hat diese Insel durch die Menge der von ihm getödteten Personen berüchtigt gemacht, und die Matrosen und Kaufleute, welche hier landeten, wagten sich nur in zahlreicher Gesellschaft landeinwärts.

»Sie führten mich hierauf in ihr Schiff, dessen Hauptmann sich ein Vergnügen daraus machte, mich aufzunehmen, nachdem er erfahren hatte, was mir begegnet war. Er ging unter Segel, und nach einer Fahrt von einigen Tagen, landeten wir im Hafen einer großen Stadt.

»Einer der auf dem Schiffe befindlichen Kauf-

leute, der mich lieb gewonnen, nöthigte mich ihn zu begleiten, und führte mich in eine zum Aufenthalte der fremden Kaufleute dienende Wohnung. Er gab mir einen großen Sack, und nachdem er mich einigen, gleich mir mit einem Sacke versehenen, Leuten aus der Stadt empfohlen und sie gebeten hatte, mich mitzunehmen, um Kokusnüsse zu sammeln, sagte er zu mir: »Geht, folgt ihnen, macht ihnen nach, was ihr sie machen seht, und entfernt euch nicht von ihnen; denn ihr würdet euer Leben in Gefahr bringen.« Er versah mich mit Lebensmitteln für den Tag, und ich ging mit den Leuten.

»Wir gelangten in einen Wald, der aus sehr hohen und sehr geraden Bäumen bestand, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, bis zu den Zweigen, an welchen die Früchte hingen, hinaufzuklettern. Alle diese Bäume waren Kokusbäume, deren Früchte wir abschlagen wollten, um damit unsere Säcke anzufüllen. Als wir in den Wald traten, sahen wir eine Menge großer und kleiner Affen, welche bei unserm Anblicke die Flucht vor uns ergriffen und mit erstaunlicher Behendigkeit bis auf die Gipfel der Bäume kletterten ....«

Neun und achtzigste Nacht.

»Die Kaufleute, mit welchen ich im Walde war, — fuhr Sindbad fort, — rafften Steine auf und warfen sie aus Leibeskräften nach den auf den Gipfeln der Bäume befindlichen Affen. Ich folgte ihrem Beispiele, und sah, daß die

Affen, von unserer Absicht unterrichtet, eifrig Kokusnüsse pflückten, und sie uns mit zornigen und erbitterten Geberden zuwarfen. Wir sammelten die Nüsse, und warfen von Zeit zu Zeit Steine, um die Affen zu reizen. Durch diese List füllten wir unsere Säcke mit jener Frucht, zu der wir auf andere Weise unmöglich gelangen konnten.

»Wir kehrten nun mit vollen Säcken in die Stadt zurück, woselbst der Kaufmann, der mich in den Wald geschickt hatte, mir den Werth der in meinem Sacke mitgebrachten Kokusnüsse bezahlte.

»Fahrt fort, — sagte er zu mir, — täglich dasselbe zu thun, bis ihr genug habt, um heimkehren zu können. Ich dankte ihm für seinen guten Rath, und brachte unmerklich einen solchen Haufen von Kokusnüssen zusammen, daß die dafür erhaltene Summe sehr beträchtlich war.

»Das Schiff, welches mich mitgebracht hatte, war mit den Kaufleuten und den von diesen erkauften Kokusnüssen abgesegelt. Ich wartete, bis ein anderes zu gleicher Ladung bestimmtes in den Hafen der Stadt laudete. Ich ließ alle mir gehörigen Kokusnüsse darauf einschiffen, und als alles zur Abreise bereit war, nahm ich Abschied von dem Kaufmanne, dem ich so viele Verpflichtungen schuldig war. Er konnte nicht mit reisen, weil er seine Geschäfte noch nicht beendigt hatte.

»Wir gingen unter Segel, und nahmen unsern Weg nach der Insel, auf welcher Pfeffer im größten Ueberflusse wächst. Von dort schiff-

ten wir nach der Halbinsel Komari [31]), welche die beste Art von Aloeholz trägt und deren Einwohner sich das unverletzliche Gesetz auferlegt haben, keinen Wein zu trinken, noch irgend eine Art von Ausschweifung zu dulden. Ich vertauschte auf beiden Inseln meine Kokusnüsse gegen Pfeffer und Aloeholz, und begab mich mit andern Kaufleuten auf die Perlenfischerei, zu welchem Behuf ich auf meine Kosten Taucher in Sold nahm. Sie fischten eine Menge sehr großer und schöner Perlen. Freudig ging ich wieder in See mit einem Schiffe, welches glücklich in Balsora anlangte. Von dort kehrte ich nach Bagdad zurück, woselbst ich aus den mitgebrachten Waaren, dem Aloeholz, dem Pfeffer und den Perlen, sehr große Summen löste. Ich vertheilte, wie nach der Heimkehr von meinen andern Reisen, den zehnten Theil meines Gewinnes als Almosen, und suchte mich in allen Arten von Ergetzlichkeiten, von meinen Beschwerden zu erholen.«

Nach diesen Worten ließ Sindbad dem Hindbad hundert Zeckinen geben, und dieser entfernte sich mit den andern Gästen. Am folgenden Tage fand sich dieselbe Gesellschaft wieder bei dem reichen Sindbad ein, der, nachdem er sie, wie an den vorhergegangenen Tagen, bewirthet hatte, ihnen seine sechste Reise erzählte.

Sechste Reise

Sindbad's, des Seefahrers, nach Ceylon.

»Meine Herren, — sagte er, — ihr seyd ohne Zweifel begierig zu wissen, wie ich mich, nach fünf erlittenen Schiffbrüchen und so vielen anderen ausgestandenen Gefahren, nochmals entschließen konnte, das Glück zu versuchen und mich neuen Unfällen auszusetzen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, erstaune ich selbst, und es mußte unstreitig mein Gestirn seyn, das mich antrieb. Wie dem auch sey, nach Verlauf eines in Ruhe verlebten Jahres, bereitete ich mich zu einer sechsten Reise, ungeachtet der Bitten meiner Verwandten und Freunde, die ihr Möglichstes thaten um mich zurückzuhalten.

»Statt meinen Weg durch den Persischen Meerbusen zu nehmen, durchreiste ich nochmals mehrere Provinzen Persiens und Indiens, und gelangte an einen Seehafen, in welchem ich mich auf einem guten Fahrzeuge einschiffte, dessen Hauptmann entschlossen war eine lange Seereise zu machen. Sie war in der That sehr lang, aber zugleich so unglücklich, daß der Hauptmann und der Steuermann den Weg ganz und gar verlo-

ren, und nicht mehr wußten, wo wir waren. Endlich fanden sie sich wieder zurecht, aber wir Reisende hatten gar keine Ursache uns darüber zu freuen, und waren nicht wenig erstaunt, als wir eines Tages den Hauptmann mit großem Geschrei seinen Posten verlassen sahen. Er warf seinen Turban auf die Erde, riß sich den Bart aus und schlug sich vor den Kopf, wie ein Mensch, dem die Verzweiflung den Verstand verwirrt hat. Wir fragten ihn, worüber er sich so betrübte. »Ich verkünde euch, — erwiederte er, — daß wir uns an der gefährlichsten Stelle des ganzen Meeres befinden. Eine sehr schnelle Strömung reißt das Schiff mit sich fort, und in weniger als einer Viertelstunde werden wir alle umkommen. Bittet Gott, daß er uns aus dieser Gefahr befreie. Wenn er sich unser nicht erbarmt, können wir ihr nicht entrinnen.« Nach diesen Worten befahl er die Segel einzuziehen; aber das Tauwerk zerriß bei dieser Arbeit, und das Fahrzeug wurde, ohne, daß es möglich war dem abzuhelfen, von der Strömung an den Fuß eines unersteiglichen Berges getrieben, wo es scheiterte, jedoch so, daß wir nicht nur unsere Personen, sondern auch unsere Lebensmittel und unsere kostbarsten Waaren retteten.

»Als dies geschehen war, sagte der Hauptmann: »Gott hat gethan, was ihm gefiel. Wir können uns hier ein jeder sein Grab graben, und uns das letzte Lebewohl sagen; denn wir sind an einem so unheilbringenden Orte, daß niemand von den früher hieher Verschlagenen bis jetzt davon gekommen ist.« Diese Worte versetzten uns

alle in eine tödtliche Betrübniß, wir umarmten uns einer den andern mit thränenden Augen und beweinten unser unglückliches Geschick.

»Der Berg, an dessen Fuße wir uns befanden, machte die Küste einer sehr langen und sehr ausgedehnten Insel aus. Diese Küste war ganz mit den Trümmern gescheiterter Schiffe und mit einer unzähligen Menge von Gebeinen bedeckt, die man von Raum zu Raum erblickte, die uns Schandern erregten und uns bezeugten, daß hier viele Menschen umgekommen wären. Ganz unglaublich war auch die Menge von Waaren und Reichthümern, die sich auf allen Seiten unsern Augen darboten. Alle diese Dinge dienten nur dazu unsere Betrübniß zu vermehren. Statt daß anderswo überall die Flüsse aus ihrem Bette ins Meer fließen, strömt hier im Gegentheil ein großer Fluß von süßem Wasser von der Küste landeinwärts durch eine dunkle Grotte, deren Oeffnung sehr hoch und breit ist. Es ist sehr bemerkenswerth, daß hier alles Gestein des Berges aus Kristall, Rubinen oder anderen Edelsteinen besteht [22]). Man sieht daselbst auch die Quelle einer Art von Pech oder Erdharz, welches ins Meer fließt [23]) und von den Fischen verschlungen wird, die es dann als grauen Ambra wieder von sich geben, den die Wellen an das flache sandige Ufer werfen, das ganz damit bedeckt ist. Es wachsen auch Bäume dort, größtentheils Aloe, die denen von Komari nichts nachgeben.

»Um die Beschreibung dieses Ortes zu beenden, den man einen Abgrund nennen kann,

weil keine Rückkehr aus ihm Statt findet, so sollt ihr wissen, daß es den Schiffen nicht möglich ist sich von ihm zu entfernen, sobald sie sich ihm auf einen gewissen Grad genähert haben. Werden sie durch einen Seewind hingetrieben, so bringt der Wind und die Strömung ihnen Verderben; und wenn sie sich beim Wehen eines Landwindes dort befinden, was ihre Entfernung begünstigen könnte, so hält ihn die Höhe des Berges ab und verursacht eine Windstille, welche der Strömung ihre Gewalt läßt, die sie dann gegen die Küste treibt, wo sie gleich dem unsrigen scheitern. Zur Vermehrung des Mißgeschicks ist es nicht möglich den Gipfel des Berges zu ersteigen und sich irgend wohin zu retten.

»Wir blieben am Ufer, wie Leute, die den Verstand verloren haben, und erwarteten den Tod von Tage zu Tage. Unsere Lebensmittel hatten wir zu gleichen Theilen vertheilt, und so lebte jeder, nach Maaßgabe seiner körperlichen Beschaffenheit und des Gebrauches, den er von seinem Vorrathe machte, längere oder kürzere Zeit, als die andern.«

Neunzigste Nacht.

»Die, welche zuerst starben, wurden von den andern begraben. Was mich betraf, so erwies ich allen meinen Gefährten die letzte Ehre: und darüber dürft ihr euch nicht wundern; denn außer dem, daß ich den mir zugetheilten Vorrath besser zu Rathe hielt, als jene, so hatte ich auch noch einen besonderen für mich allein, und ich hatte

mich wohl gehütet meinen Gefährten etwas davon mitzutheilen. Als ich jedoch den letzten begrub, so blieben mir so wenig Lebensmittel übrig, daß ich wohl sah, es würde bald mit mir zu Ende gehen, so daß ich mir mein Grab grub, entschlossen, mich hinein zu werfen, da niemand übrig blieb, um mich zu begraben. Indem ich mich mit dieser Arbeit beschäftigte, konnte ich mich, — ich will es euch gestehen, — nicht erwehren, mir vorzustellen, daß ich an meinem Verderben Schuld war, und zu bereuen, daß ich diese letzte Reise unternommen hatte. Ich ließ es nicht bei Betrachtungen, ich zerfleischte mir die Hände mit meinen Zähnen, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Tod beschleunigte.

»Aber Gott hatte noch Erbarmen mit mir und flößte mir den Gedanken ein, bis zu dem Flusse zu gehen, der sich unter der Höhlenwölbung verlor. Nachdem ich dort den Fluß mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte ich zu mir selbst: »Dieser Fluß, der sich auf solche Art unter der Erde verbirgt, muß irgendwo wieder zum Vorscheine kommen; wenn ich nun ein Floß baue und mich sodann auf diesem der Strömung des Flusses überlasse, werde ich in ein bewohntes Land gelangen, oder umkommen: komme ich um, so habe ich nur die Todesart verändert; gelingt es mir im Gegentheil, aus diesem Unglücksorte zu entkommen, so werde ich das traurige Geschick meiner Gefährten vermeiden, ja, vielleicht eine neue Gelegenheit finden, mich zu bereichern. Wer weiß, ob nicht das Glück mich am Ausgange dieser abscheulichen

Klippe erwartet, um mich für meinen Schiffbruch mit Wucher zu entschädigen.

»Ich zögerte nicht, nach dieser Selbstberathung, an dem Flosse zu arbeiten; ich verfertigte es aus tüchtigen Stücken Holz und dicken Ankertauen, an welchen es zur Auswahl nicht fehlte. Ich band das Holz so fest zusammen, daß daraus ein kleines, ganz haltbares Fahrzeug wurde. Als es vollendet war, belud ich es mit einigen Ballen von Rubinen, Smaragden, grauem Ambra, Felskristall und kostbaren Stoffen. Als ich alle diese Sachen ins Gleichgewicht gestellt und wohl befestigt hatte, begab ich mich auf das Floß, mit zwei kleinen Rudern, die ich zu verfertigen nicht vergessen hatte, und überließ mich dem Laufe des Flusses und dem Willen Gottes.

»Sobald ich unter der Wölbung war, sah ich kein Licht mehr, und der Wasserstrom riß mich fort, ohne daß ich wußte wohin. Ich schwamm einige Tage in dieser Dunkelheit, ohne jemals auch nur den geringsten Lichtstrahl zu erblicken. Ich fand einmal die Wölbung so niedrig, daß sie mir beinahe den Kopf verletzt hätte; was mich für die Vermeidung einer ähnlichen Gefahr sehr aufmerksam machte. Während dieser Fahrt aß ich von den mir übrig gebliebenen Lebensmitteln nur so viel, als zur Fristung meines Lebens unumgänglich nöthig war. Aber, wie mäßig ich auch lebte, mein Vorrath wurde doch aufgezehrt. Es bemächtigte sich nun meiner Sinne, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, ein süßer Schlaf. Ich kann euch nicht sagen, ob ich lange schlief; aber als ich erwachte, sah ich mich in einer wei-

ten Landschaft, am Ufer eines Flusses, an welches mein Floß festgebunden war, und mitten unter einer großen Menge Schwarzer. Sobald ich sie erblickte, stand ich auf und grüßte sie. Sie sprachen zu mir; aber ich verstand ihre Sprache nicht.

»In diesem Augenblicke war ich vor Freuden so außer mir, daß ich nicht wußte, ob ich mich für wachend halten sollte. Ueberzeugt, daß ich nicht schlief, sagte ich mir folgende Arabische Verse vor:

»Rufe die Allmacht an; sie wird dir zu Hülfe kommen; es ist unnütz, dich um anderes zu kümmern. Schließe das Auge und während du schläfst, wird Gott dein Geschick vom Bösen zum Guten wenden!«

Da mich einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, so sprechen hörte, trat er vor und nahm das Wort: »Mein Bruder, sagte er, seyd nicht erstaunt uns zu sehen; wir bewohnen die Landschaft, die ihr seht, und wir sind heute hieher gekommen, um mit dem Wasser dieses aus dem benachbarten Berge kommenden Flusses unsere Felder zu bewässern, indem wir es durch kleine Kanäle ableiten [24]). Wir bemerkten, daß auf dem Wasser etwas herbeischwämme; wir liefen schnell hinzu, um zu sehen, was es wäre, und sobald wir erkannten, daß es ein Floß war, warf sich einer von uns in den Fluß, schwamm dem Floß entgegen und holte es herbei. Wir hielten es an, banden es fest, wie ihr seht, und erwarteten euer Erwachen. Wir bitten euch, uns eure Geschichte zu erzählen, die sehr außerordent-

lich seyn muß. Sagt uns, wie ihr euch auf dieses Wasser gewagt habt und woher ihr kommt.« — Ich bat sie vor Allem mir zu essen zu geben und versprach ihnen, daß ich sodann ihre Neugier befriedigen würde.

»Sie setzten mir mancherlei Speisen vor, und als mein Hunger gestillt war, erstattete ich ihnen einen getreuen Bericht von allem, was mir begegnet war, und sie schienen mir mit Bewunderung zuzuhören. Als ich meine Erzählung beendet hatte, sagten sie zu mir, durch den Mund des Dollmetschers, der ihnen meinen Bericht übersetzt hatte: »Das ist eine der erstaunlichsten Geschichten. Ihr selbst müßt sie dem König erzählen; die Sache ist zu außerordentlich, um ihm von einem andern, als von dem, dem sie selbst begegnet ist, berichtet zu werden.« Ich erwiederte ihnen, daß ich bereit wäre, ihren Wunsch zu erfüllen.

»Die Schwarzen schickten sogleich nach einem Pferde, welches auch bald darauf gebracht wurde. Sie ließen mich aufsteigen, und während ein Theil von ihnen vor mir herging, um mir den Weg zu zeigen, ladeten die anderen, stärksten, das Floß mit allen darauf befindlichen Ballen auf ihre Schultern und folgten mir.

Ein und neunzigste Nacht.

»Wir begaben uns insgesammt nach der Stadt Serendyb [25]; denn auf dieser Insel befand ich mich. Die Schwarzen stellten mich ihrem Könige vor. Ich nahte mich dem Thron, auf welchem

er saß, und grüßte ihn, wie man die Indischen Könige zu grüßen pflegt, das heißt, ich warf mich zu seinen Füßen und küßte die Erde. Der Fürst gebot mir aufzustehen, und hieß mich auf sehr verbindliche Weise näher kommen und neben ihm Platz nehmen. Er fragte zuerst nach meinem Namen; ich antwortete ihm, daß ich Sindbad hieße, wegen der vielen Seereisen, die ich gemacht hätte, den Beinahmen der Seefahrer führte, und daß ich ein Einwohner der Stadt Bagdad wäre. »Aber — versetzte er, — wie und auf welchem Wege seyd ihr in meine Staaten gekommen?«

»Ich verschwieg dem Könige nichts, sondern erzählte ihm alles, was ich euch erzählt habe, und er war darüber so erstaunt und erfreut, daß er mein Abenteuer mit goldnen Buchstaben aufzuschreiben und die Schrift in den Archiven seines Königreichs aufzubewahren befahl. Hierauf wurde das Floß herbeigebracht und die Ballen wurden in seiner Gegenwart geöffnet. Er bewunderte die Menge des Aloeholzes und des grauen Ambra's, aber vorzüglich die Rubinen und Smaragden; denn er hatte in seinem Schatze keine ähnliche.

»Da ich bemerkte, daß er meine Edelsteine mit Vergnügen beschaute und die seltensten der Reihe nach genau betrachtete, so warf ich mich vor ihm nieder und war so frei ihm zu sagen: »Herr, nicht nur meine Person ist Euer Majestät zu Diensten, auch die Ladung des Flosses gehört Euch, und ich bitte darüber wie über ein Eigenthum zu schalten.« Er antwortete mir

lächelnd: »Sindbad, ich werde mich wohl hüten, Lust dazu zu hegen und euch das geringste von dem zu nehmen, was Gott euch gegeben hat. Weit entfernt eure Reichthümer zu vermindern, gedenk' ich sie noch zu vermehren, und ich will nicht, daß ihr meine Staaten verlaßt, ohne Zeichen meiner Freigebigkeit mit euch zu nehmen.« Meine Antwort auf diese Worte beschränkte sich darauf, Wünsche für das Wohl des Fürsten auszusprechen und seine Güte und Großmuth zu preisen. Er gab einem seiner Beamten den Auftrag, Sorge für mich zu tragen, und ließ Leute anstellen, die mich auf seine Kosten bedienen mußten. Dieser Beamte erfüllte die Befehle seines Herrn sehr getreulich, und ließ in die Wohnung, in welche er mich führte, alle Ballen bringen, mit welchen das Floß belastet war.

»Ich ging täglich zu gewissen Stunden zum Könige, um ihm meinen Hof zu machen, und wendete die übrige Zeit dazu an, die Stadt und was darin meiner Neugier am werthesten war, zu sehen.

»Die Insel Serendyb liegt gerade unter dem Aequator [26]), weshalb auf ihr Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch immer die gleiche Länge von zwölf Stunden haben. Sie ist achtzig Parasangen [27]) lang und eben so breit. Die Hauptstadt liegt am äußersten Ende eines schönen Thales, welches von einem Berge gebildet wird, der mitten auf der Insel gelegen und wohl der höchste auf der Erde ist [28]). Man sieht ihn in der That auf dem Meere in einer Entfernung von

drei Tagereisen. Man findet daselbst Rubinen, mehrere Gattungen von Mineralien, und alle Felsen bestehen größtentheils aus Schmergel, einem metallischen Steine, dessen man sich zum Schneiden der Edelsteine bedient. Auch gibt es dort alle Arten von seltenen Pflanzen und Bäumen, vorzüglich Cedern und Kokuspalmen. Längs des Ufers der Insel und in den Mündungen ihrer Flüsse fischt man Perlen, und einige ihrer Thäler liefern Diamanten. Ich machte auch eine Wallfahrt auf den Berg nach dem Orte, wohin Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verbannt wurde, und ich war so neugierig den Gipfel zu ersteigen.

»Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, bat ich den König um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mir auch auf eine sehr ehrenvolle und verbindliche Weise gab. Er zwang mich, ein reiches Geschenk aus seinem Schatz anzunehmen; und als ich mich bei ihm beurlaubte, gab er mir noch ein viel ansehnlicheres, und zugleich einen Brief an den Beherrscher der Gläubigen, unsern Chalifen Harun Arreschyd, unsern unumschränkten Gebieter, und sagte zu mir: »Ich bitte dich, dieses Geschenk und diesen Brief dem Chalifen Harun Arreschyd von meinetwegen zu übergeben und ihn meiner Freundschaft zu versichern.« Ehe ich mich einschiffte, ließ dieser Fürst den Schiffshauptmann und die Kaufleute, welche sich mit mir einschiffen sollten, zu sich holen und befahl ihnen, für mich alle erdenkliche Rücksichten zu haben.

»Der Brief des Königs von Ceylon, war auf die gelbliche Haut eines, wegen seiner Seltenheit sehr kostbaren, Thieres, geschrieben. Die Schriftzeichen dieses Briefes waren himmelblau, und er enthielt in Indischer Sprache Folgendes:

DER KÖNIG VON INDIEN, VON WELCHEM TAUSEND ELEPHANTEN EINHERGEHEN, WELCHER IN EINEM PALAST WOHNT, DESSEN DACH VON DEM GLANZE VON HUNDERTTAUSEND RUBINEN STRAHLT, UND DER IN SEINEM SCHATZE ZWANZIGTAUSEND DIAMANTENE KRONEN BESITZT, DEM CHALYFEN HARUN ARRESCHYD.

»Obgleich das Geschenk, welches wir Euch »senden, von keinem großen Werth ist, so mögt »Ihr es doch als Bruder und Freund annehmen, in Erwägung der Freundschaft, welche »wir für Euch in unserm Herzen hegen und von »welcher wir Euch mit Vergnügen einen Beweis »geben. Wir erbitten uns dasselbe Gefühl in dem »Eurigen, inmaaßen wir es zu verdienen glauben, da wir mit Euch von gleichem Range sind. »Wir beschwören Euch darum als Bruder. Lebt »wohl.«

»Das Geschenk bestand, erstens: in einem Gefäß, aus einem einzigen Rubin verfertigt und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fußes und von der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit sehr runden, zusammen eine halbe

Drachme schweren, Perlen besetzt, zweitens: in einer Schlangenhaut, welche Schuppen von der Größe eines gewöhnlichen Goldstücks hatte und die Eigenschaft besaß, die darauf Liegenden vor Krankheit zu bewahren; drittens: in funfzigtausend Drachmen des auserlesensten Aloeholzes, mit dreißig Gran Kampfer von der Größe einer Pistazie: und dies alles war endlich von einer entzückend schönen Sklavinn begleitet, deren Kleidungsstücke mit Edelsteinen bedeckt waren.

»Das Schiff ging unter Segel, und nach einer langen und glücklichen Fahrt, kamen wir in Balsora an, von wo ich mich nach Bagdad begab. Das erste, was ich nach meiner Ankunft that, war, daß ich mich des ertheilten Auftrages entledigte.«

Zwei und neunzigste Nacht.

»Ich nahm den Brief des Königs von Serendyb und ging, um mich an der Pforte des Beherrschers der Gläubigen zu zeigen, begleitet von der schönen Sklavinn und denjenigen Personen meiner Familie, welche die mir anvertrauten Geschenke trugen. Ich sagte, was mich herführte, und wurde sogleich vor den Thron des Chalyfen gebracht. Ich warf mich vor ihm nieder, und nach einer sehr gedrängten Anrede, übergab ich ihm den Brief und die Geschenke. Als er gelesen hatte, was ihm der König von Serendyb meldete, fragte er mich, ob dieser Fürst wirklich so reich und mächtig wäre, als

er es in seinem Briefe behauptete. Ich warf mich zum zweitenmale zur Erde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, erwiederte ich: »Beherrscher der Gläubigen, ich kann Euer Majestät nach eignem Zeugniß versichern, daß er seine Reichthümer und seine Größe nicht übertreibt. Nichts ist fähiger Bewunderung zu erregen, als die Pracht seines Palastes. Wenn dieser Fürst öffentlich erscheinen will, so wird ihm auf einem Elephanten ein Thron bereitet, worauf er sich setzt, und so in der Mitte zweier Reihen einherzieht, die aus seinen Ministern, seinen Günstlingen und andern Hofleuten bestehen. Vor ihm, auf demselben Elephanten, hält ein Beamter eine goldene Lanze in der Hand, und hinter dem Throne steht ein anderer, der eine goldne Säule trägt, auf deren Spitze ein Smaragd, ungefähr einen halben Fuß lang und einen Zoll dick, angebracht ist. Voran zieht eine Wache von tausend Mann, in Goldstoff und Seide gekleidet und auf reich geschirrten Elephanten reitend. So lange der Zug dauert, ruft der Beamte, der vor dem König auf dem Elephanten sitzt, von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme:

»Dies ist der große Monarch, der mächtige »und furchtbare Herrscher von Indien, des»sen Palast mit hunderttausend Rubinen be»deckt ist, und welcher zwanzigtausend dia»mantene Kronen besitzt. Dies ist der gekrönte »Monarch, größer, als jemals der große »Sulymann und der große Maha-radjah »waren.«

»Wenn er diese Worte gerufen hat, ruft nun seinerseits der Beamte hinter dem Throne:

»Dieser so große und mächtige Monarch »muß sterben, muß sterben, muß sterben!«

Und nun ruft wieder der vordere Beamte:

»Preis und Ehre Dem, der da lebt und »nicht stirbt!«

Uebrigens ist der König von Serendyb so gerecht, daß es weder in seiner Hauptstadt, noch anderswo in seinen Staaten, Richter gibt: seine Völker bedürfen keiner; sie kennen und üben selbst die Gerechtigkeit und entfernen sich nie von ihrer Pflicht. Also sind Richterstühle und Gerichtspersonen unnütz bei ihnen.«

»Der Chalyf war mit meiner Rede sehr zufrieden. »Die Weisheit dieses Königs, — sagte er, — geht aus seinem Briefe hervor: und nach dem, was du mir eben gesagt hast, muß man gestehen, daß seine Weisheit seiner Völker und seine Völker seiner Weisheit würdig sind.« Nach diesen Worten entließ er mich mit einem reichen Geschenke . . . .«

Hier hörte Sindbad auf zu erzählen, und seine Zuhörer entfernten sich, nachdem Hindbad vorher hundert Zeckinen empfangen hatte. Sie kamen am folgenden Tage wieder zu Sindbad, der ihnen folgendermaaßen seine siebente und letzte Reise erzählte:

Siebente und letzte Reise Sindbad's, des Seefahrers.

»Nach der Rückkehr von meiner sechsten Reise, ließ ich gänzlich den Gedanken fahren, jemals noch eine zu unternehmen. Nächstdem, daß ich nun ein Alter erreicht hatte, welches nichts als Ruhe bedurfte, hatte ich mir selbst das Wort gegeben, mich nicht mehr den Gefahren auszusetzen, in die ich so oft gerathen war. Ich dachte also nur daran, den Ueberrest meines Lebens vergnüglich hinzubringen.

»Als ich nun eines Tages eine Anzahl Freunde bewirthete, kam einer meiner Leute, um mir zu sagen, daß ein Beamter des Chalyfen mich zu sprechen verlangte. Ich stand von Tische auf und ging ihm entgegen. »Der Chalyf, — sagte er zu mir, hat mich beauftragt, euch zu sagen, daß er euch zu sprechen verlangt.« Ich folgte dem Beamten in den Palast, und er führte mich vor den Fürsten, den ich grüßte, indem ich mich zu seinen Füßen warf. »Sindbad, — sagte er zu mir, — ich bedarf deiner, du mußt mir einen Dienst leisten und eine Antwort und Geschenke

von mir dem Könige von Serendyb bringen; es ist billig, daß ich seine mir erwiesene Höflichkeit erwiedere.«

»Der Befehl des Chalyfen war ein Donnerschlag für mich. »Beherrscher der Gläubigen, — sagte ich zu ihm, — ich bin bereit alle Befehle Euer Majestät zu befolgen; aber ich bitte Euch demüthigst, zu bedenken, daß ich durch die unglaublichen erlittenen Mühseligkeiten abgeschreckt bin. Ich habe sogar das Gelübde gethan, Bagdad nie zu verlassen.« Hiebei nahm ich Gelegenheit ihm einen langen Bericht über alle meine Abentener abzustatten, den er geduldig bis zu Ende hörte. Sobald ich aufgehört hatte zu erzählen, sagte er: »Das sind in der That sehr außerordentliche Begebenheiten; doch müssen sie dich nicht abhalten, mir zu Liebe die Reise zu machen, die ich dir vorschlage. Du sollst ja nur nach der Insel Serendyb reisen und dich meines Auftrages entledigen. Dann steht es bei dir, ohne Weiteres heimzukehren. Aber reisen mußt du; denn du fühlst wohl, daß es nicht schicklich und meiner würdig wäre, in der Schuld des Königs jener Insel zu bleiben.« Da ich sah, daß der Chalyf so auf seinem Willen bestand, so erklärte ich mich bereit, ihm zu gehorchen. Er freute sich sehr darüber, und ließ mir tausend Zeckinen zur Bestreitung der Reisekosten geben.

»Ich war in wenigen Tagen zur Abreise bereit, und sobald mir die Geschenke des Chalyfen nebst einem von seiner Hand geschriebenen Briefe übergeben worden waren, reiste ich ab, und nahm den Weg nach Balsora, woselbst ich mich

einschiffte. Meine Fahrt war sehr glücklich, und ich langte in Serendyb an. Ich theilte dort meinen Auftrag den höheren Staatsbeamten mit, und bat sie, mir ein baldiges Gehör zu verschaffen. Sie thaten es; man führte mich mit Ehrenbezeigungen in den Palast, und ich begrüßte den König, indem ich mich, dem Gebrauche gemäß, vor ihm niederwarf.

»Dieser Fürst erkannte mich sogleich, und bezeigte mir eine ganz besondere Freude, mich wiederzusehen. »Seyd willkommen, Sindbad,« — sagte er zu mir. — »Ich kann euch zuschwören, daß ich seit eurer Abreise sehr oft an euch gedacht habe. Ich segne diesen Tag, an dem wir uns nochmals sehen.« Ich dankte ihm für seine große Güte, überreichte ihm den Brief und das Geschenk des Chalyfen, und er nahm beides mit Zeichen großer Zufriedenheit im Empfang.

»Der Chalyf schickte ihm ein vollständiges, auf tausend Zeckinen geschätztes Bett von Goldstoff, funfzig Kleider von sehr reichem Zeuge, hundert andere von der feinsten Leinwand aus Kahiro, Alexandria, Suez und Kufa [29]), ein anderes karmosinrothes Bett, und noch ein drittes von anderer Art; ein mehr weites als tiefes Gefäß von Agat, einen Finger dick und mit einer, einen halben Fuß weiten Oeffnung, dessen Grund in erhabener Arbeit einen knieenden, Pfeil und Bogen in der Hand haltenden Mann darstellte, in Begriff auf einen Löwen zu schießen; und endlich eine große Tafel, die, der Sage nach, vom großen Salomo herstammen sollte. Der

Brief des Chalyfen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

GRUSZ IM NAMEN DES UNUMSCHRÄNKTEN FÜHRERS AUF DEM RECHTEN WEGE, DEM MÄCHTIGEN UND GLÜCKLICHEN SULTAN VON SEITEN DES ABDALLAH HARUN ARRESCHYD, DEN GOTT NACH SEINEN VORFAHREN GLÜCKLICHEN ANDENKENS AUF DEN EHRENPLATZ GESTELLT HAT.

»Wir haben Euren Brief mit Freuden empfangen und schicken Euch diesen, aus der Rathsversammlung unserer Pforte, dem Garten höherer Geister hervorgegangenen. Wir verhoffen, daß, wenn Ihr die Augen darauf werft, Ihr unsere gute Willensmeinung genehm halten werdet. Lebt wohl!«

»Der König von Serendyb freute sich sehr, daß der Chalyf die ihm bewiesene Freundschaft erwiederte. Einige Zeit nach dem mir gegönnten Gehör, bat ich um noch eins, um mich beurlauben zu können. Ich erhielt es endlich, und der König machte mir, indem er mich entließ, ein sehr bedeutendes Geschenk. Ich schiffte mich sogleich wieder ein, mit dem Vorsatze nach Bagdad zurückzukehren; aber ich war nicht so glücklich, so wie ich hoffte, dorthin zu gelangen, und Gott verhängte es anders.

»Drei oder vier Tage nach unserer Abfahrt

wurden wir von Seeräubern angefallen, die um so weniger Mühe hatten sich unseres Schiffes zu bemächtigen, da wir uns keineswegs im Vertheidigungszustande befanden. Einige von der Mannschaft wollten Widerstand leisten; aber es kostete ihnen das Leben; was mich und alle die übrigen betraf, die wir die Klugheit hatten, uns den Seeräubern nicht zu widersetzen, so wurden wir zu Sklaven gemacht.«

Drei und neunzigste Nacht.

»Nachdem die Seeräuber uns geplündert und uns schlechte Kleider statt der unsrigen gegeben hatten, brachten sie uns nach einer großen, sehr fernen Insel, woselbst sie uns verkauften.

»Ich fiel in die Hände eines reichen Kaufmanns, der mich, gleich nachdem er mich gekauft hatte, in seine Wohnung führte, in welcher er mir gut zu essen und einen Sklavenanzug gab. Einige Tage nachher, da er sich noch nicht recht erkundigt hatte, wer ich wäre, fragte er mich, ob ich kein Handwerk verstände. Ich antwortete ihm, ohne mich näher zu erkennen zu geben, daß ich meinem Gewerbe nach kein Handwerker, sondern ein Kaufmann wäre, und daß die Seeräuber, von welchen ich an ihn verkauft worden, mir alles genommen hätten. »Aber, — sagte er zu mir, — verstehst du dich nicht darauf mit dem Bogen zu schießen?« Ich erwiederte ihm, daß dies eine meiner Jugendübungen gewesen wäre, und daß ich es seitdem nicht vergessen hätte. Hierauf gab er mir einen Bogen

und Pfeile, und nachdem er mich hinter sich auf einen Elephanten hatte steigen lassen, ritten wir in einen sehr großen, einige Meilen von der Stadt entfernten Wald. Wir ritten tief in denselben hinein, und als er es für angemessen hielt, anzuhalten, befahl er mir abzusteigen. Hierauf zeigte er mir einen großen Baum. »Steig auf diesen Baum, — sagte er zu mir, — und schieß auf die vorüberziehenden Elephanten, deren es eine erstaunliche Menge in diesem Walde gibt. Sobald einer fällt, so benachrichtige mich davon.« Als er mir dies gesagt hatte, ließ er mir Lebensmittel zurück, nahm seinen Weg nach der Stadt, und ich blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Baum und auf der Lauer.

»Während dieser Zeit bemerkte ich keinen Elephanten; sobald aber die Sonne aufgegangen war, sah ich eine ganze Heerde kommen. Ich schoß mehrere Pfeile auf sie ab, und endlich fiel einer zur Erde. Die andern entfernten sich sogleich, und ließen mir die Freiheit zu meinem Herrn zu gehen, um ihn von meiner Jagd zu benachrichtigen. Zum Lohne für diese Nachricht bewirthete er mich mit einem guten Mahle, lobte meine Geschicklichkeit und liebkoste mich sehr. Hierauf gingen wir zusammen in den Wald, woselbst wir eine Grube machten, in welche wir den von mir getödteten Elephanten begruben. Mein Herr nahm sich vor, wiederzukommen, wenn das Thier in Fäulniß übergegangen seyn würde, und die Zähne aus der Erde zu nehmen, um sie zu verhandeln.

»Ich setzte diese Jagd zwei Monate hindurch

fort, und es verging kein Tag, an welchem ich nicht einen Elephanten tödtete. Ich lauerte nicht immer auf demselben Baume, sondern setzte mich bald auf den einen, bald auf den andern. Eines Morgens, als ich die Ankunft der Elephanten erwartete, war ich nicht wenig erstaunt, daß sie, statt wie gewöhnlich bei mir vorbei durch den Wald zu ziehen, anhielten und mit schrecklichem Geschrei und in so großer Zahl, daß die Erde von ihnen ganz bedeckt war und erzitterte, auf mich loskamen. Sie nahten sich dem Baume, welchen ich bestiegen hatte, und umringten ihn alle mit ausgestrecktem Rüssel und auf mich gerichteten Augen. Bei diesem erstaunlichen Schauspiele blieb ich unbeweglich und wurde von einem so tödtlichen Schrecken befallen, daß mir Bogen und Pfeile aus den Händen fielen.

»Meine Befürchtungen waren nur allzu gegründet. Nachdem die Elephanten mich eine Zeit lang aufmerksam betrachtet hatten, umfaßte einer der größten den unteren Theil des Baumes mit seinem Rüssel, und zwar so kräftig, daß er ihn entwurzelte und niederwarf. Ich fiel mit dem Baume; aber das Thier faßte mich mit seinem Rüssel und hob mich auf seinen Rücken, auf welchem ich mich mit dem umgehängten Köcher mehr todt als lebendig niedersetzte. Hierauf trug er mich an der Spitze aller anderen, ihm zuhauf folgenden, an einen Ort, den er, nachdem er mich auf die Erde gesetzt hatte, nebst allen mitgekommenen verließ. Stellt euch, wenn's möglich ist, meinen Zustand vor; ich glaubte zu schlafen, nicht zu wachen. Endlich, nachdem ich ei-

nige Zeit auf der Erde gelegen hatte und nun keinen Elephanten mehr sah, stand ich auf und bemerkte, daß ich mich auf einem ziemlich langen und breiten Hügel befand, der ganz mit Elephantenknochen und Elephantenzähnen bedeckt war. Ich gestehe euch, daß mich dieser Anblick zu einer Menge von Betrachtungen veranlaßte. Ich bewunderte den Instinkt dieser Thiere. Ich zweifelte nicht, daß dieß ihre Begräbnißstätte wäre, und daß sie mich nur dorthin gebracht hätten, um sie mir zu zeigen, damit ich aufhören möchte, sie zu verfolgen, was doch nur ihrer Zähne wegen geschähe. Ich verweilte nicht auf dem Hügel, sondern wendete meine Schritte zur Stadt, und nachdem ich einen Tag und eine Nacht hindurch gegangen war, langte ich bei meinem Herrn an. Da ich keinen Elephanten auf meinem Wege begegnete, so folgerte ich daraus, daß sie sich tiefer in den Wald hinein entfernt hätten, um mir den Weg zum Hügel frei zu lassen.

»Sobald mein Herr mich erblickte, rief er mir entgegen: »Ach armer Sindbad, ich war sehr bekümmert zu wissen, was aus dir geworden wäre. Ich bin im Walde gewesen, habe einen frisch entwurzelten Baum und Bogen und Pfeile auf der Erde gefunden, und nachdem ich dich vergebens aufgesucht hatte, verzweifelte ich, dich wieder zu finden. Erzähle mir, ich bitte dich, was dir begegnet ist und durch welchen Glücksfall du noch am Leben bist.« Ich befriedigte seine Neubegier. Am folgenden Tage gingen wir alle beide nach dem Hügel, und er überzeugte sich nun

mit großer Freude von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt hatte. Wir beladeten den Elephanten, auf dem wir gekommen waren, mit so vielen Zähnen, als er nur zu tragen vermochte, und als wir heimgekehrt waren, sagte mein Herr zu mir: »Mein Bruder, — denn ich will dich nach der Freude, welche du mir durch eine Entdeckung gemacht hast, die mich bereichern wird, nicht mehr Sklave nennen, — Gott überhäufe dich mit allen Arten von Glück und Gütern! Ich erkläre dir vor ihm, daß ich dir die Freiheit gebe. Ich hatte dir verheimlicht, was du nun erfahren sollst, das nämlich, daß die Elephanten in unserem Walde jedes Jahr eine große Menge von uns nach Elfenbein ausgesandter Sklaven tödten. Was wir ihnen auch für Rathschläge geben mögen, sie verlieren früher oder später ihr Leben durch die List dieser Thiere. Gott hat dich vor ihrer Wuth gerettet und dir allein diese Gnade widerfahren lassen. Es ist dies ein Beweis, daß er dich beschützt und daß er deiner noch auf Erden bedarf, um hienieden Gutes zu thun. Du verschaffst mir einen unglaublichen Vortheil; wir haben bis jetzt auf keine andre Weise Elfenbein erhalten können, als wenn wir das Leben unserer Sklaven aussetzten, und nun wird durch dich unsere ganze Stadt bereichert. Glaube nicht, daß ich dich durch die dir ertheilte Freiheit hinlänglich belohnt zu haben vermeine; ich werde diesem Geschenke noch andere bedeutende Gaben hinzufügen. Ich könnte die ganze Stadt dahin bringen, dein Glück zu machen; aber das ist ein Ruhm, den ich mir allein vorbehalte.«

»Ich erwiederte ihm auf diese freundlichen Worte: »Herr, Gott erhalte euch! Die Freiheit, die ihr mir wiedergeschenkt habt, reicht hin, um euch quit gegen mich zu machen, und ich verlange keine andere Belohnung für den Dienst, den ich so glücklich war, euch und eurer Stadt zu leisten, als die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückzukehren.« »Nun wohl, — sagte er, — der Mussón [30]) wird uns bald Schiffe zuführen, welche Elfenbein laden; ich werde dich dann mitsenden und dir Mittel verschaffen heimzureisen.« Ich dankte ihm aufs Neue für die mir so eben ertheilte Freiheit und seine guten Gesinnungen gegen mich. Ich blieb bei ihm, den Mussón erwartend, und während dieser Zeit machten wir so viele Reisen nach dem Hügel, daß wir seine Vorrathshäuser mit Elfenbein anfüllten. Alle andere damit handelnden Kaufleute der Stadt thaten dasselbe; denn die Sache blieb ihnen nicht lange verborgen.«

Vier und neunzigste Nacht.

»Die Schiffe langten endlich an, und nachdem mein Herr selbst dasjenige ausgewählt hatte, auf welchem ich heimsegeln sollte, so belud er es mit Elfenbein, zur Hälfte für meine Rechnung. Auch vergaß er nicht, mich mit dem nöthigen Mundvorrathe zu versorgen, und nöthigte mich überdem, Geschenke von großem Werth und merkwürdige Landesprodukte mitzunehmen. Nachdem ich ihm für alle mir erwie-

sene Wohlthaten bestmöglich gedankt hatte, schiffte ich mich ein; wir gingen unter Segel, und da das Abenteuer, welches mir die Freiheit verschafft hatte, ein sehr seltsames war, so blieb mein Geist immer davon erfüllt.

»Wir landeten auf einigen Inseln, um Erfrischungen einzunehmen. Da unser Schiff aus einem Hafen des Indischen Festlandes gekommen war, so stiegen wir auch daselbst ans Land, und um die Gefahren einer Seereise nach Balsora zu vermeiden, ließ ich das mir gehörige Elfenbein ausladen, entschlossen meine Reise zu Lande fortzusetzen. Ich löste aus meinem Elfenbein eine beträchtliche Summe Geldes, kaufte viele seltene Sachen, um damit Geschenke zu machen, und als mein Gepäck zur Abreise bereit war, gesellte ich mich zu einer Karawane von Kaufleuten. Ich blieb einige Zeit unterweges und hatte viel zu leiden; aber ich litt mit Geduld, weil ich die Betrachtung anstellte, daß ich weder Stürme, noch Seeräuber, noch Schlangen, noch alle andere erlittenen Gefahren zu befürchten hätte.

»Endlich endeten alle diese Beschwerlichkeiten; denn ich kam glücklich in Bagdad an. Ich machte alsbald dem Chalifen meine Aufwartung und stattete ihm von meiner Gesandtschaft Bericht ab. Dieser Fürst sagte mir, daß ihn zwar die lange Dauer meiner Reise beunruhigt hätte, daß ihm dabei aber doch immer die Hoffnung geblieben wäre, Gott würde mich nicht verlassen. Als ich nun das Abenteuer mit den Elephanten erzählt hatte, war er höchlich er-

staunt, und würde demselben keinen Glauben beigemessen haben, wenn ihm meine Wahrheitsliebe nicht bekannt gewesen wäre. Er fand diese Geschichte und die andern, die ich ihm erzählte, so merkwürdig, daß er einem seiner Schreiber den Auftrag gab, sie mit goldenen Buchstaben niederzuschreiben, um in seinem Schatz aufbewahrt zu werden. Ich begab mich, sehr zufrieden mit der Ehre, die er mir erwiesen, und mit den Geschenken, die er mir gemacht hatte, nach Hause, und lebte von nun an nur für meine Familie, meine Verwandten und meine Freunde.«

So endete Sindbad die Erzählung seiner siebenten und letzten Reise, und fügte, indem er sich an Hindbad wandte, hinzu: »Nun, mein Freund, hast du jemals von irgend einem Sterblichen gehört, der so viel gelitten hätte oder so bedrängenden Gefahren ausgesetzt gewesen wäre, als ich? Ist es nicht recht und billig, daß ich, nach so vielen Mühseligkeiten, ein angenehmes und ruhiges Leben genieße?« Als er diese Worte gesprochen hatte, näherte sich ihm Hindbad und sagte, indem er ihm die Hand küßte, zu ihm: »Es ist wahr, Herr, daß ihr schreckliche Gefahren überstanden habt und daß meine Beschwerden den eurigen nicht zu vergleichen sind. Wenn sie mich betrüben, so lange ich sie erleide, so tröste ich mich darüber durch den kleinen Vortheil, den ich daraus ziehe. Ihr verdient nicht nur ein ruhiges Leben, ihr seyd auch der Güter werth, die ihr besitzt, weil ihr einen so guten und großmüthigen Gebrauch davon macht.

Möchtet ihr bis zu eurer Todesstunde in Freuden leben!«

Sindbad ließ ihm wieder hundert Zechinen geben, nahm ihn in die Zahl seiner Freunde auf, sagte ihm, er sollte sein Gewerbe als Lastträger aufgeben und ferner zu ihm zum Essen kommen, und er würde Grund haben, sich sein ganzes Leben hindurch Sindbad's, des Seefahrers, zu erinnern.

Da Scheherasade sah, daß es noch nicht Tag war, so fuhr sie fort zu erzählen, und begann eine andere Geschichte.

Die drei Aepfel.

Herr, ich habe schon die Ehre gehabt, Euer Majestät von einem nächtlichen Ausgange des Chalyfen Harun Arreschyd aus seinem Palaste zu unterhalten, ich muß euch noch einen andern erzählen.

Eines Tages befahl dieser Fürst dem Groß-Wesyr Giafar sich in der folgenden Nacht im Palast einzufinden. »Wesyr, — sagte er zu ihm, — ich will einen Gang durch die Stadt machen, um zu erfahren, was man spricht, und besonders, ob man mit meinen richterlichen Beamten zufrieden ist. Gibt es deren, über welche man sich mit Recht beklagt, so wollen wir sie absetzen und andern, die ihre Pflicht besser erfüllen, ihre Stellen geben. Lobt man im Gegentheil welche, so werden wir auf diese alle Rücksichten nehmen, die sie verdienen.« Als nun der Groß-Wesyr sich zur bestimmten Stunde im Palast eingefunden hatte, verkleideten sich der Chalyf, er und Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, um nicht erkannt zu seyn, und gingen alle drei zusammen aus.

Sie gingen über mehrere Plätze und Märkte, und als sie in eine kleine Gasse kamen, sahen

sie beim Mondschein einen Mann von hohem Wuchs und mit einem weißen Barte, der Netze auf seinem Kopfe trug. Er hatte einen aus Palmblättern verfertigten Korb zum Zusammenlegen am Arm und einen Stock in der Hand. »Dieser Greis, — sagte der Chalyf, — scheint nicht reich zu seyn; wir wollen ihn anreden und über den Zustand seines Vermögens befragen.« »Guter Freund, — sagte der Chalyf, — wer bist du?« »Herr, — antwortete ihm der Greis, — ich bin ein Fischer, aber der ärmste und elendeste meines Gewerbes. Ich bin schon am Mittage fischen gegangen, habe aber von dieser Zeit an bis jetzt, auch nicht den kleinsten Fisch gefangen. Dabei habe ich nun eine Frau und kleine Kinder und nichts, um sie zu ernähren.«

»Der Chalyf sagte, von Mitleid gerührt, zu dem Fischer: »Würdest du den Muth haben, auf der Stelle umzukehren und deine Netze nur noch ein einziges Mal auszuwerfen? Wir wollen dir für das, was du fängst, hundert Zechinen geben.« Der Fischer, der bei diesem Vorschlage die ganze Beschwerde des Tages vergaß, nahm den Chalyfen beim Wort, und ging mit ihm, Giafar und Mesrur an den Tiger zurück, indem er zu sich selbst sagte: »Diese Herren scheinen zu rechtlich und zu vernünftig, um mich nicht für meine Mühe zu belohnen; und wenn sie mir auch nur den hundertsten Theil von dem Versprochenen geben, so wird das für mich schon viel seyn.«

»Sie kamen an das Ufer des Tigers, der Fischer warf seine Netze aus, und als er sie her-

auf zog, fand sich darin ein sehr schweres verschlossener Kasten. Mesrur lud den Kasten auf seinen Rücken, auf Befehl seines Herrn, der, begierig zu wissen, was darin wäre, schnell in den Palast zurückkehrte. Als der Kasten dort geöffnet wurde, fand sich darin ein großer Korb von Palmen, zum Zusammenlegen, dessen Oeffnung mit einem Faden rother Wolle zugenäht war. Um die Ungeduld des Chalifen zu befriedigen, gab man sich nicht die Mühe, ihn ordentlich aufzutrennen, man schnitt eilig den Faden mit einem Messer entzwei, und zog aus dem Korbe ein mit Stricken zugebundenes und in einen schlechten Teppich gehülltes Pack. Als man das Pack öffnete, sah man mit Schrecken den Leichnam einer jungen Frau, weißer als Schnee, und in Stücke zerschnitten. . .«

Fünf und neunzigste Nacht.

»Herr, Euer Majestät kann sich denken, wie groß das Erstaunen des Chalifen über diesen gräßlichen Anblick war. Aber er ging aus dem Erstaunen in einem Augenblicke in Zorn über, und indem er auf den Wesyr einen furchtbaren Blick warf, sagte er zu ihm: »Unglücklicher, auf solche Weise wachst du also über die Handlungen meiner Völker? Man begeht ungestraft unter deiner Verwaltung Meuchelmorde in meiner Hauptstadt und wirst meine Unterthanen in den Tiger, damit sie am Tage des Gerichts um Rache gegen mich schreien! Wenn du die Ermordung dieser Frau nicht schnell durch den Tod

ihres Mörders rächst, so schwöre ich bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich dich und vierzig deiner Verwandten hängen lasse!« »Beherrscher der Gläubigen, — erwiederte ihm der Groß-Wesyr, — ich bitte Euer Majestät mir Zeit zu gönnen, um Untersuchungen anzustellen.« »Ich gebe dir dazu nur drei Tage, — versetzte der Chalyf, — sieh nun zu!«

Der Wesyr Giafar ging in einer großen Verwirrung von Gefühlen nach Hause. »Ach, — sagte er, — wie werde ich in einer so großen und volkreichen Stadt als Bagdad einen Mörder ausfindig machen können, der dieses Verbrechen gewiß ohne Zeugen begangen und diese Stadt vielleicht schon verlassen hat? Ein anderer als ich würde irgend einen Elenden aus einem Gefängnisse nehmen und ihn zur Befriedigung des Chalyfen hinrichten; aber ich will mein Gewissen nicht mit einer solchen Unthat belasten und lieber sterben, als um solchen Preis mich retten.«

Er befahl den ihm untergebenen polizeilichen und richterlichen Beamten, dem Verbrecher sorgfältig nachzuspüren. Sie setzten sich selbst und ihre Leute in Bewegung, da sie nicht weniger als der Wesyr von dieser Angelegenheit betroffen waren. Aber wie sehr sie sich auch bemühten, alle ihre Bemühungen waren unnütz, sie konnten den Urheber des Meuchelmordes nicht ausfindig machen, und der Wesyr sah wohl ein, daß es ohne eine besondere Hülfe des Himmels um sein Leben geschehen wäre.

In der That kam am dritten Tage ein Gerichtsdiener zu diesem unglücklichen Staatsbeamten und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Wesyr gehorchte, und als der Chalif ihn gefragt hatte, wer der Mörder wäre, antwortete er ihm mit thränenden Augen: »Ich habe niemand gefunden, der mir auch nur die geringste Nachricht davon hätte geben können.« Der Chalyf machte ihm zorn- und wutherfüllte Vorwürfe, und befahl, ihn und vierzig Barmeciden [31]) an der Pforte des Palastes aufzuhängen.

»Während man sich mit Aufrichtung der Galgen beschäftigte und die vierzig Barmeciden aus ihren Häusern holte, rief ein öffentlicher Ausrufer auf Befehl des Chalyfen in allen Vierteln der Stadt Folgendes aus:

»Wer die Genugthuung haben will, den Wesyr Giafar und vierzig Barmeciden, seine Verwandten, aufhängen zu sehen, der komme auf »den Platz vor dem Palast.«

Als Alles in Bereitschaft war, brachten die Blutrichter und eine große Anzahl von Gerichtsdienern den Groß-Wesyr nebst den vierzig Barmeciden herbei, stellten jeden von ihnen an den Fuß des für ihn gebauten Galgens und legten ihm den Strick um den Hals, an welchem er in die Höhe gezogen werde sollte. Das Volk, mit welchem der ganze Platz angefüllt war, konnte dieses traurige Schauspiel nicht ohne Schmerz und Thränen sehen, denn der Groß-Wesyr Giafar und die Barmeciden waren wegen ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Freigebigkeit und ihrer Uneigennützigkeit, nicht nur in Bagdad, sondern im

ganzen Reiche des Chalyfen geliebt und geehrt.

Nichts hinderte die Ausführung des unwiderruflichen Befehls dieses zu strengen Prinzen, und man war nahe daran, den rechtschaffensten Leuten der Stadt das Leben zu nehmen, als ein junger, sehr wohlgebildeter und wohlgekleideter Mann sich durch die Menge bis zum Groß-Wesyr drängte, ihm die Hand küßte und zu ihm sagte: »Erhabner Wesyr, Oberhaupt der Emire dieses Hauses, Zuflucht der Armen, ihr seyd des Verbrechens nicht schuldig, wegen dessen ihr euch hier befindet. Entfernt euch und laßt mich für den Tod der in den Tiger geworfenen Frau büßen. Ich bin ihr Mörder und verdiene deshalb bestraft zu werden.«

Obgleich diese Rede dem Wesyr viel Freude machte, so hatte er doch Mitleid mit dem jungen Manne, dessen Gesichtsbildung gar nichts Unheimliches, sondern im Gegentheil etwas Einnehmendes hatte, und er wollte ihm eben antworten, als ein großer Mann, von schon weit vorgerücktem Alter, der sich auch durch das Gedränge einen Weg gebahnt hatte, vor den Wesyr trat und zu ihm sagte: »Herr, glaubt nichts von dem, was der junge Mann euch sagt; niemand als ich hat die im Kasten gefundene junge Frau umgebracht; mich allein muß die Bestrafung treffen. Ich beschwöre euch im Namen Gottes, nicht den Unschuldigen statt des Schuldigen zu bestrafen.« »Herr,« — erwiederte der junge Mann, sich zum Wesyr wendend, — »ich schwöre euch, daß ich es bin, der diese schlechte Hand-

lung begangen hat, und daß niemand auf der Welt mitschuldig ist.« »Mein Sohn,« — unterbrach ihn der Greis, — »die Verzweiflung hat dich hieher geführt, und du willst deinem Geschicke zuvorkommen; was mich betrifft, ich bin schon lange auf der Welt und reif sie zu verlassen. Laß mich also mein Leben für das deinige opfern. Herr, — fügte er hinzu, indem er sich an den Groß-Wesyr wandte, ich wiederhole es euch, ich bin der Mörder; laßt mich hinrichten; zögert nicht.«

Der Streit des Greises und des jungen Mannes veranlaßte den Wesyr, sie beide, mit gern ertheilter Erlaubniß des Beamten, welcher beauftragt war, bei der Hinrichtung zu befehligen, vor den Chalysen führen. Er küßte die Erde siebenmal, und sprach: »Beherrscher der Gläubigen, ich bringe vor Euer Majestät diesen Greis und diesen jungen Mann, die sich beide, jeder allein, als Mörder der Frau anklagen.« — Der Chalyf fragte nun die sich Anklagenden, wer von ihnen beiden die Frau so grausam zerstückt und in den Tiger geworfen hätte. Der junge Mann versicherte, daß er es gewesen sey; da aber der Greis das Gegentheil behauptete, sagte der Chalyf zum Groß-Wesyr: »Geh, laß sie alle beide hängen.« »Aber Herr, sagte der Wesyr, nur Einer ist der Verbrecher; es wäre eine Ungerechtigkeit, den andern hinrichten zu lassen.«

Diesen Worten entgegnete der junge Mann: »Ich schwöre bey dem großen Gott, der die Himmel zu ihrer Höhe erhoben hat, ich habe die Frau vor vier Tagen getödtet, geviertheilt und

in den Tiger geworfen. Wenn das, was ich sage, nicht wahrhaft ist, so will ich am Tage des Gerichts keinen Theil mit andern haben; ich also bin der, welcher bestraft werden muß.« Der Chalyf war von diesem Schwur überrascht, und glaubte ihm um so eher, da der Greis nichts darauf erwiederte. Deshalb sagte er, indem er sich zu dem jungen Manne wandte: »Unglücklicher, warum hast du ein so abscheuliches Verbrechen begangen, und aus welchem Grunde kommst du, um dich selbst zum Tode darzubieten.« »Beherrscher der Gläubigen, — antwortete er, — wenn man alles das aufzeichnete, was sich zwischen mir und dieser Frau zugetragen hat, so gäbe das eine Geschichte, die den Menschen sehr nützlich seyn könnte.« »Erzähle sie uns, — versetzte der Chalyf, — ich befehle es.« Der junge Mann gehorchte und fing seine Erzählung folgendermaaßen an:

Sechs und neunzigste Nacht.

Geschichte der zerstückten Frau und des jungen Mannes, ihres Gatten.

»Beherrscher der Gläubigen, ihr sollt wissen, daß die zerstückte Frau meine Frau und eine Tochter meines Oheims von väterlicher Seite, hier dieses Greises, war. Als ich sie heirathete, war sie erst zwölf Jahre alt, und es sind seit dieser Zeit eilf Jahre verflossen. Ich habe von ihr drei lebende Knaben, und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir nie das geringste Mißvergnügen verursacht hat. Sie war verständig, wohlgesittet, und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, mir zu gefallen. Ich meinerseits liebte sie innigst, und kam allen ihren Wünschen zuvor, statt mich ihnen zu widersetzen.

»Vor ungefähr zwei Monaten ward sie krank. Ich trug alle mögliche Sorge für sie und sparte nichts, um ihre schnelle Genesung zu bewerkstelligen. Nach Verlauf eines Monats, fing sie an, sich besser zu befinden und wollte ins Bad gehen. Ehe sie die Wohnung verließ, sagte sie zu mir: »Mein Vetter (denn so nannte sie mich vertraulich), ich habe ein großes Gelüst auf Aepfel, und du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du mir welche verschafftest; seit langer Zeit quält mich dieses Gelüst, und es hat sich, — ich gestehe dir's, — so vermehrt, daß ich fürchte, es begegnet mir irgend ein Unfall, wenn es nicht bald befriedigt wird.« »Sehr gern, — erwiederte ich ihr, — ich will mein Möglichstes thun, um dich zu befriedigen.«

»Ich ging sogleich auf alle Märkte und zu allen Buden, um Aepfel zu holen, konnte aber keine finden, obgleich ich für das Stück eine Zeckine bot. Ich kam wieder nach Hause, sehr ärgerlich über meine vergebliche Mühe. Als nun meine Frau aus dem Bade zurückgekommen war und keine Aepfel sah, fühlte sie darüber einen Verdruß, der sie die Nacht nicht schlafen ließ. Ich stand am frühen Morgen auf und ging in alle Gärten, aber mit eben so wenigem Erfolge, als am vorhergegangenen Tage. Ich traf bloß einen alten Gärtner, der mir sagte, was für Mühe ich mir auch geben möchte, ich würde doch nirgends, als im Garten Euer Majestät zu Balsora, Aepfel finden.

»Da ich meine Frau leidenschaftlich liebte und mir nicht den Vorwurf zuziehen wollte, irgend

étwas zu ihrer Befriedigung verabsäumt zu haben, so zog ich ein Reisekleid an und reiste, nachdem ich sie von meinem Vorhaben unterrichtet hatte, nach Balsora. Ich eilte so sehr, daß ich nach Verlauf von vierzehn Tagen wieder heimgekehrt war. Ich brachte drei Aepfel mit, wovon mir das Stück eine Zeckine gekostet hatte. Es waren im ganzen Garten nicht mehr zu finden, und der Gärtner hatte sie mir nicht wohlfeiler geben wollen. Bei meiner Ankunft überreichte ich sie meiner Frau; aber es fand sich, daß ihr das Gelüst vergangen war. Sie begnügte sich also damit, sie in Empfang zu nehmen und an ihre Seite zu legen. Doch war sie fortwährend krank, und ich wußte nicht, durch welches Mittel ich ihr Uebel heilen sollte.

»Als ich einige Tage nach meiner Heimkehr an dem öffentlichen Orte, wo man alle Arten von feinen Stoffen verkauft, in meinem Laden saß, kam ein großer schwarzer Sklave mit sehr widerwärtigem Gesicht, und hielt einen Apfel in der Hand, den ich sogleich für einen, der aus Balsora mitgebrachten erkannte. Auch konnte ich nicht daran zweifeln, da ich wußte, daß es in Bagdad und allen umliegenden Gärten keinen gab. Ich rief den Sklaven: »Guter Sklave,— sagte ich zu ihm,— woher hast du diesen Apfel?« »Er ist,— antwortete er mir lächelnd,— ein Geschenk, welches mir meine Liebste gemacht hat. Ich bin heute bei ihr gewesen und habe sie unpäßlich gefunden. Es lagen drei Aepfel neben ihr, und als ich sie fragte, woher sie sie hätte, antwortete sie mir, daß die gute Seele, ihr Mann

ausdrücklich eine Reise von vierzehn Tagen gemacht, um sie ihr zu verschaffen, und daß er sie ihr mitgebracht hätte. Wir haben zusammen einen Imbiß zu uns genommen, und als ich fortging, nahm ich mir diesen Apfel hier mit.«

»Diese Worte brachten mich außer mir. Ich stand auf, schloß den Laden, eilte nach Hause und in das Zimmer meiner Frau. Ich sah sogleich nach den Aepfeln, und da ich nur zwei erblickte, fragte ich nach dem dritten. Als hierauf meine Frau den Kopf auf die Seite wendete, wo die Aepfel lagen und deren nur zwei sah, so antwortete sie mir kalt: »Mein Vetter, ich weiß nicht, wo er hingekommen ist.« Nach dieser Antwort stand ich nicht an zu glauben, der Sklave habe mir die Wahrheit gesagt. Zu gleicher Zeit überließ ich mich einer eifersüchtigen Wuth, zog einen Dolch, den ich an meinem Gürtel trug, und stieß ihn in die Brust dieser Unglücklichen. Hierauf schnitt ich ihr den Kopf ab, viertheilte ihren Rumpf, machte daraus einen Pack, den ich in einem Korbe zum Zusammenlegen steckte, und nachdem ich die Oeffnung des Korbes mit einem Faden rother Wolle zugenäht hatte, verschloß ich ihn in eine Kiste, die ich, sobald es dunkel war, auf meine Schultern lud und in den Tiger warf.

»Meine beiden kleinsten Kinder hatten sich schon niedergelegt und schliefen, und das dritte war außer dem Hause; ich fand es bei meiner Rückkehr an der Thüre sitzend und heiße Thränen weinend. Ich fragte es, warum es weinte. »Mein Vater, — sagte es zu mir, — ich habe

heute Morgen meiner Mutter, — ohne daß sie etwas davon gesehen hat, — einen von den drei Aepfeln genommen, die du ihr mitgebracht hast. Ich habe ihn lange behalten, aber als ich vorhin mit meinen kleinen Brüdern auf der Straße spielte, hat mir ihn ein vorübergehender großer Sklave aus der Hand gerissen. Ich bin ihm nachgelaufen, um den Apfel wieder zu fordern; aber obgleich ich ihm sagte, daß er meiner kranken Mutter gehörte und daß ihr eine Reise von vierzehn Tagen gemacht hättet, um ihn zu holen, ist doch das Alles unnütz gewesen. Er hat mir ihn nicht wiedergeben wollen, und da ich ihm schreiend nachgelaufen bin, hat er sich umgedreht, hat mich geschlagen und ist nachher aus Leibeskräften durch mehrere abgelegene Straßen gelaufen, so daß ich ihn aus dem Gesichte verloren habe. Seit dieser Zeit bin ich außerhalb der Stadt spazieren gegangen, um eure Rückkehr abzuwarten, und ich wartete euer, mein Vater, um euch zu bitten, daß ihr meiner Mutter nichts sagen möchtet, damit sie das nicht kränker mache.« Indem er diese Worte endigte, verdoppelten sich seine Thränen.

»Die Rede meines Sohnes versetzte mich in eine unbegreifliche Betrübniß. Nun erkannte ich die ungeheure Größe meines Verbrechens, und ich bereute es, aber zu spät, den Lügen des elenden Sklaven Glauben beigemessen zu haben, der aus dem von meinem Sohne Gehörten, sich die traurige Fabel zusammengesetzt hatte, die ich für Wahrheit hielt. Mein Oheim, der hier gegenwärtig ist, kam, um seine Tochter zu sehen,

aber statt sie lebend zu finden, erfuhr er von mir, daß sie nicht mehr wäre; denn ich verschwieg ihm nichts, und ohne darauf zu harren, daß er mich verdammte, erklärte ich mich selbst für den größten Verbrecher. Desungeachtet verband er, statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, seine Thränen mit den meinigen, und wir beweinten drei Tage lang unaufhörlich, er den Verlust einer Tochter, die er immer zärtlich geliebt hatte, und ich den einer Frau, die mir immer theuer gewesen war, und deren ich mich auf eine so grausame Art beraubt hatte, weil ich gar zu leicht den Worten eines lügnerischen Sklaven traute. Dies ist, Beherrscher der Gläubigen, das aufrichtige Geständniß, welches Euer Majestät von mir verlangt hat. Ihr wißt nun alle Umstände meines Verbrechens, und ich bitte Euch demüthigst, dessen Bestrafung zu befehlen. So streng sie auch seyn mag, ich werde nicht darüber murren, sondern sie zu leicht finden.«

Sieben und neunzigste Nacht.

Der Chalyf war über das, was der junge Mann ihm erzählte, sehr verwundert. Aber dieser billige Fürst, da er fand, daß jener mehr zu beklagen, als verbrecherisch wäre, so nahm er Antheil an ihm. »Die Handlung dieses jungen Mannes, — sagte er, — ist verzeihlich vor Gott, und bei den Menschen zu entschuldigen. Der abscheuliche Sklave ist die einzige Ursache dieser Mordthat, und ihn allein muß man bestrafen. Ich gebe dir deshalb, — fuhr er fort, indem er

sich zu dem Groß-Wesyr wandte, — drei Tage, um ihn ausfindig zu machen. Schaffst du ihn in dieser Zeit nicht zur Stelle, so lasse ich dich statt seiner hinrichten.«

Der unglückliche Giafar, der sich schon außer Gefahr geglaubt hatte, wurde von diesem neuen Befehle des Chalyfen ganz niedergedrückt; da er aber diesem Fürsten, dessen Laune er kannte, nichts zu erwiedern wagte, so entfernte er sich aus seiner Gegenwart, nnd ging mit Thränen in den Augen nach Hause, überzeugt, daß er nur noch drei Tage zu leben hätte. Er glaubte so gewiß, er würde den Sklaven nicht finden, daß er ihn gar nicht aufsuchen ließ. »Es ist nicht möglich, — sagte er, — daß ich in einer Stadt wie Bagdad, wo es eine solche Unzahl schwarzer Sklaven gibt, den rechten herausfinde. Wenn mich nicht Gott ihn kennen lehrt, wie er mir schon den Meuchelmörder entdeckt hat, so kann nichts mich retten.«

Er brachte die beiden ersten Tage damit zu, sich mit seiner Familie, die um ihn her jammerte, zu betrüben, indem er sich über die Strenge des Chalyfen beklagte. Als der dritte gekommen war, schickte er sich zum Sterben an, wie ein unbescholtener Beamter, der sich nichts vorzuwerfen hat. Er ließ Kadi's und Zeugen kommen, welche das Testament unterzeichneten, das er in ihrer Gegenwart machte. Hierauf umarmte er seine Frau und seine Kinder und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Die ganze Familie schmolz in Thränen, und es hat niemals ein rührenderes Schauspiel gegeben. Endlich kam ein Gerichts-

diener des Palastes und sagte ihm, daß der Chalyf sehr ungeduldig wäre, weder von ihm noch von dem schwarzen Sklaven, den er hätte aufsuchen sollen, Nachricht zu erhalten. »Ich habe Befehl, — fügte er hinzu, — euch vor seinen Thron zu führen.« Der tief betrübte Wesyr machte sich bereit ihm zu folgen. Aber als er eben fortgehen wollte, brachte man ihm seine kleinste Tochter, die ungefähr fünf oder sechs Jahre alt seyn konnte. Ihre Wärterinnen brachten sie dem Vater, damit er sie zum letztenmale sähe.

Da er sie mit besonderer Zärtlichkeit liebte, so bat er den Gerichtsdiener, ihm zu erlauben, daß er sich noch einen Augenblick verweilte. Hierauf nahte er sich seiner Tochter, schloß sie in seine Arme und küßte sie mehrmals. Indem er sie küßte, bemerkte er etwas in ihrem Busen, das einen Geruch von sich gab. »Meine liebe Kleine, — sagte er, — was hast du in deinem Busen?« »Mein Vater, — erwiederte sie ihm, — es ist ein Apfel, auf welchem der Name des Chalyfen, unsers Herrn und Gebieters, steht. Rihan unser Sklave hat ihn mir für zwei Zeckinen verkauft.«

Bei den Worten Apfel und Sklave stieß der Groß-Wesyr einen Schrei mit Freude gemischter Verwunderung aus, und indem er mit der Hand in den Busen seiner Tochter griff, zog er den Apfel heraus. Er ließ den Sklaven holen, der nicht weit war, und sagte zu ihm: »Schurke, wo hast du diesen Apfel her?« »Herr, — erwiederte der Sklave, — ich schwöre euch, daß ich ihn weder euch, noch im Garten des Beherrschers der Gläubigen gestohlen habe. Als ich

neulich in einer Straße bei drei oder vier spielenden Kindern vorbeiging, deren eines ihn in der Hand hielt, entriß ich ihm den Apfel und nahm ihn mit. Das Kind lief mir nach und sagte mir, daß der Apfel nicht ihm, sondern seiner kranken Mutter gehörte, daß sein Vater, um ihr Gelüst nach Aepfeln zu befriedigen, eine lange Reise gemacht und drei solche Früchte mitgebracht, und es diesen Apfel ohne Wissen seiner Mutter genommen hätte. Es mochte mich noch so sehr um dessen Zurückgabe bitten, ich blieb unbeweglich, nahm ihn mit nach Hause und verkaufte ihn für zwei Zeckinen an eure Fräulein Tochter. Mehr weiß ich euch nicht zu sagen.«

Giafar konnte sich nicht genug verwundern, wie die Spitzbüberei eines Sklaven die Ursache des Todes einer unschuldigen Frau und beinahe seines eigenen gewesen wäre. Er nahm den Sklaven mit sich zum Chalyfen, und erzählte diesem Alles, was jener gesagt hatte, ganz genau, und unterrichtete ihn auch von dem Zufalle, durch welchen er dessen Verbrechen entdeckt hätte.

Nie glich eine Ueberraschung der des Chalyfen. Er konnte sich nicht erwehren laut aufzulachen. Endlich nahm er wieder ein ernstes Wesen an, und sagte zum Wesyr: da sein Sklave eine so große Unordnung angerichtet habe, so verdiene er eine exemplarische Bestrafung. »Ich kann das nicht in Abrede stellen, Herr, — entgegnete der Wesyr, — aber sein Verbrechen ist nicht unverzeihlich. Ich weiß eine weit erstaunlichere Geschichte von einem Wesyr aus Kahiro, Namens Nureddin-Ali [32]) und von Bedreddin- [33]) Hassan

aus Balsora. Da Euer Majestät ein Ergetzen daran findet, solche Geschichten anzuhören, so bin ich bereit, sie euch unter der Bedingung zu erzählen, daß ihr, wenn ihr sie erstaunenswerther findet, als die, welche mich zu ihrer Erzählung veranlaßt, meinen Sklaven begnadigt.« »Ich will es wohl eingehen, — erwiederte der Chalyf, — aber ihr laßt euch in eine große Unternehmung ein, und ich glaube nicht, daß ihr euren Sklaven retten könnt, denn die Geschichte von den drei Aepfeln ist sehr sonderbar.«

Giafar, der nun das Wort nahm, begann wie folget:

Anmerkungen.

(L. bezeichnet die von Langlès, zu seiner Ausgabe und Uebersetzung der Reisen Sindbad's.)

1) Der Wohlgefällige.

2) Roch bedeutet das Gesicht, Antlitz u. s. w. und ist der Name eines Vogels von ungeheurer Größe, der »keine Thüre zum Ausgang aus dem Daseyn hat« (unsterblich ist). Man sagt, daß er, wenn das Nashorn und der Elephant mit einander kämpfen, dem Kampfe zusieht, und daß, wenn das erstere sein Horn in den Bauch seines Gegners stößt, er sie beyde packt und in die Lüfte führt.

Zwey der ältesten unter den neueren Reisenden in den Orient, Marco Polo und der Pater Martini, erzählen über den Roch dieselben Fabeln.

Man nennt bekanntlich im Schachspiel eine der Figuren den Roch, und dieß Wort soll nach Mehreren in dieser Bedeutung Arabisch seyn.

3) Eine ursprünglich Indische, längst im ganzen Orient sehr häufige Pflanze, deren Halm dem der Hirse gleicht. Aus den sehr nahrhaften Samenkörnern wird auch ein Oehl gepreßt.

4) Alles, was hier über die Trauer gesagt wird, ist nicht nur den Gebräuchen der Mahomedaner, sondern

selbst den Vorschriften des Alkoran zuwider. Im Allgemeinen kennt man keine Trauer unter den Bekennern Mahomeds; die Verbote des Alkoran sind darüber ausdrücklich, und um eine Person zu bestrafen, welche sich zum Zeichen der Trauer die Haare ausrisse, sagen sie: »der große Gott würde ihr eben so viel Häuser in der Hölle bauen, als sie sich Haare aus dem Kopf gerissen hätte;« sie glauben auch noch, daß Gott das Grab aller derer verengen wird, welche während ihres Lebens schwarze Kleider getragen haben, und daß sie als Blinde wieder aufstehen werden. Diese Meinung hängt mit der einer vollkommenen Ergebung in den Willen Gottes zusammen, welche eine der Hauptlehren des Mahomedismus ist, und welche man oft, jedoch ganz irrig, mit dem Fatalismus verwechselt hat. Indeß haben die Perser, die zur Sekte des Ali gehören, eine Trauer von 40 Tagen, sie tragen jedoch nur 9 Tage lang Kleider von einer dunkeln Farbe; haben aber für die ganz schwarze Kleidung dieselbe Abneigung, wie die andern Mahomedaner.

5) Dieses Wort kommt von dem Arabischen Worte Kadi (Richter), es ist der Name, den man fast im ganzen Orient den Civil-Richtern gibt. Sie verrichten auch die Geschäfte der Notaren.

6) Der Treue, Wahrhafte.

7) Der Glaubwürdige.

8) Oder Bassra, eine große Stadt in Asien, unter dem Zusammenfluß des Tigers und des Euphrats in Irak Arabi, auf Befehl Omars, des dritten Chalyfen, im Jahre 636 gegründet. Die Türken besitzen es seit 1668. Es wird daselbst bedeutender Handel getrieben.

9) Diese Inseln, welche nach der Behauptung der

Araber, jenseits China liegen, haben ihren Namen von einem Baum, der eine gleichnamige, einem weiblichen Körper gleichende Frucht trägt. Einige Orientalisten halten sie für die Japanischen, andere für die Sundischen Inseln.

10) Dieses ursprünglich Sanskritanische Wort bedeutet großer König. Ein Fürst dieses Namens hat wirklich über den östlichen Theil Sumatras geherrscht.

11) Degal ist dieselbe Person als der Antichrist; dessen Kommen das Ende der Welt verkünden wird; er wird die Menschen verführen wollen; aber von Christus besiegt werden. Dieses fantastische Wesen wird nur ein Auge haben; es wird die ganze Erde erobern, mit Ausnahme der Städte Mekka, Medina, Tarsus und Jerusalem.

12) St. Epiphanius, in seiner Abhandlung über die zwölf Steine, welche das Brustschild des Jüdischen Hohenpriesters zierten, erzählt ein ähnliches Mährchen über die Art, wie man in Scythien die Hyacinthe sammelt. Man sehe auch Marco Polo und Benjamin von Tudela, welcher von 1160 bis 1173 reiste.

13) Die reisenden Orientalen bewahren ihren Vorrath in einem runden ledernen Sack, den sie auf der Erde ausbreiten, und der ihnen als Tisch dient, wenn sie ihre Mahlzeit halten.

14) Der Reisende Rubriquis spricht von ähnlichen Wilden oder Thieren; man muß vermuthen, daß es Affen sind.

15) Diese Fabel erinnert unstreitig an die der Cyklopen (S. Odyssee 9. Gesang); doch bemerkt Herr Hole, daß der Reisende Johann von Mandeville vorgibt, in

einer der Indischen Inseln einäugige Riesen gesehen zu haben.

16) Aelian (Thiergesch. 16, 16) beschreibt eine Schildkröte von 15 Fuß Länge, deren Schild zur Bedachung eines Hauses hingereicht hätte. Mandeville versichert, daß er in Calonak bey Jawa Schildkrötenschilder gesehen hätte, welche drei Menschen zum Obdach hätten dienen können.

17) Es ist bekannt, daß in Hindostan die Witwen verpflichtet sind, sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu lassen. Der heil. Hieronymus erzählt, daß die Scythen die Männer mit ihren Frauen begraben.

18) Arabischer Name der Insel Ceylon.

19) Herr Langlès glaubt, daß diese beyde Inseln vielleicht Sumatra und Banca sind.

S. 152. Eine ähnliche Geschichte, wie diese hier vom Vogel Roch, liest man bey Bochart, hierozoicon T. II. p. 840, aus al-Domeïry. L.

20) Im Text (bey Langlès, und Uebersetzung p. 80) stehen hier einige schon von Galland unterdrückte ekelhafte Schilderungen. E. G. — Ganz dasselbe Abenteuer hat der Indische Prinz Kamarupa, in seiner fabelhaften Geschichte, aus dem Persischen übersetzt von Wilh. Franklin, 1790, und darnach Deutsch in der Blauen Bibl. Bd. 12. S. 40.

S. 158. An Kokusnüssen sind die Sundischen Inseln besonders fruchtbar, so wie die Maldiwen, von wo sie durch ganz Indien verführt werden, auf Schiffen, die aus Kokusbäumen gezimmert, und deren Segel und Tauwerk aus den Fasern der Schale gemacht sind: nach Jon. Scott. Vergl. auch Pyrard's Reise. L.

21) Komari, mit dem Vorgebirge Komorin, ist die Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges. G. Nach Geogr. Nubiens. Clim. I. P. IX. ist das Aloeholz von Sanf, drey Meilen von Komâr, welches auch von Sindbad, bey Langlès, daneben gerühmt wird, noch vorzüglicher. Vergl. auch Ol. Celsii hierobotanicon T. I. p. 135, 171. Sanf oder Senef, ist nicht näher nachzuweisen. Von Komâr berichten die von Renaudot Französisch herausgegebenen Arabischen Reisen, daß der König von dem Mâhâ-râdschâ (Ober-König, vermuthlich von Dechan) besiegt und unterjocht worden sey. L. — Die Pfefferinsel liegt in der Sundischen Meerenge. Hole, Arabian nights T. II. p. 70. — Seit undenklichen Zeiten, wie annoch, fischt man Perlen in diesen Gegenden, zwischen dem Vorgebirge Komorin und der Nordküste von Ceylon. L.

S. 163. Das süße Wasser hier dicht an der Meeresküste darf nicht auffallen, nachdem Ives und andere Reisende sogar in dem Meere süße Brunnen gefunden haben, im Persischen Meerbusen unweit der Insel Bahrein. L.

22) Bekanntlich ist die Insel Ceylon sehr reich an Edelsteinen. Eine gelehrte Abhandl. über die Mineralogie dieser Insel s. in Davy's Reise, London, 1821. 4. L.

23) Man findet einige solche Quellen auf Ceylon. — Ueber die Entstehung des grauen Ambra's vergl. Dr. Swediaur zu Chardin's Reise, der Ausgabe von Langlès T. III. p. 32 L.

S. 167. In Betreff der hier vorkommenden Schwanzen, berichten die durch Renaudot bekannt gemachten Arabischen Reisen von menschenfressenden Negern; im 9ten Jahrh. in dem Meere von Andaman, oder Bai von

81) Die Barmeciden sind, nächst den regierenden Häusern eine der erlauchtesten Familien Asiens. Der erste, der dieses Geschlecht berühmt gemacht hat, nannte sich Abu-Aly-Jahia-Ben-Chaled-Ben-Barmek. Mit allen bürgerlichen und kriegerischen Tugenden begabt, wurde er vom Chalyfen Mahadi zum Hofmeister seines Sohnes Harun-Arreschyd gewählt. Er hatte vier Kinder, Namens Fadhel, Giafar, (der, von welchem hier die Rede ist,) Muhammed und Mussa, welche nicht von der Tugend des Vaters entarteten, und den Ruf der Barmeciden bis zur höchsten Stufe erhoben, auf welche Verdienst und Gunst eine Familie erheben können, die nicht auf dem Throne sitzt. Die Barmeciden haben das Eigenthümliche, daß, vom Glücke verlassen, und bey dem Chalyfen Harun-Arreschyd in Ungnade gefallen, das Andenken, welches die Völker von dem Verdienst und den Eigenschaften dieser großen Männer bewahrten, ihr Unglück auf solche Weise überlebt hat, daß sie fast eben so viel Geschichtschreiber gefunden haben, welche ihr Leben beschrieben, als die größten Fürsten des Morgenlandes. G.

S. 204. Nihan bedeutet im Arabischen Basilikum, eine wohlriechende Pflanze. Die Araber benennen so ihre Sklaven, wie man im Französischen einen Lakai Jasmin nennt. G.

82) Nur-eddin heißt auf Arabisch das Licht der Religion. G.

83) Bedr-eddin heißt der volle Mond der Religion. G.

Inhalt des dritten Bändchens.

Seite

57. Nacht. 1
Geschichte des dritten Kalenders, eines Königssohnes 2
58. Nacht. 6
59. Nacht. 12
60. Nacht. 18
61. Nacht. 21
62. Nacht. 29
63. Nacht. 32
64. Nacht. 34
65. Nacht. 37
66. Nacht. 43
67. Nacht. 51
Geschichte Sobeïdens 52
68. Nacht. 58
69. Nacht. 62
70. Nacht. 66
71. Nacht. 71
Geschichte Aminens 72
72. Nacht. 78
73. Nacht. 87
Geschichte Sindbad's des Seefahrers . . 92
74. Nacht. 94
Erste Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach Sumatra 97
75. Nacht. 99
76. Nacht. 104
Zweite Reise Sindbad's nach Ceylon . . 108

Seite
77. Nacht. 109
78. Nacht. 114
Dritte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach Selahath 119
79. Nacht. 120
80. Nacht. 126
81. Nacht. 129
82. Nacht. 132
Vierte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln 134
83. Nacht. 135
84. Nacht. 138
85. Nacht. 143
86. Nacht. 146
Fünfte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln 151
87. Nacht. 152
88. Nacht. 155
89. Nacht. 158
Sechste Reise Sindbad's nach Ceylon . . . 161
90. Nacht. 164
91. Nacht. 168
92. Nacht. 173
Siebente und letzte Reise Sindbad's. . . . 176
93. Nacht. 180
94. Nacht. 185
Die drey Aepfel 189
95. Nacht. 191
96. Nacht. Geschichte der zerstückten Frau und des jungen Mannes, ihres Gatten . . 197
97. Nacht. 202
Anmerkungen 207

. 1
. 1
. 1

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

I.

Wien, 1826.

Gedruckt und verlegt bei Christian Friedrich Schade.

einer der Indiſchen Inſeln einäugige Rieſen geſehen zu haben.

16) Aelian (Thiergeſch. 16, 16) beſchreibt eine Schildkröte von 15 Fuß Länge, deren Schild zur Bedachung eines Hauſes hingereicht hätte. Mandeville verſichert, daß er in Calonak bey Jawa Schildkrötenſchilder geſehen hätte, welche drei Menſchen zum Obdach hätten dienen können.

17) Es iſt bekannt, daß in Hindoſtan die Witwen verpflichtet ſind, ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu laſſen. Der heil. Hieronymus erzählt, daß die Scythen die Männer mit ihren Frauen begraben.

18) Arabiſcher Name der Inſel Ceylon.

19) Herr Langlès glaubt, daß dieſe beyde Inſeln vielleicht Sumatra und Banca ſind.

S. 152. Eine ähnliche Geſchichte, wie dieſe hier vom Vogel Roch, lieſt man bey Bochart, hierozoicon T. II. p. 840, aus al-Domeïry. L.

20) Im Text (bey Langlès, und Ueberſetzung p. 80) ſtehen hier einige ſchon von Galland unterdrückte ekelhafte Schilderungen. E. G. — Ganz daſſelbe Abenteuer hat der Indiſche Prinz Kamarupa, in ſeiner fabelhaften Geſchichte, aus dem Perſiſchen überſetzt von Wilh. Frankin, 1790, und darnach Deutſch in der Blauen Bibl. Bd. 12. S. 40.

S. 158. An Kokusnüſſen ſind die Sundiſchen Inſeln beſonders fruchtbar, ſo wie die Maldiwen, von wo ſie durch ganz Indien verführt werden, auf Schiffen, die aus Kokusbäumen gezimmert, und deren Segel und Tauwerk aus den Faſern der Schale gemacht ſind: nach Jon. Scott. Vergl. auch Pyrard's Reiſe. L.

21) Komari, mit dem Vorgebirge Komorin, ist die Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges. G. Nach Geogr. Nubiens. Clim. I. P. IX. ist das Aloeholz von Sanf, drey Meilen von Komâr, welches auch von Sindbad, bey Langlès, daneben gerühmt wird, noch vorzüglicher. Vergl. auch Ol. Celsii hierobotanicon T. I. p. 135, 171. Sanf oder Senef, ist nicht näher nachzuweisen. Von Komâr berichten die von Renaudot Französisch herausgegebenen Arabischen Reisen, daß der König von dem Mâhâ-râdschâ (Ober-König, vermuthlich von Dechan) besiegt und unterjocht worden sey. L. — Die Pfefferinsel liegt in der Sundischen Meerenge. Hole, Arabian nights T. II. p. 70. — Seit undenklichen Zeiten, wie annoch, fischt man Perlen in diesen Gegenden, zwischen dem Vorgebirge Komorin und der Nordküste von Ceylon. L.

S. 163. Das süße Wasser hier dicht an der Meeresküste darf nicht auffallen, nachdem Ives und andere Reisende sogar in dem Meere süße Brunnen gefunden haben, im Persischen Meerbusen unweit der Insel Bahrein. L.

22) Bekanntlich ist die Insel Ceylon sehr reich an Edelsteinen. Eine gelehrte Abhandl. über die Mineralogie dieser Insel s. in Davy's Reise, London, 1821. 4. L.

23) Man findet einige solche Quellen auf Ceylon. — Ueber die Entstehung des grauen Ambra's vergl. Dr. Swediaur zu Chardin's Reise, der Ausgabe von Langlès T. III. p. 32 L.

S. 167. In Betreff der hier vorkommenden Schwanzen, berichten die durch Renaudot bekannt gemachten Arabischen Reisen von menschenfressenden Negern im 9ten Jahrh. in dem Meere von Andaman, oder Bai von

Bengalen. Ptolomäus setzt sie auf die Insel Nikobar in demselben Meere. L.

24) Die Bewässerung der Felder wird in Ceylon auf eine sehr eigenthümliche Weise bewerkstelligt. S. Knox Reise Kap. 3. E. G.

25) Serendyb ist der Arabische Name der Insel Ceylon; die Hauptstadt aber heißt eigentlich Kandy. Die Eingebornen nennen die Insel Lanka. E. G.

26) Mehrere Morgenländische Erdbeschreiber, Diodor und Ptolomäus, versetzen ebenfalls Ceylon unter die Linie; aber um so irriger, als ihre der Linie nächste Spitze noch 5 Grad und 49 Minuten davon entfernt ist. L.

27) Die Parasange oder Farsang ist ein Wegemaaß bei den alten Persern, ein wenig länger als eine Französische Meile (22 1/2 gehen auf einen Grad). — Die Insel Ceylon hat in der That ungefähr 100 Franz. Meilen in der Länge, aber nur etliche 50 in der Breite. G.

28) Dieser Berg ist, wie auch das Folgende zeigt, der Adams-Berg (pic d'Adam), auf welchem man noch die Fußtapfen unsers gemeinsamen Vaters zeigt. E. G. Er ist von bedeutender Höhe, obwohl bekanntlich nicht der höchste der Erde.

S. 172. Langlès übersetzt dieses Thier durch Gaselle (Antelope), die, nach Hole auf den Sundischen Inseln gefunden wird, und aus deren Haut die Einwohner ein gelbliches Pergament bereiten. Für solches hält er auch einen kleinen Koran in Kufischer Schrift, welchen er der Pariser Bibl. verschafft, und den, nach einer freilich etwas verdächtigen Schlußanmerkung, der Chalyf Harun-Arreschyd selber besessen hat. — Diese Gaselle gleicht mehr dem Schwein, als der eigentlichen Gaselle: sie hat

vorn zwei hörnerartige Haken. Vergl. Marsden, history of Sumatra p. 117 (der dritten Ausg.). L. — Die Schingalesische Sprache, die auf Ceylon gesprochen wird, stammt von dem Pali, dem mehrere Arabische Wörter beigemischt sind. E. G. — Die Größe des Rubins ist gewiß übertrieben, aber bekanntlich ist Ceylon reich an sehr schönen Rubinen, so wie im Indischen Meere Perlen von außerordentlicher Größe gefischt werden. Das Gewicht der letzten ist im Arabischen ein Metskâl, welche der Pater Ange de Saint-Joseph in seiner Pharmacopaea Persica auf anderthalb unserer Drachmen berechnet. Dasselbe Wort bezeichnet sonst auch eine bald eingebildete, bald wirkliche Münze, deren Werth oft gewechselt hat. — In Bengalen gibt es eine Schlange, deren Haut äußere Schäden heilen soll, wenn man sie auf die kranke Stelle legt. Hole, bey Jon. Scott, p. 83. L.

S. 174. Sulymann ist Salomon, (vergl. Anmerk. 21 zu Bd. I.) und Mâhâ-râdschâ bedeutet im Indischen überhaupt großer König, Ober-König von Indien. Galland setzt dafür das wohl nur daraus entstellte Mihrage, und erklärt diesen durch einen alten, wegen seiner Macht und Weisheit bei den Arabern berühmten König.

29) Eine zum Arabischen Irak gehörige Insel, im westlichsten Arme des Euphrats, 50 Französische Meilen von Bagdad. G. — Bei Langlès ist Haruns Brief zugleich im Namen dessen Sohns und Nachfolgers Amyn.

30) Mussons sind periodische Winde, die im Indischen Meere regelmäßig und abwechselnd mehrere Monate hindurch von Osten nach Westen und von Westen nach Osten wehen. Man nennt auch die Jahreszeiten, während welcher die Winde herrschen, Musson. G.

81) Die Barmeciden sind, nächst den regierenden Häusern eine der erlauchtesten Familien Asiens. Der erste, der dieses Geschlecht berühmt gemacht hat, nannte sich Abu-Aly-Jahia-Ben-Chaled-Ben-Barmek. Mit allen bürgerlichen und kriegerischen Tugenden begabt, wurde er vom Chalyfen Mahadi zum Hofmeister seines Sohnes Harun-Arreschyd gewählt. Er hatte vier Kinder, Namens Fadhel, Giafar, (der, von welchem hier die Rede ist,) Muhammed und Muffa, welche nicht von der Tugend des Vaters entarteten, und den Ruf der Barmeciden bis zur höchsten Stufe erhoben, auf welche Verdienst und Gunst eine Familie erheben können, die nicht auf dem Throne sitzt. Die Barmeciden haben das Eigenthümliche, daß, vom Glücke verlassen, und bey dem Chalyfen Harun-Arreschyd in Ungnade gefallen, das Andenken, welches die Völker von dem Verdienst und den Eigenschaften dieser großen Männer bewahrten, ihr Unglück auf solche Weise überlebt hat, daß sie fast eben so viel Geschichtschreiber gefunden haben, welche ihr Leben beschrieben, als die größten Fürsten des Morgenlandes. G.

S. 204. Rihan bedeutet im Arabischen Basilikum, eine wohlriechende Pflanze. Die Araber benennen so ihre Sklaven, wie man im Französischen einen Lakai Jasmin nennt. G.

82) Nur-eddin heißt auf Arabisch das Licht der Religion. G.

83) Bedr-eddin heißt der volle Mond der Religion. G.

Inhalt des dritten Bändchens.

	Seite
57. Nacht.	1
Geschichte des dritten Kalenders, eines Königsfohnes	2
58. Nacht.	6
59. Nacht.	12
60. Nacht.	18
61. Nacht.	21
62. Nacht.	29
63. Nacht.	32
64. Nacht.	34
65. Nacht.	37
66. Nacht.	43
67. Nacht.	51
Geschichte Sobeïdens	52
68. Nacht.	58
69. Nacht.	62
70. Nacht.	66
71. Nacht.	71
Geschichte Aminens	72
72. Nacht.	78
73. Nacht.	87
Geschichte Sindbad's des Seefahrers	92
74. Nacht.	94
Erste Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach Sumatra	97
75. Nacht.	99
76. Nacht.	104
Zweite Reise Sindbad's nach Ceylon	108

Seite
77. Nacht. 109
78. Nacht. 114
Dritte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach Selahath 119
79. Nacht. 120
80. Nacht. 126
81. Nacht. 129
82. Nacht. 132
Vierte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln 134
83. Nacht. 135
84. Nacht. 138
85. Nacht. 143
86. Nacht. 146
Fünfte Reise Sindbad's, des Seefahrers, nach den Sundischen Inseln 151
87. Nacht. 152
88. Nacht. 155
89. Nacht. 158
Sechste Reise Sindbad's nach Ceylon . . . 161
90. Nacht. 164
91. Nacht. 168
92. Nacht. 173
Siebente und letzte Reise Sindbad's. . . . 176
93. Nacht. 180
94. Nacht. 185
Die drey Aepfel 189
95. Nacht. 191
96. Nacht. Geschichte der zerstückten Frau und des jungen Mannes, ihres Gatten . . 197
97. Nacht. 202
Anmerkungen 207

[illegible]
. . 1[illegible]
. . 1[illegible]
[illegible]
. . 1[illegible]
. . 1[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
. 1[illegible]
[illegible]
. 15[illegible]
. 15[illegible]
. 15[illegible]
. 15[illegible]
. 16[illegible]
16[illegible]
16[illegible]
17[illegible]
17[illegible]
180
185
189[illegible]
191[illegible]
19[illegible]
102
10[illegible]

Ergänzungswerke

der

Classischen Cabinets-Bibliothek.

I.

Wien, 1826.

Gedruckt und verlegt bei Christian Friedrich Schade.